

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode  
1833.

---

Zweytes Quartal.

---

Auf Kosten des Herausgebers

*Johann Schickh.*

---

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wissenschaft

Journal, Literatur, & Theater

1833

Verlagsgesellschaft

Verlagsgesellschaft

Verlagsgesellschaft



# Inhaltsverzeichnis

der

## Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Zweytes Quartal 1833.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

### Im k. k. Hofburgtheater.

- Darstellung des Hrn. Alexander: „Le diable boiteux.“ 332.  
Robert, der Teufel. Romantisches Schauspiel in 5 Aufz., von Dr. C. Raupach. 337.  
Das Testament einer armen Frau. Drama in 5 Aufz., n. d. Franzöf., von G. W. Koch. 346.  
Ewig. Lustsp. in 2 Aufz., nach Scribe, a. d. Franzöf., von F. A. von Kurländer. }  
Onkel Brand. Lustsp. in 3 Aufz. n. d. franzöf. Roman: „Monsieur Botte,“ } 416.  
von Louis Angely.  
Die Krone von Cypern. Schausp. in 5 Aufz., von Eduard von Schenk. 440.  
Liebe und Liebeleiy. Lustsp. in 4 Aufz., von Dr. Römer. 555.  
Rache für Rache. Lustsp. in 5 Abth., n. d. Franzöf. von Lemberg. 617.

### Gastspiele und Debüts im k. k. Hoftheater nächst der Burg.

- Als Fürstinn Mutter in der „Braut von Messina.“ 340. 546.  
„ Phädra. }  
„ Johanna von Montfaucon. } 340.  
„ Sophia in den „Fürsten Chawansky.“ }  
Gastspiele der Mad. Schröder, }  
k. bayrischen }  
Hofschauspielerinn. }  
„ Medea. 418. }  
„ Civa im Schausp.: „Die Krone von Cypern.“ 440. }  
„ Elvira in Müllner's „Schuld.“ }  
„ Eustache in Kleist's „Waffenbrüdern.“ }  
„ Elisabeth in der „Flucht nach Kenilworth.“ } 499.  
„ Elisabeth in Schiller's „Maria Stuart.“ }  
„ Sappho in Grillparzer's gleichnamigem Trauersp. }

### Gastspiele der Ullr. Schöllcr, Schülerinn der Mad. Schröder:

- Als Melitta in Grillparzer's „Sappho.“ 499.  
„ Beatrice in Schiller's „Braut von Messina.“ 546.  
Antrittsvollen des Hrn. La Roche, als Mitglied des k. k. Hofburgtheaters. 412.  
der Mad. Lange. 643.



Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- Norma. Lyrische Tragödie in 2 Acten, von Felix Romani, übersetzt von J. K. von Seyfried. Musik von Bellini. 507.  
Deutsche Improvisation des Hrn. Langenschwarz. 571.  
Wilhelm Tell. Ballet, von Hrn. Henry. Musik von Cesare Pugny. 627.  
Des Adlers Horst. Romantisch-komische Oper in 3 Acten, von Carl von Holtei. Musik von Gläser. 627.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: Das niederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in 3 Acten, von J. Nestroy. Musik von Hrn. Adolph Müller. 435.  
Das steinerne Herz. Zauberposse m. Gesang. Musik von Hrn. Adolph Müller. 620.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Zampa. Oper von Herold. 451.  
Don Juan. Oper von Mozart. 452.  
Clementine von Aubigny. Schausp. in 4 Aufz., von Franz Carl Weidmann. 531.  
Die Müllerinn. Komische Oper in 2 Aufz., von Paisiello. 563.  
Der Barbier von Sevilla. (Letzte Gastrolle der Dlle. Heinefetter.) 580.  
Der Müller und sein Kind. Volksschausp. von C. Raupach. 610.  
Der Herr im Hause durch Intriguen. Lustsp. in 3 Aufz., von C. Lebrun. } 611.  
Der Corsar aus Liebe. Komische Oper. Musik von Weigl. }  
Isaura, oder: Furcht und Täuschung. Schausp. in 3 Aufz., übersetzt von C. W. Koch. 612.  
Der Schnee. Komische Oper nach Scribe und Delavigne, von Castelli. Musik von Huber. 619.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Gastspiel der Mad. Schröder, k. bayr. Hofschauspielerinn als Clementine von Aubigny in Weidmann's gleichnamigem Stücke. 546.

Gedichte, Lieder, Balladen, Romanzen.

- Zunftlieder von Braun von Braunthal. 329. 336.  
Hymne des Unglücklichen an den Schlaf. Nach dem Spanischen des Don Alberto Lista, von M. Ent. 351.  
Die Feuerbraut. Ballade von F. Fikinger. 373.  
Der Sänger und der Hades. von And. Schumacher. 421.  
Die beyden Wanderer. Von Ludwig August Frankl. 432.  
Die Todtenwache. Von Christian Wilh. Huber. 453.  
Geschelt ist schön. Von H. 469.  
Die Nachtigall, von Anton Kasper. 473.  
Tyrosianen. Von Leopold Friedr. Schmidt. 481.  
Die Blutrosen. Ballade von Franz Fikinger. 485.



- Frühlingslied. Von Baldamus. 490.  
 Sappho. Von Fizinger. 506.  
 Der Wiener an den Frühling. Von Fizinger. 513.  
 Die Blumen an die Menschen. Von C. A. Elster. 536.  
 Die Narbe am Daumen. Von Joh. Gabr. Seidl. 541.  
 Alpuhara. Von Manfred. 557.  
 St. Peters Freyhof in Salzburg. 578.  
 Das Vater-Unser, Legende von Joh. Gabr. Seidl. 587.  
 Der Wundersee. Krainerische Sage. Von Dr. C. A. Ulepitsch. 613.  
 Ein Bund Federn, oder: der Federn Bund. Von Ritter Braun von Braunthal. 632.  
 Der Handwurf. Von H. Proch. 625.  
 Die Ärzte. Von Marie Johanna Sedelmaier. 641.

#### Gelegenheitsgedichte.

- Am Blütenbache, im Pongau. } Von Ed. Freyh. von Feuchtersleben. 361.  
 Am Hintersee. }  
 Abschiedsworte, gesprochen von Mad. Sophie Schröder, am Schlusse einer musical.  
 declam. Akademie am 19. May 1833. Von Eduard Anschütz. 497.  
 Als sie starb. Von J. F. Castelli. 521.  
 An Se. Excellenz den hochwürdigsten Patriarch: Erzbischof von Erlau etc., Ladislaus  
 Pyzker von Oberwart, Erbauer des Domes zu Erlau. Von Andr. Schumacher. 581.  
 Ludwig Löwe. Von Braun von Braunthal. 602.

#### Räthsel und Charaden.

- Räthsel. Von Franz von Erco. 401.  
 Streckcharade. Vom Improvisator Langenschwarz. 490.  
 Buchstabenpiel. Von C. Hanisch. 545.  
 Charade. Von M. Ent. 609.

#### Singedichte.

- Epigrammenkranz. Nach Destouches. 345.  
 Wasser und Land. Von Marie Johanna Sedelmaier. 416.

#### Aphorismen.

- Ein- und Ausfälle. Von F. A. W. Dünneemann. 344. 353. 361. 369. 377. 384. 393.  
 Aphorismen. Von Carl Walther. 401. 506. 513. 522. 537. 588. 601. 609. 634.

#### Erzählungen und Novellen.

- Räthchen, eine dänische Erzählung. Mitgetheilt von L. Kruse. 325. 333. 341.  
 Julia Amalfy. Novelle. 357. 365. 374. 381.  
 Dichterleiden. Von Pfl. 413. 423.  
 Das arme Gretchen. Nach einer wahren Begebenheit. Von Emmanuel Straube. 429.  
 437. 445. 456. 461.



Pepita. Von dem Verfasser des Hadji Baba. Aus d. Engl. überf. von J. L. K. v. Kre-  
ling. 477. 486.

Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung. Frey nach dem Französischen von  
Fanny Tarnow. 533. 542. 549. 558. 565.

### Geographische, topographische und ethnographische Notizen und Reiseberichte.

Briefe aus Italien. Vom Obristleutenant von Profesch-Osten. 389. 397. 405. 501. 509.  
517. 525. 597. 605. 614. 621. 629. 637.

Das Voren und das Bullenhehen. Skizzen englischen Lebens. 573. 582.

### Biographische Notizen.

Raphael Morgen. Biographische Skizze. Von C. St. 493.

### Für Liebhaber der Botanik und für Blumenfreunde.

Seite 420. 436.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. 377. 538.

» Dresden. 362. 465. 474. 491. 498. 545. 553. 634.

» Hamburg. 394. 568.

» London. 579.

» München. 354. 589.

» Olmütz 451.

» St. Petersburg. 448.

» Prag. 330. 370. 458. 467. 482. 514. 562. 603.

» Preßburg. 432.

### L i t e r a t u r.

Die Schwiegermutter. Ein Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Hannover,  
1830. 355.

Eleonore von Toledo. Poetische Erzählung, nach dem Italienischen des Marchese Ge-  
sare Boccella, von Sigmund Schlesinger. Wien, 1833. 380.

Schlüssel, oder praktische Anweisung zur kaufmännischen Correspondenz; deutsch, eng-  
lisch, französisch, enthaltend eine Sammlung kaufmännischer Musterphrasen aus  
Briefen, Rechnungen u. s. w., herausgegeben von J. G. Flügel. Leipzig. 1832. 385.

The Selector, or a choice collection of miscellaneous pieces in prose and poetry  
from the best english writers, designed to facilitate the improvement in reading  
and speaking the english language by J. G. Flügel, in 2 vol. Leipzig, 1827. 385.

Der Herzog von Reichstadt. Aus dem Franzöf. des Grafen von Montbel. Mit Verbes-  
serungen und Ergänzung. Leipzig, 1833. 387.



- Die Übersetzung des Giaour, von Lord Byron. Von J. G. Hillfcher. 410.
- Taschenbuch der Edelsteinkunde für Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber der Edelsteine, von Dr. Reinhard Blum. Stuttgart, 1832. 419.
- Geographische Vorschule, oder mathematische und physische Beschreibung der Erde, von Isidor Täuber. 1833. 420.
- Flora Jadrensis, collecta a Prof. A. Alschinger. Jadrae, 1832. 8. 540.
- Botanischer Wegweiser in der Gegend von Spalato in Dalmatien. Vom Prof. Petter. Zara, 1832. 16. 540.
- Domat's Tod, von M. Enk. 564.
- Balladen und Romane des Freyherrn G. A. von Maltiz. 1832. 572.
- Erzählungen von Gustav Nagel. 1832. 572.
- Der Birmanenkrieg. Vom Major J. J. Snodgrass u. s. w. Aus dem Englischen. Von Gustav Nagel. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1830. 644.
- Erzählungen. Von R. G. Präzel. Leipzig, bey Kollmann 1832. 2 B. 644.

### W i l d e n d e K ü n s t e .

- Über den Verein zur Beförderung der bildenden Künste. 349.
- Blicke auf die letzte Münchener Kunstausstellung. (Nachtrag zu Nr. 29 bis 31 dieser Zeitschrift.) 426.
- Die letzte Kunstausstellung in Mailand. 591.
- Hoffmann's und Krepp's kleine, in Kupfer geschnittene Porträte im kleinsten Format. 612.

### M a n n i g f a l t i g e s .

- Literarische Notizen zur Unterhaltung, von Fidelis. 402.
- Merkwürdige Wahrnehmungen an Spinnen, von St. H. 426.
- Van Aken's Menagerie im Jahre 1833, von J. L. Fehinger. 433. 443.
- Dank der Mad. Kettich, geb. Gley, an das Publicum in Wien. 452.
- Ist der Löwe großmüthig? Aus geschichtlichen Quellen von J. W. Kupprecht. 470.
- Der Blick nach unten, von Pfl. 529.
- Römischer Irrthum. 610.
- Ein Theaterabend in Bologna, von G. 642.

### V e r m i s c h t e N a c h r i c h t e n u n d N o t i z e n .

- Berichtigung eines, den Hrn. Musikdirector Strauß betreffenden, Corresp. Artikels. 348.
- Preisaufrage der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag für das Jahr 1833. 524.
- Anzeige, die diesjährige Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte betreffend. 532.
- Todesanzeige des Hrn. Joh. Andreas Streicher. 532.
- Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend. 635.

### M u s i c a l i s c h e B e u r t h e i l u n g e n .

- Concert des Hrn. F. Klein. 587.
- der Familie Kontski. 396.



Musicalische Akademie des Hrn. Bernard Romberg. 404.

Concert des Hrn. Slawik. 459.

— des Hrn. Louis Schunke. 516.

— des Hrn. Lafont. 523. 626.

Musicalisch-declamatorische Akademie der Mad. Sophie Schröder. 547.

### Musicalische Anzeigen.

Concert-Anzeige des Hrn. Th. Klein. 348.

Concert-Anzeige der Familie Kontski. 356.

Concert-Anzeige des Hrn. Louis Schunke. 388. (Widerruf dieser Anzeige. 396.) 468.

Concert-Anzeige des Hrn. Jos. Slawik. 420.

Anzeige einer musicalisch-declamatorischen Unterhaltung der Mad. S. Schröder. 492.

### Beylagen.

Allgemeines Notizenblatt. Nr. 14 bis 26.

Musik-Beylage: „An ihrem Grabe.“ In Musik gesetzt von J. S. Mosel. Zu Nr. 78 nach S. 644.

Wagenbild Nr. II, zu Nr. 64 nach S. 524.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 2. April 1833.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## K ä t h e n.

Eine dänische Erzählung.

Mitgetheilt von L. Kruse.

Ein angesehenener und wohlhabender Beamte in einer der kleinern Städte Seelands saß vor mehreren Jahren mit seiner Familie in seinem hübschen geräumigen Wohnzimmer. Es war ein schöner Herbstabend. Die Sterne funkelten am Himmel und der Mond guckte durch die Fenster hinein, als wollte er mit weiblicher Neugierde die schönen Prunkanzüge, den glänzenden weißen Atlas, die Blonden und Bänder betrachten, die zerstreut im Zimmer herum- und vorzüglich auf dem großen Tische inmitten des Salons lagen, an welchem die Frau vom Hause mit ihren zwey Töchtern saß und bey der freundlichen Helle von Lichtern und Lampen arbeitete, während der Hausherr ganz vertieft in den so eben angekommenen Zeitungen sich an ihrer Seite befand.

In einem Winkel aber, nahe dem Fenster, saß die kleine Käthe an einem besondern Tische für sich und nähete emsig.

Die kleine Käthe war die Tochter eines vor Kurzem gestorbenen, sehr gebildeten, aber sehr armen Mannes, der nach vielfachen Schiffbrüchen des Lebens ein kleines Amt in diesem Städtchen bekleidet und ganz einsam mit einer bejahrten Schwester und seiner einzigen Tochter gelebt hatte, welche letztere er seit ihrer frühesten Jugend den freundlichen Musen geweiht, die in allen seinen Widerwärtigkeiten ihm Trost gereicht hatten. Die gute, in allen häuslichen und weiblichen Geschäften sehr bewanderte Tante hatte dagegen dem jungen Mädchen in diesen Unterricht gegeben, und der glückliche Vater empfand, daß sein Käthchen alles vereinte, was ein weibliches Wesen lebenswürdig und anmuthig machen kann. Er freute sich, als der sogenannte Confirmationstag nahte, daß er Gott und den Menschen seinen holden Liebling als einen bisher verborgenen, der Welt unbekanntem Schatz öffentlich darstellen durfte. Er sann noch darauf, wie er wohl Mittel finden sollte, ihr einen dieser feyerlichen Gelegenheiten entsprechenden anständigen Anzug zu verschaffen, als der Tod seinen Hoffnungen und Sorgen plötzlich ein Ende machte.



Das arme, kaum fünfzehnjährige K ä t h e n sowohl, als ihre Tante, befanden sich jetzt in derselben Lage wie Abgebrannte oder Schiffbrüchige, ohne irgend eine andere Zuflucht als die, welche ihnen das Mitleid Anderer schenken mochte. Die Tante suchte einen Dienst als Haushälterin, während K ä t h e mit ähnlichen Aussichten in dem Hause eines Verwandten ihres Vaters, des erwähnten Beamten, den wir Herrn A. nennen wollen, aufgenommen wurde. Hier sollte sie fürs erste bleiben, und den folgenden Sonntag sammt den Töchtern des Hauses, mit welchen sie die Vorbereitungsstunden beym Prediger besucht hatte, confirmirt werden.

An dem Puse dieser jungen Damen wurde nun gearbeitet; auch K ä t h e n war damit beschäftigt. Sie war froh, ganz unbenutzt in ihrem stillen Winkel sitzen zu dürfen. Sie fühlte sich in dieser Umgebung fremd und von der ganzen Welt verlassen. — Ihre Gedanken schwärmten mit unaussprechlicher Wehmuth in die entschwundene Zeit zurück und richteten sich ängstlich auf die Zukunft. Mit beklommenem Herzen erhob sie die Augen von ihrer Arbeit und sah durch das Fenster zu dem besternten Himmel hinauf, als eine klare Sternschnuppe zur herzlichen Ermunterung für die betrübte Waise herunterfuhr, der es schien, als hätte ihr ein guter Geist durch dieß Zeichen Trost und Hoffnung zugeflüstert. In demselben Augenblick rollte ein prächtiger Reisewagen mit einem kräftigen Postzuge bespannt durch die Straße, und hielt vor der Hausthüre still.

„Ach Herr Gott!“ fuhren die Damen des Hauses heftig auf, „das ist Hr. von S. — Müssen wir uns denn jetzt mit dem häßlichen Ungeheuer plagen.“

Der Herr vom Hause warf seinen Töchtern einen drohenden Blick zu, und lief hinaus, um den so sonderbar angekündigten Gast zu empfangen, indem die jüngste Tochter dem erschrockenen K ä t h e n zuraunte: „Es ist ein reicher, vornehmer Gutsbesitzer, der nur ein paar Meilen von hier wohnt.“

„Ein harter und böser Mann gewiß?“ fragte die unschuldige K ä t h e .

„Keineswegs,“ gab Fräulein Luise lachend zur Antwort. „Man könnte ihn vielmehr sogar gut nennen, allein er ist ein langweiliger Pedant und eine abscheuliche Mißgestalt.“

Jetzt ging die Thüre auf, und mit vielen Verbeugungen und Complimenten führte Hr. A. einen Mann von mittlern Jahren und traurigem Ansehen ins Zimmer. — Er war ganz und gar verwachsen, schief und krumm und stützte sich an eine Krücke. Die Frauen nahmen ihn mit der größten Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit auf. Er setzte sich und sprach mit Lebendigkeit und im feinsten Weltton. K ä t h e n konnte nicht müde werden, sein sonderbares Außere zu betrachten. Sein todtenbleiches Gesicht, seine kränklich leidendes, scharfen Züge, und besonders seine großen Augen, hatten einen so erhabenen, edlen Ausdruck, daß sie sich in seiner Gegenwart wie gelobt fühlte. Sie hatte bemerkt, daß er seine Blicke oft mit Aufmerksamkeit auf sie geheftet, und daß er die Frau vom Hause leise gefragt hatte, wer sie sey. Er ließ sich nun mit den Damen in ein Gespräch über ihren Confirmationsanzug und Puz ein, welchen sie ihm vorzeigten und Stück für Stück erklärten. — Endlich stand er mit vieler Anstrengung auf, nahte K ä t h e n und fragte bescheiden: „Sie nähren wohl auch an Ihrem Puz zum nächsten Sonntag?“

„Nein!“ gab die Schüchterne zur Antwort, „es ist nicht mein Puz!“

„Der Ihrige ist also fertig?“



Das arme Mädchen schwieg verlegen.

„Ich werde Ihnen Käthchens Puz zeigen,“ rief Fräulein Luise lachend, indem sie aus dem Zimmer lief, und gleich darauf mit einem im Stoffe wie in der Form sehr ärmlichen und bey weitem nicht neuen Anzug auf dem Arm wieder erschien. — Sie breitete ihn lächelnd mit den Worten aus: „Es ist, wie Sie sehen, ein graues Kleid, denn Käthe trägt noch Trauer um ihren Vater, allein wie betrübt sie auch sey, so sieht doch das Kleid noch betrübter aus.“

Die Thränen traten dem armen Käthchen in die Augen. Hr. von S. sah sie an ohne ein Wort zu sagen, stieg gleich darauf in seinen Wagen und fuhr nach Hause.

Den Tag darauf erhielt Käthchen die freudige Nachricht von ihrer Tante, daß sie ganz unerwartet zu dem Hrn. von S. hinbeschieden und dahin sogleich abgeholt worden sey, indem dieser sie ohne weitere Empfehlung und unter höchst vortheilhaften Bedingungen zur Führung seines Hauswesens angenommen habe, dessen Pracht und bequeme Einrichtung sie nicht genug loben konnte. Eine große Sorge war dadurch von Käthchens Herzen genommen, und eine eben so große Überraschung wurde ihr zu Theil, als am Morgen vor dem Confirmationstage eine Staffette von Kopenhagen ihr einen großen Kasten, und einen an sie adressirten Brief brachte. Dieser war nicht unterschrieben, und enthielt folgende Worte:

„Sey getrost, liebenswürdiges Mädchen! glaube nicht, daß du verlassen und vereinzelt in der Welt stehst. Glaube lieber, daß ein guter Schutzgeist dich liebend begleitet und auf jeden deiner Schritte achtet. In seinem Namen magst du die beyfolgenden geringen Geschenke annehmen. Du kannst sie ohne Erröthen tragen.“

Zu ihrer größten Verwunderung fand sie nun in dem Kasten einen völligen Anzug, der offenbar zu der Feyer des folgenden Tages bestimmt war. Es war ein höchst elegantes, geschmackvolles, aber zugleich bescheidenes Trauerkleid. Es war von sorglicher Hand gewählt worden; nicht das Kleinste fehlte daran. Alle waren darüber erstaunt; Käthchen fand in den obenangeführten Zeilen eine Fülle von Trost, und der Gedanke, daß wirklich ein guter Geist sie schützend begleite, und alles, was sie unternehme, gewahre, beschäftige und erfüllte ihre Phantasie, obgleich ihr klarer Verstand wohl begriff, daß ein irdischer Freund sich darein mische. Sie rieth sogar auf Hrn. von S., und als sie ihn den folgenden Tag bey ihrem Eintritt in die Kirche erblickte, begrüßte sie ihn mit schüchterner Dankbarkeit.

Unbeschreiblich liebreizend und schön stand die kleine Käthe in ihrem schwarzen Anzug neben den weißen, glänzenden Cousinen, die sie ganz verdunkelte, in der Kirche da. Niemand fühlte dieß lebendiger, als der Husarenlieutenant H., ein ausgezeichnet schöner und liebenswürdiger junger Mann, der mit seiner Mutter von Kopenhagen zum Besuch bey der Familie des Hrn. A., mit der sie auf einem sehr freundschaftlichen Fuße standen, angekommen war. Der Lieutenant faßte eine heftige Leidenschaft für die hübsche Käthe, und wußte seine Empfindungen so geschickt auszudrücken, daß er bald ihr treues, unschuldiges Herz gewann. Sie, der jede Verstellung und Gefallsucht fremd war, vermochte dem Manne, den sie liebte, am allerwenigsten ihre Gefühle zu verbergen; beyde aber, von den Augen ihrer argwöhnischen Umgebung im steten Zwange ge-



halten, durften nur in wenigen und flüchtigen Augenblicken sich einander nähern.

Eines Tages fand Käthchen in ihrem Nähkästchen einen Zettel, von dem sie nicht begreifen konnte, woher er kam. Sie öffnete ihn, erkannte dieselbe Handschrift, wie in dem namenlosen Briefe, der jenes Geschenk begleitet hatte und las:

„Hüte dich, hüte dich, unschuldiges Käthchen! Lieutenant H. ist schon seit mehreren Monaten mit deiner Cousine, Fräulein A. verlobt. Dem Wunsche der Mutter folgend, aber freywillig hat er diese Verbindung geknüpft.“

Das arme Käthchen war wie vom Blitz getroffen. Den folgenden Tag reisten der Lieutenant H. und seine Mutter ab, ehe es ihr möglich wurde, auch nur ein einziges Wort mit ihm im Geheim zu sprechen, allein tausend Kleinigkeiten, auf die sie jetzt aufmerksam wurde, und die eignen Äußerungen des Fräuleins Luise überzeugten sie von der Wahrhaftigkeit ihres warnenden Schutzgeistes. Ihr Aufenthalt bey der Familie des Hrn. A. wurde ihr nun doppelt schwer, und da sich zu derselben Zeit eine Veranlassung darbot, dieß Haus zu verlassen, so ergriff sie diese begierig und gefellte sich zu einer Dame, die eine sogenannte Gesellschafterinn, das heißt eine Person suchte, der außer den Arbeiten und Lasten, die einer Dienstmagd aufgelegt werden, noch die weit schwerere Pflicht aufgedrungen wird, sich immer in der nächsten Nähe der Gebieterinn als ein Ableiter ihrer bösen Launen, als Teilnehmerinn und Gehülfinn an allen Sorgen und Beschwerden der Familie, ohne doch als Mitglied derselben gerechnet zu werden, aufhalten zu müssen.

Eine solche Lage, die nur wenige Männer die Kraft zu ertragen hätten, wurde nun das Loos der fünfzehnjährigen Käthe. Allein es gibt Wesen, zumal unter dem weiblichen Geschlechte, die — führt sie auch das Schicksal in die schlimmste Sinöde hinein — doch immer einen grünen Fleck zu finden und dort eine kleine Hütte zu errichten wissen, wo Jeder bekennen muß, daß es dort angenehm sey. Dieß glückliche Talent besaß Käthe, ihr war eine ganz eigne Gabe angeboren, Andern zu gefallen und sich selbst zu trösten.

In dem Hause, wo sie sich jetzt aufhielt, befand sich auch eine erwachsene Tochter, die Herz und Verstand genug besaß, um Käthchens Vorzüge zu schätzen, und die durch den eigenen Umgang und ihre Freundschaft diese für das Dornenvolle ihrer Lage schadlos hielt. Die zwey jungen Freundinnen wußten es so einzurichten, daß Käthchen gestattet wurde, sich mit ihrer Arbeit im Zimmer des Fräuleins aufzuhalten, und dort bildete sie sich eine trauliche und friedliche Heimat. Auch verließ ihr Schutzgeist sie nicht; mit diesem Namen bezeichnete sie immer in ihren Gedanken den unbekanntten Freund. — Von Zeit zu Zeit fand sie in ihren Fächern allerley Geschenke, sowohl in nützlichen als in angenehmen Dingen bestehend, ja sogar kleine Briefe, die ihr Betragen lobten, und sie auf eine glücklichere Zukunft, die nicht ausbleiben werde, verträsteten. Eifrig suchte sie nachzuforschen, woher und auf welche Weise diese Sachen in ihre Hände geriethen. Ihr Argwohn fiel auf eine alte Magd im Hause, die sich oft irgend eine Beschäftigung in ihrem Zimmer machte, allein diese Spur verschwand allmählig, ohne nähere Aufklärung zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)



## Zunftlieder.

Von Braun von Braunthal.

### I. Der Poet.

Guten Abend, gute Leute,  
 All' ihr Leute, groß und klein!  
 Laßt die Arbeit ruh'n für heute,  
 Kommt heraus', 's ist Mondenschein.

Sagt denn, Jung und Alt, ihr Leute,  
 Was ihr Tücht'ges heut' gethan;  
 Witwen ihr und dort, ihr Bräute,  
 Kinder, Greise, kommt heran.

Seht euch rund um mich im Grase,  
 Und erzählt mir, wie's euch ging;  
 Seht, die Grille steckt die Nase  
 Lauschend 'raus, das kleine Ding.

Schließet auf die dunkle Kammer  
 Eurer Herzen, lustig, frisch!  
 Aber ohne allen Jammer,  
 Doch — den bringt nicht euer Tisch.

Daß ich keine Grillen fange,  
 Wenn ich mit so wa'r'em Blut,  
 Als ihr send, bey Wein und Sange  
 Mich ergöhe, weiß sie gut.

Wenig Freuden, wenig Leiden!  
 Immer hab' ich's so gehört;  
 Wo sich Lust weiß zu bescheiden,  
 Wird sie auch nicht leicht gestört.

Kommt denn her zur Abendfeyer  
 Und erzählt mir, Groß und Klein,  
 Und mit meiner trauten Leyer  
 Fall' ich in den Pausen ein.

### II. Der Maurer.

Gelerter Herr Nachbar, das Haus ist nun fertig,  
 An dem wir schon bauen Jahr und Tag;  
 Fest steht es jetzt, seiner Bewohner gewärtig,  
 Weiß Gott, was d'rin Alles geschehen einst mag!  
 's wird Einem wahrhaftig so seltsam im Herzen,  
 Selbst mir, und bin doch nur ein schlichter Mann,  
 Bedenk' ich so recht, wie viele Schmerzen  
 Man in so viel Zimmern erleben kann.

### III. Der Zimmermann.

Dicht neben dem Haus, von dem er gesprochen,  
 Da reifen wir eben ein anderes ein.  
 Das geht nun schon so; wird die Welt abgebrochen,  
 So wird dafür, glaub' ich, 'ne and're halt seyn.  
 Die Erd' ist ein Haus, das dem Meister macht Ehre,  
 Und das Haus steht in einer noch schöneren Stadt,  
 So schön, daß ich dort auf's Neu' in die Lehre  
 Einst geh'n will, wenn ich auch müd' bin und matt.

### IV. Der Glaser.

Daß ein Haus zum Wohnen tauge,  
 Puß' ich's rings mit Fenstern aus;  
 Was dem Menschen ist das Auge,  
 Ist das Fenster für das Haus.

Aus dem Fenster guckt gemächlich  
 Alles in die Welt hinein;  
 Was der Mensch macht, ist gebrechlich,  
 Täglich schlägt man Fenster ein.

Das ist in der Ordnung eben,  
 Der verliert, wo Der gewinnt:  
 Denn vom Tode lebt das Leben,  
 Und der Glaser lebt vom Wind.



## V. Der Fischer.

Ich hobelt' an einer Wiege  
Heut' früh mit emsiger Hand,  
Da kam, hilf' Herr! die Stiege  
Ein Weib heraufgerannt.

„Mein Kind, für das die Wiege  
Bestellt war, lieber Herr,  
O Schmerz, dem ich erliege!  
Hat keinen Vater mehr.“ —

Das schrie und fand nicht Ruhe  
Und machte mir viel Noth:  
„Ich brauche eine Truhe,  
Mein Mann ist todt, ist todt!“

So was kann's Herz zerschmettern,  
Ich weinte, denn 's war arg,  
Und nahm dann 's Maß zu den Brettern  
Für ihres Mannes Sarg.

## VI. Der Schuster.

Herr, seht vor allen Dingen  
Die schöne Cither mir;  
Ich weiß ein Lied zu singen,  
Zu kimpfern auch auf ihr.

Der hat die Kunst der Schuster  
Beehrt für alle Zeit,  
Und ist für sie ein Muster,  
Wie für die Dichtertent'.

Daß wir philosophiren,  
Wir Schuster voll Gemüth,  
Woher das kommt, citiren  
Soll's euch, gebt Acht! mein Lied.

Nehm' ich zur Hand den Pflömmen,  
Und denk' ich nach so, wie  
Hans Sachs sich that berühmten,  
Da — spür' ich Poesie.

Zu Nürnberg lebt im Reiche,  
Sey, Liedel, frisch und wag's!  
Ein Schuster ohne Gleiche,  
Der Schuster hieß Hans Sachs.

Vor mir die Kugellichter  
Sind Sterne mir und Mond;  
Ich schwärm' dann, wie ein Dichter  
Zu schwärmen nur gewohnt!

Der war zugleich ein Sängler,  
Ein Sängler, wie nicht bald;  
Manch Nieder macht er enger  
Durch seines Sangs Gewalt.

So mag denn eine Ferse  
Im Schuh oft holprig seyn,  
Denn manchmal näh' ich Verse  
Mit in das Leder ein.

Sagt, Herr, war's Liedel bitter,  
Das Liedel von Hans Sachs?  
Wer's besser glaubt zur Cither  
Zu machen, nun, der mach's!

(Der Schluß folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

Prag, am 15. Februar 1833.

Zum Vortheile des Hrn. und der Mad. Ulram erschien bey uns zum ersten Male: „Der Musicus von Augsburg,“ romantisches Lustspiel in 3 Aufzügen, von Bauernfeld, welches durch die verschiedenen Schicksale, die es im deutschen Süden und Norden erfahren, die Neugier so sehr gereizt, daß man sich an das böse Glück, das es in Wien gehabt, nicht lehrte, und das Haus, trotz des bereits begonnenen Carnevals, der in der Regel den Theaterbesuch merklich verkürzt, sehr gefüllt war. Ohne auf Lob und Tadel anderer Städte die mindeste Rücksicht zu nehmen, finde ich den Plan des Ganzen komisch und gut, nur nicht reich genug für ein Stück, welches den ganzen Abend ausfüllen soll. Dadurch wird das Ganze gedehnt, die interessanten Momente zu weit von einander entfernt, und das Publicum erkaltet schon, ehe es zu der wahrhaft ergötzlichen allseitigen Verhafsnehmung kommt, mit der aber das Stück eigentlich aus ist, und höchstens noch eine Entwicklungscene verträgt. Für einen ganzen Act reicht auch der Stoff eines komischen Verhafs nicht hin, und das Ganze dürfte sehr gewonnen haben, wenn der Verfasser, da der Morgen bereits hätte anbrechen können, die drastischen Momente des Verhafs zusammengefaßt, und die Lösung auf eine andere Weise, etwa durch die Ankunft eines kaiserlichen Rathes, welcher der Vater des Ritters von Hocheck seyn könnte, eingeleitet hätte. Was den Ton des Ganzen und das Costume



der Sprache und der Sitten betrifft, so scheinen mir diese mehr der ersten Hälfte des achtzehnten, oder höchstens den letztern Jahren des siebzehnten Jahrhunderts anzugehören, während die Kleidungen uns beynahе ins Mittelalter zurückführen wollen. Die Musik des Nachtständchens, vom Hrn. Capellmeister *Straup*, ist sehr wacker gearbeitet, und wurde, bis auf das zweymalige Überschnappen in dem Solo des Hrn. *Drska*, auch recht gut ausgeführt. Mir schien jedoch die ganze Nachtmusik etwas zu lang und zu sentimental. Letzteres verlangt freylich der Dichter, wie aus *Romuald's* Reden hervorgeht, ausdrücklich, mir kommt jedoch vor, ein Ständchen in einem Lustspiel darf nicht sehr retardiren, und muß kurze, fröhliche Melodien bringen, um die Stimmung, welche das Publicum durch das Ganze erhält, nicht zu stören. Über einige zu muthige Sätze hätte ja der schmachtende *Leonhard* klagen können, um diese beyden Theilnehmer nicht zu müßig bey einer Scene stehen zu lassen, welche durch sie recht natürlich herbeygeführt wurde, wie denn überhaupt der Verfasser alle episodischen Personen recht kunstgemäß mit der Haupthandlung zu verbinden wußte. Die Aufführung war in den meisten Theilen ziemlich lobenswerth, wenn auch nicht ausgezeichnet. Hr. *Ernst* gab den *Rupert* bis auf einige Momente der Zerstreuung und Unsicherheit recht gut und treuherzig, doch nicht humoristisch genug; mit besonderer Lebendigkeit stellte *Mad. Binder* *Bärens* Eifersucht ins Licht. Auch die Frauen *Ulram* (*Marthe*) und *Herbst* (*Olympia*), und die *H. Feistmantl* (*Rumormeister*), *Grabinger* (*Burkhard*), *Dietrich* (*Hanyibat*), *Viel* (*Friedrich von Hocheck*) und *Spirio* (*Leonhard*) füllten ihre Plätze mit Fleiß und Sorgfalt aus. — Im Zwischenacte sang eine *Ulle*. *Schuffner* die Romanze des *Adolar* aus *Weber's* „*Euryanthe*.“ Eine *Tenor*sängerin ist eine so seltene Erscheinung, daß sie überraschen mußte, und nicht nur beypfällig aufgenommen, sondern — trotz einiger Opposition — sogar gerufen wurde.

Zum Besten des Hrn. *Bayer* sahen wir (gleichfalls zum ersten Male): „*Der Mann mit der eisernen Maske*,“ Drama in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des *Arnold* und *Journier* von *L. Schneider*, k. preussischem Hofschauspieler, welches aber ziemlich lau aufgenommen wurde, und sich kaum lange auf dem Repertoire halten dürfte. Ich kann mir eine kritische Anzeige des Stückes leicht ersparen, da es fast auf allen deutschen Bühnen gegeben, und vielfältig besprochen und zergliedert worden ist, und darf mich daher bloß an die Aufführung halten. Der Beneficiant hatte in dem *Abigné* eine ziemlich dürftige Rolle, die nur in der vierten Abtheilung auf das Publicum wirken kann, was auch Hr. *Bayer* nicht versäumte, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß er hier etwas stark in den Farbertopf griff. Hr. *Ernst* leistete Löbliches als Gaston, doch möge er sich in der Wiederholung vor dem häufigen Versprechen in den ersten Acten in Acht nehmen, welchen Fehler Hr. *Bayer* und Andere mit ihm theilten. *Ulle*. Hr. *Herbst* ertheilte der vom Dichter nicht eben sehr reichlich bedachten *Marie* von *Ostanges* durch Tiefe des Gefühls und der Leidenschaftlichkeit ein höheres Interesse, als man dieser Rolle zutrauen durfte. Hr. *Polawsky* (*Statthalter*) verließ dieser Parthie die nöthige Haltung, und man hätte ihn nur mehr beschnitten zu sehen gewünscht. Hr. *Dietrich* (*St. Mars*) hätte den Intriguant schon in der frühern Erscheinung etwas durchblicken lassen sollen, um sein Benehmen im letzten Acte zu motiviren und vorzubereiten. Die *H. Grabinger* (*Ostanges*) und *Grau* (*Le Tellier*) wirkten ziemlich fleißig mit. Die übrigen Rollen sind zu unbedeutend, um sich bey denselben aufzuhalten.

Hr. *Dietrich*, welcher in diesem Jahre die erste *Venefice* erhielt, wählte hiezu das Lustspiel: „*Wer nimmt ein Loos? oder: die seltsame Lotterie*“ und „*das Fest der Handwerker*,“ und ein sehr volles Haus bewies ihm, daß er in seiner Rechnung auf die Neugierde des Publicums nicht geirrt hatte. Hr. *Dietrich* (*Kluck*) bildet den Hrn. *Börner* er großentheils recht glücklich nach, und dürfte in den Wiederholungen, wenn er sich noch mehr Sicherheit und Ruhe wird erworben haben, die Rolle noch lobenswerther geben. Er erhielt reichen, ermunternden Beyfall, den er mit *Mad. Binder* (*Lenchen*) und Hrn. *Grabinger* (*Stehauf*) theilte. Hr. *Ernst*, welcher aus Gefälligkeit für den Beneficianten die undankbare Rolle des *Wilhelm Kind* übernommen hatte, wurde mit lebhafter Theilnahme empfangen. Überhaupt war das Publicum bey sehr froher, empfänglicher Laune, und manche Dinge — zum Beyspiel, die *Sentinelles* des Hrn. *Illner* — die früher nie beachtet wurden, fanden diesmal lauten Beyfall.

*Mad. Brunetti* hat zu ihrer *Venefice* eine Fortsetzung von *Albin's* „*Kunst und Natur*“ erwählt: „*Keinem Mädchen ist zu trauen, aber desto mehr den Frauen*,“ welches nur schwache Beyfallszeichen erhielt.



Die L u z e r, welche neuerdings die Rolle der Matsvina in Boieldieu's „bey den Mächten“ übernommen, erwarb sich durch herrlichen, gefühlvollen und feurigen Gesang, wie durch sehr braves Spiel neuerdings einstimmige Anerkennung, und wird von Tag zu Tag mehr der Liebling des Publicums.

Hr. T o l d (früher hieß er D o l t), gegenwärtig bey unserer Bühne engagirt, trat bis her — ein paar ganz kleine Rollen abgerechnet — nur als Student Müller im „verbannten Amor“ und Fridolin auf, und, wer es mit ihm und mit der Entfaltung seines Talents gut meint, muß in den Rath mit einstimmen, vor allem die N a t u r zu studieren, und mit aller Kraft gegen störende declamatorische M a n i e r zu kämpfen.

Ein vortrefflicher, mit eben so viel Geschmack und Geist, als tiefem Sinn und Gemüth geschriebener Aufsatz in dem Novemberheft 1832 Ihrer geschätzten Zeitschrift: „Krasnow oder Rothschloß, Stammschloß der Kolowrat-Krasowsky (nach den ältesten und neuesten Geschichtschreibern Böhmens)“ hat die Aufmerksamkeit vieler gebildeter böhmischer Frauen auf sich gezogen, da er in ihnen eine dreyfache Theilnahme erregte: die Erinnerung an einen wichtigen historischen Punct des Vaterlandes, dann das Interesse an eine uralte böhmische Familie, welche seit Jahrhunderten im Besiz der Verehrung der Landsleute ist, und diese beyden werden durch den Umstand erhöht, daß die Verfasserinn eine böhmische Dame ist, die hier einen neuen erfreulichen Beweis abgelegt hat, daß sie auch in der Ferne ihres Vaterlandes mit Liebe gedenkt. So klein übrigens der Umfang dieses Bohemicums ist, so reich ist der Inhalt, welcher, von einer weitläufigeren Schriftstellerinn bearbeitet, vielleicht den Stoff für einige Bogen geliefert hätte.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

#### Darstellung des Hrn. Alexandre.

Das dritte Stück auf Hrn. Alexandre's Repertoire, „le diable boiteux“, dessen wir schon in unserm lezten Berichte im voraus erwähnten, ist nunmehr in beyden K. K. Hoftheatern und zwar am 26. März im Hofburgtheater zur Aufführung gekommen. Es nähert sich, was die Form und den Inhalt betrifft, den uns schon bekannten und oft bewunderten „Ruses de Nicolas“, nur mit dem Unterschiede, daß der pfiffige Bediente in einen Apothekerlehrling verwandelt ist, der, in die Tochter seines Principals verliebt, mit Hülfe eines Hoffmann'schen Teufelchens, das er aus einer Flasche erlöst, zum Besiz seiner Angebetheten gelangt. Das Stückchen ist, wie es auf dem Zettel heißt, von Hrn. Alexandre selbst verfaßt; dasselbe wird wohl, mehr oder minder, auch bey den zwey andern der Fall seyn, doch zeichnet sich das letztere durch ein paar nicht unwillkürliche Wendungen im Dialog vortheilhaft aus. Was die Darstellung, besonders aber die Schnelligkeit der Metamorphosen betrifft, so übertrifft Hr. Alexandre hier vielleicht noch seine frühern Leistungen; an Charakterzeichnung jedoch und glücklicher Individualisirung scheint uns das letzte Stück den frühern, und namentlich dem „paquet-bot“ mit seinem unübertrefflichen Narcisse und Lord Nelbury, nachzustehen. Die Erscheinung Asmodi's ist recht gut gebracht, die Capitulation des Fortunatus mit ihm in der Flasche ein wahres Meisterstück von bauchrednerischer Geschicklichkeit und endlich die Art, wie der Gottseybenus mit der keifenden Alten auf- und davonfährt, im höchsten Grade überraschend und belustigend. — Das übervolle Haus an diesem Abend bewies die ungeminderte Theilnahme des Publicums an den Leistungen des trefflichen Künstlers, der eine im Stücke ihm dargebotene Gelegenheit benutzte, seinen Dank für die herzliche und gewiß wohlverdiente Aufnahme der Wiener, in deutscher Sprache auszudrücken, eine Wendung, die den ohnehin schon rauschenden Beyfall nur verdoppeln konnte.

(Mit Nr. 14 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 4. April 1833.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- und 26 fl. 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## K ä t h e n.

(F o r t s e t z u n g.)

So war mehr als ein Jahr vergangen, als einmal in einer großen Gesellschaft, welche die Hausfrau gab, K ä t h e n mit Erstaunen den Lieutenant H. gewahrte, dem es gelungen war, sich bey der Familie einführen zu lassen. Noch denselben Abend fand er Gelegenheit mit ihr zu reden. Mit Flammen der Liebe beschrieb er ihr den Zustand seines Herzens, berichtete ihr, was sie schon erfahren hatte, daß er seine Verbindung mit Fräulein A., die er, von seiner Mutter überredet, noch bevor er K ä t h e kannte, angeknüpft, ganz abgebrochen; daß er lange vergebens gesucht habe, sich der Heißgeliebten zu nähern, die er nun ansehe, sich seiner Liebe zu vertrauen, und die demüthigende Lage, in welcher sie sich befinde, zu verlassen. — Zu seiner Mutter könne er sie leider jetzt nicht bringen, allein er wolle sie zu einer Familie führen, bey der sie sich aufhalten könne, bis ihm, wie er hoffe, in wenigen Jahren eine solche Lage zu Theil werde, die er ihr zu theilen anbieten dürfe.

Das arme Mädchen dachte freylich, daß jede Lage ihr gut erscheinen würde, die sie mit ihm theilen könnte; allein der Gedanke, sich unter die Obhut einer ganz unbekanntten Familie zu begeben, und sich mit dem jungen Manne gegen den Willen seiner Mutter zu verbinden, verletzte ihr reines Gefühl. — Sie sah den Geliebten öfters und er ließ nichts unversucht, sie zur Fügung in seine Wünsche zu überreden. — Er stand überdies in einem vertrauten Verhältnisse mit dem Sohne vom Hause, und durch diesen erhielt sie häufig Briefe und mündliche Bottschaften von ihm. Die Wage sank immer tiefer zu Gunsten des Lieutenants. Da fand K ä t h e neuerdings einen der wohlbekanntten Zettel folgenden Inhalts, vor:

„Laß dich warnen, geliebte K ä t h e! damit dein warmes Herz, deine Un-  
„erfahrenheit dich nicht verleiten mögen, von dem Pfade abzuweichen, auf  
„welchem immer Vernunft und Mäßigung dir zur Seite gegangen sind. —  
„Lieutenant H. hat gar keine Aussichten, dich vor dem Verlaufe vieler Jahre  
„heirathen zu können. Laß dich nicht in eine Verbindung ein, der die Zeit  
„beynahe immer ihren Zauber raubt. — Ist der junge Mann treu, und  
„besißt er ein männliches Herz, so mag er dieß durch Geduld und dadurch,



„daß er sich zu bescheiden weiß, bewähren. O! liebes Käthchen! erhöre die Stimme eines unbekanntes aber treuen Freundes; zerstöre nicht selbst dein Geschick! Dein Glückstern funkelt schon am Horizonte, und wird bald über deinem Haupte leuchten.“

Es schien Käthchen unmöglich, dieser Stimme ungehorsam zu seyn. Vernunft und Recht, meinte sie, seyen immer mit ihr einig. Als sie nun den Geliebten wieder sah, suchte sie mit der liebenswürdigsten Frömmigkeit, mit der innigsten Ergebenheit ihm die Gründe einleuchtend zu machen, die sie bestimmten, weder ihn, noch sich selbst durch Versprechungen zu binden, oder in ein Verfahren, das ihr zartes weibliches Gefühl anwiderte, zu willigen.

Der junge Mann, der schon wähnte, den Sieg in den Händen zu haben, gerieth in Verzweiflung, und wägte die Äußerung, er habe von ihrer eigenen Familie gehört, daß ein geheimer Liebhaber ihr schon vor ihrem Confirmations-tage Briefe und Geschenke gesandt, und daß sie noch immer in Verbindung mit diesem Unbekannten stehe. Er hätte, fügte er hinzu, sie so hoch verehrt, daß diese Gerüchte keinen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, nun aber erwachten sie mit doppelter Gewalt. — Wie tief es auch Käthe schmerzte, ein Verhältniß, das ihr so heilig war, auf diese Weise erwähnt zu hören, so erzählte ihm doch das offenherzige Geschöpf alles, was sie selbst davon wußte; allein weit entfernt, ihn dadurch zu beruhigen, wurde er nur noch mehr aufgebracht, und ließ sich in diesem aufgeregten Zustande zu einem Ausbruche von Leidenschaft verleiten, der das liebende Mädchen auf das empfindlichste verwundete, und ihr frommes Gemüth, nachdem der Lobende sie verlassen hatte, mit tödtender Angst erfüllte.

Tief in innerster Seele verletzt und zerrissen, fühlte sich das arme Mädchen vollends unglücklich, als sie kurz darauf erfuhr, daß Lieutenant H. gleich nach jener Scene seine alte Verbindung mit ihrer Cousine Luise wieder angeknüpft habe. Dieß war mehr, als Käthe ertragen konnte. Sie wurde krank, und es verging eine lange Zeit, ehe sie Fassung und Gesundheit wieder gewann.

Als sie eines Abends im Spätsommer, in tiefe Gedanken versenkt, am Fenster stand, erblickte sie einen prächtigen, mit einem muthigen Postzug bespannten Reisewagen die Straße heraufrollen und vor ihrer Hausthüre stillhalten. Mit Verwunderung erkannte oder glaubte sie dieselbe Equipage wieder zu erkennen, die ebenfalls an einem Abend vor zwey Jahren Hr. von S. zu ihr gebracht hatte, doch noch bevor sie Zeit gehabt darüber nachzudenken, trat ihre Tante zu ihr ins Zimmer, und mit allen Ausdrücken inniger Liebe schloß ihre erste Freundinn den so lange vermißten Liebling an ihr Herz. Mit wenigen und schnellen Worten berichtete sie dem Mädchen, daß sie im Namen ihres Gönners hergekommen sey, sie abzuholen, denn Hr. von S. liege im Sterben und habe ihr eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen. Sie müsse sogleich ihr folgen — es sey kein Augenblick zu verlieren.

Die Tante bewirkte Käthchens Beurlaubung von der Herrschaft, bey der diese sich befand. Ihre Freundinn, das gute Fräulein, umarmte sie weinend, half ihre kleine Habe packen, und noch in derselben Stunde waren Käthe und ihre Tante auf der Reise. Sie fuhren die ganze Nacht hindurch, und während dieser Zeit erfuhr Käthchen von ihrer alten Pflegerinn, was sie selbst schon zuvor geahnt hatte, daß Hr. von S. der verborgene Freund sey, den sie ihren Schutzgeist nannte; durch sehr einfache Mittel, und besonders durch einen seiner vertrauten Freunde, der in der Hauptstadt wohnte und zu-



tritt in dem Hause hatte, in welchem Käthe sich aufhielt, kannte er jeden ihrer Schritte, hatte über sie gewacht und die vorerwähnten Dinge und Briefe in ihre Hände zu spielen gewußt. Sie offenbarte nun auch dem Mädchen, daß Hr. von S. Willens sey, ihr sein schönes Gut und seinen ganzen Reichthum zu hinterlassen; damit er aber dieß gesellich und unanfechtbar thun könne, sey es nothwendig, daß er sie als seine Witwe zurücklasse, und daher habe er sich entschlossen, sich auf seinem Todsbette mit ihr trauen zu lassen.

Käthe erschrak und äußerte tausend Bedenklichkeiten, welche alle jedoch die Tante durch die Vorstellung besiegte, daß Hr. von S. keine nahen Verwandte besitze, daß die wenigen weitläufigen Angehörigen, die er habe, reich wären und im Auslande wohnten, und daß dieser edle Mann schon das erste und einzige Mal, wo er Käthe gesehen, den Plan gefaßt habe, den er jetzt auszuführen gedenke.

Mit inniger Rührung sah Käthe Hr. von S. wieder. Die Züge, welche jenen Abend einen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht hatten, erblickte sie jetzt nur zu deutlich von der Gewalt des Todes berührt.

„Nur so,“ sagte er schwach, „wollte ich Ihre warme jugendliche Hand in meine verwelkte und kalte legen; erst wenn der Tod als ein zuverlässiger Bürge an meiner Seite stünde, dürfte ich ein blühendes Wesen an einen armseligen Krüppel binden.“

Ein Rechtsgelehrter war mit den erforderlichen Zeugen zugegen, und das Testament war schon aufgesetzt. Der Gutsprediger gab mit wenigen Worten dieser sonderbaren Ehe die Weihe.

Es war gegen Abend. Käthe und ihre Tante saßen schweigend neben dem Bette des Sterbenden. Ringsum herrschte eine tiefe Stille. Kein anderer Laut als der Schlag der Unruhe in einer großen Tafeluhr wurde gehört, und schien eine ängstliche Vorlesung über die Kürze des Lebens und die Länge der Minuten in Stunden wie diese, zu halten.

Da trat ein alter Diener mit verweinten Augen leise ins Zimmer und flüsterte mit der Tante, und Käthe vernahm schauernd, daß er von dem Schreiner sprach, der von dem nächsten Städtchen hergekommen war, um Maas zu nehmen zum Sarge. Mit beklommenem Herzen stand Käthe auf und ging ans Fenster. Der ganze Hof war voller Menschen, zum größten Theil Bauern, Männer und Weiber, die nach den Fenstern hinaussahen. Der Diener sagte, daß es die Leute vom Gute seyen, die hergekommen wären, um nach dem Zustand des Herrn zu fragen. Käthe bemerkte, daß Viele unter ihnen weinten. Auch ihre Thränen flossen; sie erhob die Augen zu dem sternbesäeten Himmel und bethete mit Inbrunst für ein Leben, das so Vielen theuer war: „Schenke ihm das Leben, o mein Gott!“ flüsterte sie, „und vergönne auch mir Leben und Kraft, ihn damit zu versöhnen.“ — Da fuhr eine Sternschnuppe vom Himmel herab, und Käthe gedachte mit Wehmuth jenes Abends, als sie eben so wie jetzt ein solches Lichtbild in demselben Augenblick gesehen, wo der Mann eingetreten war, der so mächtig und wohlthätig in ihr Geschick eingegriffen hatte.

Gegen Mitternacht erwachte der Kranke aus dem tiefen Schlummer, in den er gefallen war. — Er schien gestärkt. Käthe reichte ihm einen Labetrunk, er leerte ihn, drückte lächelnd ihre Hand, und schlief wieder ein.

Früh am folgenden Morgen traf ein bejahrter Arzt aus dem nächsten Städtchen ein. Er kam zwar fahrend, aber Schritt für Schritt an, und ein



junger Amanuensis, der während der kränklichen Schwäche seines alten Principals Hrn. von S. behandelt hatte, leitete ihn die Treppen hinauf. — Der Wunsch, seinen alten Freund doch noch einmal zu sehen, hatte ihn, obgleich er selbst noch krank war, bewogen, hieher zu reisen.

Er nahete dem Bette, untersuchte den Zustand des Kranken und sagte: „Ich halte es nicht für ausgemacht, daß der Tod so nahe sey.“

„Hier ist auch seit gestern eine bedeutende Veränderung zum Bessern geschehen!“ fiel der junge Arzt ein.

Und wirklich besserte sich Hrn. von S. Zustand von Stunde zu Stunde so sehr, daß er im Verlaufe dreier Tage von den Ärzten außer Gefahr erklärt wurde. Es war, als hätte die Freude, seinen längst bedachten Plan ausgeführt, Käthchens Zukunft sicher gestellt und ihr seine Liebe gezeigt zu haben, eine wohlthätige Ruhe in das Gemüth des Kranken gegossen, und als hielte ihre Anwesenheit, die Glückseligkeit, von ihr gepflegt zu werden, die schon entfliehende Seele auf der Erde zurück.

(Der Schluß folgt.)

### Zunftlieder.

Von Braun von Braunthal.

(Schluß.)

#### VII. Der Schneider.

Ich bin Spindelbein, der Schneider;  
War in London und Paris,  
Ach, und wohne hier jetzt, leider!  
Weil mich Kunst im Stiche ließ.  
Doch im Stich' selbst kann ich leben,  
Schneider nimmt man üb'rall mit,  
Und der Schneider macht auch eben  
Deshalb üb'rall seinen Schnitt.

Frensch macht das Sizen hager,  
Doch ich hab' ein ziemlich Maß;  
Wird die Börse nur nicht mager,  
Arm' und Beine — das ist Spaß.  
Wenig Fett hat wenig Reider,  
Und zum Näh'n brauch't's nicht viel Muth;  
Rasche Beine muß der Schneider  
Haben und nicht rasches Blut.

Denn, wär' ich so feck und gröblich,  
Und spräch' einmal g'rad' und roh:  
„Herr! mein Rock ist nett und löblich,  
Nur Ihr Wachsthum ist so so;“  
Wies' er mir nicht gleich die Thüre?  
Also, was käm' 'raus dabey? —  
Wie ich von Courage was spüre,  
Greif' ich gleich zur Schneidererey.

Wer Courage hat, werd' ein Reiter,  
Denn bey'm Reiten kommt man weit;  
Wer Geduld hat, kommt noch weiter,  
Und an's Ziel zu seiner Zeit.  
Auch vom Fischen kann ich leben,  
Schneider nimmt man üb'rall mit,  
Und der Schneider macht auch eben  
Darum üb'rall seinen Schnitt.

#### VIII. Der Schlosser.

Der Schlosser hat  
Wohl in der Stadt  
Das schönste und schwerste der Werke:  
Ob klein, ob groß,  
Was fordert ein Schloß  
Nicht an Geschmack und Stärke!

Wenn die Esse glüht,  
Vom Amboss sprüht  
Das warme, geschmeidige Eisen:  
Am Eisen kann  
Der Schlosser dann,  
Was er gelernt, beweisen.

Der Schlosser kann nicht  
Dem feigen Wicht  
Zu Stahl die Seel' erhärten,  
Doch Riegel an's Thor  
Kann er machen vor  
Der Nacht und ihren Gefährten.

Auch hat er zur Zeit  
Der Geschwähigkeit  
Kein hemmend' Schloß erfunden,  
Aber Silber und Gold,  
Und was ihr wollt,  
Das hat er geschüzt und gebunden.

Der riesige Thurm,  
Der in Donner und Sturm  
Dasteht mit so stolzer Miene:  
Nicht der Mörtel mit Wein  
Gab die Kraft ihm ein,  
Sondern meine gewaltige Schiene.

Der Amboss klingt,  
Der Schlosser singt  
Im Hochgefühl seiner Stärke;  
Der Erdenball  
Gibt ihm das Metall,  
Und er formt es zum nützlichen Werke.



## IX. Der Poet.

Für die Frauen, für die Bräute,  
Für das Kindlein und den Greis,  
Und für all' die andern Leute  
Will ich sagen, was ich weiß.

Jeder spricht für sein Gewerke,  
Jeder wehrt sich für sein Haus,  
Jeder freut sich seiner Stärke,  
Wo die Kraft, geht Lust nicht aus.

Jeder spricht zu seinem Ruhme,  
Und es rührt sich jeder Mann,  
Der an einem Eigenthume  
Fördern noch und bauen kann.

Aber dürfen wir vergessen,  
Daß inzwischen Weib und Kind  
Nicht umsonst zu Haus' gelesen,  
Daß auch sie was nütze sind?

Größer werden einst die Kleinen,  
Frauen sind der Erde Zier:  
Nun, so laßt uns, was wir meinen,  
Sagen, und das singen wir!

Morgen ist kein Tag der Sorgen,  
Morgen ist ein Fevertag;  
Länger könnt ihr schlafen morgen,  
D'rum verlängert heut' den Tag!

Seht, ich hab' in einem Liede  
Euch besungen Groß und Klein,  
Im Gesange herrscht der Friede,  
Friedlich seyn, heißt glücklich seyn.

Doch vorerst noch bringt zu trinken,  
Hier ist Geld, das ich erlang:  
Erst muß Wein im Glase blinken,  
Sonst besteht die Lust nicht lang!

## X. Für Alle.

Vielfach sind des Tags Geschäfte;  
Jegliches Geschäft ist gut,  
Jedes übt des Menschen Kräfte  
Und bewegt das Herzensblut.

Jeder Tag hat seine Sorgen,  
Jeder Tag hat seine Lust;  
Weinst du heute, lachst du morgen,  
Aber Liebe braucht die Brust.

Dreyfach schöne Liebe glühen  
Muß in uns und gar kein Haß,  
Dann sind alle Lebensmühen  
Und der Tod selbst nur ein Spaß.

Wem ein Herz noch schlägt im Leibe,  
Nennt sich selbst die schöne Drey;  
Aber eine gift dem Weibe,  
Das erleichtert dann die Zwey.

Lebend ohne Weib zur Seite,  
Behrt der Mensch vom Capital:  
Ist das Herz des Leichtsinns Beute,  
Ach, so wird's ein Kanibal!

Herzenbrecher — Menschenfresser,  
Kanibal und Junggesell,  
Wer von beyden, sagt, ist besser?  
Der mach's langsam, jener schnell. —

Ehrt die Frauen, liebt die Kinder,  
Schont das Alter, lehrt den Knecht;  
Gebt dem Bettler, wenn's ein blinder,  
Lebt und stirbt für Gott und Recht!

## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Dienstag, den 12. März, zum Vortheile der Regie des k. k. Hofschauspiels, zum ersten Male: „Robert der Teufel.“ Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Dr. E. Raupach.

Robert, der Sohn des Herzogs der Normandie, hat sich im Übermuth der Jugend und des Glückes einem wüsten Lasterleben in der Genossenschaft von Räubern und Mördern in die Arme geworfen, und so durch sein tolles Treiben den Beynamen des „Teufels“ erworben. Seine trostlosen Eltern haben lange, aber vergeblich, Alles aufgeboten, ihn auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Ein frommer Pilger, Hilario, verspricht den letzten Versuch auf die Seele des Verstockten zu machen. Mit zwey Gefährten erscheint er auf der Räuberburg. Robert empfängt sie mit dem frechsten Hohn, und da sie sich seinem gottlosen Ansinnen, den Teufel, seinen Bruder, anzubethen, widersehen, läßt er sie zum Scheiterhaufen führen. Unerschüttert gehen die Märtyrer, in den Tod; noch aus der Flamme schallt ihr frommer Gesang dem Mörder entgegen. Ergriffen von diesem Siege des Geistigen über das Irdische, fängt er an, in sich zu gehen, zu bereuen, Besserung zu geloben. Hilario, durch ein Wunder dem Feuertode entgangen, trifft ihn im Pilgerkleide auf der Bußfahrt. Aus seinem Munde empfängt Robert das über ihn verhängte Urtheil; er soll an den Hof des Königs Astolph von Italien gehen, und dort in der niedrigsten, verworfensten Gestalt, alle Demüthigungen der Verachtung, des Hohnes, der Mißhandlung erdulden, ohne zu murren, oder jemals seinen Namen zu verrathen. Er wird förmlich als Narr bey Hofe eingekleidet, und jetzt beginnt die Geschichte seiner Buße. Die Tochter des Königs hat ihn im Traume gesehen und ihr Herz ihm zugewendet. Sie erkennt das Original ihres Traumbildes auch in der verworfenen Gestalt, in der Robert vor ihr erscheint; er aber muß schweigen und die Rolle fortspielen, die ihm auferlegt wurde zur Buße. Zweymal rettet er die Prin-



geffinn aus drohender Lebensgefahr, einmat aus den Händen von Räubern, das zweene Mal aus den Klauen eines seiner Haft entsprungenen Löwen; beyde Male weiß ein herzloser Anbether der Prinzessin, der Prinz Osorio, dem nach ihrem reichen Erbe gelüftet, die Ehre und den Lohn dieser Lebensrettung sich zuzueignen, und obwohl Cynthia im Traum beyde Male den wahren Ketter erkannt, so schweigt doch Robert und tritt seine That dem unwürdigen Nebenbuhler ab. Endlich fallen Sarazenen in das Land. Osorio schießt in der Schlacht, der König wird verwundet, Alles scheint verloren; da erscheint Robert, unkenntlich in fremder Rüstung, sammelt die versprengten Haufen und führt sie zum Siege. Der König verspricht dem Ketter des Landes die Hand seiner Tochter und seinen Thron. Zum dritten Male erscheint Osorio, um Roberts That für die seine auszugeben. Er hat nemlich die Waffenrüstung, die Robert nach errungenem Siege ablegte und verbarg, gefunden, und tritt in dieser als Sieger und Ketter des Landes auf. Robert ist in seine Knechtsgestalt zurückgekehrt. In dieser besteht er nun die letzte und härteste Probe. Die Prinzessin sucht ihn auf, bekennt ihm ihre Liebe, und wie sie ihn erkannt habe. Er aber bleibt treu der ihm auferlegten Buße und verläugnet sich, seinen Werth und seine Liebe. So hat er denn den schwersten Sieg errungen, den Sieg über seinen Stolz, und seine Buße ist geendet. Hilario erscheint mit Roberts Eltern; zum ersten Male gesegnet von der Hand der Liebe, empfängt er in Cynthia's Armen den Lohn seiner Besserung.

Schon aus der ganz eigenthümlichen Behandlungsart des Stoffes, und selbst ohne die Legende, welche diesem Drama zum Grunde liegt, näher zu kennen, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Dichter sich streng an das vorgefundene Material gehalten, und sich gleichsam vorgenommen habe, ihm gewissenhaft ja blindlings treu zu bleiben. Wenn diese Annahme als Erklärung, als Entschuldigung für das Stück selbst genügt, in dessen Augen ist nichts gesündigt worden, und er wird an der Wahl des Stoffes eben so wenig, als an der Behandlung desselben auszufehen finden. Ein *Kauyach* aber sollte eines solchen Commentars gar nicht bedürfen, er, der fähig, der gewohnt ist, dem Verstande wie dem Herzen seiner Zuhörer gleich unumschränkt zu gebieten, er brauchte es, meinen wir, nicht darauf ankommen zu lassen, ob die letzteren geneigt seyn werden, einer dramatischen Dichtung alle die Freyheiten zuzugestehen, die vorzugsweise das Wesen der Legende ausmachen. In der Nichtbeachtung dieses Unterschiedes aber liegt wohl ohne Zweifel der Grund, warum das neueste Werk des hochbegabten Dichters bey der Aufführung so wenig Eingang zu finden wußte. Es ist das Undramatische des Stoffes, was seinem innern Leben hemmend und erstikend entgegenwirkt, und was alle die poetischen Schönheiten, mit denen das Ganze so überreich ausgestattet ist, doch immer nur als Blumenopfer, auf einen Sarg gestreut, erscheinen läßt. Gerade alles das, was diese Legende wirksam, erbaulich, poetisch macht, zerstört ihre dramatische Tauglichkeit; die Schilderung eines bloßen Seelenzustandes, dort in seiner Stufenfolge zweckmäßig und lehrreich, ermüdet hier durch die Wiederholung der gleichen Mittel und der gleichen Erfolge, um so mehr, da aus eben dieser Wiederholung ein gewisser didaktischer Zweck hervorgeht, dem die Begebenheiten, wie die Personen untergeordnet sind, der aber nothwendig die erste Bedingung alles dramatischen Lebens, die Freyheit des Willens und die selbstständige Entwicklung des Charakters, aufhebt. Eben so verhält es sich mit dem Einwirken des Wunderbaren, der Geisterwelt; dort, in der Legende, ist es das eigentliche Element, in dem und mit dem sich die Begebenheiten bewegen; wir nehmen es wenigstens als das an, ohne dem logischen Zusammenhange auf den Grund kommen zu wollen, zufrieden, wenn die poetisch anziehende Einkleidung mit dem moralischen, oder religiösen Zwecke nicht im Widerspruche steht. Ganz andere Bedingungen hat der dramatische Dichter zu erfüllen; er soll uns Leben, Wirklichkeit, Menschenwerk und Menschenthat darstellen; unsere Sache ist es, den Geist Gottes darin zu erkennen, und in den Regungen des Staubes den belebenden Odem des Schöpfers wiederzufinden; er lasse uns sehen, aber nicht das für wahr und wirklich halten, was wir nicht sehen, und eben darum nicht begreifen können, oder, besser, nicht begreifen wollen; mit einem Worte, wir haben dem dramatischen Dichter nichts auf sein Wort zu glauben; sein Kampfplatz ist die Wirklichkeit, die Überzeugung, und was auch immer für allegorische Hebel er herauf beschwören möge: seine dramatische Handlung ist nur dann wahr, wenn sie auch ohne sichtliche Zuziehung der letztern möglich und natürlich wäre. In der Legende ist die wunderbare Rettung der drey Pilger vom Feuertode schön und an ihrem Plage; im Drama tritt sie aus unserm geistigen Gesichtskreise heraus und führt uns plötzlich, ohne Übergang, in ein Reich des Unerfaßlichen, wo wir uns nicht mehr verwandt und heimlich fühlen können, wo wir gerade das zu Hülfe rufen müssen, was die dramatische Kunst so streng aus ihrem Be-



reiche gesondert hat. Nicht viel anders wird es uns mit der metaphysisch-clairvoyanten Liebe der Prinzessin Cynthia gehen; wir werden hier an einen Vorhang gestellt, den des Menschen Hand nur mit Fagen lüftet, da sein Auge das Dunkel dahinter doch nicht durchdringt und unwillkürlich zu dem heitern Strahl einer erkennbaren Wirklichkeit zurückkehrt. Selbst die geisterhaften Erscheinungen von Roberts wildem Mordgesellen Drogo, der durch trügerische Kunde vom Jenseits ihn irre zu machen sucht in dem begonnenen Werke der Buße, suchen eine ähnliche, unhaltbare Brücke vom Sinnlichen zum Übersinnlichen zu bauen; doch stören diese weniger, als die schon erwähnten, da man mit Hilfe eines einzigen, übersetzenden Wortes, die Seelenoperation Roberts, welche diese Besuche bewirken und bezeichnen sollen, erklären kann. — Außer diesen Einwürfen nun, welche die dramatische Tauglichkeit des Stoffes angehen, drängt sich uns noch ein anderer auf, der zum Theil wohl auf dieselbe Rechnung kommt, doch aber mehr die Ausführung betrifft. Es ist die Art der Buße selbst, die Robert auferlegt wird, und die, in ihrer ganzen Strenge geübt, den Zweck der Buße selbst verfehlen muß. Demüthigung, Niedrigkeit, Mißhandlung selbst bis zum Äußersten getrieben, mögen allerdings den warnendsten Gegensatz zu seiner frühern Wildheit und Gottesverachtung vernünftigen; aber geistige und sittliche Erniedrigung, ja Entwürdigung des innern und äußern Menschen, hebt sogar den Begriff der Buße auf, denn sie vernichtet die Möglichkeit des Gut- und Besserwerdens, da sie das Ebenbild der Gottheit von dem innern Altare herabstürzt. Neue ist die Mißbilligung und Wiedergutmachung vergangener Sünden, aber nicht die Selbstverachtung eines entmenschten, zum Thier herabgewürdigten Geschöpfes. Selbst die Rolle der Täuschung, des Truges, die Robert der Geliebten gegenüber spielen muß, ist ein gefährliches Mittel zur innern Reinigung des Sünders, der hier eine wiederholte Unwahrheit begehen muß, um geläutert zur Wahrheit und zum Lichte hervorzugehen. — Wir haben mit der Freymüthigkeit, die einem großen Dichter, wie *Rau-pach*, gebührt, die Ursachen zu bezeichnen gesucht, die diesem seinem Stücke eine vollkommene dramatische Wirksamkeit entziehen. Mit desto größerer Freude wenden wir uns dagegen zu der Glanzseite seines Werkes, die hier, wie bey allen seinen bisherigen Arbeiten, ein neues und unvergängliches Blatt zum Kranze seines Ruhmes fügt. Es ist die herrliche poetische Ausführung der Einzelheiten, es ist die Gewalt der Sprache und der Gedanken, die sich hier in ihrer ganzen Größe ergeht, als wollte sie den Mißgriff in der Wahl des Stoffes durch ihren verdoppelten Zauber wieder gut machen. Vielleicht ist kein Drama *Rau-pach's* reicher an einzelnen Schönheiten, als dieses, und unvergesslich werden manche Stellen im Munde unsers Volkes fortleben, das, wie immer auch Mißgunst und Parteysucht ihn zu verfeinden strebe, seinen herrlichen Dichter erkannt und bewundern gelernt hat.

Die Aufführung auf unserm Hoftheater war höchst fleißig und gelungen. Hr. *Löwe*, als Robert, hatte unverkennbar seine Rolle mit großer Liebe behandelt, wir brauchen darum wohl kaum zu sagen, was er darin leistete. Der Übergang von dem wilden Loben des Verbrechers zur demüthigen Selbstverläugnung des Büßenden war ungemein ergreifend bezeichnet; die innere Glut unter der äußern Kälte, der Sieg des Menschlich-Weichen über das Thierisch-Harte konnte nicht schöner, und dabey nicht einfach wahrer ausgedrückt seyn. Hr. *Löwe* darf die heutige Rolle zu seinen gelungensten, wie zu seinen erfolgreichsten zählen; sein treffliches Spiel fesselte die Theilnahme der Zuschauer bis zum letzten Augenblick. — Ull. *Fournier*, als Cynthia, hatte eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen; vielleicht hätte sie dieselbe noch glücklicher gelöst, wenn sie sich mehr dem natürlichen Gefühle überlassen hätte. Doch gilt diese Bemerkung wohl mehr der Unvereinbarkeit der widerstrebenden Stoffe, die sich in dem überspannten Charakter der Prinzessin zusammendrängen, als dem Spiele der Künstlerin, die so manche Proben eines richtigen und wahren Gefühls gegeben hat. Folgt sie diesem, und wäre es mit Aufopferung äußerer Wirksamkeit, so wird sie des Erfolges gewiß seyn. — Die kleinen Rollen der Eltern Roberts wurden von Hrn. *Ostfennoble* und *Mad. Lambert* dargestellt. Mit gewohnter Würde bewegte sich Hr. *Heurteur* als König *Asolph*. Vortrefflich, dem Auge wie dem Geiste der Zuschauer gleich wohlthuend war Hr. *Ansüh* als Pilger *Hilario*. In seinem Munde klangen die herrlichen Verse des Dichters wie Musik, so schön sprach er die Worte des gottesfüllen Lehrers. Eine sehr undankbare Rolle hatte Hr. *Herzfeld* als Prinz *Oforio*. Der Künstler verdient vielen Dank, einen so widerwärtigen Charakter mit Liebe behandelt zu haben. Der Stallmeister des Prinzen, *Scapa*, eine Art Mittelding von *Falstaff* und *Parolles*, fand an Hrn. *Koberwein* einen meistens wirksamen Darsteller. Die kleinen Rollen der *Camilla* und *Bertha* wurden von Ull. *Zeiner* und Ull. *Reichel* mit Fleiß und Geschicklichkeit gegeben.



Gastspiele der Mad. Schröder, vom königl. Hoftheater in München.

Die berühmte Künstlerin, die erste der jetzt lebenden im deutschen Vaterlande, die wir einst mit doppeltem Stolze die unsere nannten, da ihre Größe sich hier bildete und ihr Ruhm von hier ausging, ist nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren in unsere Mitte zurückgekehrt, um durch eine Reihe von Gastdarstellungen alle Bewunderer der ächten, unverfälschten Bühnenkunst zu erfreuen. Ihr erstes Auftreten schien dem Publicum unsers Hoftheaters ein wahres Kunstfest zu seyn, und nie ist vielleicht eine dramatische Künstlerin mit größerer und allgemeinerer Herzlichkeit begrüßt worden. Sie erschien zum ersten Male in einer ihrer Glanzrollen, als Fürstin Mutter in der „Braut von Messina,“ einer Rolle, in der sie seit Jahren allen deutschen Darstellerinnen als unübertroffenes Muster vorgeleuchtet hatte. Außerdem ist sie bisher noch in vier andern, ebenfalls aus der frühern Zeit bekannten Rollen aufgetreten, nemlich als Lady Macbeth, als Phädra, als Johanna von Montfaucou und als Sophia in den „Fürsten Chavansky.“ Es würde schwer seyn, ohne das hundertmal Gesagte noch einmal zu wiederholen, die Vorzüge jeder dieser einzelnen Darstellungen aus einander zu setzen, oder bestimmen zu wollen, in welcher derselben sie die höchste Stufe der Vollendung erreicht habe. Jede war in ihrer Art gleich vortrefflich, gleich meisterhaft, und mit Ausnahme des durch die äußere Individualität und das Lebensalter bedingten Unterschiedes, wird in Betreff des künstlerischen Werthes wohl kein anderer zu finden seyn. Dieser künstlerische Werth beruht aber auf Eigenschaften, die im eigentlichsten Sinne des Wortes angeboren seyn müssen, die eben deshalb, und weil sie rein geistiger Natur sind, dem schwächenden Einflusse der Jahre trotzen. Es ist jener klare, richtige Verstand, welcher das Leben, die menschliche Natur und die Schöpfungen des Dichters in einem harmonischen Überblick umfaßt, es ist die ewig lodernde, nie ermattende Gluth der Phantasie, die den ganzen Kreis der Leidenschaften, welche die Menschenbrust bewegen, zu durchwandern und sich dienstbar zu machen weiß, es ist endlich jenes niemals alternde Gefühl für alles Schöne, jene Begeisterung für die Kunst, die auch das Kleinlich-Mechanische und Materielle derselben zu veredeln, zu vergeistigen vermag. In der Vereinigung dieser Gaben liegt der unwiderstehliche Zauber aller Leistungen der Mad. Schröder, und so lange wir diese Geschenke der Natur nicht in gleichem Maße wieder auf ein glückliches Haupt gefammelt finden, so lange wird sie als die Einzige, Unübertroffene im Vaterlande dastehen. Es ist wunderbar, was diese Frau, eben durch jenen klaren, richtigen Verstand und ihr nicht minder richtiges Gefühl geleitet, aus einzelnen, oft unbedeutend scheinenden Rollen, oder aus kleinen Stellen in ihren Rollen, die bey andern Darstellerinnen ganz spurlos vorübergingen, gemacht hat. Um aus unzähligen Beyspielen nur eines anzuführen, erinnern wir an die Stelle in der „Braut von Messina,“ wie die Verhüllung von der Leiche ihres Sohnes hinweggezogen wird. Ein solcher Moment, der eine ganze Welt von Empfindung einschließt, ist wahrlich mehr werth, als seitenlange Tiraden eingelernter Declamation, die eben so kalt lassen, als sie selbst es sind. — Wir können bey Erwähnung des genannten Stückes und seiner Darstellung auf unserm Hoftheater einen Umstand nicht übergehen, der die Freude des Publicums an diesem Abend zweyfach erhöhte. Es war die Erscheinung der Ute Gley, welche, nach langer, lebensgefährlicher Krankheit, der Kunst, der sie so würdig dient, zurückgegeben, zum ersten Male als Beatrice wieder auftrat. Der unverstellte, allgemeine Beyfall der Versammlung wird der Künstlerin ein Beweis seyn, mit welcher Theilnahme man sie so lange vermißt hatte und wie erfreut man sie wieder sah.

Mod e b i l d XIV.

Kleid von Gros:de-Naples Couleur d'Italie, mit Sevignyfragen und Shawlartiger Corsetverzierung, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher in der Stadt am Graben, im Trattnerhofe, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.  
Der grüne Hut von Gros:de-Naples, mit Blumen und Bändern, nach einem Original von M. Langer in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Sonnabend, den 6. April 1833.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## K ä t h c h e n.

(S c h l u ß.)

Eines Tages, wo Hr. von S. selbst empfand, wie seine Gesundheit aufs Neue ihm wiederkehrte, faßte er wehmüthig Käthchens Hand, küßte sie und sagte: „Verzeihen Sie mir, geliebte Käthe! Gott ist mein Zeuge, daß es nicht so gemeint war. Das Leben ist mir erst jetzt süß geworden, und dennoch bin ich versucht, es von mir zu werfen, um dadurch ein so liebenswürdiges Mädchen von einem so ungleichen, so unglückseligen Bande, wie das, womit ich gegen meinen Willen Ihre schöne Jugend in Fesseln geschlagen habe, zu befreien.“

Mit aller Wärme der schönen Jugend entfaltete ihm nun Käthchen ihr ganzes engelgleiches Herz, erzählte ihm, wie sie ihn immer ihren Schutzgeist genannt, welche inbrünstige Gebethe sie um seine Genesung zum Himmel gerichtet habe; sie wußte ihn so gut zu beruhigen, daß Hr. von S. in diesem Augenblicke die erste selige Stunde genoß, die ihm in seinem von der Hand eines unsanften Verhängnisses schmerzlich verkrüppelten Leben je zu Theil geworden war.

Sehr bald genas er nun völlig, ja es schien sogar, als wäre seine schwächliche Gesundheit durch diese letzte Krankheit gestärkt worden, wenigstens hatte er sich nie so gesund als jetzt gefühlt. Allein auch seine Seele war zu gesund, als daß er nicht in manchem Augenblicke mit unsäglichem Schmerze über Käthchens Zukunft an seiner Seite gedacht hätte, und auch sie war nicht zu jeder Stunde der begeisterten Empfindung seines innern Werthes zugänglich, die während seiner Krankheit sie über sie selbst erhoben hatte. In manchen Augenblicken empfand sie eine Trauer und Leere, und oft bot sie vergebens alles auf, ein solches Gefühl zu verbergen.

Ihre Lage war übrigens, wie man sich denken kann, glänzend. Die kleine demüthige, verlassene Käthe war von Pracht und Reichthum umgeben; von Allem, was sich ihr nahte, geliebt, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller, angebethet von ihrem Manne, der es sich angelegen seyn ließ, ihre kleinsten Wünsche zu errathen. Auch war Käthe für diese glückliche Veränderung ihres Geschicks nicht blind, aber was sie noch mehr als alles andere mit diesem aus-



söhnte, war der Umgang ihres Gatten und sein Benehmen gegen sie. Es schien wirklich, als hätte die Natur seine körperlichen Fehler durch ein reiches Geschenk von seltenen geistigen Fähigkeiten ersetzt. Nicht ohne Erstaunen gewahrte man die große Lebhaftigkeit, die so sehr mit seinem verkrüppelten Körper contrastirte, und die leicht beweglichen Züge, die funkelnden Augen, die, wenn er sprach, sein bleiches Gesicht belebten. Es war unmöglich, ihm gegenüber Langeweile zu haben. Ein Reichthum von Gedanken und Gefühlen entfaltete sich in seinem Gespräch, und eine feine Galanterie, ein eigener Tact, eine eigene Anmuth in seinem Umgang machten diesen anziehend selbst für diejenigen, die nicht verstanden, sich diese Vorzüge klar zu machen. Hr. von S. war den ganzen Vormittag beschäftigt. Während der kurzen Wintertage traf er mit Käthchen erst in dem schönen Speisesaal zusammen, wo ein immer festlicher und zierlich gedeckter Mittagstisch die kleine Familie, die außer der Tante häufig von einigen der vornehmsten Beamten der Gegend, dem Prediger und Andern vermehrt wurde, versammelte. Bey diesen Mahlzeiten wußte nun Hr. v. S. durch sein großes Talent den angenehmen Wirth zu machen, und sie durch jene kleinen Äußerungen im Laufe des Gesprächs zu würzen, die, genau betrachtet, nichts sind, allein doch den Augenblick, der sie gebiert und vernichtet, verschönern; daher man auch eine solche Unterhaltung mit einem Feuerwerke vergleichen kann. Die langen Abende, die sie oft einsam in Käthchen's Cabinet verbrachten, vergingen bey einem behaglichen Kaminfeuer, während der Sturm draußen wüthete und der Schnee die Scheiben peitschte, oder während der Mond in einer stillen Winternacht schien und der Gule trauriger Gesang von dem nahen Walde herübertönte, schnell und angenehm hin. Oft las Hr. von S. der Tante und Käthchen laut vor, und machte dadurch diese mit früher unbekanntem Schätze vertraut; oft entfaltete er dann in stiller Unterredung die reichen Schätze seines Herzens und seines eignen Geistes. Keine Kunst, keine Wissenschaft schien diesem Manne fremd. Sein verwachsener Körper, der ihm von zarter Jugend an so manchen Weg zu Freuden, welche die Stunden der Glücklichen erfüllen, versperrte, hatte in Verein mit seinen geistigen Anlagen und seinen äußern glücklichen Verhältnissen ihm Lust, Muße und Mittel verliehen, sich den Wissenschaften und Studien ganz zu weihen, und in der so zunehmenden Bildung Ersatz für sein Unglück zu finden.

So war der Winter verstrichen; da erhielt Käthchen eines Tages einen Brief von der A. schen Familie, in welchem ihr gemeldet wurde, daß ihr ehemaliger Geliebter, der Lieutenant H., nun Hochzeit mit seiner verlobten Braut zu halten gedenke, indem eine bürgerliche Anstellung, die er in einer sehr entfernten Provinz erhalten, es dem jungen Paare möglich gemacht habe, ein anständiges Haus führen zu können, und daß demnach der Hochzeitstag in einem Monate gefeyert werden solle. Hr. von S. und seine Frau wurden zu dieser Feyer eingeladen. Käthchen's Wangen glühten bey Lesung dieses Briefes. Sie reichte ihn ihrem Manne hin, und verließ das Zimmer.

Als sie zurückkam, fand sie Hrn. von S. verstimmt. Es schien ihr sogar, als könnte sie ihm ansehen, daß er geweint habe. Vergebens bemühten sich Beyde, wieder in den alten Ton zu fallen. Es war aber nicht möglich; die unglückliche Stimmung wollte weder den nächsten Tag noch den darauffolgenden weichen, und so vergingen Tage, Wochen. Käthchen fragte oft den Freund liebevoll um die Ursache seines Mißmuths. Sie fragte liebevoll, aber



nicht freymüthig, nicht offen, und erhielt daher keine freymüthige, offenherzige Antwort. Ihre Stimmung benahm ihr den Muth, wenn sie wirklich frey heraus mit ihm sprechen wollte. Hr. von S's Aussehen war eben so blaß und betrübt geworden, als das erste Mal, da ihn Käthe sah. Sie grämte sich, ohne mehr davon zu erwähnen; allein ihre Jugend schien zu verwelken.

In einem schönen Ostermorgen erhob sich Käthe mit leichtem Herzen als gewöhnlich. In ihrem kleinen Cabinet fand sie Blumen und Kränze von frischem Laube, welche die Mädchen auf dem Gute gebracht hatten. Durch das offene Fenster dufteten ihr die Blüthen aus dem schönen Garten entgegen. Sie fragte nach Hrn. von S. Es hieß, daß er ausgefahren sey.

Ohne sich weiteres Bedenken darüber zu machen, ging sie in die Kirche und trat in die zahlreiche Versammlung der Bauern des Gutes, die alle sie mit liebender Ehrfurcht begrüßten. Es war, als durchstiege eine frohe Ahnung ihr Herz, als sie im Verein mit diesen einfachen, aber getreuen Freunden ihre Gebethe zum Himmel hinauffandte.

Als sie wieder nach Hause kam, trat Hrn. von S's alter Diener ihr entgegen und bat sie in dem Zimmer seines Herrn einzukehren. Wie sehr aber wurde Käthe überrascht, als sie dort den Lieutenant H. vorfand. Hr. v. S. trat mit einem bewegten, feyerlichen Ausdruck vor sie hin.

„Meine geliebte Käthe!“ sprach er, „du weißt ja selbst, daß ich dir nur meine Hand in dem Gedanken bot, daß der Tod gleich darauf unsere unnatürliche Verbindung wieder auflösen würde. Meine Absicht war, dich glücklich zu machen, allein ich habe gegen meinen Willen das Entgegengesetzte bewirkt. Du weißt, daß ich, meiner ganzen Liebe ungeachtet — nur mit der liebenden Ehrfurcht eines Vaters dir genahet bin, ich kann daher auch ohne Verlegenheit in Gegenwart dieses jungen Mannes dir diesen Scheidungsvertrag, den ich schon unterschrieben habe, zur Unterschrift hinreichen. Das Gut, welches ich in einer andern Provinz besitze, gehört dir; nach Verlauf von drey Jahren darfst du dem Befehle zufolge dem Lieutenant H., den du, wie ich weiß, liebst, deine Hand geben. Nur in der Erbitterung wegen deiner vermeintlichen Untreue hatte er seine Verbindung mit deiner Cousine wieder angeknüpft, will aber mit Freude aus Liebe zu dir sie wieder lösen. Du wirst nun sogleich nach deinem Gute abreisen und dort den Verlauf der wegen der Scheidung bestimmten drey Jahre abwarten. — Ihr seyd beyde jung, die Zeit wird bald vergehen.“

Hr. von S. hatte noch nicht ausgesprochen, als Käthe sich mit heftigem Schluchzen in einen Stuhl warf. Beyde Männer nahen ihr. Sie erhob sich langsam.

„Das hatte ich nicht erwartet, Hr. von S.“ sagte sie mit Fassung, „daß Sie mich auf solche Weise wegsehen würden. Ihr Verfahren ist gewiß edel, allein es bewundern kann ich nicht. Ja! ich habe Lieutenant H. geliebt — das ist wahr, allein ich glaube, daß ich in meinen verlassenen Tagen diese Liebe ausgeweint habe. Sie sind mir noch theuer, Hr. Lieutenant!“ fuhr sie fort, sich an den jungen Mann richtend, der verlegen vor ihr stand. „Gäbe es Gott, daß ich zu Ihrem Glücke beytragen könnte, allein ich liebe Sie nicht mehr. Ich habe den Werth männlicher Festigkeit und Selbstbeherrschung für eine wehrlose Frau schätzen gelernt. Ich kann nur bey Hrn. von S. leben. Sein geistiger Umgang, seine hohe Tugend wiegen in meinen Augen alle übrigen Vorzüge



auf. Er kann mich verstoßen, wenn er will, allein dieß Document unterschreibe ich nicht.“

Mit diesen Worten zerriß sie erbittert das Blatt, das Hr. von S. ihr überreicht hatte; mit Thränen verließ sie das Zimmer und begab sich in ihr Cabinet, wohin ihr über alle Beschreibung glücklicher Gatte ihr bald nachfolgte.

Am Ostermorgen des nächsten Jahres ließ Hr. von S. mit großer Feyerlichkeit seinen und Käthchens Sohn taufen, und die glückliche junge Mutter fühlte von jenem Augenblicke an keine Leere mehr, weder in ihrem Hause, noch in ihrem Herzen.

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünneemann.

### Erste Decime.

Es ist freylich eine große Indiscretion, seine Gedanken drucken zu lassen, bloß weil man von ihnen gedrückt wird, und so wieder Andere damit zu drücken. Nicht selten gleichen die Schriftstellerlein unserer Zeit jenen Straßensiedlern, welche zur Unverschämtheit ihrer Betteley noch die Unbill ihrer Misttöne fügen.

Noch vor zwanzig Jahren schuf ein Kopf hundert gute Bücher; gegenwärtig braucht es hundert und ein Köpfe um ein leidliches zusammenzubringen. Ich seh' es noch kommen, daß ein literarischer Speculant Gift nimmt, um „Memoiren eines Sterbenden“ herausgeben zu können, und das Manuscript dem Buchhändler für die Begräbniskosten überläßt.

Die Unsterblichkeit der Seele und die Unsterblichkeit des Namens werden häufig im Begriffe verwechselt, sonst wäre es nicht zu erklären, wie so viele Menschen im Jagen nach der Zweyten das Heil der Ersten aufs Spiel setzen. Dieses muß Einem gegenwärtig immer theurer werden, wenn man sieht, wie die andere so spottwohlfeil geworden ist.

Es gibt keine größere Anmaßung, als sich in Gesellschaften zum Erklärer der Weltbegebenheiten aufzuwerfen oder irgendwann zu behaupten, man verstehe die Weltgeschichte. Jeder Tropf schwört darauf, wenn etwas geschehen ist, es vorausgesehen zu haben.

Der Maßstab aller irdischen Größen sinkt sogleich auf Null herab, wenn man sich als eine Möglichkeit vorstellt, daß nach einem Gewitter Regenwürmer in der Dicke von Wallfischen aus der Erde hervorkriechen könnten. Aller unserer Weisheit genießen wir nur auf Discretion der Natur.

Es gibt Leute, welche sich weiß machen, daß, wenn sie nur Concept hätten, sie mit ihren Schriften ein goldenes Zeitalter hervorzaubern würden, und wieder andere, welche ihre Feder bloß darum nicht ansetzen, weil sie befürchten, damit die Welt aus ihren Fugen zu sprengen.

Die Demuth wird so lange nicht wieder auf die Erde zurückkehren, bis es verboten wird Strümpfe und Schuhe zu tragen. Ein Mensch, welcher stets seine bloßen Behen erblickte, könnte weder in Eitelkeit noch in Hoffart gerathen.

Es hat von jeher Leute gegeben, welche, sobald es am politischen Himmel anfang zu dämmern, sich auf Besen setzten und zum Schornstein hinaus wollten, weil sie glaubten, es sey schon Walpurgisnacht.



Es würde das Unheil auf der Erde gar bald verschwinden, wenn die Menschen nur diese Welt nicht für eine See, und sich berufen halten wollten, darauf Flotten zu bauen; sondern für ein Binnenwasser, das ihnen bloß zur Überfahrt dient.

Die Tugend im Leben ist Oehl in der See: im Sturm und im Frieden, immer schwimmt sie oben auf.

### Epigrammenkranz.

Nach Destouches.

#### Die Häßliche.

Sie hat Geschmack und Geist; ein Herz, das Leid und Freuden  
Mit gleicher Wärme theilt. Ihr Witz beleidigt nie;  
Ihr Scherz ist immer zart; ihr Urtheil stets bescheiden;  
Anziehend ihr Gespräch; die Stimme Melodie.  
Des Dummbarts Augen bloß kann Ehloe häßlich scheinen:  
In tausendfachem Reiz erblicken sie die meinen.

#### Die Schöne.

Ich sah Belinden. Ach, die himmlische Gestalt!  
Hat je die Phantasie so Reizendes gemalt?  
In rastlos reger Glut trieb mich zu allen Stunden  
Mein Herz durch Stadt und Feld, bis ich sie aufgefunden  
Und dann mich satt geschaut. — Sie sprach; ich hörte zu;  
Da kehrt' im Augenblick mir die verlor'ne Ruh'.

#### Das Gebeth des Weisen.

In mittelmäß'gem Glück allein  
Kann man dem Reid, den Sorgen trohen.  
Laß And're, Gott, von Golde strotzen;  
Mich nur geschützt vor Armuth seyn!

#### Das Recht auf beyden Seiten.

Alcest spricht übel von Chlorinden,  
Chlorinde übler von Alcest;  
Und alle Welt behauptet fest,  
Sie spräche wahr und Er aus Gründen.

#### Grabchrift eines Dichters.

Den, der hier liegt, beklagen alle Stimmen;  
Er wollte, voll von Durst nach Ruhm,  
Den Tempel der Unsterblichkeit erklimmen,  
Doch kam er auf dem Weg — vor Hunger um.

#### An Agathen.

In einem weiten Kreis berühmter Kaffeeschwestern  
Hör' ich, Agathe, dich all' deine Freunde lästern.  
Noch blühest du jung und hübsch; den art'gen Zeitvertreib  
Verspare, bist du einst ein alt und häßlich Weib.

#### Grabchrift eines Arztes.

Hier ruh't der Arzt, Herr Thomas Breit,  
Ein Wunder von Gelehrsamkeit;  
Er konnte wie ein Buch dociren,  
Und jede Krankheit demonstrieren.  
Doch, rief ein Kranker ihn zu sich,  
Nieß seine Weisheit ihn im Stich;  
Und viele Todte würden leben,  
Hätt' Er sich eh' in's Grab begeben.



## Der moderne Kritiker.

Die Sudelen zum Meisterstück erheben,  
Und dieß zur Sudelen herunterzieh'n,  
Darnach es mehr Gewinn will geben,  
Die Gabe hat der Hunger mir verließ'n:  
Ich recensire, um zu leben.

## Die rechte Zeit.

Die Mutter sprach: „Mein lieber Zeit,  
Ich möchte doch bald Enkel wiegen;  
Fort! dich in's Ehejoch zu schmiegen!“ —  
Da sagt der Sohn: „'s ist noch nicht Zeit.“  
Als dieser nun schon fünfzig zählt,  
Da wird ihr bang'. Mit Bitten quälet  
Sie früh und spät den armen Zeit;  
Der aber spricht: „'s ist nicht mehr Zeit.“ —

## Der Jüngling von heute.

Ob man auch noch so wicht'ge Dinge  
In Zirkeln zur Verhandlung bringe,  
Allest entscheidet rash und — schlecht.  
Ihr Jünglinge, o lernet schweigen!  
Wo nicht, doch klüger euch zu zeigen,  
Und denket erst, bevor ihr sprecht.  
Es schwagt ein Thor und denket nicht;  
Der Kluge denkt, bevor er spricht.

## Die Erfahrung.

Ehloe. Nur nicht so lähn, mein Freund! Fürwahr,  
Ich werde böß, wenn Sie nicht weichen.  
Damon. Ein Küßchen nur, eh' beym Altar  
Wir freudig uns die Hände reichen.  
Ehloe. Nein, nein! Ich hab' es hoch geschworen,  
Nichts wird vorher von mir gewährt;  
Der Freyer und der Gatte ging verloren:  
Erfahrung hat mich das gelehrt.

## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Mittwoch, den 27. März, zum ersten Male: „Das Testament einer armen Frau.“  
Drama in 5 Aufzügen, nach dem Französischen von C. W. Koch.

Carl Morin, ein Büchsenmachergehülfe, und seine Schwester Amalie, zwey elternlose Waisen, leben zu Paris in stiller Dunkelheit, verbunden und glücklich durch die innigste Geschwisterliebe. An Amaliens zwanzigstem Geburtstage erhält Carl durch den Friedensrichter des Districts das Testament seiner verstorbenen Mutter, und erfährt daraus, daß Amalie nicht seine Schwester, sondern ein fremdes, von seiner Mutter gefundenes und als ihre Tochter aufgezogenes Kind sey. Die dahin gehörigen Documente liegen dem Testamente bey, nur der Name der wirklichen Eltern des Kindes ist nicht zu finden. Carl, voller Freude über die Entdeckung, beschließt, Amalien noch heute das Geheimniß mitzutheilen, ihr seine heiße, langverborgene Liebe zu gestehen und um ihre Hand zu bitten. Allein Amalie kommt seinem Geständnisse durch ein anderes zuvor und entdeckt ihm ihr Liebesverhältniß mit einem armen, aber redlichen jungen Menschen, Edmund, der ihr Herz auf ewig gewonnen habe und sie in Kurzem zur glücklichsten Frau machen werde. Großmüthig entsagend, gibt Carl seinen Wunsch auf, ohne auch nun sein Geheimniß zu verrathen. Unterdessen ist der Friedensrichter, der durch die Erinnerung an eine frühere Begebenheit auf die rechte Spur von Amaliens Herkunft und ihrer wirklichen Mutter gekommen ist, bey einer Frau von Delaunay erschienen, einer reichen Witwe, die eben im Begriffe ist, ihre einzige Tochter Leontine an den Sohn des Oberrichters von Preval zu verheirathen. Er erkennt auf den ersten Blick in dieser Witwe die Frau, welche in jener geheimnißvollen Begebenheit die Hauptrolle spielte; sie gesteht



ihre frühere Geschichte und erfährt nun, daß das verläugnete Kind ihrer ersten unglücklichen Ehe lebe. Die Stunde der Verlobung rückt indessen heran. Die Gäste erscheinen, auch Amalie, die als Putzmacherinn Leontinens Brautschmuck verfertigt hat, und von der Familie stets mit Freundlichkeit behandelt worden ist, findet sich zu der Feyerlichkeit ein, der Bräutigam tritt ein, und Amalie sinkt entsetzt zusammen, da sie in ihm ihren Edmund erkennt; zugleich entdeckt der Friedensrichter der Witwe, daß Amalie ihr verstorbenen Kind ist. Edmund, oder vielmehr Theodor von Preval, wird nun von zwey Seiten wegen seines Verraths in die Enge getrieben. Ein Neffe der Witwe, der Oberst von Delaunay, will die beleidigte Ehre seiner Familie rächen, und Theodor zu seiner Pflicht zwingen, auch der arme Carl Morin, in großmüthiger Selbstverläugnung, tritt als Ritter für seine beschimpfte Schwester auf. Natürlich gibt der adelige Theodor dem adeligen Obersten für den Zweykampf den Vortritt, stellt aber zuvor dem Bruder Amaliens ein förmliches Eheversprechen für die letztere zu. Das Duell hat keine weitem Folgen und Theodor kommt, sein Versprechen an Amalien zu erfüllen. Diese aber, von Frau von Delaunay noch zur rechten Zeit gewarnt, erkennt an der frostigen Art, mit der Theodor seiner Pflicht Genüge leistet, wie wenig es ihm mit seiner Liebe Ernst war. Mit gebrochenem Herzen gibt sie ihm sein Versprechen zurück, welches er auch ohne lange Weigerung annimmt. Bald darauf geht er mit Leontinen zum Traualtar. Amalie beschließt, der Welt zu entsagen und in einem Kloster ihr verkümmertes Leben zu verweinen, Carl will zur Armee nach Afrika, um im Kugelregen seinen Tod zu suchen. Doch zuvor entdeckt er Amalien das Geheimniß ihrer Geburt und gesteht ihr seine heisse, unvergängliche Liebe. Gerührt, erweicht, beginnt sie schon in ihrem Vorsatze zu schwanken, da erscheinen der Friedensrichter und Frau von Delaunay. Diese gibt sich ihr als ihre Mutter zu erkennen, und vereinigt endlich das hartgeprüfte Paar.

Unsere Inhaltsanzeige über das vorliegende Stück ist ein wenig länger ausgefallen, als wir anfangs beabsichtigten, und doch haben wir eine Menge von Umständen mit Stillschweigen übergangen, die zum Verständniß des Ganzen nicht ganz überflüssig gewesen wären, ein Beweis, daß es dem Stücke nicht an Begebenheiten und thatsächlichem Stoffe fehle, um das Interesse der Zuschauer von einem Acte zum andern wach zu erhalten. Vielleicht ist der Vorrath von beyden sogar zu reichlich vorhanden, und der Grund, warum das Stück, im Ganzen genommen, nicht noch mehr Glück gemacht hat, nur darin zu suchen, daß der Verfasser, wie der Übersetzer, mit ihrem Überflusse nicht häuslicher genug gewirthschaftet haben. Der Stoff ist ohne Zweifel interessant, poetisch, dramatisch, und obwohl der Titel, „Drama“ in neuerer Zeit ein wenig verdächtig gemacht und nicht selten zum Deckmantel einer gewissen kryptogamischen Gattungslosigkeit gebraucht worden ist, die sich mit ihrem wahren Namen nicht recht hervorgetraut, so kann man diese Bezeichnung in dem vorliegenden Falle immerhin gelten lassen, wenn man sich nur das Richtige dabey denkt. Gegen den Stoff also ließe sich schwerlich etwas Erhebliches einwenden, die Situation ist lebendig, wahr, anziehend, selbst die Charaktere der meisten Personen, namentlich der beyden Geschwister, sind gut erfunden und recht fest durchgeführt; die etwas bunte Behandlungsart des Ganzen, die gewaltthame Einmischung längst vergangener Abenteuer und besonders die allzu handgreiflich auf den Effect berechneten Actschlüsse kommen auf die Rechnung des französischen Verfassers, der hierin vielleicht ganz eigenen Forderungen seines Publicums genügen zu müssen glaubte. Die unsern aber weichen von den letztern doch immer noch um ein merkliches ab, und hätte der nicht talentlose Übersetzer mehr Übung, mehr Kenntniß der Bühne, und namentlich von den Forderungen unserer Bühne mit an die Arbeit gebracht so würde er manches vermieden, manches geändert haben, was seinem Stücke, wie es jetzt ist, störend entgegenwirkt. Dahin gehört unter andern die öftere Wiederholung der geheimnißvollen Mittheilungen unter vier Augen, die, als solche angekündigt, beynabe in jedem Acte vorkommen und theils aus diesem Grunde, theils wegen der langen darin enthaltenen Erzählungen nothwendig ermüden müssen; dann die beynabe regelmäßigen Ohnmachten bey den jedesmaligen Actschlüssen, und zulezt der ununterbrochene briefliche Verkehr, der die Handlung immer aufhält und hier nicht einmal als unvermeidlicher Nothbehelf erscheint. Alle diese Dinge wären ohne Zweifel leicht und für das Ganze höchst vortheilhaft aus dem Wege zu räumen gewesen; hätte sich überdies die Sorgfalt und der richtige Tact des Übersetzers auch auf ein paar nicht sehr haltbare Raisonnements einiger Personen über Standes- und Lebensansichten erstreckt, so ließe sich dem Stücke für die Zukunft, wenn auch kein hervorragender Platz unter den besten Erzeugnissen der Zeit, doch eine bedeutende Wirkung auf einen großen Theil der Zuhörer prophezehen. Der Dialog ist mit vielem Fleiße und an manchen Stellen mit Talent behandelt, einige Scenen,



namentlich die Abschiedsscene Amaliens und Theodors im vierten Acte, sind von nicht geringem theatralischen Werthe.

Die Aufführung dieses Stückes hat durch ihre besondere Vorzüglichkeit die auffallendsten Mängel desselben vergessen gemacht, und manches Gute dagegen in ein desto helleres Licht gestellt. Die Hauptrolle der Amalie ward von Ull. Pecher mit so viel Lieblichkeit, Einfachheit und Wahrheit dargestellt, daß wir die heutige Leistung unter ihre besten, an wirklicher Tiefe der Empfindung, für ihre gelungenste rechnen. Die schon erwähnte Scene im vierten Acte war vortrefflich und hat uns von ihrem schönen Talente einen neuen, höchst willkommenen Beweis geliefert. Mad. Löwe, als Frau von Delaunay, erschien in einem Charakter, der ihrer Persönlichkeit so ganz zusagte, daß wir zum Lobe ihrer Darstellung weiter nichts hinzufügen können, als daß wir den ganzen Zauber jener Weiblichkeit wiederfanden, durch den sie unser Publicum so oft und so vollkommen entzückt hat. Recht anziehend und launig war Mad. Fichtner in der kleinen Rolle der Leontine. Hr. Fichtner stellte den schlüchtern, unverdorbenen Handwerker Morin mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit und Einfachheit dar. Seine Rolle als Charakterzeichnung ist die beste im Stücke, und er weiß solche Züge immer mit Verstand und Geschmack aufzufassen. Eine eben so schwierige, als undankbare Aufgabe war Hr. Herzfeld als Theodor von Preval zugefallen. Das Schwanken zwischen Liebe, Vorurtheil und Ehre läßt den jungen Menschen zu keiner rechten Farbe kommen. Daß wir ihn nicht in gehässigerem Lichte erblicken, und Amaliens Liebe begreiflich finden, danken wir dem richtigen Tacte und dem trefflichen Spiele des Darstellers. Die Rollen des Friedensrichters, des Obersten und des Oberrichters wurden von den H. Costenoble, Weber und Koberwein mit Ernst und Fleiß gegeben.

Um Mißdeutungen zu begegnen, glaubt die unterzeichnete Redaction sich verpflichtet, zu der in Nr. 35 dieser Zeitschrift enthaltenen „Correspondenz von Preßburg“ die nachfolgenden mündlichen Erläuterungen und Äußerungen des Hrn. Strauß zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Nach denselben wurde er (Strauß) von dem löbl. Magistrat der königl. Frey- und Krönungsstadt Preßburg zur Belegung einer, daselbst zum Vortheil eines wohlthätigen Zweckes beabsichtigten Reunion eingeladen, und man kam dahin überein, daß Strauß, rücksichtlich des genannten Zweckes, den Antrag gegen die mäßige Entschädigung von 120 fl. C. M. für sich und seine sechs und zwanzig Orchestermitsglieder übernahm.

Aus Gründen, welche Hrn. Strauß unbekannt sind, wurde aber der mit ihm geschlossene Vertrag an den Turnermeyster der königl. Freystadt, Hrn. Pokorni, für 150 fl. C. M. abgetreten.

Die Art und Weise aller Ankündigungen dieser Reunion und der Zahlungsbestimmungen für Eintritt und Sperrfische war, da die Reunion nun allein zum Vortheil des Hrn. Pokorni Statt hatte, bloß dessen Sache und Sorge, und Strauß war nach seinen an Ort und Stelle gemachten ausdrücklichen Äußerungen weit davon entfernt, die marktshreuerische Art von Ankündigungen und die mit Recht gerügten übertriebenen Preisbestimmungen zu billigen, wie dieses aus der Abfassung des fraglichen Correspondenzartikels auch keineswegs hervorgeht und von der allgemein anerkannten Bescheidenheit dieses beliebten Musikdirectors auch nie zu erwarten war.

### Concert-Anzeige.

Der berühmte Virtuose und Soloclarinetist des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, Hr. Klein, wird Montag, den 8. April, im k. k. kleinen Redoutensaale ein Concert geben, in welchem folgende Musikstücke zur Aufführung kommen werden: 1. Ouverture zur Oper: „Fidelio,“ von Beethoven. 2. Adagio und Rondo brillant für die Clarinette, neu componirt von Hrn. Grutsch, Mitglied der k. k. Hofcapelle und zweytem Orchesterdirector des k. k. Hofopertheaters, vorgetragen von dem Concertgeber. 3. Lied für Tenor und Waldhorn mit Begleitung des Pianoforte, neu componirt von Hrn. Siegmund Thalberg, vorgetragen von den H. Tiche, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Hrn. Lewy, Solowaldhornist und Professor am hiesigen Conservatorium. 4. Rondo für das Pianoforte aus dem Concerte in As-dur von Hummel, vorgetragen von Hrn. Döhler, herzh. Lucca'schem Kammervirtuosen. 5. Arie für Sopran mit obligater Violine, neu componirt von Hrn. Capellmeister Lachner, vorgetragen von Ull. Marie Ghnes und Hrn. Mayfeder. 6. Quintett concertant für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn mit Orchesterbegleitung, vorgetragen von den H. Zierer, Ullmann, Hürt, Lewy und dem Concertgeber. — Eintrittskarten à 3 fl. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Diabelli, Haslinger, Artaria, Mechetti, Leidesdorfer und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Dienstag, den 9. April 1833.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Ueber den Verein zur Beförderung der bildenden Künste.

In Nr. 71 der Wiener Zeitung befindet sich der erste Jahresbericht über die Einnahmen und Ausgaben dieses Vereins, worin zugleich eine kurze und lichtvolle Darstellung seiner Grundsätze, seiner Zwecke, und desjenigen enthalten ist, was in der kurzen Zeit seines Bestehens von letzteren bereits erreicht wurde.

Nicht weniger als 55 Gemälde wurden angekauft. Bey der Wahl derselben mußte nicht auf den Kunstwerth allein, sondern auch darauf gesehen werden, daß deren Zahl nicht zu gering sey, damit bey ihrer Verloosung ein bedeutender Theil der Vereinsmitglieder auf Gewinn zu hoffen habe; denn, obschon man annehmen darf, daß die meisten derselben aus reiner Absicht, die bildende Kunst zu' befördern, sich zum Beytritte veranlaßt fanden, so ist der Wunsch, damit, wo möglich, auch das Vergnügen an dem zugefallenen Eigenthum eines Kunstwerkes zu verbinden, doch eben so natürlich als verzeihlich. Das Honorar für den Stich der Kupferplatte, deren Abdrücke an sämtliche Interessenten vertheilt wurden, mag für den ersten Augenblick fast zu großmüthig erscheinen; bedenkt man aber, daß — aus der so eben angeführten Ursache — es wichtig ist, die Theilnahme an diesem Institute durch die Aussicht auf die Erwerbung eines ausgezeichneten Kupferstiches zu beleben, und daß vielleicht auch noch das Bestreben obwaltete, einem lang und vielfach verdienten Meister dieses Kunstfaches die Achtung des Vereins dadurch zu bezeigen; so verschwindet dieses Bedenken. Ein überaus schönes Blatt, die Arbeit eines unserer ersten Kupferstecher, liegt zur nächsten Vertheilung bereit.

Der verhältnißmäßig geringe Betrag der Regiekosten und der übrigen Auslagen beweiset die Kluge und umsichtige Gebahrung des leitenden Ausschusses. Ueberdies werden mehrere dieser Ausgaben, welche durch die Bedürfnisse der ersten Einrichtung veranlaßt wurden, nicht wieder vorkommen; andere, nach dem, was bereits dafür geschehen ist, künftig noch minder bedeutend ausfallen.

Ein beträchtlicher Vortheil erwächst dem Vereine dadurch, daß die erste österreichische Sparcasse nicht nur die Verwaltung seiner Gelder übernahm, sondern diese auch noch mit 3 1/2 pr. Ct. verzinsset; und der, von dem größern Ausschusse angenommene, zweckmäßige Vorschlag, aus der, durch jene Zinsen zufällig entstehenden Vermehrung der Geldmittel einen Reservefond



zu bilden, mit Hülfe dessen der Stich der jährlich zu vertheilenden Kupferplatte — noch vor dem Einlangen der Actienbeyträge — begonnen werden kann, um die Abdrücke zugleich mit der Verloosung der Gemälde vertheilen zu können, wird zu dem Gedeihen des Vereins auf erfreuliche Weise mitwirken.

Wenn daher, nach dem, was in finanzieller Hinsicht in diesem ersten Jahre geschehen ist, sich für die Zukunft Erfreuliches erwarten läßt; so erhält diese Erwartung noch mehr Grund, betrachtet man die übrigen Ergebnisse dieser Anfangszeit. Man darf nicht vergessen, daß seit vierzig Jahren das Getümmel verheerender Kriege, die Sorge für die theuersten Interessen des gesellschaftlichen Lebens, ja für die persönliche Existenz, und — selbst in den Jahren eines äußern Friedens — die Furcht vor dem drohenden Wiedereintritt kaum überstandener Bedrängnisse, den Geist auch derjenigen, die sonst durch Neigung und Erziehung für die Erzeugnisse der schönen Künste und deren Aufschwung leidenschaftlich eingenommen waren, von seinem Lieblingsgegenstande ab, auf die dringenderen, ernstern Bedürfnisse des Augenblicks lenkten. Nur der segenvollen Friede, der gesicherte Besitzstand sind den Muses günstig; nur sie verleihen dem Künstler jene, von Sorgen ungetrübte Heiterkeit des Gemüthes, die zur Ausübung seines Talentos unentbehrlich ist, und dem Kunstfreunde Lust und Mittel, des Künstlers Arbeiten zu genießen und zu vergelten. Es war daher, nach so langer Zeit der Entmuthigung auf der einen, und der Gebundenheit auf der andern Seite, ein nicht genug zu preisender Gedanke, einen Verein gebildeter, für den Reiz der lebenverschönernden Künste empfänglicher, und deren Einfluß auf die fortschreitende Civilisation begreifender Männer ins Leben zu rufen, um das, durch unabwendbare Ereignisse Versäumte nachzuholen, den von diesen darniedergedrückten Geist wieder emporzuheben, und Künstlerthätigkeit, Künstleranererkennung wieder zu erwecken, zu nähren, zu verbreiten. Daß es nur der ersten Anregung hierzu bedurfte, beweiset das schnelle Entstehen und das über alle Erwartung günstige Gedeihen des hier besprochenen Vereins, der, kaum erdacht, schon bey 1500 Mitglieder zählte und in Jahresfrist sich gegen 1800 erhoben hat. Niemand wird zweifeln, daß, außer der glücklichen Idee, welche der Bildung dieser Gesellschaft zum Grunde liegt, das Vertrauen zu dem, durch verständige Wahl zusammengesetzten, leitenden Ausschusse, und vor allem die Zuversicht auf den erhabenen Kenner und Freund der Künste, unter dessen Schutz ein wohlwollender Genius den Verein gestellt hat, zu seinem raschen Emporblühen wesentlich beiträgt.

Möge der ausgesprochene Grundsatz, zur jährlichen Verloosung nur vollendete Kunstwerke, mit Ausschließung aller Versuche auch noch so viel versprechender Anfänger zu wählen, streng beobachtet werden! Möchten aber auch die Mittel des Vereins sich bald hinlänglich erheben, um in den Stand zu kommen, wenn nicht jährlich, doch von Zeit zu Zeit, auch auf den Ankauf eines großen historischen Gemäldes Rücksicht nehmen zu können, deren auffallender Mangel wohl doch, wenigstens zum Theil, „einer Unempfindlichkeit des Publicums gegen rein ästhetische und ernstere Eindrücke“ zuzuschreiben seyn dürfte, nachdem sich seit einiger Zeit nicht nur in Beziehung auf Erzeugnisse der bildenden, sondern auch auf jene der Tonkunst, der Geschmack von dem Ernsten, Grandiosen ab, und dem leichter zu Fassenden, bloß durch angenehmen Sinnenreiz Ansprechenden sich zugewendet hat.



## Hymne des Unglücklichen an den Schlaf.

Nach dem Spanischen des Don Alberto Lista\*).

Komm' Morpheus, zum Trost der Sterblichen geboren,  
Von allen Göttern ruft nur dich mein Fleh'n:  
Komm', eh' an ihrem Strand noch die verbrannten Mähren  
Des Sonnengottes Glanz ersterben seh'n.

Der Schatten Sieger — zu geschäftigem Gewimmel  
Erregend — find' in deinem Schooße mich  
Besprengt mit Lethe's Thau, naht im Zenith am Himmel  
Er seinem gold'nen Strahlenthronen sich.

Entzieh' des Nachts, entzieh' des Morgens dem die holde  
Befriedigung, womit dein Nah'n beglückt,  
Der auf dem weichen Bett von Scharlach und von Golde  
Die theure Gattinn an den Busen drückt;

Ihm, welchem Plutus nichts, Cythere nichts versagte,  
Um dessen Günst ihr Schmeicheln sich bemüht;  
Und der, was Abends er noch kaum zu träumen wagte,  
Am nächsten Morgen schon gewährt sich sieht.

Nie find' den Glücklichen, von deinem Arm umwunden,  
Der Morgenstern, wenn hell im Ost er blinkt,  
Der von den Lippen ihr, die Treue ihm verbunden,  
Den Seufzer gleichgetheilte Liebe trinkt.

O laß' sie ihres Glücks genießen! gütig schone  
Der Vollbeglückten stille Seligkeit:  
Das Dafeyn ist für sie ein Quell stets neuer Wonne,  
Der Augenblick ist eine Ewigkeit.

Für sie erhebt sich aus der Wellen Schooß Aurora  
Und läßt den Erdenkreis in Purpur glüh'n,  
Der Vogel singt sein Lied für sie, für sie läßt Flora  
Des Frühlings Reichthum auf den Auen blüh'n.

Für sie entrollt die Nacht den reichgestickten Schleyer,  
Und streut am Himmelsdom für sie allein  
Die gold'nen Flocken aus; und hüllt die stille Feyer  
Der Liebe in ersehnten Schatten ein.

\*) Freunden der spanischen Literatur wird es nicht unangenehm seyn, das Original hier beygedruckt zu sehen. Übrigens gehören die „*Poesias de Don Alberto Lista*“ (Madrid, 1822) zu den ausgezeichnetesten Erscheinungen im Gebiete der neuern Lyrik. Der erhabenste Schwung herrscht in seinen geistlichen Oden; tief und klar zugleich sind seine Lehrgedichte; Anmuth und Bärtlichkeit haucht das kleinste seiner Lieder der Liebe, und wahre Muster in ihrer Art sind seine Nachahmungen des Horaz.

*Desciende á mi, consolador Morfeo,  
único Dios que imploro,  
antes que muera el esplendor febeo  
sobre las playas del adusto moro.*

*Y en tu regazo el importuno dia  
me encuentre aletargado,  
cuando triunfante de la niebla umbria  
Asciendo al trono del cenit dorado.*

*Pierda en la noche y pierda en la mañana  
tu calma silenciosa  
aquel feliz, que en lecho de oro y grana  
estrecha al seno la adorada esposa.*

*Y el que halagado con los dulces dones  
de Pluto y de Citères,  
las que á la tarde fueron ilusiones  
á la aurora verá ciertos placeres.*

*No halle jamas la matutina estrella  
en tus brazos rendido,  
al que bebió en los labios de su bella  
el suspiro de amor correspondido.*

*Ah! déjalos que gozen. Tu presencia  
no turbe su contento  
que es perpetua delicia su existencia  
y un siglo de placer cada momento.*

*Para ellos nace el orbe colorando  
la sonrosada aurora  
y el ave sus amores va cantando  
y la copia de abril derrama Flora.*

*Para ellos tiende su brillante velo  
la noche sosegada  
y de trémula luz esmalta el cielo  
y da al amor la sombra deseada.*



Wenn für den Glücklichen, der Lust in reichen Zügen  
Genießt, die Zeit im raschen Flug entflieht:  
Verknüpfe kurze Ruh das künftige Vergnügen  
Mit jenem, das er kaum entchwunden sieht.

Doch ach! zu einer Brust, von Schmerz bekommen,  
Neig', milden Sinnes, Gott des Schlummers, dich:  
So viele Stunden du dem Leben mich entnommen,  
So vielen ew'ger Qual entnahmst du mich.

Was hilft es mir, daß bey des Morgens munt'rem Grusse  
Laut überall sich Lust und Frohsinn regt,  
Wenn alle Menschen er zu heiterem Genusse,  
Und mich allein zu neuen Qualen weckt?

Was hilft der Vögel Lied mir und das Grün der Fluren,  
Der Blüten Pracht, womit die Wiesen sich  
Geschnücket, sieht mein Aug' nicht ihrer Schönheit Spuren,  
Und schweiget dumpf die ganze Welt für mich?

Was ist der Ambraduft der Lu, das süße Rauschen  
Des Baches, welcher sanft durch Blumen fließt,  
Für mich, dem selbst der Trost, dem alle Menschen lauschen,  
Der Hoffnung letzter Trost entwichen ist?

Vergebens gießt, sank in den Schooß der lauen Wellen  
Der Sonne glänzendes Gestirn hinab,  
Der Mond, der traute Freund empfindungsreicher Seelen,  
Sein mildes Licht auf Berg und Flur herab.

Die süße Schwermuth, die sich in die weichen Seelen  
Der Liebenden bey seinem Schein ergießt,  
Wenn um die Hügel sanft in leichtgeschwung'nen Wellen  
Sein blasser, halbverstorb'ner Schimmer fließt, —

Sie ist nicht für ein Herz, dem allzu tiefe Wunden  
Die Täuschung schlug, aus dem die Hoffnung schwand,  
Das, als es blutend sich der Täuschung Arm entwunden,  
Bey der Vernunft nur herbe Tröstung fand.

So kurz' denn du, o Schlaf, den Faden meiner Qualen,  
Du, milder Schlaf! so lang die Herrschaft dein:  
Scheint ihm selbst, den das Glück mit seinen Gaben allen  
Beschenkt, der Sohn des Unglücks gleich zu seyn.

Geschieden gänzlich vom Bewußtseyn laß' mich liegen,  
Und hüll' mein Herz in Todesohnmacht ein;  
Zu Lethe's stillem Born dann eile hinzufliegen,  
Und tauch' den Zweig in seine Fluten ein.

*Si el tiempo del placer para el dichoso  
huye en veloz carrera,  
une con breve y placido reposo  
las dichas que ha gozado á las que espera.*

*Mas, ay! á un alma, del dolor guarida,  
desciende ya propicio:  
cuanto me quitas de la odiosa vida  
me quitarás de mi immortal suplicio.*

*¿ De qué me sirve el subito alborozo  
que á la aurora resuena  
si al despertar el mundo para el gozo  
solo despierto yo para la pena?*

*¿ De que el ave canora, ó la verdura  
del prado, que florece,  
si mis ojos no miran su hermosura  
y el universo para mi enmudece?*

*El ámbar de la vega, el blando ruido,  
con que el raudal se lanza,*

*¿ Que son; ay! para el triste, que ha perdido  
ultimo bien del hombre, la esperanza?*

*Girará en vano, cuando el sol se ausente,  
la esfera luminosa:  
en vano de almas tiernas confidente,  
los campos bañará la luna hermosa,*

*Esa blanda tristeza, que derrama  
á un pecho enamorado,  
si su tranquila amortiguada llama  
resbala por las faldas del collado:*

*No es para un corazón, de quien ha huído  
la ilusion lisongera,  
cuando pidió, del desengaño herido  
su triste antorcha á la razon severa.*

*Corta el hilo á mi acerba desventura  
ó tú, sueño piadoso;  
que aquellas horas, que tu imperio dura  
se iguala el infeliz con el dichoso.*

*Ignorada de si yaza mi mente  
y muerto mi sentido:  
empapa el ramo para herir mi frente  
en las tranquilas aguas del olvido.*



Dein Zauber möge mich der Leiche ähnlich machen,  
Die dort erstarrt liegt in der kalten Gruft:  
Nur glücklicher als ich dadurch, daß kein Erwachen  
Wie mich auf's Neue sie in's Leben ruft.

Kein äffend Gaukelspiel von Truggestalten webe  
Sich in mein unterbroch'nes Daseyn ein;  
Kein Bild aus meinem gramerfüllten Leben schwebe  
Vor meinem Geist in bleichem Farbenschein.

Bring' nicht das Bild mir meiner Qual zurück,  
Sie foltert streng genug den wachen Sinn;  
Vereine grausam nicht auch, du dich ihrer Tücke,  
Reich' grausam nicht, auch du den Dolch ihr hin.

Auch schmeichle mir kein Bild der heitern Lust, von hinnen  
Fliehet treulos, wenn du fliehst, der Freuden Schaar,  
Und ihr Entsieh'n straft hart an mir dann das Erführen,  
Daß einen Augenblick ich glücklich war.

Komm', nahe schweigend dich mit leisem Flügelsschlage,  
Und kette fest die glüh'nde Phantasie:  
Sie bleibt noch frey genug, beginnt, so bald dem Tage  
Dein Arm mich'übergibt, ihr Foltern sie.

Komm', mitleidsvoller Schlaf, und löse meinen Kummer,  
Bring' kurze Zeit die Ruhe mir zurück;  
Komm', Bild des Todes, nach dem letzten, tiefen Schummer  
Bist du allein des Jammervollen Glück.

M. E n f.

*De la tumba me iguale tu veloño  
à la ceniza yerta:  
Solo ¡ ay de mí! que del eterno sueño,  
mas felice que yo, nunca despierta.*

*Ni aviven mi existencia interumpida  
fantasmas voladores  
ni los sucesos de mi amarga vida  
con tus pinceles lánguidos colores.*

*No me acuerdes, cruel, de mi tormento  
la triste imágen fiera:  
bástale su malicia al pensamiento  
sin darte tú el puñal para que hiera.*

*Ni me halagues con pérfidos placeres  
que volarán contigo:  
y el dolor de perderlos quando huyeres  
de atreverme à gozar será el castigo.*

*Delizate callodo y encadena  
mi ardiente fantasia:  
que asaz libre sera para mi pena,  
quando me entregues à la luz del día.*

*Ven, termina la misera querella  
de un pecho acongojado:  
¡ Imágen de la muerte! despues de ella,  
eres el bien mayor del desgraciado.*

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünneemann.

### Zweyte Decime.

Ein Pudel lernt eher zehn Künste, als der Mensch eine Wahrheit begreifen.

Wenn die Windbeutel mit Gasen gefüllt wären, so hinge die Luft voller Aerostaten.

Wer sich das größte Glück auf Erden wünscht, der wünsche sich die Selbstzufriedenheit eines Pinsels.

Wenn der Mensch Gerechtigkeit fordert, besteigt er ein Rennpferd; soll er sie gewähren, eine Schnecke.

Von hundert Faullenzern würden Neun und Neunzig fleißig spinnen, wenn der Flachs unter ihren Händen zu Gold würde.



Man sollte die Aesfelträger numeriren wie die Packerel, so könnten sie noch Nutzen stiften.

Wenn der Ehrgeiz das Noß gezäumt hat, setzt sich die Gewinnsucht in den Sattel.

Der Lebenslauf hat mit dem Sonnenlauf ähnliche Wendepuncte: dieser Krebs und Steinbock, jener Rückschritt und Sprung.

An der Pfennigschenke der Narrheit ist das Aushängeschild die Weisheitskrämerey.

Zwischen dem Kläger und dem Beklagten steht der Advocat als Vermittler, wie der Hühnerhund zwischen dem Jäger und dem Hasen.

### Correspondenz-Nachrichten.

München, im Februar 1833.

Der Carnaval ist vorüber und die ernste Reflexion gewinnt wieder Spielraum genug, nicht nur zur eigenen Selbstbeschaung, sondern auch zu Rückblicken auf eine hingeschundene Zeit und zum ruhigen Hinblicke der Gegenwart, die sich wie ein buntes Marionettenspiel schürzt und entwickelt. — Unsere Königsstadt versäumte nichts, die schmale Carnevalszeit zu genießen; sie löste die Aufgabe, den kurzen Zeitraum desto intensiver zu benutzen, mit aller Meisterschaft. Die großen Bälle im königl. Hoftheater waren glänzend und überraschten durch herrliche Maskenzüge. Die Theilnahme der Allerhöchsten Herrschaften erhöhte diese Feste; die Freude schwebte an Terpsichorens Hand durch die schimmernden Salons und der heitere Romus beherrschte mit seinem milden Scepter durch alle Stände und Rangverhältnisse die Gemüther. Sinnreiche Charaktermasken, die einzeln und in Gruppierungen Effect machten, erfreuten sich des rauschenden Beyfalls und erquickten durch ihre Neuheit.

Weilte das Auge gerne über der wogenden Menge, durchflog es entzückt die Logenreihe, so wurde es durch den Anblick der königlichen Familie, die in ihrer Loge versammelt war, desto mehr und desto mächtiger gefesselt. Seine Majestät der König und Ihre Majestät die Königin, umgeben von Ihren liebenswürdigen Sprossen, theilten das Vergnügen der vielen Hunderte, die sich in diesen weiten, brillanten Räumen versammelt hatten.

Die königl. Hofbühne brachte das Stück: „Das Fest der Handwerker“ zur Auführung. Die Contraste der Münchner und Berliner waren von trefflicher Wirkung und durch die einzelnen Debutanten vollendet gegeben. Die biedere Verbeheit des Bayers der Geschliffenheit des Norddeutschen gegenüber, sein breiter, rauher Dialect neben jenem zugespitzten des Berliners, der sich so bequiem und singend fortschleicht, erregten allgemeines Gelächter. Man darf sagen, die Copien der contrastirenden Nationalitäten wurden mit der genauesten Wahrheit ausgeführt. Wir hatten wieder eine Ahnung des deutschen Lustspiels, das bey uns und vielleicht auch anderwärts in Deutschland ganz verschwindet. Inzwischen werden selbst die guten Tragödien selten, und nur Raupach scheint das Trauerspiel wie das Lustspiel als Monopol an sich gebracht zu haben. Sehr gerne hätten wir einmal das Trauerspiel Ihres talentvollen Tragöden Grillparzer: „Der Liebe und des Meeres Wellen“ gesehen, allein wir geben alle Hoffnung auf und begnügen uns mit seinen dramatischen Erstlingen: der „Ahnfrau“, an die man zuweilen „Sappho“ und „Medea“ sich anschließen läßt. Grillparzer bleibt inzwischen hier immer ein hochwerther Dichter, der mit der Weihe der Kunst so tief in die Gemüther dringt. Raupach's neuestes Stück: „Kaiser Friedrich“, füllte bey der ersten Darstellung das Haus. Die Wiederholung zog nicht mehr an, so gewaltig alle tragischen Hebel rauschen und sich bewegen. Das Stück hat große Vorzüge, der Dichter that seit seinen „Chawansky“ einen bedeutenden Schritt vorwärts, so sehr er im Lustspiele rückwärts geht, ohne in der That einen wesentlichen Vorschritt gethan zu haben. Die Darstellenden wettsiferten, des Dichters schönes Werk vollendet zu geben. — Theodor Hell aus Dresden spendet auch uns in München so



manches verbrauchte Drama aus Paris und kleidet es in einen deutschen Rock um. Wir gefallen uns in diesen dramatischen Metamorphosen, obwohl ihnen immer etwas Fremdartiges noch anklebt. Wir sehen die Franzosen germanisirt, in Situationen, Ton und Sprache — aber der Kern der Gesinnung bleibt im Charakter stecken. — Sie wissen, was der berühmte Dramaturge Tieck in seinen Blättern über die Wiederbelebung französischer Dramen auf deutschen Bühnen so überzeugend aussprach.

Man spricht hier allgemein von einer Reform der königl. Theater. Sie muß schon nahe seyn, da der neue Intendant, Herr Hofrath Küstner, sich bereits hier befindet. Herr Baron von Poyssel soll ausschließlich die Intendanz der Oper behalten, die durch ihn in der That eine glänzende Höhe erreicht hatte. Es geht das Gerücht, als würden die Preise im Parterre herabgesetzt, um auch dem Mittelstande den Besuch des Theaters zu erleichtern. — Wir scheiden dankend vom k. Hoftheaterintendanten, Hrn. Baron von Poyssel, und blicken hoffend auf Hrn. Hofrath Küstner. Das gemeinschaftliche Zusammenwirken dieser beyden verdienten Männer — jeder für seine Sphäre — bürgt nur für einen guten Erfolg. Allgemein betrauert man den Verlust des k. Hofschauspieler's, Hrn. Urban. Niemand wird diesem Manne Kunst und Talent absprechen, die er mit so schönem Erfolge fortschreitend entwickelt hatte. Hr. Urban hatte sich in der Theaterwelt einen Namen gemacht; er bleibt unserem Andenken theuer als denkender Künstler, der sich selbst als theatralischer Schriftsteller bemerkenswerth machte.

Ein neues Talent hatte jüngsthin auf der k. Hofbühne seinen ersten Versuch gemacht. Ull. Schöller, jung, blühend, mit schönen äußerlichen Anlagen begabt, debutirte in einem Stücke von Theodor Hell mit dem glücklichsten Erfolge. Sie ist eine Schülerin der Ull. Hagn, welche gegenwärtig in Berlin Gastrollen gibt. Diesem Talente folgte ein anderes in Ull. Gebhard, die für ihr erstes Debut ehrenvolle Anerkennung und Aufmunterung erntete. — So bildet sich allmählig ein frischer, schöner Nachwuchs in talentvollen Böglingen, und unsere Bühne wird, bey der großmüthigen, erhabenen Pflege Sr. Majestät des Königs, in ihrem ganzen Bereiche als eine herrliche Aufsicht forthlügen.

Noch darf ich des französischen Ventriloquen, des Hrn. Alexandre erwähnen, der auf hiesigem k. Hoftheater Proben seiner dramatischen Geschicklichkeit mit großem Beyfalle ablegte. Wir erinnern uns seiner aus frühern Jahren, wo er sich bloß auf die Virtuosität eines Bauchredners beschränkt hatte, und bewunderten im Jahre 1833 mit Recht seine Fertigkeit, mehrere Rollen zugleich zusammenzufassen und das Publicum durch den Wechsel der individuellen Stimmen zu täuschen.

Der Grottesktänzer, Hr. Carrelle aus Paris hatte das Publicum bis zum rasenden Beyfall durch die Kühnheit seiner Sprünge fortgerissen. Hr. Saphir fragt, ob diese Saltationen in der „Draut von Messina,“ anstatt des Chorus nicht größern Effect gemacht hätten? — Eine gewisse Kälte, die bey der Aufführung dieser blühenden Dichtung des großen Schiller am Publicum sich zu offenbaren schien, mag wohl diese wichtige Frage veranlaßt haben.

Mit Sehnsucht erwartete unsere Königsstadt eine baldige Nachricht über die glückliche Landung des Königs Otto. Das lange Ausbleiben derselben beunruhigte die Gemüther sehr; man bangte, denn manches vorlaute Gerücht schüchterte die Harrenden noch mehr ein. Am 24. Februar Nachts kam endlich eine Estafette, die Alle nicht nur beruhigte, sondern mit großer Freude erfüllte, da sie die bestimmte Nachricht brachte, daß der junge König glücklich sammt seinem Gefolge an das Land der neuen Hellas stieg. Wir hegen keinen wärmern Wunsch, als mit diesem jungen Staate in einem sichern, schnellen Verkehr zu stehen, und wie auf dem Continent, eine Postverbindung dahin zu haben. Die Weisheit der betheiligten Regierungen scheint aber bereits diese Verbindung ausgemittelt zu haben!

### L i t e r a t u r.

„Die Schwiegermutter.“ Ein Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Hannover, 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

In diesem schönen Lebensgemälde steht die Schwiegermutter als die Hauptfigur da, um welche alle übrigen gruppiert sind. Sie grenzt zwar in ihrer geistigen und moralischen Herrlichkeit an das Ideal, gehört aber noch immer der Wirklichkeit an. In dieser ehrwürdigen Gestalt verschmilzt das Licht der Klugheit mit der Wärme eines reinen, tie-



fen Gemüths auf das innigste. Als Jungfrau selbst in der Schule des Unglücks gebildet, überblickt die Matrone das Leben in seinen wichtigsten Verhältnissen; sie durchschaut die geheimsten Falten in den Herzen ihrer Angehörigen, und schreitet durch das Ganze verständig, würdevoll und liebreich, wie ein schützender Engel ihrer Kinder, so wie ihrer Schwiegerstöchter und des Schwiegersohnes, dahin. Die Handlung ist reich, ohne Überladung, ihr Gang nie präcipitirt oder flüchtig angedeutet, die Ausführung interessanter Situationen gehalten und gediegen. Die Charaktere, nicht nur mit scharfen Umrissen gezeichnet, sondern auch mit meisterhafter Consequenz durchgeführt und lebendig colorirt, treten uns in erfreulicher Mannigfaltigkeit vor die Augen. Ein solcher Roman ist ein wahres Lebensbuch, welches die Phantasie mit edlen und lieblichen Bildern erfüllt, den Verstand mit gesunden Ideen bereichert, die Vernunft reifend entwickelt, und alle Saiten des Gemüths harmonisch erklingen läßt. Es ist fürwahr keine Übertreibung, wenn man sagt, dieses Werk sey, bildlich gesprochen, gediegen wie lauterer Gold und rein wie der Morgenhimmel des schönsten Sommertages.

Das hier Gesagte gilt größtentheils auch von den vier Erzählungen dieser Verfasserinn, welche unter dem Titel: „Blumenkranz“ bey dem genannten Verleger im J. 1827 erschienen sind. Jede dieser Erzählungen führt den Titel einer Blume: „Immortelle“, „Rose von Jericho.“ Zwey derselben: „Balsamine“ und „Ehrenpreis“, sind auch in der hier herausgekommenen classischen Handbibliothek erschienen.

Referent glaubt der Lesewelt einen Dienst zu leisten, indem er diese Gelegenheit ergreift, um auch auf andere Romane dieser geistreichen Schriftstellerinn, wie: „die Schwester“, „Vergeltungen“, „Claudia“, „die Pflanzstöchter“, „der letzte Wille“, aufmerksam zu machen.

### Concert = Anzeige.

Die Familie von Kontski wird am Donnerstag, den 11. April, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ihr letztes Concert geben. Sämmtliche Mitglieder derselben werden darin mitwirken und folgende Musikstücke werden den Inhalt des Concerts bilden: 1. Ouverture. 2. Erster Satz des zventen Concertes (in Gis-moll) für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Anton von Kontski, Schüler des John Field. 3. Erster Satz eines neuen Concerts für die Violine (in Fis-moll) componirt und vorgetragen von Carl von Kontski. 4. Arie aus der Oper: „Il Pirata“, von Bellini, gesungen von Dlle. Eugenie von Kontski. 5. Quodlibet für die Violine, vorgetragen von dem kleinen siebenjährigen Apollinar von Kontski. 6. Arie aus der Oper: „Der Freyschütz“, gesungen von Dlle. Eugenie von Kontski. 7. Neue Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von Carl von Kontski. 8. Neue Bravourvariationen für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Anton von Kontski. — Sperrsitze à 5 fl. W. W. und Eintrittskarten à 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. H. Diabelli, und Haslinger, in der Wohnung der Familie von Kontski (am Wildpretmarkt zum rothen Hgel Nr. 550, 1. Stiege, 3. Stock, Thüre Nr. 14) und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

(Mit Nr. 15 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 11. April 1833.

44

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Julia Amalfy.

Novelle.

Es war eine dunkle Gewitternacht; schwere Wolken hingen an dem rabenschwarzen Himmel; der Regen schoß in Strömen herab, laute Donnerschläge weckten die Bewohner Venedigs aus ihrem ersten süßen Schlummer und mahn-ten sie, die Heiligen um Schutz in solchem Unwetter anzusehen. — Auch Gräfinn Julia Amalfy hatte ihr Lager verlassen, kniete vor dem reichverzierten, mit dem Bilde der heiligen Jungfrau geschmückten Bethaltar ihres Schlafgemaches nieder und rief die Mutter aller Gnaden um Beystand an; allein das zu Marmor erbleichte Gesicht, der tiefe Gram in den Zügen der Bethenden ließen vermuthen, daß ihr Herz von einem ganz andern Gefühle, als dem der Furcht, belastet, daß ihre Seele von einem vielleicht unheilbaren Schmerz gebeugt sey. Endlich erhob sie sich, trat sinnend, in tiefen Gedanken verlorren, an das hohe Bogenfenster ihres Gemaches, mit trüben Blicken hinaus-schauend in den Aufruhr der Elemente; da fuhr plötzlich ein fürchterlicher Blitz herab, die ganze Straße schien in Feuer zu stehen, mitten unter dem ihm folgenden Donnerschlag war ihr, als höre sie einen Schuß fallen, zu gleicher Zeit ward eine dunkle Gestalt an der Mauer des dem gräßlichen Pallast gegen-über befindlichen Hauses sichtbar, welche die Arme wie stehend nach ihr aus-streckte — und in demselben Augenblick stürzte Julia mit dem Schreckensruff „Antonio!“ ohnmächtig zu Boden.

Das Gewitter hatte ausgetobt, das heiterste Morgenlicht strahlte längst an dem nun wieder wolkenlosen Himmel, einen der herrlichsten Tage verkün-dend, als Bettina, Julia's treue Zofe, noch immer den Ruf ihrer Ge-bieterinn vergebens erwartete, denn ohne diesen durfte sie es nicht wagen, das Schlafgemach die Nacht hindurch zu betreten; es war ihr dieß zu einer uner-läßlichen Pflicht gemacht worden, und so gütig sich die Gräfinn auch sonst gegen Bettina bezeugte, so unerbittlich streng, ja fast heftig, wies sie den Klein-sten Versuch, ihr in jener Zeit nahen zu wollen, zurück.

Daß diesem Verbot irgend ein Geheimniß zum Grunde liegen müsse, konnte Bettina leicht errathen — aber welches? es mußte von unbegreif-



licher, furchtbarer Art seyn, denn schon öfter war sie bey Nacht an die fest verschlossene Thüre des Schlafgemaches geschlichen, hatte ihre Gebieterinn dann immer entweder eifrig bethen, oder laut weinen, zuweilen auch wohl die Namen William und Antonio mit stehendem Tone aussprechen hören; allein diese Entdeckungen gaben ihr durchaus keinen nähern Aufschluß, da sie sich erst seit einigen Wochen bey der Gräfinn befand, welche sie, von einer Reise zurückkehrend, verachtet und verlassen in dem Gasthof eines kleinen Städtchens gefunden, die Unglückliche sogleich in ihre Dienste genommen und dadurch den Mißhandlungen einer grausamen Stiefmutter entzogen hatte.

Es ward immer später, die Sonne stieg immer höher — Bettina glaubte endlich nicht länger warten zu dürfen, sie gedachte des schrecklichen Gewitters von vergangener Nacht, ihrer eigenen Furcht während desselben, und wie leicht ihrer theuren Gebieterinn ein Unfall begegnet seyn konnte. Von Angst getrieben, wagte sie es daher, selbst auf die Gefahr, den Unwillen der Herrinn zu erregen, erst ganz leise, dann aber, als Niemand antwortete, immer lauter und heftiger an die Thüre des Schlafgemaches zu klopfen; schon wollte sie hinwegeilen, dem Grafen ihre vergeblichen Versuche berichten, Hülfe herbeyrufen, als Julia endlich öffnete und die Besorgte einließ.

Todtenbleich, mit verstörten Zügen stand die Gräfinn jetzt der erschrockenen Dienerinn gegenüber, starrte sie mit dunkelglühenden Augen an, und fragte fast tonlos nach ihrem Begehren. Bey diesem Anblick stürzte Bettina ihrer Gebieterinn laut ausschreyend zu Füßen, und beschwor sie mit heißen Thränen ihr zu entdecken, was ihr fehle, oder einen Arzt herbeyrufen zu dürfen; Julia befahl ihr aufzustehen, ein krampfhaftes Lächeln schwebte um ihre blassen Lippen, sie hieß Bettina ruhig seyn, versicherte, daß sie keines Arztes bedürfe, und setzte kaum hörbar hinzu: „Mir kann Gott nur helfen!“

In demselben Augenblick trat der Graf in das Gemach; eine hohe gebietende Gestalt, deren Erscheinen Ehrfurcht und Theilnahme erwecken mußte, in den großen, tiefliegenden Augen brannten noch Spuren ihres ehemaligen Feuers; allein auch er schien tief gebeugt, auch seine Züge waren bleich und verriethen mehr als eine durchwachte Nacht; er eilte auf seine Tochter zu, sah ihr ins Antlitz und fragte, ängstlich besorgt: wie es ihr ergehe? — Da deutete sie schweigend nach dem Fenster, drückte die geballte Faust fest auf ihr Herz und sah mit dem Ausdruck des namenlosesten Schmerzes gen Himmel; betroffen trat der Graf zurück, endlich sprach er: „Also wieder?“ — „Ja wieder, und immer wieder,“ entgegnete Julia, — „bis an die Pforten der Ewigkeit — dort wird er versöhnt seyn — dort werd' ich Ruhe finden!“ — „Arme, Unglückselige! möge Gott sich deiner erbarmen!“ rief der Graf hier tief erschüttert aus, sah stehenden Blickes empor und schloß die halb leblose weinend in seine Arme.

Graf Amalfy, Julia's Vater, verlor seine Gattinn früh; er hatte sie innig geliebt, daher verwarf er jeden Gedanken an eine zweyte Verbindung und beschloß, obwohl noch im blühendsten Mannesalter, sein ganzes Daseyn nur der Erziehung seiner einzigen Tochter zu weihen.

Diese gelang ihm auch so wohl, daß Julia, deren körperliche Schönheit sich mit den Jahren immer glänzender entfaltete, bald auch an Reizen des Geistes und der Anmuth alle ihre Gespielinnen übertraf. — Sie war die



Göttinn, welcher die ganze männliche Jugend Benedigs huldigend zu Füßen lag; ihr Besitz das heißersehnte Ziel eines Jeden, welcher ihrem Zauberkreis sich nahte; ein Lächeln ihres Mundes, ein freundlicher Blick ihrer strahlenden Augen war der Preis, für welchen kein Opfer zu theuer schien. Stolz sah der beglückte Vater sein herrlich vollendetes Werk und weilte mit prüfenden Blicken auf Benedigs edler Jugend, dereinst den Würdigsten unter ihnen zum Eidam sich zu wählen.

Ohne die Zahl von Julia's Verehrern durch öffentlich ihr dargebrachte Huldigungen zu vermehren, befand sich ein Jüngling unter ihnen, dessen anziehende Gestalt, dessen ausdrucksvolle Züge sowohl, wie sein bescheidenes Zurücktreten, seine schüchterne, nur aus der Ferne gewagte Bewunderung ihrer Reize, ihn vor allen Andern auszeichnen, und selbst Julien endlich auffallen mußten.

Antonio Contarini war der letzte Sprosse eines sehr alten, aber beynähe gänzlich verarmten Hauses. Er konnte die lange Reihe seiner Ahnen bis in die graueste Vorzeit verfolgen, allein für die Gegenwart blieben ihm wenig Mittel übrig, sich standesmäßig zu erhalten; zwar hatte er anfänglich gehofft, durch irgend eine ehrenvolle, seinen Kenntnissen angemessene Anstellung den Mangel anderer Glücksgüter entbehren zu können, er hatte mehrere Schritte deßhalb gethan, war aber bis jetzt überall abgewiesen, oder vertröstet worden; sein Schicksal hatte ihn mißtrauisch gemacht, er fühlte sich einsam in der Welt und wagte es daher auch nicht, der gefeyerten Schönheit Benedigs näher zu treten, deren Haus zwar seinem Namen geöffnet, deren Besitz jedoch seinem Streben unerreichbar war. Dennoch konnte er sich's nicht versagen, die über alles Geliebte mindestens wie ein Schutzgeist zu umschweben, er folgte ihr in ehrerbietiger Ferne; wenn sie die Kirche besuchte, stand er daselbst stundenlang an einen Pfeiler gelehnt, verloren im Anschauen ihrer himmlischen Züge; sie fand ihn überall, wo seine Verhältnisse oder der Anstand ihm erlaubten gegenwärtig zu seyn; allein nie verrieth ein Wort, was in seinem Innern vorging, nie wagte es ein unbescheidener Blick, die zarte Anbethung zu verlegen, mit welcher er sie einer Heiligen gleich verehrte. Julia hätte kein Weib seyn müssen, wenn ihr diese schweigende, allein deßhalb nur um so beredtere Huldigung, die heiße, aber still glühende Leidenschaft des edlen Jünglings entgangen wäre. Sie fühlte bald, daß er ihr Herz dadurch gewonnen hatte, zog ihn allen andern Bewerbern vor, und beschloß, da sie ihres Vaters Liebe für sie kannte, da sie wußte, er werde den Mangel äußerer Glücksgüter nicht beachten, eine Gelegenheit herbeizuführen, welche geeignet sey, dem schüchternen Antonio sein süßes Geheimniß zu entreißen.

Das Fest der heiligen Martha, welches im Monat July gefeyert und von allen Bewohnern Benedigs freudig erwartet wird, erschien. — Nachdem die Hitze des Tages vorüber, die Sonne endlich untergegangen und der unumwölkte heitere Himmel einer sternklaren Nacht eingetreten ist, bedecken tausend Gondeln, mit Blumen bekränzt, von bunten Laternen bestrahlt, den großen Canal. Gesang und Musik, Gläsergeklirr und lauter Jubelruf durchdringen die Luft, hie und da fliegt eine dunkel gebliebene Barke pfeilschnell an den geschmückten Fahrzeugen vorüber und läßt vermüthen, daß irgend ein liebendes Pärchen die längst ersehnte Gelegenheit ergriffen hat, sich im Geräusch des Festes einander unbemerkt, als dieß sonst wohl der Fall seyn dürfte, seine



Gefühle mitzutheilen. — Nobili und Bürger, von gleicher Lust erfüllt, theilen die Freude des heitern Festes, und vergessen mindestens für diese Nacht, daß der Löwe von St. Marcus schläft — um nimmer wieder zu erwachen.

Auch Graf Amalfy und seine schöne Tochter hatten nicht versäumt, eine prachtvoll erleuchtete Gondel zu besteigen. Stolz auf die herrliche Gebieterinn, welcher Aller Augen folgten, und voll Ehrgeiz seine Geschicklichkeit zu zeigen, führte der Gondolier sein Ruder mit so kräftiger Hand, daß das Fahrzeug bald weit vorausflog, sich Bahn brechend durch das Gedränge der Übrigen; schon ward es einsamer auf dem Canal, schon wollte der Graf die Rückkehr befehlen — als eine Barke, mit Bligesschnelligkeit die Wogen durchschneidend, theils aus Unvorsichtigkeit, theils aus Eigensinn ihres Führers, so heftig an Amalfy's Gondel stieß — daß Julia, welche, um den herrlichen Anblick des Festes ganz zu genießen, sehr nahe am Rande stand, das Gleichgewicht verlor und in Wasser stürzte.

Der laute Hülfseruf des Grafen, die auf denselben herbeieilenden Fahrzeuge, das Geschrey der Schiffer, der wüthende Streit, welcher sich zwischen den beyden feindlichen Gondolieren erhob — alles dieß war so sehr das Werk eines Augenblickes und deßhalb so betäubend für alle Anwesenden, daß sie nicht bemerkten, wie in eben dem Moment, als Julia untersank, ein Mann aus einer unsern dahingleitenden dunkeln Gondel in die Wellen sprang, sie schnell ergriffen, mit starker Hand emporgehalten und ohne Beyhülfe eines Andern längst wieder in die Arme ihres Vaters gelegt hatte, ehe man noch recht zu sich selbst kommen, ehe man sich erklären konnte, wie das Unglück geschehen, und wer eigentlich der Urheber desselben gewesen.

Antonio schwamm in einem Meer von Bönne. Auch heute, wie immer, war er der Geliebten von ferne gefolgt, hatte sie nicht aus den Augen gelassen, den Fall gesehen und sich ihr nachgestürzt; er brachte sie jetzt nebst dem noch halb betäubten Grafen nach ihrem Pallast zurück, und hätte seine Gefühle beym Anblick, der Geretteten nicht gegen die Schätze einer halben Welt vertauscht.

Julia bedurfte nur kurzer Zeit, sich von dem gehabten Schrecken zu erholen, sie erschien noch an demselben Abend wieder unter ihren besorgten Freunden, dem glücklichen Antonio mit einem Blick für ihre Rettung dankend, welcher diesen zum Gott verklärte.

Auch Amalfy umarmte den jungen Mann mit väterlicher Innigkeit, verhieß ihm jeden Lohn, den er begehren werde, und erfüllte dadurch die Herzen der Liebenden mit den beseligendsten Hoffnungen; die Freunde verließen hierauf beruhigt und glückwünschend den Pallast; der wonnetrunkene Antonio aber fand noch nicht Raum für seine Gefühle in dem engen Gemach seiner Wohnung, es trieb ihn hinaus in das Freye; zum ersten Male lächelte ihm ja sein Schicksal, zum ersten Male durfte er die Erfüllung eines Wunsches und zwar des höchsten, für ihn unerreichbarsten ahnen! Wer daher die edle, schlanke, tief in den Mantel verhüllte Gestalt bald hastig fortschreiten, bald wieder stille stehen und mit freudestrahlenden, mild verklärten Augen zum Himmel blicken sah, der mußte erkennen, daß eine andere, als irdische Lust das Herz des Wanderers erhob und mit dem seligsten Entzücken erfüllte.

(Die Fortsetzung folgt.)



## 1. Am Blüthenbache.

## Im Pongau.

Dies wär' das Thal, worin, nach Euren Sagen,  
Die dürrn Zweige rasch belebt erblühten,  
— Die Hartwik brach in starren Wintertagen, —  
Und in des Lenzes Farbenfülle glühten?

Dies Thal, das Eiskolosse rings umragen,  
Das Sturm und Strom in toller Lust durchwüthen,  
Wo Wälder und Lavinen sich zerschlagen,  
Nur Jäger stumm im Hintergrunde brüten? —

Der Städte, Thäler hab' ich viel durchzogen,  
Ich eilte über Berge, über Wogen,  
Doch nur an And'r er Lust durst' ich mich weiden!

In meiner Hand verdorrten alle Freuden!  
Vergebens war mein Sehnen, war mein Mühen!  
Wo werden meine Hoffnungszweige blühen? —

## 2. Am Hintersee.

## Im Thalgau.

Nirgend's Leben! — Düst're Berge  
Thürmen sich wie Riesenfürge  
Um den See, der's in der Schlucht  
Sand, — das Grab, wenn er's gesucht!

Doch sehnt' ich mich nie in's Weite,  
Stände Sie an meiner Seite!  
Über Berg' und Wässer zieh'n  
Jetzt die glüh'nden Wünsche hin! —

Eduard Freiherr von Feuchterleben.

## Einz- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünneemann.

## Dritte Decime.

Wenn Jemand häufig sich über seine ehemaligen dummen Streiche lustig macht, will er gewiß glauben machen, er mache gegenwärtig gescheide.

Mancher würde das Lesen ganz vergessen, wenn ihn Speise- und Theaterzettel nicht täglich zu einer kleinen Übung zwängen.

Niemand hält sich für thätiger, als ein Schwäger, wenn er seinen Laich absetzt.

Umstandskrämer in Geschäften (sagt G.) machen, wie Hunde, zehnmal den Weg, welchen sie nur einmal zu machen nöthig hätten.



Gelegenheitsdichter und Windmühlen müssen erst gestellt werden, wenn sie klappern sollen.

Es gibt ein Mittel alle Menschen augenblicklich zu Millionärs zu machen: es dürfte nur eingeführt werden, daß Jeder seinen Ideen einen beliebigen Münzwert geben könnte.

Einem großen Betrieger mag man Einmal borgen, einem Kleinen aber nie; denn der Erstere zahlt das erste Mal, weil er öfter prellen will; der Letztere aber ist mit dem ersten Versuch schon zufrieden.

Es ist vielleicht mehr Charakter in einem Menschen, welcher Alles zu Feinden, als in einem, welcher Alles zu Freunden hat. Vor Leuten, die bey aller Welt Beyatter stehen und Jedermanns Suppe loben, hat man sich am meisten zu hüten.

Unter tausend Menschen, welche in die Lage kämen, zwischen den Titeln: Dummkopf und Schelm, zu wählen, würde sich kaum einer finden, welcher den Ersten vorzöge.

Wer sich ewig über Zurücksetzung und die Ungerechtigkeit der Welt beklagt, gleicht einem schlechten Schriftsteller, welcher bey jeder Gelegenheit auf den Buchhandel schimpft, weil sich für seine Sudeley kein Verleger finden will.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Mitte Februar 1833.

Sehr tanzlustig und vergnügungsfüchtig schwärmt jetzt alles bey uns, und der Carneval ist um so belebter, da manche dunkle Wolke der Zukunft sich doch zu zertheilen scheint und die drückende Vangigkeit sich mindert. Die Eröffnung des Landtages bringt manches neue Interesse in die geselligen Kreise, zumal da es jetzt zum guten Ton gehört, sich für alles ungemeyn zu interessiren, was die Debatten der Kammern, die Wahlen ic. betrifft! Meine Berichte beschränken sich auf das Künstlerische, und da wurden wir durch das Hofconcert, welches am Abend der Eröffnungsfeyer des Landtages gegeben wurde, zuerst mit einem Werke bekannt, welches allgemeine Aufmerksamkeit verdient; dieß ist: „der Bergmannsgruß,“ von Döring vortreflich gedichtet, und vom Musikdirector und Cantor Unacker in Freyberg componirt. Dieß treffliche Werk erwarb sich zuerst einen Ruf, als es voriges Jahr bey der Reise unserer Prinzessin Auguste durch den erzgebirgischen Kreis, zur Feyer ihrer Anwesenheit in Freyberg aufgeführt wurde. Dem größern Publicum wurde es am 8. Februar bekannt, bey dem großen Concert, welches die königliche Capelle zum Besten der Armen im Theater gab. Poesie und Composition sind so ausgezeichnet schön, so ergreifend, originell, gemüthvoll und innig, daß es alle Herzen gewann, und Kenner und Nichtkenner entzückte. Die Hauptparthie der Dichtung ist zur Declamation mit begleitender und ausmalender Musik und dazwischen eingewebten Chören und Gesängen. Das fromme, fleißige, nur auf Gott vertrauende Leben des Bergmanns ist treu und wahr geschildert und dabey der ächt poetische Sinn dieses Lebens wunderbar rührend aufgefaßt; das Ganze ist so einfach und zugleich so neu und herrlich. Man darf sagen, daß die Musik ganz im Geist und in der Art von Beethoven's Compositionen ist, ohne ihn nachzuahmen. Der erste Chor gleich, welcher hinter der Scene gesungen wird, wo die Kinder des Bergmanns noch halb im Morgenschlummer, ihm den Herzensgruß nachflüstern, ist ganz reizend. Das sinnige Lied des Steigers, der frohe Morgengesang der frommen Bergleute auf dem Wege zu ihrem schweren Beruf, das herrliche Quartett und Chor, welches die tröstende Hinweisung auf Gott bey gefahrvoller Bahn enthält, wo wir alles Grauen der lichtlosen Tiefe, alles gespenstige Necken der Kobolde, alles tosende Hereinstürzen der wilden Fluten mit empfinden, und überall durch den so tiefgefühlten Refrain: „Doch jagst du, braver Bergmann, nicht, der Herr dein Stab, der Herr dein Licht!“ gehoben und getröstet werden; die durch die köstliche Musik so farbenreich ausgemalte Schilderung



von des Bergmanns Arbeit, von dem Sprengen des trohigen Gesteines durch die Kraft des Pulvers, von dem Jubel über den reichen Anbruch der neuen Silberader, von dem durch alle Tiefen tönenden: „Glück auf!“ ist wahrhaft hinreißend und so, daß man fühlt, nur an Ort und Stelle war es möglich, dieß zu dichten in Worten und Tönen! Das heiße Werk des Hüttenmannes ist nicht vergessen, das spröde Erz kommt zu Flusse, der lichte Silberblick erscheint und veranlaßt hier einen der schönsten Gefänge, hindeutend auf die ächten Silberblicke im Leben des Menschen. Stille, hohe Klarheit verbreitet sich nun über das Ganze mit den schönen Worten:

„Uns All' erwartet einst ein Silberblick,  
Das Ir'd'sche weicht, die Erde flieht zurück;  
Uns Allen steht ein schön'res Wirken offen,  
Wer nur gelernt zu glauben und zu hoffen.“

Die letzte Fahrt ist geschildert, die ernste Schaar begleitet den Gefährten zur Gruft, ihn scheidend begrüßend mit dem zum schönern Jenseits hinübertönenden „Glück auf! Glück auf!“ — Es ist zu wünschen, daß dieß treffliche Werk, das so warm und lebensvoll zu Herz und Phantasie spricht, überall bekannt werde, wo deutsche Zunge und deutscher Sinn herrschen. Man war hier so begierig darauf, daß das Theater bey weitem nicht groß genug war, um Alle zu fassen, die es hören wollten, und daß bey der Wiederholung am 15. Februar wieder (ungeachtet der beyde Male erhöhten Preise) alle Plätze besetzt waren. Diese beyden großen Concerte waren auch übrigens durch treffliche Auswahl großartiger Werke interessant. Das erste Mal eröffnete Cherubini's Overture zur „Faniška“ das Ganze, darauf folgte der Bergmannsgruß, und nachher Beethoven's prachtvolle Symphonie aus B-dur, und Arie und Schlußchor aus der ersten Abtheilung von Haydn's „Schöpfung.“ Bey der zweyten Aufführung fing man mit Weber's Jubelouverture an, diesem Meisterwerk, welches stets die ergreifendste Wirkung thut; darauf der Bergmannsgruß, hernach Beethoven's „Sinfonie pastorale,“ wir hörten dieß überaus fleißig ausgeführte Werk zum ersten Male von der Capelle, es war uns also ein eben so neuer als anziehender Genuß; der dritte Theil von Haydn's „Schöpfung“ beschloß das Concert. Die Worte des Bergmannsgrußes sprach Hr. Emil Devrient vortrefflich; er wußte seine klangreiche, angenehme Stimme ganz der feelebenvollen Musik anzupassen, und trug das Ganze eben so einfach, als innig vor. Mad. Schröder-Devrient (das erste Mal, das zweyte Mal aber Mlle. Beltheim), Mlle. Schebest und die H. Schuster und Wächter sangen. Das Theater nahm sich sehr gut aus, das ganze Haus war beleuchtet und die Bühne mit Sträuchern, Pflanzen und Blumen geschmückt. — Ein Schauspiel, welches ein ganzes Lebensalter umfaßt, zieht jetzt durch die vortreffliche Darstellung unser Publicum mächtig an und wird stets bey übervollem Hause gegeben, dieß ist: „Der Mann mit der eisernen Maste,“ frey nach Arnould und Fournier, von Carl Lebrun bearbeitet. Dieß Drama fängt 1638 mit Gastons Geburt an, und endet 1680 mit seinem Tode. So wenig diese Dichtung ein wahres Kunstwerk ist, so ergreifend und anziehend ist doch die Wirkung, wo die zwey Hauptrollen, der lebenswürdige, hochherzige, edle, jedoch leichtsinnige Gaston und der ihm so treu ergebene, vorsichtige, kluge und sich selbst aufopfernde Dubigné, so ausgezeichnet brav in jedem fortschreitenden Lebensalter dargestellt werden, wie von unserm Emil und Carl Devrient; sie werden beyde stets mit höchstem Beyfall hervorgerufen; das hiesige Publicum ist der Direction überhaupt und einstimmig sehr dankbar, daß sie uns dieß seltene, treffliche Künstlerpaar erhielt; mag doch alles andere sich wechselnd gestalten, wenn diese Dioscuren uns nur bleiben! — Hr. Pauli war auch als St. Mars sehr vorzüglich. Ganz neu einstudiert war: „Die Schule für erwachsene Kinder,“ Lustspiel aus dem Englischen des Morton, das aber ungeachtet der vorzüglich guten Darstellung unserm Publicum nicht gefiel. Wegen sehr anhaltender Heiserkeit der Mad. Schröder-Devrient wurde keine neue Oper einstudiert, und wir entbehrten dadurch auch den gehofften Genuß, diesen Winter mehrere italienische Opern aufführen zu hören! Der „Hausirer“ und „die Entführung aus dem Serail“ werden oft wiederholt; — Alle, selbst die ehemaligen Gegner der italienischen Oper, gestehen es jetzt ein, wie es doch sonst so ganz anders war; wie ungeheuer viel jetzt die deutsche Oper kostet, und wie wenig geleistet wird!

Am 1. Februar gaben die Brüder Haase von der Capelle ein Concert im Saal der Harmonie. Die Jubelouverture von Weber eröffnete es, dann folgte ein Potpourri für das chromatische Waldhorn, von Friedrich Kummer componirt, und von dem ältern Haase sehr brav vorgetragen; — er bewies, wie viel Schwierigkeiten man jetzt auf diesem Zu-



strument besetzen gelernt habe. Mad. Schröder-Devrient sang Variationen von Paris über ein Schweizerlied, sehr zart und lieblich vorgetragen. Der jüngere Haase, herzogl. anhalt-dessauischer Concertmeister, spielte das überaus schwere Violinconcert von Volledro in G-moll ausgezeichnet schön; der Vortrag dieses Virtuosen ist edel und seelenvoll, sein Ton sehr lieblich, er besiegt die größten Schwierigkeiten mit Sicherheit und Ruhe, Eleganz und Präcision. Er spielte im zweyten Theil Variationen von seiner eigenen Composition, worin die schwere Aufgabe gelöst war, mehrstimmigen Satz klar und deutlich auf einer Violine zu spielen, denn die Quartettbegleitung unterstützte nur, und er trug sie in kleinern Kreisen schon oft ganz allein vor. Er weiß die G-Saite sehr gut zu benutzen, und das volle anschwellende Legato des gebundenen Styls gelingt ihm eben so schön, wie die leichten Staccatoläufer. Dieser brave Künstler hat jetzt eine kleine Kunstreise vor, wo wir hoffen, daß sein Verdienst und sein schöner Vortrag werden freundlich anerkannt werden.

Ein Lied, von Wokfram componirt, „Schiffers Rückkehr,“ mit obligater Waldhornbegleitung, von Hrn. Wagnigg gesungen, und dem ältern Haase gespielt, war wunderschön, von rührender, ächt romantischer Wirkung. Zum Schlusse spielten beyde Brüder Variationen von Leon de Saint-Lubin fürzwey chromatische Waldhörner mit verdientem Beyfall.

Am 7. gab die Gesellschaft der Harmonie in ihrem schönen Local einen großen, sehr glänzenden Maskenball, es waren an tausend Billets dazu ausgetheilt, man sprach wochenlang überall davon, die Eleganz und Pracht der mannigfaltigen Trachten ließ nichts zu wünschen, nur die Munterkeit, der Geist, der alles erst froh beseelen kann, fehlten, und sind bey uns durchaus durch keine Zauberformel herbeizubeschwören! man ist zu rücksichtsvoll, zu behutsam, zu gründlich dazu! Eine sehr hübsche Idee war ein Aufzug von alterthümlich gekleideten Soldaten, welche den großen Mörser gefahren brachten, der das Schicksal der Citadelle Antwerpens entschied, er wurde dreyimal scheinbar geladen und abgefeuert und warf erst eine Menge bekannter und nicht beliebter Figürchen aus, das zweyte Mal Zuckerwerk mit hübschen Motto's und Reimen, und das dritte Mal Blumenbouquets. Eine Quadrille von Krakufen führte einen anmuthigen Tanz aus, und ein Aufzug von Wiener Bürgern und Bürgerinnen, Stabell an ihrer Spitze, war noch am muntersten. Mehrere Redouten werden in geschlossenen Gesellschaften gehalten, keine öffentlichen werden mehr gegeben, weil diese zu sehr gesunken waren.

### Modell XV.

Kleid von gestreiftem Marzeline, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der Hut von Gros-de-Naples mit Blumen, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Die Herren tragen Gehörcke mit Spangen und Oliven. Achseln und Nähte sind mit Schnüren besetzt. Pantalon von Casimir, nach Originalen von Hrn. Jos. Gunkl, bürgl. Kleidmacher am Graben, Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Sonabend, den 13. April 1833.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Julia Amalfy.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages wurde ein Fremder bey dem Grafen gemeldet, welcher ihn dringend zu sprechen verlangte; er ward angenommen und stellte sich demselben als Lord Osburn vor, welcher erst seit Kurzem in Venedig angekommen, gestern ebenfalls dem Feste begewohnt und daselbst das Unglück gehabt hatte, durch die Unvorsichtigkeit seines Gondoliers das Leben der Gräfinn Julia in Gefahr zu bringen. Er habe es gewagt, so fuhr er noch immer sich entschuldigend fort, persönlich zu erscheinen, um von der schönsten Zierde Venedigs — als solche schildere sie der Ruf — Verzeihung und mit ihr die Günst zu erlangen, sich selbst überzeugen zu dürfen, ob Schreck und Verkältung nicht nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt haben möchten? Amalfy erwiderte die Artigkeit des Fremden mit all dem feinen Anstand, welcher den Großen dieser Erde so eigen ist, er dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, konnte jedoch den Bitten des Lords, ihn seiner reizenden Tochter vorstellen zu wollen, nicht widerstehen und lud ihn daher ein, ihm in die Zimmer derselben zu folgen.

Julia sah, das schöne Haupt auf den vollen Arm gestützt, in dem Divan ihres einfachen, aber geschmackvoll verzierten Gemaches; ein leichtes faltiges Morgenkleid umfloss die schlanke Gestalt; das aufgelöste Haar ringelte sich in malerischen Locken um Stirn und Nacken; ein himmlisches Lächeln verklärte die himmlischen Züge; sie gedachte so eben des Vorfalles der vergangenen Nacht, fühlte sich noch immer in Antonio's Armen, hörte noch immer die dankbaren Verheißungen ihres Vaters, sah das Entzücken des Geliebten und hätte um diesen Preis gerne noch einmal ihr Leben gewagt, denn sie befand sich ja nun unverhofft an dem Ziel ihrer Wünsche, und sah der Zukunft mit den freudigsten Erwartungen entgegen.

Der Eintritt Osburn's und des Grafen weckte sie aus ihren süßen Träumen; sie stand auf, trat den Kommenden mit allem Zauber unnachahmlicher Anmuth entgegen, gerieth aber bald in die höchste Verlegenheit, als sie nach den ersten Begrüßungen den Lord lautlos, jedoch in der heftigsten Bewegung sich gegenüberstehen und seine beynähe starren Blicke fest auf ihren Zügen



verweilen sah. *Alfy* nahm endlich das Wort für ihn; er erzählte seiner Tochter die Absicht, welche *Osburn* in sein Haus geführt, nebst dem dringend geäußerten Wunsch, sich selbst von den Folgen jenes Unfalles überzeugen zu dürfen.

*Julia* beruhigte den noch immer stummen Lord, indem sie ihn ihres vollkommenen Wohlseyns versicherte; jetzt erst fand dieser seine Sprache wieder, jetzt erst ergoß er sich in Klagen: daß sein finsternes Geschick gerade ihn ausersehen habe, ihr auf eine so unglückliche Art zu begegnen, daß gerade er sich in jener unseligen Gondel befinden müsse. Er verwünschte den Führer derselben, fragte tausendmal: ob sie ihm vergeben, ob sie seine Nähe ertragen könne? flehte um die Erlaubniß wiederkehren, sich nach ihrem fernern Wohlergehen erkundigen zu dürfen, und schied endlich mit dem unverkennbaren Ausdruck der glühendsten, leidenschaftlichsten Liebe, wie sie so plötzlich und mit solcher Gewalt erwachend, kaum unter Italiens heißem Himmel gefunden wird.

Lord *Osburn*, aus einer der ersten Familien Englands stammend, besaß alle Tugenden, aber auch alle Eigenheiten seiner Nation im höchsten Grade. Er hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, bedeutende Reisen gemacht; sein großes Vermögen verschaffte ihm die Mittel, ganz nach eigener Willkür leben zu können: dennoch sah man nur selten ein Lächeln seine Züge verklären; der finstere Blick seiner tiefliegenden Augen, die trüben Wolken der vor der Zeit gesurachten Stirne, die unbesiegbare Schwermuth, welche ihn zuweilen überfiel und ihn dann der geselligen Welt auf lange entzog, ließen vermuthen, daß sein Geist wohl noch von einem andern, als dem gewöhnlichen Übel jener reichen Inselbewohner niedergedrückt seyn möge.

Wirklich wollten diejenigen, welche den Lord näher zu kennen vorgaben, mit Bestimmtheit wissen, daß er in frühern Jahren, zum Theil durch seine eigene Schuld, einen jüngern über alles geliebten Bruder auf eine schreckliche Art verloren und sich seit dieser Zeit einem Kummer hingegeben habe, welcher ihn oft Wochenlang allen Umgang mit Menschen vermeiden ließ.

Vielleicht war diese Gemüthsstimmung die Ursache, daß *William*, so hieß der Lord, noch nie geliebt hatte. Er wählte sich vom Schicksal verstoßen, glaubte, daß er Jedem Unheil bringe, dem er mit mehr als gewöhnlicher Wärme nahe, und fand in dieser Überzeugung Grund genug, nur seinem Gramme und den Eingebungen jenes finstern Geistes, welcher ihn so mächtig beherrschte, zu leben, und jede Gelegenheit zu einem nähern, innigern Verhältniß mit irgend einem Wesen streng zu vermeiden. So hatte er beynah schon das dreißigste Jahr erreicht, als sein Geschick ihn nach Venedig, der Zufall in jene Gondel, und ein unseliges Verhängniß in die Nähe der schönen *Julia* führte.

Daß *William* das Haus des Grafen von nun an öfter und immer öfter besuchte, war nach dem Eindruck, welchen er daselbst empfing, natürlich. *Julia's* erster Anblick hatte ihn bezaubert, hatte die tiefsten Tiefen seiner Seele erschüttert; noch konnte er sich keine Rechenschaft über seine Empfindungen geben, noch hielt er für Bewunderung, was schon die heißeste, glühendste Liebe war; als er aber endlich erkannte, was in ihm vorging, da sah er klar, daß nun das Loos seiner Zukunft unwiderruflich geworfen sey.

Indessen hatte auch *Antonio* seit jenem Vorfall eines Tages gewagt, seinen Gefühlen Worte zu geben; *Julia's* zärtliche Blicke und die dankbaren Äußerungen des Grafen verliehen ihm hiezu den Muth. *Alfy* hatte beyde zu scharf beobachtet, er kannte die Liebe zu genau, als daß ihm *Antonio's*



schüchterne Erklärung unerwartet gekommen wäre; er schätzte den Jüngling, dessen Geburt beynahе noch edler als die seinige war, er hatte ihn längst im Stillen geprüft, und gab daher seine Einwilligung in die Verbindung der Liebenden zwar ohne Zögern, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, dieselbe vor der Hand so lange geheim zu halten, bis es ihm durch seinen Einfluß gelungen seyn werde, dem künftigen Schwiegersohn eine seiner würdige Anstellung im Staate zu verschaffen.

Die Glücklichen versprachen zu schweigen; hatten sie doch nun das beynahе Unglaubliche erreicht, durften sie einander doch nun täglich nahe seyn, sich sehen, sich wenigstens durch Blicke ihre Liebe versichern, wenn die Gegenwart Anderer sie verhinderte, es mit Worten zu thun, und die Hoffnung auf eine nahe beseligende Zukunft hegen, deren Erfüllung ihnen das väterliche Jawort verbürgte.

Mehrere Wochen waren seit Osburn's Erscheinung im Hause des Grafen vergangen; der Zustand seines Innern erschien allerdings beklagenswerth; glühende Liebe, Eifersucht, Mißtrauen in sich selbst, Hoffnung und Verzweiflung zerrissen wechselweise sein Herz. Bald gedachte er seines finstern Schicksals, welches ihn bestimmt habe, jedes ihm theure Wesen zu verderben; bald glaubte er in Julia den Engel zu erblicken, dessen Macht ihn retten, ihn dem Leben wieder schenken könnte. So in stetem Kampfe mit sich selbst, eben so unfähig seine Gefühle zu verbergen, als sie zu offenbaren, beschloß er endlich, den Widerspruch, welcher ihn marterte, zu endigen, die erste sich ihm darbietende Gelegenheit zu ergreifen und eine Entscheidung über Tod oder Leben herbeizuführen.

Daß Williams Leidenschaft von Antonio und Julia nicht unbemerkt bleiben, eben so wenig, als es dem Lord entgehen konnte, daß er in diesem einen Nebenbuhler zu fürchten habe, war natürlich; — Beyde bewachten sich daher mit Argusaugen, in Beyder Herzen entstand Argwohn, Eifersucht und Mißtrauen, bis diese Gefühle sich nach und nach zur schärfsten Bitterkeit und endlich zu einem so glühenden gegenseitigen Haß entflamnten, daß nur die Achtung für Julia's Ruf den Ausbruch desselben hemmen und sie selbst in den äußersten Schranken des Anstandes erhalten konnte.

Vergebens bat Julia ihren Vater, die beabsichtigte Verbindung mit Antonio erklären und dadurch dem Lord jede Hoffnung rauben zu dürfen; umsonst stellte sie ihm die gereizte Stimmung Beyder, die Gefahr, welche daraus entstehen konnte, und die unter diesen Umständen erfolgende Nothwendigkeit vor, das Geheimniß früher zu enthüllen. Amalfy blieb unbeweglich; sein Stolz empörte sich gegen den Gedanken, ein Bündniß eher bekannt werden zu lassen, als es seinen gerechten Forderungen völlig entsprechen konnte; er verlangte zwar keine Schätze von seinem künftigen Schwiegersohne, wohl aber einen edlen Namen und eine geachtete Stellung im Staate. So nur glaubte er seine Tochter würdig an der Seite eines Gatten sehen; so nur dem Hause Amalfy genug thun zu können. Auch Antonio's ungestüme Bitten wurden von dem Grafen mit eiserner Beharrlichkeit zurückgewiesen; er erinnerte ihn an sein gegebenes Wort, verlangte die unverbrüchlichste Haltung, und fügte sehr ernst hinzu: daß, wenn Antonio es jemals gegen seinen Willen zu brechen wagen sollte, er sich alsdann auch nicht mehr an das seinige gebunden glauben und dasselbe unmittelbar zurücknehmen werde.



Die Liebenden mußten sich diesem Ausspruche fügen; sie fühlten, daß es ihre Pflicht sey, dem Willen des Vaters zu gehorchen und steheten den Himmel an, bald ein Ereigniß herbeizuführen, welches sie der Last dieses drückenden Geheimnisses zu entheben vermöchte. Dieß Ereigniß erschien — allein ob zu ihrem Glück, möge die Folge entscheiden. Graf Amalfy besaß eine herrliche Villa, wie sich deren mehrere auf dem festen Lande, nicht fern von Venedig erheben und den reichen Bewohnern der Stadt größtentheils zum Sommeraufenthalte dienen. Auch er und Julia waren öfters dort, genossen der schönen Jahreszeit, wurden von den Freunden ihres Hauses häufig daselbst besucht, und fühlten sich glücklich, den einförmigen Anblick ihrer stolzen, prachtvollen Palläste einmal gegen denjenigen der ewig heitern, üppig blühenden Natur vertauschen zu können.

Eines Tages hatte Julia in Begleitung mehrerer ihrer vertrauesten Freunde, worunter auch Antonio und der Lord sich befanden, einen Spaziergang unternommen, welcher sie etwas weiter als gewöhnlich von der Villa entfernte. Ein kleines Wäldchen nahm die Lustwandelnden in seine Schatten auf, man lagerte sich im Grünen, freute sich des herrlichen Abends; Julia, bezaubernder als jemals, war die Heiterkeit selbst; Jeder bestrebte sich auch seinerseits den geselligen Kreis zu beleben, Jeder eilte der schönen Gebieterinn seine Huldigung darzubringen, selbst der Lord schien seine Schwermuth vergessen und die Fröhlichkeit der Übrigen theilen zu wollen: da raffelte es plötzlich in den Zweigen des Gebüsches, Aller Augen wandten sich nach dem Geräusch und — wie aus der Erde emporgestiegen — stand die Gestalt eines Weibes vor ihnen, deren Anblick eben so überraschend als wunderbar auf die Anwesenden wirkte.

Sie trug ein dunkles weitaftiges Gewand, von einem breiten Gürtel unter der Brust zusammengehalten; ein hochrother, turbanartig um den Kopf gewundener Shawl hing ihr von beyden Seiten bis auf die Knie herab; eine Art von Sandalen bedeckte ihre Füße; die bräunliche Farbe des Gesichtes verrieth den orientalischen Ursprung der Fremden, jedoch hatten ihre Züge noch nicht alle Spuren ehemaliger Schönheit verloren, und aus den schwarzen Augen stammte eine Glut, welche einst wohl verzehrend in ihrem Busen gelodert haben mochte.

Schweigend starrten Alle die Zigeunerinn an, denn als solche wurde sie bald von Jedem erkannt; endlich nahte sie sich der Gräfinn mit langsamen Schritten, sah sie lange durchdringend an, kniete dann vor ihr nieder und bat sie um die Erlaubniß ihr wahrsagen zu dürfen. Julia, irgend einen freundlichen Scherz vermuthend, blickte lächelnd nach ihrem Vater; dieser nickte bejahend, sie reichte der Fremden ihre Hand, und schon hatte der Graf auch die seinige erhoben, um die Mühe der Prophetinn mit einigen Goldstücken zu belohnen, als diese Julia's Rechte plötzlich von sich schleuderte, rasch aufsprang und mit dumpfen, schauerlichen Tönen ausrief: „Wehe! wehe dir, Unglückliche! das Verderben schwebt über deinem Haupte! unaufhaltsam schreitet es heran! namenlose Leiden warten deiner — du bist den finstern Mächten verfallen und nur die rasche, augenblickliche Wahl eines Gatten vermag vielleicht dich noch zu retten!“

Diese schrecklichen Worte sowohl, als die ganze wunderbare Erscheinung der Zigeunerinn hatte einen seltsamen Eindruck auf die Anwesenden hervor-



gebracht. Entsetzt, betäubt, verwirrt wußte in den ersten Augenblicken Niemand, wie ihm geschah. Endlich erholte sich der Graf, warf einen ängstlichen Blick auf seine tief erschütterte, todtenbleich gewordene Tochter, und forderte nun die Freunde auf, der schändlichen Gauklerinn sogleich nachzueilen, sie, es koste was es wolle, zurückzubringen, und das Geständniß von ihr zu erzwingen, wer sie zu solchem Frevel gedungen habe.

Es geschah; man vertheilte sich nach allen Seiten, umging jede Baumgruppe, durchsuchte jedes Gebüsch, allein diese Bemühungen blieben vergebens; eben so plötzlich als sie erschienen, war die Fremde auch wieder verschwunden, nicht die geringste Spur verrieth, wo sie hingekommen seyn mochte; man mußte endlich das Vorhaben aufgeben und nach der Villa zurückkehren, indem sich Jeder, wiewohl fruchtlos, bemühte, den widrigen Eindruck jener Scene zu verwischen und die vorige Heiterkeit wieder zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünemann.

### Vierte Decime.

Es gibt Narren in Duodez, in Octav, in Quart und in Folio. Die ersten werden verlacht, die zweyten werden verachtet, die dritten eingesperret, die letzten — bewundert.

Auf dem Maskenballe des Lebens unterscheiden sich zwey Larven: die des Neides und der Unfreundlichkeit, und die der Freundschaft und der Liebe. Die erste ist von Horn, die zweyte von Glas.

Die liebenswürdigste Eitelkeit der Weiber ist, von großen Männern geliebt seyn zu wollen, und die lächerlichste Eitelkeit der Männer, daß jeder ein Held in der Liebe seyn will (sagt G.).

Es gibt Leute, denen, wenn sie hundert Aestern im Leibe haben, der Hunger der Armuth wie eine enorme Liederlichkeit vorkömmt, und die, wenn sie schläfrig werden, allen Gedanken in der Welt eine „gute Nacht“ wünschen.

Man sollte die Anmaßung zur Kunst erheben, und ein Magisterium dafür creiren, damit der Bescheidenheit die Concurrrenz um Amter erleichtert würde.

Wenn die Zungen der Prahler Degen wären, so gäbe es eine ewige Todtschlägerey, oder wir würden gezwungen seyn, wie unsere Ahnen, uns in Stahl zu kleiden.

Man sollte (sagt G.) dem Ehrgeiz immer einen Wurm vor die Augen halten, damit er denjenigen nicht vergessen könne, welcher ihn und seine Projecte einst fressen wird.

Das sicherste Mittel, aus einem Staate allen Müßiggang zu verbannen, wäre, die Verleumdung zu einem bürgerlichen Geschäft zu machen.

Es ließen sich ohne alle Anstrengungen von Seiten der Dichter und Schauspieler die Cassen der Theater füllen, wenn es eingeführt würde, daß alle Abende eine Klatschschwester, von der Bühne aus, die am Tage vorgefallenen Stadtgeschichten dem Auditorium vortrüge.



Es ist Unfug, wenn man von ausgezeichneten Geistern lauter Vortreffliches will. Es ist eben so wenig möglich, den eminentesten Kopf vor einer Sottise gegen die gesunde Vernunft, als einen Blödsinnigen vor einem hellen Gedanken zu bewahren.

### Correspondenz-Nachrichten.

Prag, den 10. März 1833.

Da Verhältnisse mir in der letztern Zeit einen regelmäßigen Besuch der Bühne nicht erlaubten, so muß ich mich heute darauf beschränken, Ihnen nur über die wichtigsten dramatischen Erscheinungen in flüchtigen Umrissen Bericht zu erstatten; diese sind: Deinhardstein's „Garrick in Bristol,“ Kupač's „Vormund und Mündel,“ und „Ulrich und Bozema,“ romantische Oper in 3 Acten, von Ferd. Val. Ernst, Musik vom Capellmeister Kraup, welche letztere in doppelter Hinsicht als ein heimliches Wert anzusehen ist, da Dichter und Tonsetzer uns angehören. „Garrick in Bristol“ wurde zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers zum ersten Male mit vielem Glücke aufgeführt, und seitdem schon zum dritten Male mit gleichem Erfolge wiederholt. Mit großer Gewandtheit und Sicherheit hat der Verfasser den berühmten Garrick in seinem Talent jede Gestalt anzunehmen, als Hauptfigur eines dramatischen Bildes hingestellt; doch muß der Darsteller des Garrick, wenn er sich in jener Stellung gegen die übrigen Gestalten des Drama behaupten will, nicht allein ein von Natur mit vielen Mitteln begabter Künstler seyn, sondern auch dieselben mit allem Fleiß geltend machen, und vor Allen die Doppelmaske sorgsam studieren, auf deren Erscheinung sich die wichtigsten Momente und Effecte des Lustspiels gründen. Hr. Bayer ist ein so talentvoller und gebildeter Künstler, überdies so vertraut mit der Geschichte der Kunst und Literatur, daß man mit Recht von ihm hoffen konnte, es werde ihm möglich seyn, zwey Heroen der brittischen dramatischen und kritischen Kunst mit Sicherheit und Leichtigkeit darzustellen; doch hat er leider diese Erwartung getäuscht, und ich will nicht entscheiden, ob mein Urtheil über seine Gabe so ganz irrete, oder ob er der Rolle nicht die nothwendige Sorgfalt geschenkt habe, wenn gleich die schlechte Memorie, die hier und da sichtbar wurde, fast auf das Letztere deuten ließe. Hr. Bayer verstellte seine Stimme in den ersten zwey bis drey Reden als Johnson so, daß man für eine theatralesche Täuschung wohl hätte damit zufrieden seyn können, wenn gleich Niemand, der ihn einmal gesehen, Hrn. Bayer verkannte; doch vergaß er diese nothwendige Stimmänderung so bald, daß Sara's Ausruf: „Welche Stimme!“ lächerlich wurde, da er die ganze Scene mit ihr in seinem natürlichen Organ gesprochen hatte. Durch diese Vernachlässigung des Garrick wurde natürlich Thomas Hild (Hr. Polawsky) zur Hauptrolle des Stückes, welche auch den lautesten und gerechtesten Beyfall des Abends erntete. Der Dichter hat die unerschütterliche Zuversicht, das komische Selbstvertrauen des talentlosen poetischen Dilettanten in dieser ächt komischen Gestalt mit so festen Zügen und der ergreifendsten Wahrheit hingestellt, und der Darsteller ging so ganz bis in die kleinsten Züge in seine Anacht ein, daß jede seiner Scenen ein wahres Fest für die Zuschauer war, und der Thomas Hild des Hrn. Polawsky als ein Musterbild gelten kann. Recht wacker gab Hr. Ernst den Frondham, Mad. Binder (Sara) hätte ich hier und da etwas jugendlicher lebhaft gewünscht, und es schien, als ob das Costume von 1749 sie etwas genirte, was doch bey einer so gewandten Künstlerin nicht der Fall seyn sollte.

„Vormund und Mündel“ hatte Dlle. Fr. Herbst zur Benefice gewählt, und erhielt darin den Beweis, wie sehr sie unter die Lieblinge des Publicums gehöre, da sogar ein Schauspiel von nicht mehr als fünf Personen ihr doch ein volles Haus machte. Was das Stück betrifft, welches so vielfältig besprochen und beurtheilt wurde, daß meine Stimme leicht schweigen darf, so dürfte es wohl nicht leicht ein anderer, als Kupač, wagen, diesen Stoff für fünf Acte auszuspinnen, obschon auch bey ihm nicht zu läugnen ist, daß die meisten Scenen, in welchen die Heldin nicht auf den Brettern ist, sich für den Zuschauer zu einer ungehörigen Länge ausdehnen. Meisterhaft ist der ganze dritte Act. Miß Milner gehört unstreitig unter die glänzendsten weiblichen Parthien im gesammten deutschen Drama, aber auch zu denjenigen, an welchen ein schwächeres Talent leicht scheitern kann, indem sie der eminenten Darstellerin die schönsten Triumphe sichert. Dlle. Fr. Herbst kann diesen äußerst schwierigen Charakter unter ihre schönsten Leistungen zählen, indem sie eben so sehr durch feine und anständige Hal-



tung in den Momenten des Leichtsinns, als durch das tiefste, ergreifendste Gefühl in den tragischen Scenen hinriß, und sogar für die englische Bizarrie, welche besonders in den letzten Acten so störend hervortritt, durch acht weibliche Lebenswürdigkeit zu versöhnen, und ein höchst interessantes Ganze darzustellen wußte, das mich selbst bewog, dieses nicht ganz kurzweilige Drama in acht Tagen zweymal anzusehen. Viermaliges Hervorruhen war ihr auch ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung. Überhaupt liefert Dlle. Fr. Herbst einen neuen Beweis, daß die Prager Bühne eine tüchtige dramatische Schule sey, aus welcher so manche der ersten Sterne auf den ersten deutschen Hofbühnen hervorgingen, die sich theils hier gebildet, theils wenigstens in Prag die höhern Stufen der Nimenkunst erklimmt haben. Unter die letzteren gehört Dlle. Fr. Herbst, welche schon als ein so beachtenswerthes und gebildetes, mit Phantasie und Gefühl ausgestattetes Talent zu uns kam, daß die Direction keinen Anstand nahm, sie nach ihrer ersten Rolle (Elvira in der „Schuld“) für ihre Anstalt zu gewinnen, obgleich sie bereits mit einer andern Schauspielerinn für ihr Fach in bedeutend vorgerückter Unterhandlung stand; doch hat die Künstlerinn während ihrer hiesigen Anwesenheit einen Aufschwung genommen, der sich damals wohl mit Recht hoffen und erwarten, doch keineswegs mit Gewisheit vorausagen und verbürgen ließ. Ihre Phantasie hat sich geläutert und verklärt, und ihre Glut und Kraft, so wie ihre tiefe Empfindung und Leidenschaftlichkeit ein doppeltes Interesse durch den weiblichen Adel und die Zartheit gewonnen, welche sich immer mehr entfaltet, ja selbst ihr Organ hat an Kraft und Fülle gewonnen, so daß sie jetzt wohl unstreitig unter die vorzüglichsten deutschen Künstlerinnen in ihrem Fache gezählt werden muß. Der Individualität des Hrn. Bayer sagt der Dorifort so wenig zu, daß man in den Forderungen an diesen Künstler in dieser Rolle bescheiden seyn muß. Recht gut war Hr. Ernst in der kleinen Parthie des Lord Lawnsy. Unter die undankbarsten Rollen gehören Miß Woodley und Sandford, weshalb auch Mad. Brunetti und Hr. Polawsky trotz alles Fleißes in selben keine große Wirkung hervorbringen konnten.

„Udalrich und Bozena“ erfreute sich eines Erfolges, wie er vaterländischen dramatischen Erzeugnissen selten in solchem Grade zu Theil wird, und verdiente selben auch, da der Dichter seinerseits eine Oper geliefert hat, die sich in dieser Gattung vorthellhaft auszeichnet, weil sie nicht allein eine verständliche, sich zweckmäßig entfaltende Handlung aufstellte, sondern zugleich dem Tonsetzer recht wirksame dramatisch-musicalische Situationen und Momente darbot, welche dieser auch glücklich benutzte, und uns eine recht melodische, zugleich aber auch charakteristisch-deutsche Tondichtung lieferte, und sich, dem Text anfügend, nicht von der modern-tändelnden Manier hinreißen ließ. Die meisten Nummern des Werkes wurden mit lebhaftem Beyfall, manche mit wahren Furore aufgenommen, ein Duett zwischen den Hauptpersonen muß jedesmal wiederholt werden, und Dichter und Tonsetzer, so wie Dlle. Luher (Bozena) und Hr. Drska (Udalrich) wurden in den beyden ersten Aufführungen wiederholt gerufen. Nach meiner Ansicht ist die mehrmals wiederkehrende wunderzarte und liebliche Romanze der Bozena die schönste Blüthe der Oper, wenn ich gleich die beyden Arien des Udalrich, dann jene des Borowin (Hr. Podhorsky), so wie die Duetten zwischen Udalrich und Bozena, dann zwischen Borowin und Ladka (Dlle. Pittner), das einfache Lied des Domorod (Hr. Strakaty) u. m. a. als höchst gelungene Musikstücke erkenne, und das Ganze mit immer steigender Theilnahme wieder ansehe.

Was die Aufführung betrifft, so überraschte Dlle. Luher, wie in jeder neuen Parthie so auch hier wieder durch steigende Virtuosität des Gesanges, lebhaftes Gefühl und mimische Darstellung, vorzüglich aber durch die wahrhaft poetisch-romantische Auffassung dieser Jungfrauengestalt, und den wahrhaft poetischen, hochsentimentalen Vortrag ihrer Romanze, an der man sich gar nicht satt hören kann. Ich gestehe gerne, daß, so sehr ich das reiche Talent der Dlle. Luher schon früher schätzte, sie mir doch seit dieser Parthie noch weit werther geworden ist. Hr. Drska hat noch nie in einer Gesangsparthie so Ausgezeichnetes geleistet, als in dieser, welche der Compositneur auch ganz seinem Talente angefügt zu haben scheint, und auch Hr. Podhorsky kann den Borowin unter seine glücklichsten Leistungen zählen. Der Referent der „Bohemia“ ist nicht mit der augenblicklichen Knüpfung des Liebesbandes zwischen Udalrich und Bozena zufrieden, er wünscht, daß schon eine frühere Bekanntschaft supponirt werden möchte, und ich wäre wohl mit ihm einverstanden, wenn der Stoff modern wäre; bey dem clair-obscur der romantischen Kunst aber halte ich ein solch schnelles Aufkommen der Leidenschaft für ganz passend, zumal, da hier einestheils die Chronik — die dem dramatischen Dichter eigentlich heiliger seyn sollte, als die Geschichte selbst —



den Fall so angibt, und die ganze Handlung sich darauf begründet; anderntheils aber dem Operndichter doch gestattet seyn wird, das aufzustellen, was wir seit Jahrhunderten in „Romeo und Julia“ bewundern, wie der böhmische Fürst sich das wohl wird erlauben dürfen, was der italienische Edelmann sich erlaubte. Ein zweyter Tadel betrifft den Hofnarren, und ich gestehe, daß mir diese Gestalt, so wie wir sie sahen, auch nicht recht behagte; doch habe ich das Manuscript nicht gelesen, und glaube, daß man nach der hiesigen Darstellung diesen Charakter durchaus nicht beurtheilen könne, da Hr. Spiro den Unterschied zwischen einem Schalksnarren in einer romantischen Oper und jenem in einer in China spielenden Parodie durchaus übersehen zu haben scheint, und den Hofnarren Udalrichs gerade so — nur noch mehr farriskirt — gibt, wie den Leporio im „Nikolo Zaganini.“ Die Direction hat das Ihrige redlich gethan, durch äußere Ausstattung, ein — zumal bey den Herren — naturgetreues Costüme und sorgfältiges Arrangement, den Tonseher und Dichter zu unterstützen, und die ganze Darstellung muß als lobenswerth anerkannt werden.

„Das letzte Abenteuer“ von Bauernefeld entsprach den Erwartungen abermals nicht, welche dieser junge Lustspieltdichter durch seine ersten Arbeiten erregt hatte. Ein recht angenehmer Dialog entschädigt nicht für den Mangel an Neuheit, Handlung und Charakteristik. Das Stück schien mit vieler Liebe und Sorgfalt in die Scene gesetzt zu seyn, und sowohl Mad. Binder (Frau von Waldburg) und Ultram (Frau von Sperber) als die Herren Polawský (Rath Espe), Ernst (Sternhelm), Feistmantel (Schwach), Dietrich (Günther) und Viel (Wallner) bemühten sich, das Interesse des Publicums zu erregen, welches jedoch nur schwache Beyfallszeichen gab. Raupach's „Ritterwort“, dieses von einer ächten und poetischen Chevalerie durchdrungene Lustspiel, ist wieder einmal über unsere Breter gegangen, und freundlich aufgenommen worden. Auch die Aufführung ist in den meisten Theilen gelungen zu nennen. Ue. Fr. Herbst gibt die Gräfinn Flora de Louvelles, in welcher Raupach seine Lucia de Viadagoli skizzirt zu haben scheint, mit einer wahrhaft ergreifenden romantischen Glut, und auch Ue. Nina Herbst (Donna Jilia), Mad. Ultram (Marthe) und die Herren Polawský (Kanzler), Ernst (Siliberto) und Feistmantel (Cacuhemar) wirken mit Liebe und Sorgfalt mit. Wenn der König sich am liebsten in der Nähe des Souffleurs aufhielt, so — mag das seine guten Ursachen gehabt haben, denn der Darsteller Carl's VII. ist ein Künstler, von dem man annehmen darf, daß er nichts ohne gute Ursachen thut. Daß die kleine aber schöne Rolle der Hometta sich nicht in den Händen unserer kunstreichen Mad. Binder befindet, ist ein Umstand, welcher der Totalwirkung sehr schadet.

Das böhmische Schauspiel hat uns im Laufe des heurigen Jahres schon zwey Trauerspiele geliefert. „Die Schuld“ und „die Räuber“, wovon das Letztere mit seiner drastischen Kraft das Publicum dieser Bühne natürlich mehr ansprechen mußte, als Müllner's Werk. Eine neue Übersetzung des „Scharfrichters von Amsterdam“ gefiel, und auch Körner's „Hedwig“, die schon öfter gesehen, wurde wieder mit Beyfall aufgenommen. Noch mehr Glück machte „der Rehbock“ und „der Laubstümme“, in welchem letztern Mad. Binder in der Rolle des Julius von Solar glänzte, den sie aus Gefälligkeit übernommen. Ue. Ultram brachte zu ihrer Benefice „Ali Baba und die 40 Räuber“, des glänzendsten Erfolges aber erfreuten sich die Reprisen zweyer ältern Stücke: „Aline“ von J. N. Stepanek übersetzt und eine Originalposse desselben Verfassers: „Der Böhme und der Deutsche, oder: die Mühle an der Grenze.“ Beyde Stücke scheinen die gemachte Erfahrung, daß böhmische Publicum sey kein Freund von Wiederholungen, Lügen zu strafen, da sich bey deren Darstellung, zumal bey dem letzten, das Haus immer mehr füllt. Diese böhmischen Vorstellungen geben den Mesdams Schimek, Ultram, Koscher und der zur lieblichen Jungfrau heranblühenden Antonia Stepanek so wie den Herren Grabinger, Viel, Grau, Profop, Schmiller u. s. w. Gelegenheit, ihr Talent zu üben, und den reichen Beyfall eines noch nicht übersättigten und daher höchst empfänglichen Publicums zu ernten, das noch dankbarer und minder zerstreut als das deutsche, wegen der Vorstellung ins Theater geht, nicht aber um zu sehen und gesehen zu werden.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 16. April 1833.

46

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Feuerbraut.

Ballade.

In Schnee vergraben lag das Land,  
Es knistert' im Gezweige;  
Noch weit vom Haus' der Pächter stand,  
Der Tag der ging zur Neige.

Und wie er eilt auf wüster Bahn,  
Durch todtenstille Auen,  
Da tritt ein hohes Weib ihn an,  
Gar seltsam anzuschauen.

Ein feuerfarb'ner Gürtel schmiegt  
Sich funkelnd um die Hüften,  
Ein Mantel um die Schultern fliegt,  
Wie Rauchgewölk in Lüften.

„Was willst du Weib, mit deinem Blick,  
Mit deinem Händedrücker?“ —

„Ich bin bestimmt dir vom Geschick,  
Und will dir Rosen pflücken!“ —

„Mich führt mein Weg nach jenem Ort',  
Die Kindlein warten meiner;  
Der Weihnachtsbaum wird brennen dort,  
So reich und schön wie keiner!“

„Was willst du dort bey dem Weihnachtsbaum!“

„Bleib' hier, und laß uns kosen;  
Wohl macht die Lieb' den Flockenschaum  
Des Schnee's zu blüh'nden Rosen!“

„Der Baum, der brennt auch ohne dich, —  
Die Glut in meinem Herzen  
Verzehrt mich Arme jämmerlich: —  
Erfreu'n dich meine Schmerzen?“ —



Da wend't er sich, hält an den Fuß,  
Umschlingt sie mit den Armen,  
Als sollt' ob manchem heißen Kuß  
Der Winterfrost erwärmen.

Und g'rad', als wär' ein Blumenbeet  
Das Schneefeld in der Kunde,  
Ob ihrem Minnespiel vergeht  
So manche lange Stunde.

Und als er d'rauf mit neuem Muth'  
Den Pfad war hingegangen,  
Da sieht er Wolken, roth wie Blut,  
Am dunklen Himmel hangen.

Wohl über'm Dorfe steht der Schein,  
Der Pächter hat's erreicht;  
Und wie er sieht die Wohnung sein,  
Da bebt er und erbleichet:

Die Flammenarme schlingt ein Weib —  
Er kann sie wohl erkennen —  
Um Haus und Baum den Riesenleib,  
Den sieht er schauernd brennen!

Geruhig sitzt sie da zumal,  
In Prasseln und Getöse,  
Und lacht, und wiegt die Kindlein all'  
Auf ihrem glüh'nden Schooße.

F. Fingier.

### Julia Amalfy.

(Fortsetzung.)

Am unangenehmsten schien der Graf von diesem Vorfall berührt; er beobachtete Antonio mit misstrauischen Blicken, ein leiser Verdacht, daß er selbst der Urheber jener Prophezeung seyn, daß er damit beabsichtigt haben könnte, ihn zur Bekanntmachung und Beschleunigung seiner Vermählung zu zwingen, stieg in ihm auf — und nur Antonio's unbefangenes Betragen, der unverstellte Zorn, welchen er über jene Begebenheit äußerte, seine sichtlichen Bemühungen, Julia, welche sich noch immer von ihrem Entsetzen nicht erholen konnte, zu beruhigen, so wie die Offenheit, mit der sein Auge dem prüfenden Blick des Grafen begegnete, vermochten diesen, ihn wenigstens nicht unbedingt zu verdammen, das schändliche Gaukelspiel jedoch der strengsten Untersuchung zu unterwerfen.

Auch auf den Lord hatte dieser Vorfall den tiefsten Eindruck gemacht. Ohne abergläubig zu seyn, wähnte er in ihm einen Wink des Himmels erhalten zu haben, welcher ihn bestimmen sollte, sich gegen Julia zu erklären. Von diesem Gedanken erfüllt, brachte er mehrere Tage einsam, in stetem Kampfe mit sich selber zu. Bald schien es ihm frevelhaft, ein Wesen an sich fesseln zu wollen, da seine Neigung bis jetzt jedem Gegenstand derselben unheilbringend gewesen war; bald glaubte er wieder in eben jenem Ereigniß die Andeutung zu finden, daß dieser Fluch von ihm genommen, durch Julia von



ihm genommen werden solle; er erwog sein Schicksal, die verlornen Jahre seiner Jugend, seine heisse Leidenschaft für Julia und die Gewißheit, ohne ihren Besitz nicht leben zu können. Sie hatte bis hieher noch keinem Andern öffentlich den Vorzug gegeben; er war sich bewußt, ihr ein glänzendes Loos bereiten, sie mit allen Freuden der Jugend umgeben, jeden ihrer Wünsche erfüllen zu können. Diese und ähnliche Betrachtungen gaben ihm endlich den Muth, der Gräfin sein Herz zu öffnen; er war nun einig geworden mit sich selbst, und bestieg daher eines Abends zwar in banger Erwartung, jedoch fest entschlossen die Gondel, welche ihn zu ihr und folglich auch der Entscheidung seines Schicksals entgegenführen sollte.

Es war schon spät geworden; mehrere Gäste, unter ihnen Antonio, befanden sich bey dem Grafen. Das Gespräch wurde allgemeiner, man unterhielt sich von diesem und jenem, scherzte, lachte, schien jenes unangenehmen Vorfalles gänzlich vergessen zu haben, und bald fanden die Liebenden Gelegenheit, sich mindestens auf kurze Zeit unbemerkt entfernen und einige köstliche Augenblicke traulichen Beysammenseyns genießen zu dürfen.

Eine duftig blühende Laube im Garten der Villa nahm sie auf; der volle Mond goß sein Silberlicht über die Glücklichen; Millionen Sterne flammten am Himmel und lächelten freundlich auf sie herab; ein leises Lüftchen, vom Meere herüberwehend, kühlte ihre Wangen und tausend Blumen, den süßesten Wohlgeruch verbreitend, öffneten ihre Kelche, die Gegenwart der Liebenden zu feyern. Julia lag in Antonio's Armen; er suchte die, seit jener Prophezeung noch immer Ängstliche mit sanften Worten zu beruhigen, verwies sie an die ihnen durch das väterliche Jawort verbürgte glückliche Zukunft, gab und nahm die heiligsten Versicherungen unwandelbarer Treue, und war eben im Begriff, damit man sie nicht vermisste, die Laube wieder mit ihr zu verlassen — als plötzlich die dunkle Gestalt eines Mannes vor ihnen stand, dessen drohende Blicke fest auf Antonio gerichtet waren.

Mit dem Ausruf: „Verführer!“ schlug der Fremde jekt seinen Mantel zurück, zog zwey Pistolen hervor, reichte dem überraschten Antonio eine derselben hin und forderte ihn zum Zweykampf, da nur einer von ihnen Beyden diesen Ort lebendig verlassen dürfe. Antonio, den Lord, seinen längst verhassten Gegner, erkennend, ergriff ohne Zögern die tödtliche Waffe, stellte sich zornglühend dem Feinde gegenüber und war bereit, das blutige Schauspiel beginnen zu lassen — als Julia mit dem heroischen Muth einer alles aufopfernden, keine Gefahr achtenden Liebe sich in seine Arme warf, laut bethuerend, daß sie nicht von seinem Herzen weiche, daß sie fest entschlossen sey, mit ihm zu sterben und daß der Lord, wenn er nach dem Blute des Geliebten dürste, dann ihrer Beyder Mörder werden möge.

Nach diesem unzweydeutigen Beweis der zärtlichsten Neigung für seinen Gegner, nach diesem überraschenden Geständniß einer Leidenschaft, deren Daseyn er nie geahnet, stand der unglückliche William starr, regungslos, aber im wildesten Aufruhr seines Innern, wie in den Boden gewurzelt da. Sein ganzes trauriges Schicksal, alle seine zerstörten Hoffnungen, der letzte selige Traum eines möglichen irdischen Glückes zog schattengleich an ihm vorüber; jekt ward ein krampfhaftes Zucken seines ganzen Körpers sichtbar; Todtenblässe bedeckte sein Gesicht; das Wort: „Verloren!“ rang sich von seinen Lippen — da fiel ein Schuß — und mit zerschmettertem Gehirn stürzte er todt zur Erde.



Es konnte dem Grafen durch seine vielfachen, bedeutenden Verbindungen nicht schwer werden, das Gericht von dem Selbstmord des Engländers zu überzeugen und die Seinigen jeder Verantwortung zu entheben; auch fand man unter den Papieren des Unglücklichen so viele Aufsätze, welche Äußerungen des höchsten Lebensüberdrußes enthielten, daß Niemand an einer That zweifelte, die schon mehr als einmal aus gleicher Ursache begangen worden war.

Wochen eilten indessen vorüber, ehe Julia ihr Lager verlassen konnte; ein heftiges Nervenfieber war die Folge jener schrecklichen Nacht; die Kraft ihrer Jugend rang lange Zeit mit der Gewalt des todbringenden Übels, und der beklagenswerthe Antonio war in zweifacher Verzweiflung, da er während dem niemals in ihre Nähe kommen durfte, weil seine Gegenwart so erschütternd auf ihr ganzes Wesen wirkte, daß der Arzt sich genöthigt sah, ihn durchaus von ihr entfernt zu halten. Dann gedachte sie seiner jedoch mit der innigsten Zärtlichkeit, rief seinen Namen, verwünschte das unselige Geschick, welches sie von ihm trenne, beschwor ihn, ihr treu zu bleiben, und erschöpfte sich in den rührendsten Versicherungen ihrer Liebe. Amalfy sowohl als der Arzt hofften, dieser seltsame, unbegreifliche Widerspruch in Julia's Innern werde mit der Krankheit zugleich vorübergehen; ein Umstand bekümmerte den Grafen inzwischen immer mehr: er hatte nemlich die Bemerkung gemacht, daß Julia, indem sie endlich anfing, sich nach und nach zu erholen, der tiefsten Schwermuth Raum gab. Stundenlang saß sie in tiefes Nachsinnen verloren; auch jetzt, nach überstandener Gefahr, wo der Genesende sich so gerne des neu geschenkten Lebens und der Gegenwart seiner Lieben freut, hatte sie noch nicht nach Antonio gefragt, ihn noch nicht zu sehen verlangt; der Graf schloß daher sehr richtig, daß irgend ein schreckliches Geheimniß auf ihrem Herzen laste, welches sie zu verbergen strebe, und war uneins mit sich selbst, ob und wie er es wagen dürfe, dasselbe zu enthüllen.

Der Arzt hatte nun die Rückkehr nach Venedig erlaubt; zum ersten Mal schimmerte ein Strahl von Freude bey dieser Nachricht in Julia's Zügen; der Aufenthalt auf der Villa war ihr schrecklich geworden, sie eilte dieselbe so schnell als möglich zu verlassen, und auch Antonio fühlte eine drückende Last von sich genommen, denn erst an einem andern Orte und unter andern Umgebungen sollte er der Geliebten nahen dürfen.

So begrüßte denn Julia eines Morgens die prächtige, einst so stolze Beherrscherin des Meeres wieder, betrat den Pallast ihres Vaters, und fühlte nun erst mit doppeltem Schmerz, wie heiter und glücklich sie diesen Ort jüngst verlassen und wie namenlos elend sie ihn heute wieder betreten mußte.

Es konnte nicht fehlen, daß alle Freunde des Amalfy'schen Hauses sich bald wieder darin einfanden; allein Julia blieb in der tiefsten Einsamkeit, sie sah und sprach Niemanden als ihren Vater, schien die Gegenwart gänzlich vergessen zu haben und nur der Vergangenheit zu leben; da glaubte der Graf, den dringenden Bitten Antonio's endlich nachgeben und ihn zu ihr führen zu dürfen; dieß Wiedersehen mußte entscheiden, es mußte den Zustand ihres Innern enthüllen, das Räthselhafte ihres Wesens erklären und die hangen Zweifel der Ihrigen mit einem Male lösen.

(Der Schluß folgt.)



## Einz und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünneemann.

## Fünfte Decime.

Wenn man die grelle Manier unsrer neuen Malerschulen betrachtet, so wird man geneigt zu glauben, daß sie die alte Aufgabe der Kunst umgekehrt stellen, und statt die Farben der Natur, die Natur der Farben studieren.

Die besten Telegraphenlinien wären, wenn man alle halbe Meile eine Schwägerinn stationirte, und der Ersten die Nachricht als ein Geheimniß anvertraute.

Wer von einer Frau geliebt seyn will, muß es scheinbar mit allen andern verderben wollen.

Wer das Vertrauen einer Matrone gewinnen will, muß sich von ihren Wochenbetten erzählen lassen.

Die renommirtesten Kantippen, wenn sie unter sich sind, überbieten sich stets im Lobpreisen ihrer friedlichen Ehen.

Eine Frau, welcher die Speisen nicht gerathen sind, ist gewiß die Erste, welche sie über Tische lobt.

Wenn die Frauen bey ihren Männern um Rath fragen, haben sie meistens schon einen Entschluß gefaßt.

Der strengste Kunstrichter des Tanzes ist eine hinkende Dame.

Wenn ein häßliches Mädchen mit einem schönen spazieren geht, kann man darauf wetten, daß jenes von diesem dazu gebethen worden.

Es ist ein schlimmes Zeichen in der Ehe, wenn die Frauen zwischen ihren Männern und Andern Vergleiche anstellen.

## Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 28. Februar 1833.

Obgleich Devrient seit Jahren nur der Schatten seiner frühern Künstlergröße war, und der Beyfall, den er noch erhielt, nur seinen frühern Verdiensten gelten konnte, so machte sein Tod dennoch auf die Kunstfreunde Berlins einen sehr schmerzlichen Eindruck, indem man sich nicht verhehlen konnte, daß mit ihm das höhere Drama schlafen gegangen sey. Bey aller Achtung für die Künstler unserer Hofbühne mußte man sich gestehen, daß außer Mad. Crelinger keines der jetzt vorhandenen Mitglieder zur großartigen Darstellung tragischer Charaktere entschiedenen Beruf habe, und daß, durch das geringe Interesse, welches das recitirende Schauspiel jetzt in Anspruch nehmen kann, der dramatische Flitterstaub der Oper, des Ballets und Melodrams immer mehr die Bühne beherrschen werde. Es scheint wirklich ein böser Genius jetzt gegen das Wiederemporkommen unsers Theaterwesens anzukämpfen, denn die Erwartungen, die man sich von dem Königsstädtischen Theater machte, welches sich weit freyer bewegen und seine Richtung selbst wählen konnte, sind bey einer Leitung, wie die jetzige, nur noch auf glückliche Zufälligkeiten basirt. Eine solche müssen wir Holtei's Entschluß nennen, sich als Schauspieler in einer Reihe von Gastrollen auf dieser Bühne zu zeigen. Die Meinung über das, was er leistete, hat sich jetzt so weit festgestellt, daß man mit wenigen Worten ein Urtheil darüber abgeben kann. Holtei ist im Besiz alles dessen, was der Kunst des Schauspielers angehört, dagegen fehlt ihm alles, was das Handwerk des Schauspielers verlangt. Jetzt, wo nach einer Reihe von zwölf Gastrollen,



das letztere ihm immer geläufiger wird, seine Zuversicht wächst und anhaltender Beyfall ihn ermuntert, unterscheidet er sich von ältern Künstlern nur durch eine frischere Begeisterung und größere Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Rollen nimmt. Mit Ausnahme des Ricaud in Lessing's „Minna von Barnhelm,“ trat er nur in seinen eignen Stücken auf. Es waren größtentheils neue Productionen von sehr verschiedener Gattung und Werthe. Das wichtigste und am beyfälligsten aufgenommene unter diesen war das Drama: „Lorbeerbaum und Bettelstab,“ in welchem die Leiden eines Dichters, der von seinen Zeitgenossen verkannt, an der Prosa des Geschäftslebens scheitert, mit treffenden, wenn auch etwas zu trüben Farben dargestellt werden. In fast sämmtlichen Theaterstücken Holtei's sind Lieder verwebt, die, so wie er sie vorträgt, eine Zierde derselben und von großer Wirkung sind, aber nicht leicht von Andern so aufgefaßt und vorgetragen werden möchten. Ein anderes Verdienst erwarb sich Holtei in diesem Winter dadurch, daß er den ganzen Ertrag seiner dramatischen Vorlesungen den Armenfonds überließ, wodurch eine Summe von beynähe 1000 Rthln. zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden konnte. — Unter den Concurrenten, welche das im künftigen Jahre pachtlos werdende Breslauer Theater übernehmen wollten, befand sich auch Holtei. Durch eine bedeutende Majorität der Stimmen wurde ihm auch bey der Generalversammlung die Pachtung zugeschlagen, als auf einmal die Geseßlichkeit dieser Abstimmung angefochten, und eine neue Wahlversammlung beliebt wurde. Holtei, indignirt über ein solches Benehmen, entsagte sogleich aller Mitbewerbung, und sprach sich in einem Briefe, der in der neuen Breslauer Zeitung abgedruckt wurde, gebührend darüber aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er jetzt in Berlin bleiben, und sich als Schauspieler beym Königsstädtischen Theater engagiren. Unter den Mitbewerbern um das Breslauer Theater befand sich auch der Graf Hahn, Schmelfka, der Sänzer Kobler und verschiedene Frauen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß es der bisherige Pächter, der Schauspieler Piehl, behalten wird.

Ein Vortheil der Verspätung meines diesmaligen Berichts ist der, daß ich über unsern Carneval, welcher (wir nehmen es hier nicht so genau) ungefähr jetzt beendigt ist, vollständig referiren kann. Nur zwey Erscheinungen waren es, die an italienisches Thun und Treiben in dieser Festzeit erinnerten, nemlich die Tänze und Pantomimen der Schwestern Elfler auf unserm Operntheater, und verschiedene Mordthaten und Criminalverbrechen in mehreren sehr belebten Stadttheilen Berlins. Letztere fingen damit an, daß der Strafgefangene, Hobus, der wegen mehrerer, sehr frech ausgeführten Mordthaten in dem hiesigen Stadtvogtengefängniß saß, mit mehreren seiner Mitgefangenen bey Nacht aus seinem Kerker ausbrach, worauf sich die saubere Gesellschaft in der Stadt zerstreute und bey ihren alten Helfershelfern versteckt hielt. Berlin stand nun wirklich mehrere Tage unter dem Messer dieser Verbrecher, die, ohne eine neue Mordthat zu begehen, schwerlich sich die Mittel zu ihrem weitem Entkommen verschaffen konnten. Bis zu ihrer Wiederergreifung wurde daher jeder schlecht gekleidete Arbeitsmann auf der StraÙe mit sehr bedenklichen Blicken angesehen und Abends waren selbst die belebtesten StraÙen auffallend leer. Kaum war diese Gefahr beseitigt, als einem jüdischen Kaufmann von seinem Barbier der Hals abgeschnitten wurde. Diese That war um so auffallender, als sie in einem starkbewohnten Hause einer sehr frequenten StraÙe und bey heranbrechendem Tage geschah. Eine Folge davon war, daß Viele ihre Barbier abschafften, und Rasirmesser einer der gesuchtesten Verkaufsartikel wurde. Noch ist der Thäter nicht aufgefunden, der übrigens von dem Gelde und den Effecten des Gemordeten nichts mitgenommen hatte. Eine Menge Selbstmorde fielen gleichzeitig vor.

Der gelinde Winter und die vielen freywilligen Beyträge zu den Armenfonds haben indessen in diesem Jahre die gewöhnliche Winternoth der Armen weniger drückend als sonst gemacht, und so manchen Anblick uns erspart, der sonst mit dem Luxus der vornehmen Stände in der Carnivalszeit schneidend contrastirte.

Neue Opern im Hoftheater brachten uns die ersten Monate des Jahres gar nicht, dagegen wurde Meyerbeer's „Robert der Teufel“ wieder in Scene gesetzt und mit großer Pracht und vielem Beyfall bey jedesmal vollem Hause wiederholt. Bey den großen Lücken unsers Opernpersonals konnte man es ein Glück nennen, daß Maschinka Schneider, Tochter unsers Capellmeisters, gerade hier anwesend war, und die Parthie der Alice übernehmen konnte. Eine gewisse Celebrität, die sie sich in London mit dieser Rolle erworben hatte, wodurch sie den unbilligen Forderungen der Mad. Damoreau-Cinti intervenirte, schafften ihr hier eine günstigere Aufnahme, als ihre noch sehr schwache Gesangskunst und nicht vortheilhafte Persönlichkeit sonst gefunden haben würde. In andern Rollen fand sie nur sehr mäßigen Beyfall.



Die Königsstädtische Bühne brachte dagegen eine neue Oper: „Des Adlers Horst,“ Text von Holtei, Musik von F. Gläser. Noch haben bis jetzt Opern, die in Berlin gedichtet und componirt wurden, eben nicht viel Glück in der musicalischen Welt gemacht; um so mehr ist daher diese Oper auszuzeichnen, die fast in jeder Woche mit steigendem Beyfall und bey immer vollem Hause gegeben wird. Die Composition zeichnet sich, ohne gerade ein Meisterwerk zu seyn, durch gefällige Melodien, charakteristische Wendungen, einen populären Styl und durch Entfernung aller modernen Ungerimlichkeiten in Behandlung des Gesanges und Orchesters vor vielen andern aus. Der Text umfaßt eine einfache Begebenheit, mit einer Menge unterhaltender Episoden ausgestattet, und ist höchst geschickt für die Composition vorgearbeitet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Oper auf andere Bühnen verpflanzt, und auch außerhalb Berlin gerne gesehen werden wird. Man faßt sie den Lichtpunct des dießjährigen Carnevals nennen; denn die andern Festivitäten, die Subscriptionssäle im königl. Schauspielhause und die Redouten im Colosseum repräsentirten zu sehr die beyden Extremitäten der Berliner Welt, um dem Gebildeten ein anziehendes Vergnügen zu gewähren.

Endlich hat die Berliner Singakademie auch einen Director an des verstorbenen Zelter's Stelle erhalten. Kungenhagen nemlich, der mit Felix Mendelssohn um diese Stelle concurrirte, gewann den Preis mit einer bedeutenden Majorität der Stimmen. Er hat durch mehrere Aufführungen geistlicher Musiken, die er mit Einsicht und Sorgfalt dirigirte, die Wahl seiner Gönner gerechtfertigt.

Eine neue Erscheinung in Berlin war die Erscheinung holländischer Musiker. Mit Empfehlungen von hoher Hand versehen, größtentheils durch Subscriptionen gedeckt, kündigten sie Concerte an, die zu rasch hinter einander folgten, und unter sich zu ähnlich in der Besetzung und Wahl der Musikstücke waren, um viel Sensation zu machen. Ein Hr. de Vrought, Tenorist und gebildeter Concertfänger, fand noch den meisten Beyfall, vorzüglich durch den Vortrag holländischer und deutscher Volkslieder. Die übrigen, zwey Brüder Mendès, ein Hr. Schmitt, nebst Frau, erheben sich nicht über das, was man auch von kunstgebildeten Dilettanten oft genug hört. Sie benutzten zu ihren Concerten einen neu gebauten Saal im Hôtel de Russie, der mit eben so viel Pracht, als Mangel an Geschmack gebaut, und der architektonischen Kunst in Berlin eben keine große Ehre macht.

Noch wäre zweyer durchaus verunglückter Theaterproducte, die auf der Hofbühne total durchfielen, zu erwähnen; keines politischen Lustspiels: „Denk an Cäsar,“ von Raupach, und eines romantischen Drama's von Tromlich (v. Willeben): „Der St. Sebaldus-Friedhof.“ Beyde kamen, sanken und schlafen jetzt auf dem Friedhof der Theaterbibliothek in ungestörter, ewiger Ruhe.

Wer in Wien die Berliner Zeitung liest, wird nicht übersehen haben, daß das Repertoire des Königsstädtischen Theaters fast täglich ein Stück: „Der Eckensteher Nante im Verhör,“ zur Aufführung ankündigt. Eckensteher nennt man in Berlin diejenigen Arbeitsleute, die, zu bequem, sich zu vermieten, zu faul, um in Fabriken zu arbeiten, sich an den Straßenecken herumtreiben, und auf einen möglichst bequemen Erwerb für gute Bezahlung warten. Diese nordischen Lazaroni's stehen unter Aufsicht der Polizen, jeder ist gehalten, eine Nummer von Blech auf dem Arme zu tragen. Dabey sind sie große Freunde des Branntweins, grob, dreist und nicht ohne Witz. Holtei war der erste, der eine solche Volksfigur in seinem Drama: „Ein Trauerspiel in Berlin,“ auf die Bretter brachte. Ein beliebter Komiker, Beckmann, der diese kleine Rolle ausführte, gewann sich durch ein glücklich gewähltes Costüm und ein paar gut angebrachte Späße einen Beyfall, der eigentlich über die Grenzen eines so leichten Verdienstes ging. Dies veranlaßte ihn, sich aus der bekannten Poesie: „Staberl's Reiseabenteuer“ ein Quodlibet zusammenzusetzen, in welchem der Eckensteher natürlich die Hauptrolle spielt, und er Gelegenheit hatte, eine Menge sogenannter Berliner Witz anzubringen. Es konnte nicht fehlen, daß ein Theil des Publicums an diesem treffenden Genrebilde Behagen fand, und die Direction dadurch veranlaßte, es oft zu geben. Mit tiefer Betrübniß über diese unglückliche Richtung des Berliner Geschmacks mußte man aber leider die Bemerkung machen, daß aus dieser Liebe zu dem Eckensteher nach und nach eine förmliche Manie wurde, und jetzt fast jedes neue Stück, welches neben ihm erscheint, regelmäßig ausgepocht wird. So fielen denn am vergangenen Sonntage ein paar Stücke: „Jagd und Ball,“ von Herzenskrön, und „Schreckensscenen,“ von Albini, ohne Gnade durch, die als harmlose kleine Lustspiele unter andern Umständen wahrscheinlich mit Beyfall aufgenommen worden wären. Die Direction war schwach genug, an dem ersten Tage, wo Nante nicht angesehen war, und die Unterdrückung des eben vorgestellten Stückes



vom Publicum verlangt wurde, nachzugeben, und den „Eckensteher“ wirklich erscheinen zu lassen. Jetzt wird wohl schwerlich ein Sonntag vorübergehen, wo selbst bey sehr leerem Hause, nicht ähnliche Präensionen gemacht werden möchten, die den bessern Theil des Publicums natürlich aus dem Hause entfernt halten. — Kreuzer's „Melusine“ ist gestern im Königsstädter Theater bey vollem Hause mit Beyfall gegeben worden. Der Componist, welcher selbst dirigitte, wurde zweymal herausgerufen. Der Beyfall war in den ersten Acten größer als in den beyden folgenden. Nächstens mehr darüber.

Die Gemädegallerie des Museums hat eine höchst wichtige Acquisition gemacht, nemlich: ein Bild von Titian durch Kauf erworben, das einzige dieses Meisters in der sonst so reichen Sammlung. Unter dem Namen „Cornelia, die Tochter Titian's,“ war dieses vortreffliche Gemälde die Herde einer venetianischen Privatgallerie, so wie es jetzt ein Gegenstand der Bewunderung der hiesigen Kunstkenner ist.

Mit diesem angenehmen Gegenstand sey mein heutiger Bericht geschlossen.

### L i t e r a t u r.

„Eleonore von Toledo.“ Poetische Erzählung, nach dem Italienischen des Marchese Cesare Boccella, von Siegmund Schlesiinger. Wien, gedruckt und im Verlage der Edlen von Helten'schen Erben. 1833.

Der Stoff der vorliegenden Erzählung mag immerhin historisch wahr seyn; er ist auch in menschlicher und poetischer Hinsicht interessant: allein — der Reiz der Neuheit fehlt. Das Unglück einer Frau, die sich unerlaubter Liebe hingibt und sammt ihrem Buhlen dafür mit dem Tode büßen muß, ist uns schon oft erzählt worden; aber auch dieser vielbenützte Stoff könnte, von einem ausgezeichneten Dichter behandelt, noch immer hohes Interesse gewinnen und eine ergreifende Gewalt über uns ausüben. Boccella zeigt sich in dieser Erzählung eben nicht als ein Dichter vom ersten Range, doch als ein Mann von schönem poetischen Talent, vorzüglich in Hinsicht auf lebendige Darstellung und warmes Colorit. Das Original liest sich daher recht angenehm. Die Übersetzung bleibt größtentheils hinter dem Originale zurück.

Wir fordern keineswegs eine slavische Treue des Nachbildens, müssen es aber tadeln, wenn der Übersetzer andere Bilder unterschiebt, die noch dazu unwichtig oder nicht so schön sind wie jene des Originals, von dem er sich nach Belieben abzuweichen erlaubt. Dieß läßt sich der Übersetzer des gegenwärtigen Gedichtes nicht selten zu Schulden kommen. Hier nur ein paar Belege zu dieser Behauptung! z. B.

E dolce nelle quiete ore serene	Es ist so süß, in glücklich heitern Stunden
Il riposarsi alla procella accanto.	Zu lüften fremder Liebe Unglückschleier!
Là di Toledo una gentil Donzella	Ein reizend Kind, in erster Jugendblüthe,
Crescea degli anni dell' età primiera,	War aus Toledo's Mauern eingezogen;
A forma unendo intemerata e bella,	Ein reiner Spiegel thronet im Gemüthe,
Fra tante alme superbe, alma sincera.	So strahlend, wie des Auges süßer Bogen.
Nè su più vago sen quel Dio la face	Ein Schwänenbusen, wo die Liebe bebet,
Non scosse ad animar più nobil core:	Geschwellet von den mächtigsten Gewalten, —
Tacito il guardo, ma talor vivace	Und wenn die Wimper sanftverschämt sich hebet,
Scintilla si di rapido fulgore.	Da glätten sich des Unmuths düst're Falten.
Alza gli occhj da terra, e 'l proprio fato	Er blicket auf, wie Zurientrallen greifen
Legge a un sol guardo nel regale aspetto.	Des Jornes Blitze, kündend sein Geschicke.
E rifugge al tumulto, e sol le avanza	Erreicht sie ihr Gemach in stillen Thränen,
Quieta amica di solinga stanza.	Wo keine Fragen ihre Leiden höhnen.

Daben stoßen wir auf so manche Härten und unedle Ausdrücke, die um so widerlicher erscheinen, als das Original mit allem Zauber seiner südlichen Sprache ihnen gegenübersteht; wie z. B. Blütenkranzumwunden, die Äthermauer, ein Strahl von Himmelskerzen, die Thränenkronen, feuerige Strahlen, der selige Taumelgeist; Bertrümm're auch sein Daseyn selbst in Scherben; zurücke, des Todentsehens Raben; ihm 'ne Frist gewährt; ein Thor, das elegisch fühlend knarrt u. s. w. Auch finden wir hic und da sogar Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. Wo jede Brust in Frohgefühlen (sic?) aufzum Himmel schwinget; wohin sein Wunsch ihn neiget; im Nachteschooße; Doch kann er nicht an ihren Reiz vergessen etc.

(Mit Nr. 16 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 18. April 1833.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Julia Amalfy.

(S c h l u ß.)

Julia saß wie immer seit jener unglücklichen Nacht in trübes Nachdenken versunken; die Rosen ihrer einst so blühenden Wangen waren verbleicht, das Feuer ihrer dunkeln Augen erloschen; starr vor sich niederblickend, bemerkte sie den Eintritt mehrerer Kommenden nicht; da entstand ein seltsames Geräusch, sie erhob das Haupt, erblickte Antonio, schrie laut auf und würde ohnmächtig zu Boden gesunken seyn, wenn ihr Vater sie nicht glücklicherweise in seinen Armen aufgefangen hätte. Dieß neue schreckliche Ereigniß erfüllte die Herzen der beyden Anwesenden mit Schmerz und Entsetzen; besonders litt Antonio unaussprechlich, denn offenbar sein Anblick war es ja, welcher die Geliebte in diesen Zustand versetzte, seine Gegenwart, die so verderblich auf sie wirkte! Und aus welcher Ursache? War es Haß, Furcht, Abscheu, oder Liebe? — Er konnte es sich nicht erklären, konnte nur in stummer Verzweiflung die Ohnmächtige betrachten und das Schicksal anklagen, welches ihm sein Glück so grausam geraubt hatte.

Auch Amalfy stand in höchster Bestürzung; auch ihm war das eben Erlebte kaum glaublich. Julia ward endlich wieder zu sich selbst gebracht; den dringenden Bitten des Grafen gelang es, Antonio zu entfernen; nun aber beschloß der bekümmerte Vater, das Geheimniß seiner unglücklichen Tochter, es koste, was es wolle, zu enthüllen, denn es war ihm klar geworden, daß irgend eine finstere Idee, irgend ein irriger Wahn in ihrer Seele vorherrschend geworden seyn müsse, welcher sie bey dem Anblick des einst so heiß Geliebten, jetzt auf eine so unbegreifliche Art erschütterte.

Mit väterlicher Zärtlichkeit, mit der sanftesten Schonung, aber auch mit männlichem Ernst drang der Graf nun in Julia, daß sie ihm ihr Herz öffnen, das Räthsel ihres Abscheues vor Antonio lösen und die Ursache ihrer Schwermuth vertrauen möge; — sie schwieg lange, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, endlich aber erhob sie sich mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und sprach: „Wohlan, mein Vater, Sie sollen alles erfahren, sollen das schreckliche Loos Ihres Kindes ganz kennen lernen, dann werden Sie sich überzeugen, daß nichts



mich zu retten, daß nur das Grab allein mich von meinen Leiden zu befreien vermag.“

Nun fuhr sie fort, dem staunenden, durch diese Worte aufs höchste gespannten Grafen zu erzählen, daß der Spruch jener Zigeunerinn nur allzu wahr erfüllt, daß sie den finstern Mächten verfallen sey. Seit jener schrecklichen Nacht, in welcher William sich den Tod gegeben, wäre die fürchterliche Prophetinn ihr oft im Traum erschienen und habe ihr das Urtheil des ewigen Richters verkündet. „William's unselige Leidenschaft für mich machte ihn zum Selbstmörder,“ sprach sie weiter, „ich trage die Schuld dieser gräßlichen That — deßhalb darf die Liebe auch mich nie mehr beglücken, nie dürfen ihre Freuden mir blühen, nie der Segen des Priesters mich mit Antonio verbinden! Einsam, dem tiefsten Gram geweiht, muß ich leben, muß mich verzehren in heißer Sehnsucht, in namenloser Zärtlichkeit; allein so oft der Mann, der meine ganze Seele erfüllt, in meiner Nähe erscheint, höre ich den Schuß fallen, welcher die Stirne des unglücklichen William zerschmetterte, sehe ihn zu Boden stürzen und fühle, daß eine unsichtbare Macht sich gewaltsam zwischen uns drängt, welche den Geliebten auf ewig von meinem Herzen reißt.“

Julia schwieg; der Graf war tief erschüttert. Das hatte er nicht erwartet, dieser geistigen Verirrung seine Tochter nicht fähig geglaubt; doch sah er ein, daß offenbarer Widerspruch eher schaden als nutzen konnte, er behandelte sie daher fortwährend mit der zartesten Schonung und hoffte, daß die Zeit auch hier ihren lindernden Balsam bereiten, daß die Liebe zu Antonio den finstern Wahn auch in ihr bestegen werde, welcher sich als Folge des Schreckens seit jenem unglücklichen Ereigniß ihrer ganzen Seele bemeistert hatte.

Monden waren vergangen, ohne daß sich in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge das Geringste verändert hätte. Vergebens bot der Graf alles auf, jener Zigeunerinn habhaft zu werden, welche einen so unheilbringenden Einfluß auf seine Tochter übte; umsonst bemühte er sich, sie nach Venedig zurückzulocken, um durch ihre persönliche Erscheinung das Trugbild zu verschrecken, welches Julia's Phantasie sich zu ihrem eigenen Verderben geschaffen hatte; Niemand konnte ihm Nachricht über ihren Aufenthalt ertheilen, Niemand die Spur der gänzlich Verschwundenen entdecken.

Antonio verzehrte sich indessen in endlosem Jammer. Er sah sich geliebt und verstossen, angebethet und verabscheut, mit heißer Sehnsucht herbeygerufen und mit Entsetzen gestoßen; dieser grausame Widerspruch brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe; mehr als einmal wollte er ein Leben enden, welches für ihn nur eine Kette namenloser Leiden war. Zwar versuchte der Graf, ihn alsdann zu trösten, ihm einen Strahl von Hoffnung einzustößen, allein was vermögen Worte über den, dessen Herz an einer unheilbaren Wunde blutet? Er kannte sein Glend, er fühlte, daß die Geliebte für ihn verloren — aber auch, daß er diesen Verlust nicht zu ertragen fähig sey.

Julia's Gemüthszustand blieb, trotz aller zu ihrer Heilung angewandten Mittel, stets derselbe; auch eine Reise, welche der Graf auf Anrathen des Arztes, um sie zu zerstreuen, unternahm, war fruchtlos; sie kehrte mit dem nemlichen zerstörenden Gram, mit denselben Gefühlen namenloser Liebe und starren Entsetzens vor dem geliebten Gegenstande nach Venedig zurück, und hier war es, wo sie kaum angekommen, in jener schrecklichen Gewitternacht am Fenster stand, Antonio's trauernde Gestalt an der Mauer des dem Pal-



last gegenüber befindlichen Hauses lehnen, die Arme stehend nach ihr ausstrecken sah, zugleich aber auch mitten unter dem Rollen des Donners William's Schuß zu hören glaubte und bewußtlos zur Erde sank.

Abermals erschien das Fest der heiligen Martha; abermals vereinigten sich die Bewohner Venedigs, es so glänzend als möglich zu feyern. Auch der Graf, der durch das Unglück seiner Tochter längst zum tiefgebeugten, kummervollen Greis geworden war, hatte Julia zu einer Wasserfahrt überredet. Sie folgte ihm gleichgültig, wie immer, halb bewußtlos; und schon flog ihre Gondel den großen Canal hinab, schon waren sie weit vor den übrigen bunt geschmückten, prachtvoll erleuchteten Fahrzeugen vorbei; das Geräusch der jubelnden Menge tönte nur noch aus der Ferne zu den Trauernden herüber, die Stille der Nacht umgab sie — als ihnen eine Barke entgegenkam, deren düsteres Ansehen, deren lautlose Bewegung mindestens auf keinen fröhlichen Bestzer schließen ließ.

Die beyden Fahrzeuge näherten sich einander; Julia stand, wie im vorigen Jahre, dem Gondoliere zur Seite, starrte schweigend in die Tiefe des Wassers, und hatte die Welt um sich her vergessen, als sie plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, die Augen aufschlug, in eben dem Moment auf dem neben ihr hingleitenden Schiff eine dunkle Gestalt sich erhob, die Arme sehnsuchtsvoll nach ihr ausgebreitet hielt, zu gleicher Zeit eine seltsame Bewegung die Luft erschütterte, und Julia mit dem Ausruf: „Antonio!“ wie damals in die Wellen sank.

Schon am folgenden Tage strömte das Volk in zahlloser Menge nach dem Pallast des Grafen Amalfy. Zwey schön geschmückte Leichen schiefen hier neben einander den ewigen Schlaf. Ein freundliches Lächeln schwebte um die bleichen Lippen der Hingeshiedenen, der Friede des Himmels verklärte ihre Züge — Julia und Antonio hatten nun ausgelitten; der Tod vereinigte die so wunderbar Getrennten, und ein Grabmahl umschloß ihren Staub.

Nur noch kurze Zeit durfte der unglückliche Amalfy den grausamen Verlust seiner geliebten Kinder beweinen; dann rief auch ihn die Gnade des Erbarmers, dann legte auch er, der Letzte seines Stammes, das müde Haupt zur ewigen Ruhe.

Nach mehreren Jahren wollten viele Bewohner Venedigs eine Zigeunerinn allnächtlich vor dem Grustgewölbe der Amalfy knien, heiß weinen und inbrünstig bethen gesehen haben; das Gerücht ging, sie büße auf diese Art eine schwere Schuld gegen die hier Ruhenden. Von einem der eifrigsten Bewerber um Julia's Hand erkaufte, habe sie einst durch eine schreckliche Prophezeung den Grund zum Verderben der jungen Gräfinn gelegt, sey den Nachforschungen Amalfy's mit Hülfe ihres Beschützers damals entzogen worden, nach dem Tode des Grafen wieder nach Venedig zurückgekehrt, habe jedoch hier von Neue ergriffen sich selbst zu jener Art von Buße am Grabe der Geopferten verdammt.

Auch die noch lebenden Freunde der unglücklichen Julia vernahmen dieß Gerücht; sie wollten es näher untersuchen, wollten Nachforschungen anstellen, allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos; die alte Zigeunerinn war plötzlich wieder wie von der Erde verschwunden, und man hat, trotz aller angewandten Mühe, nie eine Spur von ihr entdecken können.



Wir begegnen wohl zuweilen einem Menschen, dessen Gesichtszüge uns an ähnliche schon gesehene erinnern; eben dieß gilt auch von den Begebenheiten in diesem Leben; wenn daher das Schicksal der unglücklichen Julia mit Theilnahme erfüllte, der gedenkt vielleicht auch der berühmten französischen Schauspielerinn Clairon; auch sie glaubte, wenn gleich in minder schrecklicher Art wie Gene, an den Selbstmord eines ihrer Verehrer erinnert zu werden — nur büßte sie nicht so grausam wie Julia, die unfreywillige Schuld.

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünne mann.

### Sechste Decime.

Poeten dichten und Weiber lieben auf dreyerley Weise: mit dem Munde, mit dem Kopfe oder mit dem Herzen.

Das weibliche Geschlecht, als Meisterstück der Schöpfung, unterscheidet sich von andern Meisterstücken dadurch, daß es eben so nützlich als schön ist.

Es gibt speciellen Stumpfsinn. Ich habe Leute gesehen, welche der Anblick der offenen See kalt ließ und ein frischer Häring in Erstaunen setzte, und wieder welche, die in einer Schweizerlandschaft nichts interessirte, als die Bank, worauf sie ausruhen konnten.

Die schalsten Köpfe werden stets von sich behaupten, daß sie schon in ihrem fünften Jahre gute Verse gemacht, wie alle Gecken mit Kahlköpfen bey jeder Gelegenheit versichern, daß ihnen die Haare schon im zwanzigsten ausfielen.

Die Sinecuren berühmter Künstler oder Gelehrten haben nicht selten Ähnlichkeit mit den Käfigen, worin man seltene Thiere hält.

Aristoteles sagt: Sprichwörter sind die Reliquien einer Urphilosophie, welche sich aus den Ruinen der Vorzeit gerettet haben.

Wenn Gamfort fragt: wie viel Pinsel zu einem Publicum gehören, so mag man ihm immerhin antworten: Einer! denn jeder Tropf sucht sich als ein solches geltend zu machen.

Ein Pfund Unglück wiegt auf der Schnellwage des menschlichen Geistes weit schwerer als ein Pfund Glück; aber hundert Pfund Glend lassen sich oft leichter ertragen, als ein Centner ungewohnter Behaglichkeit.

Jeden Morgen wünschen sich Millionen Menschen einen „guten Tag,“ thun aber gleich darauf alles Mögliche, um sich das Leben recht sauer zu machen.

Es rechne doch Niemand auf dauernde Bewunderung seiner Größe, wenn er sieht, wie ein Regenbogen, welcher eine Viertelstunde am Himmel steht, Niemanden mehr auffällt.



## Literatur.

1. „Schlüssel, oder praktische Anweisung zur kaufmännischen Correspondenz,“ deutsch-englisch-französisch; enthaltend eine Sammlung kaufmännischer Musterphrasen, aus einer großen Anzahl von Briefen, Rechnungen, Preiscouranten und andern kaufmännischen Papieren gewählt. Nach den Regeln der Grammatik bearbeitet und herausgegeben von J. G. Flügel, Dr. Ph., öffentlichem Lehrer der englischen Sprache an der Universität zu Leipzig und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Leipzig, 1832, in Sühring's Verlagserpeditio. Kl. 4. 220 S.

2. „The Selector, or a choice collection of miscellaneous pieces in prose and poetry from the best english writers, designed to facilitate the improvement in reading and speaking the english language, by J. G. Flügel, etc. in 2 vol.; vol. 1. containing prose, vol. 2. cont. poetry. Leipzig, printed for G. Reimer. 1827.

Die Wiener Zeitschrift hat bereits mehr als einmal Veranlassung genommen, sich über die Verdienste des thätigen und gelehrten Sprachforschers, des Hrn. Professor Flügel in Leipzig, auszusprechen. Ein neuer Beweis seines unermüdlischen Fleißes, nemlich die unter Nr. 1. aufgeführte „Anweisung zur kaufmännischen Correspondenz,“ gibt ihr eine abermalige Gelegenheit, dem Streben des Verfassers mit zur öffentlichen Anerkennung zu verhelfen, eine Gelegenheit, die ihr um so willkommener ist, da sie dieselbe benützen kann, über das unter Nr. 2. angeführte Werk des Hrn. Dr. Flügel, das in diesen Blättern noch nicht besprochen worden ist, ein Wort der Würdigung nachzutragen.

Nr. 1. ist, wie auch der Verfasser in der Vorrede berichtet, eine deutsche Übersetzung des im Jahre 1825 zu Paris erschienenen „Wegweisers für Handlungsbeffissene und angehende Kaufleute (la clef de la correspondance commerciale),“ in französischer und englischer Sprache. Die Brauchbarkeit des ursprünglichen Werkes hatte Hrn. Flügel zur Aufforderung gedient, dieselbe auch für seine deutschen Landsleute zu erweitern, und so entstand das vorliegende Buch, ein, nunmehr für die drey wichtigsten Verkehrssprachen der Welt, höchst schätzbares Hülfsmittel. Natürlich eignet sich dasselbe, weder der Materie, noch auch der sprachlichen Form nach, zur kritischen Untersuchung; der kaufmännische Geschäftsstyl, so wie die Gegenstände, die er umfaßt, bilden ein abgesondertes Ganze für sich, das seinen eigenen Gesetzen gehorcht, ohne dem ästhetischen oder grammatischen Forum Rechenhaft über die Wahl seiner Wendungen abzulegen. Vollständigkeit, Reichthum an Materialien und, so weit der Nichtkaufmann das nachweisen kann, genaue Übereinstimmung mit den in der Praxis bestehenden Formen, sind daher die Vorzüge, die einer Sammlung solcher Art zur Empfehlung gereichen können, und welche wir denn auch der vorliegenden mit voller Überzeugung nachrühmen. Die Verbesserungen, welche der Bearbeiter namentlich mit dem englischen Original vorgekommen hat, und über welche er in einer Anmerkung zur Vorrede Auskunft gibt, sind zweckmäßig und beweisen die Gründlichkeit seiner Sprachkunde; doch dürften wir schwerlich mit seinen Verbesserungen der zwey nachstehenden Sätze einverstanden seyn, nemlich: „I regret of not having been successful,“ und: „we are exceedingly sorry of being obliged to“ etc. In dem ersten Satze ist das of entweder ganz überflüssig oder sollte dem Besizfürworte my weichen; in dem zweyten ist das of sogar sprachwidrig, indem sorry immer mit for, oder, wie die ursprüngliche Lesart des Originals an dieser Stelle hieß, mit to und dem Infinitiv des Zeitwortes construirt wird. — Die am Schlusse des Werkes beygefügte Übersetzungen der Namen aller Länder, Flüsse, Städte u. s. w., welche in der mercantilschen Welt auch nur die kleinste Rolle spielen, sind ein sehr dankenswerther Zusatz, da die willkürliche, oft ungereimte Verwandlung der geographischen Eigennamen nun einmal besteht, und von Allen, die sich keiner Unklarheit oder Verwechslung aussetzen wollen, mitgemacht werden muß. Der englische und französische Text ist mit einer seltenen, den deutschen Officinen sonst nicht immer nachzurühmenden Correctheit und Sauberkeit gedruckt; so hat das Werk des Hrn. Flügel, außer seiner großen praktischen Brauchbarkeit, auch in Beziehung auf die bequeme und gefällige Gestalt einen wohl begründeten Anspruch auf allgemeine Anerkennung.

Nr. 2 ist eine Blumentese, zusammengetragen aus den mehr oder weniger bekannten Dichtern und Prosaiskern Englands, zum Lesebuch bestimmt für diejenigen, die in der Sprache schon einige Fortschritte gemacht haben, und denen es vorzüglich um Materialien zu ihrer Lectüre, wie um einen Überblick über die gesammte englische Literatur zu thun ist. Wie bey dem oben angezeigten mercantilschen Hülfsbuche, so kann auch hier nicht der Inhalt oder der Werth der gesammelten Bruchstücke ein Gegenstand kri-



tischer Würdigung seyn; das Urtheil über dieselben hat ein anderes, wir dürfen wohl sagen, das unbestechlichste aller Geschwornengerichte, die Welt, gesprochen; uns bleibt für den vorliegenden Fall nichts übrig, als die Zweckmäßigkeit der getroffenen Auswahl zu prüfen. Daß wir in dem Verzeichniß der hier aufgeführten Schriftsteller eine Menge von Namen finden, die den Lesern, wenigstens den deutschen, beynähe ganz unbekannt waren, darunter sogar auch solche, denen ein Platz in der sogenannten classischen Literatur Englands selbst von ihren nachsichtigsten Landsleuten nicht eingeräumt werden kann, ist an und für sich gerade nicht zu tadeln und mag vielleicht ausdrücklich in dem Plane des Sammlers gelegen haben, der seinen Lesern eine Gelegenheit verschaffen wollte, manches kennen zu lernen, was auf dem gewöhnlichen Wege des Zwischenverkehrs beyder Länder ihnen fremd und beynähe unzugänglich geblieben wäre. Dieser Umstand verdient ohne Zweifel Berücksichtigung; wenigstens erklärt er auf eine genügende Weise, warum gerade die glänzendsten Namen der englischen Literatur hier so spärlich bedacht worden sind oder mitunter in nicht eben respectabler Nachbarschaft gefunden werden. Bey dem ersten Bande, der die Auszüge in Prosa enthält, ist dieß weniger als bey dem zweyten, dem poetischen, der Fall. Die Auswahl dort ist im Ganzen verständig, geschmackvoll und dem Bedürfnisse der deutschen Leser angemessen; keiner der bedeutenden Namen (vielleicht Roscoe ausgenommen) wird vermisst, und wenn gleich Männer wie Smollet, Fielding, Hume, namentlich der erstgenannte, mit ein paar dürftigen Seiten abgefunden sind, oder mehreren höchst unbedeutenden, sogar namen- und werthlosen Beystürern den Platz räumen mußten, so läßt sich dieß bey dem oben ausgesprochenen Zweck des Verfassers kaum vermeiden, und man hat ihm vielleicht noch zu danken, daß es nicht öfter geschehen ist. Der Gedanke, ein Probestück englischer Parlamentsdebatten mitzutheilen, ist unstreitig lobenswerth; nur scheint die Wahl nicht ganz glücklich gewesen zu seyn, und der Sammler hätte den großen Pitt, unserer Ansicht nach, wohl bey einer ehrenvollern Veranlassung und einer würdigen Aufgabe erscheinen lassen sollen. Ein persönlicher Zwist, in dem er hier auftritt, ein Fall, der freylich auch in dem brittischen Senat mitunter vorkommt, gehört mindestens nicht in die ausländische Publicität, und ist durch solche Verwendung wenig geeignet, den ohnehin angefeindeten Ruhm des verdienten Staatsmannes zu verherrlichen. Wie leicht hätten die hier angefüllten Seiten eine jener berühmten Reden aufnehmen können, die um dieselbe Zeit im brittischen Parlamente gehalten wurden, und welche die welthistorischen Gegenstände, die sie betrafen, wie die Redner, die sie hielten, gleich unvergesslich gemacht haben. Über die Aufnahme der spassigen, zum Theil aber auch allzu geringfügigen Kleinigkeiten am Schlusse dieses ersten Bandes, rechtfertigt sich der Sammler selbst in seinem Vorwort. Er entwaßnet damit die Einwendungen, die sich sonst, mit Rücksicht auf den Titel der Sammlung, dagegen machen ließen. — Nicht ganz mit derselben Strenge und demselben Geschmacke ist der Verfasser in der Zusammenstellung des zweyten, des poetischen Theiles seiner Blumentese verfahren. Seine Absicht, den Leser mit manchen, ihm sonst wohl ganz unbekannt gebliebenen, neuern Erzeugnissen der englischen Poesie zu befreundern, hat ihn offenbar allzu nachsichtig gegen das Mittelmäßige auf der einen, allzu unbillig gegen das Gute auf der andern Seite gemacht. Wir finden Dinge in dieser Sammlung, die eigentlich in gar keine, am allerwenigsten aber in eine Probe- oder Musterammlung gehören. Dagegen vermissen wir Namen, wie unter andern: Coleridge, Wordsworth, Crabbe, Rogers, Shelley u. a., die jeder Sammlung zur Zierde gereicht hätten, und dem deutschen Leser sehr empfehlenswerthe Bekanntschaften gewesen wären. Der treffliche Montgomery ist mit ein paar kleinen Gedichtchen abgefertigt, die freylich schön genug sind, aber eben darum nicht allein stehen sollten. Unmittelbar in ihrer Nähe stößt man auf Dinge, wie das „Irish wedding, The Balladsinger, The Bill of fare, When a man weds“ und unzählige andere in demselben Style, die wir unmöglich alle anführen, und noch weniger nach ihrem Verdienste würdigen können. Es ist recht schade, daß die Sammlung, die so manches Schöne und Gute enthält, durch so unsaubere Contrebande entstellt werden mußte. Daß von Byron so wenig als bekannt und im innersten Herzen getragener vorausgesetzt werden konnten; aus einem ähnlichen Grunde hätten aber auch die Epigramme auf den Tod Lord Londonderry's wegbleiben sollen; sie bringen dem Andenken des Dichters keine Ehre, ein deutscher Sammler hätte sie aus Dankbarkeit und Bewunderung für den Todten vergessen sollen. Das Gedicht von Armstrong: „The Art of preserving health“ füllt 150 Seiten, und ist, obwohl nicht ohne Verdienst, doch so ermüdend und langweilig, daß man den wei-



ten Raum gern einer andern, erfreulichern Gabe gewidmet sähe. Unter den Räthseln, Charaden, Salembours und andern Kleinigkeiten am Schlusse des Bandes sind einige gelungene, andere höchst werthlose; das Räthsel auf den Buchstaben H, von Byron, ist das einzige wahrhaft schöne. — Die Auflage der beyden Bände, bey Reimer, steht der oben erwähnten Sühning'schen in Beziehung auf Correctheit des Druckes bey weitem nach.

Wir schließen unsere Bemerkungen über die vorliegenden Werke des Hrn. Flügel, indem wir die englischlernenden Leser dieser Zeitschrift noch einmal auf die Verdienste des wackern Sprachforschers aufmerksam machen und zu diesem Behufe seine im Jahre 1824 bey Ernst Fleischer in Leipzig erschienene „Vollständige englische Sprachlehre für den ersten Unterricht sowohl, als für das tiefere Studium“ bestens empfehlen.

S. W.

„Der Herzog von Reichstadt.“ Aus dem Französischen des Grafen von Montbel, vormaligen Ministers König Carl X. Mit Verbesserungen und Ergänzungen im Einvernehmen mit dem Verfasser. Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung. 1833.

In diesem Werke ist nicht nur von dem Verfasser, sondern auch von den Übersetzern durch Ergänzungen und actenmäßige Berichtigungen viel geleistet worden. Es ist nicht bloß eine anziehende Biographie des Herzogs von Reichstadt, die uns Nachrichten über sein intellectuelles, moralisches und physisches Wesen, über seine Erziehung und Auszubildung, so wie über seinen Krankheitszustand und seine letzten Tage gibt, sondern zugleich ein, in einem männlichen, würdevollen, ruhigen Tone verfaßtes, höchst interessantes Gemälde der wichtigsten Begebenheiten der neuesten Zeit, vom Jahre 1810 angefangen, in welchem wir eine reiche Gallerie von charakteristischen Schilderungen gekrönter Häupter und ausgezeichneten Männer und Frauen finden, welche auf den Herzog und auf die Zeitereignisse theilnehmend einwirkten. Eine sehr schätzbare Zugabe zu diesem Werke sind die mitgetheilten Urkunden, wie z. B. die kaiserlichen Diplome, die Ernennung des Prinzen Franz Joseph Carl zum Herzog von Reichstadt betreffend, der Auszug aus dem Testamente Napoleons, die Amtsberichte über die Geburt und die Taufceremonie des Königs von Rom, die Gesundheitsberichte, der Sectionsbefund u. a. Beygefügte Noten über den Empfang Sr. Majestät unsers allgeliebten Kaisers, und über den König von Ungarn, den durch Geist und Herz des glorreichen Vaters würdigen Sohn, erhöhen den Werth dieses Werkes noch mehr, welches den Seelenadel und die väterlichen Gesinnungen der erlauchten Herrscher des Hauses Habsburg-Lothringen, seine edle Mäßigung, seinen ächt patriarchalischen Sinn, seine weisen Staatsgrundsätze und die Consequenz eines tiefdurchdachten Regierungssystems, durch dessen Beobachtung Österreich, selbst in den Zeiten feindseliger Parteyungen und allgemeiner Erschütterung, fest und geehrt, dastand, im schönsten Lichte wahr und klar darstellt.

Sehr erfreulich ist diesem Journale die ehrenvolle Erwähnung, welche demselben auf der 305. Seite des vorliegenden Werkes zu Theile wird.

Am 8. April Concert des Hrn. L. Klein,  
Sofoclarinetisten des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore,  
im Kleinen Redoutensale.

Nachdem Beethoven's herrliche Ouverture zu „Fidelio,“ diesmal mit besonderer Präcision und Wärme aufgeführt, das Concert eröffnet hatte, trat der Concertgeber, der mit Rechte berühmte Virtuose, Hr. Klein, eine der ersten Zierden unsers Hofoperentheaters, mit einem Adagio und Rondeau brillant für die Clarinette, componirt von Hrn. Grutsch, Mitglied der Hofcapelle, auf. Die Vorzüge seines Spieles sind zu allgemein bekannt, als daß wir nöthig hätten, sie abermals einzeln zu entwickeln, wir fanden sie aber in dem Vortrage des heutigen Musikstückes in ihrem ganzen Umfange vereint. In Hinsicht auf Fülle, Anmuth und Schönheit des Tones werden wohl wenige Clarinetisten der neuern Zeit Hrn. Klein den Vorrang streitig machen. Seine ganze Behandlung des Instruments und besonders sein Vortrag des Piano und Pianissimo sind von unnachahmlicher, vielleicht von keinem andern Clarinetisten erreichter Wirkung, eine außerordentliche Fertigkeit und Sicherheit endlich in den Passagen, und allen übrigen, in der neuern Concertmusik unerläßlichen Verzierungen setzt ihn in die Reihe der ersten Virtuosen der Zeit. Das, leider nicht so zahlreich, als der Künstler es



verdient hätte, versammelte Publicum ehrte das vortreffliche Spiel des Concertgebers mit dem rauschendsten Beyfalle. — Das hierauf folgende Lied für Sopran mit obligater Violine, componirt von Hrn. Capellmeister Lachner, fand Theilnahme, namentlich durch den hübschen Vortrag der Ull. Marie Chnes, welche die Singstimme übernommen hatte, vorzüglich aber durch die unübertreffliche Violinbegleitung des Hrn. Mayse der. Die paar Töne von diesem Künstler, die freylich kein anderer so hervorzubringen weiß, wie er, genügten, um unser Publicum zu erfreuen. Demnächst spielte Hr. Theodor Döhler, herzogl. Lucca'scher Kammervirtuose, das Rondo für das Pianoforte aus dem Hummel'schen Concerte in As-dur. Der junge Künstler hat sich durch seine zahlreichen Leistungen im Laufe des verfloffenen Winters einen sehr guten Namen und viele Freunde in der musicalischen Welt unserer Hauptstadt erworben. Sein heutiges Spiel bewies den unermüdeten Fleiß, mit dem er an seiner Vervollkommnung arbeitet, und läßt uns, wie wir das schon öfter ausgesprochen haben, von seiner Zukunft sehr Ausgezeichnetes hoffen. An Kraft, Ausdruck und Fertigkeit des Spieles reißt er sich jetzt schon den bedeutendsten Talenten an. — Den Schluß des Concerts bildete ein Musikstück, welches vorzugsweise die Erwartung des Publicums erregt hatte, nemlich ein Quintett concertant für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn, mit Orchesterbegleitung, componirt von Lindpaintner, vorgetragen von den H. Zierer, Ullmann, Hürt, Lewy und Klein, sämmtlich Mitgliedern des Hofopernorchesters. Obwohl die Art der Composition diese Erwartungen der Zuhörer nicht unbedingt befriedigte und die ausgezeichneten fünf Künstler (wie man sie wohl schwerlich in einem andern Orchester vereint finden wird) wenig Gelegenheit hatten, ihr Spiel im harmonischen Zusammenwirken geltend zu machen, so entschädigten doch ein paar einzelne Stellen für die Mängel des Ganzen, indem sie wenigstens die Meisterschaft verriethen, mit welcher ein jeder der Mitwirkenden sein Instrument zu behandeln wußte.

### Concert-Anzeige.

Sonntag, den 21. April, wird der Pianist Louis Schunke im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert geben, in welchem folgende Musikstücke zur Auführung kommen werden: 1. Ouverture aus „Prometheus“ von Beethoven. 2. Großes Concert für das Pianoforte, bestehend aus einem Allegro, Adagio und Rondo, componirt und vorgetragen von Louis Schunke. 3. Arie von Mercadante, gesungen von Fräulein Caroline Botgorsche. 4. „Der Äpfel,“ Gedicht von Seidl, vorgetragen von Mad. Sophie Schröder, königl. bayrischer Hofschauspielerinn. 5. Phantasie für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Louis Schunke. — Sperrfise à 4 fl. W. W. und Eintrittskarten à 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Diabelli, Haslinger, Mechetti und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

### Modellbild XVI.

Hohes Kleid von Gros-de-Naples, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der mit Gaze und Blumen gezierte Gros-de-Naples-Hut, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 20. April 1833.

48

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den N. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Profesch, Ofen.

Bologna, am 7. April 1831.

Die Abreise ist nicht früher wirklich vollbracht, möchte ich sagen, als bis man den ersten Postwechsel hinter sich hat, und, fortrollend nach anderer Richtung, die Pferde zurückwandern sieht nach dem Orte seiner Lieben. Da reißen die Fäden des Abschiedes. Auf sich allein verwiesen, gibt man dem Verhängnisse den Handschlag und springt in die Bahn der unbekanntten Zukunft. — Unbekannt? ... Ach, ja; dieß Wort mag bleiben; denn was bekannt an demjenigen ist, dem wir entgegengehen, macht nur den Einband zum Buch unserer Geschichte.

Ich flog durch Oesterreich; um Mitternacht stand ich auf dem Gipfel des Sömmering; am nächsten Mittage saß ich zu Gräs mit den Meinen am Ostermahle. Ich lief um das Glacis der Stadt, die Berge und Hügel meiner Kindheit wieder zu besuchen. Unvergleichbarer Anblick, dessen Kraft, wie die des Frühlings, mir die Brust hebt und heilt, Auge, Schritt und Sinn erheitert und den Moderanflug der Welt von meinem Herzen zaubert! Ich bin ein Fremder unter den Bewohnern von Gräs; aber Häuser, Straßen, Feld und Auen, Hügel und Berge sind dort meine innig treuen Freunde.

„The scenes of earliest dreams have dwelt upon — —“  
(Child. Harold. II. 88.)

Sie erzählen von den Tagen der Jugend, von den Träumen der Hoffnung und Liebe; sie verstehen meine Sprache, sie sprechen sie! . . .

In Gilly fand ich meine Schwester Caroline schwer darniederliegen. Das blühende Mädchen war zur hageren Frau geworden, aber sie war Mutter und ihr Auge schwamm in Freudenthränen, so oft sie ihr Kindchen betrachtete. Sonderbare Einrichtung der Natur! Schmerz in Freude, und Freude in Schmerz, das ist aller Genüsse Aufschrift!

Auf der Höhe von Opschina ließ ich den Wagen halten und lief in der Hitze des Mittags, das freye Meer vor mir, den Fußsteig nach Triest hinab. So



überraschte ich an jedem der Ostertage einen Theil der Meinigen. Waude des Blutes, warum seyd ihr heilige? . . . Der Mensch im Salon weiß dieß kaum zu beantworten; aber der Tiger im glühenden Sande der Wüste, der Vogel im Dickicht des Baumes und der Mensch aller Zeiten und Länder, der noch an der Brust der Natur liegt, wissen es.

Über den traurigen, leblosen Karst, für den vergeblich ein milder-Himmel sich wölbt, fuhr ich nach dem Isonzo, schiffte Nachts über den Fluß, ging durch Palma und mit Anbruch des Tages über den Tagliamento. Bevor es Mittag wurde, hatte ich auch die Piave und Treviso, in den Jahrbüchern des Krieges vielgenannte Namen und einer schönen Stelle in denen des Friedens würdig, erreicht. Ich gestehe, daß der Eindruck des Landes jenseits des Tagliamento mir ein wohlthätiger war. Das Grün der Felder und Hecken in dieser frühen Jahreszeit, der sanfte Schmelz der Mandelblüthen, die Nebenguirlanden von Baum zu Baum, die sorgsame Bearbeitung des Bodens, die zahlreichen Gebäude und Landhäuser, die schönen Straßen, die milde Luft, wirkten erheiternd auf mich und beschäftigten angenehm Aug' und Gedanke.

Noch an diesem Tage erreichte ich Padua. Wie schmutzig ist diese einst so glänzende Brenta! Wie öde Padua selbst mit seinen vielen, großen Gebäuden! . . . Es wurde mir enge in den langen, leeren Straßen und unter den mächtigen Säulengängen. Da rührte sich etwas neben mir. Es waren einige Menschen, die von Marionetten sprachen. Ich folgte ihnen und kam in ein Theaterchen, wo vor wenigen Zuschauern mit großer Kunstfertigkeit viel spaßhafter Ernst mit diesen Puppen getrieben wurde. Harlequin erntete am öftesten Beyfall ein, wie dieß meist in der Welt zu geschehen pflegt. Pierot, ein Sinnbild mancher veralteten Systeme, war langweilig wie diese. Viele goldgestickte Herren und geschmückte Damen hüpfen hin und her, und thaten groß und waren klein. Mich drückte die Vergleichung, und ich ging, bevor das Stück zu Ende war.

Das Land wird schöner, je tiefer man in dasselbe sich einsenkt. An den Euganischen Hügeln vorüberfahrend, die ich vor sieben Jahren besucht hatte, wie hätt' ich Petrarca's nicht denken sollen und wehmüthiger Bilder, die für mich an diese Blumenhügel sich reihen? — Berg und Thal sind Hieroglyphen des Herzens. — Über die Etzsch ging ich in das Flachland von Rovigo, und weiter über den majestätischen Po.

„Rè degli altri, superbo, altero fiume,  
Che'ncontri'l Sol, quando e'ne mena il giorno!“  
(Petrarca. CXXVIII. 1. v.)

Mittags erreichte ich Ferrara, aus dessen Pallästen und hochgethürmter Burg, die mit tiefen Wassergräben von der gleicheneben Stadt sich sondert, eine stolze Vergangenheit spricht. Über schlechter gehaltene Wege, durch blühenderes, aber nicht reicheres Land eilte ich dann schnell nach Bologna, einer Stadt, die für Könige erbaut scheint, und wo jeder Pallast ein Tempel der Kunst ist.

Ermüdet, wie ich bin, nur noch den innigsten Gruß! Ich will Ruhe suchen. Ruhe? . . .

Rimini, am 11. April 1831.

Ich flog nach Rimini unsern Truppen entgegen, die von Ancona zurückkehrten. Wenn in den jonischen und lydischen Fluren die Natur stolzere Haltung bewahrt, und die Physiognomie der Gebirge die erhabeneren Mutter ver-



kündet; wenn am bithynischen Olymp die Vegetation üppiger wuchert und am gesegneten Nil saftvolleres Grün die unvergleichbaren Ufer schmückt; wenn Creta's und Arkadiens Thäler mit Rosenguirlanden durchflochten sind und ein anmuthigerer Himmel über die heilige Athen sich wölbt: so prangt dagegen der herrliche Garten, der zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere sich hinbreitet, mit einer solchen Menge von Städten, Orten, Schlössern und Villen, und jede Fußbreite Landes legt den Fleiß des Bebauers so sichtbar dar, daß Reisen darin ein Lustwandeln wird, dessen Genuß weder Verlassenheit und Ode, noch Mühen und Beschwerden beeinträchtigen und stören.

Ich verweilte nur so lange in Bologna, als ich bedurfte, um den Cardinal Legaten *Oppizoni* zu sprechen. Ein paar freye Stunden brachte ich in der Arena zu, wo die Gesellschaft der Kunstreicher *Deforme* eine Vorstellung gab. Wie viel der Mensch doch wagt, um sein Wischen Brot zu verdienen, und wie selbst die Gefahr ihm Befriedigung werden kann! Glücklich, wer, dazu verdammt, auf diese Weise mit seinem Schicksale sich abfindet! . . . Eine Norwegerinn, *Johanna Flamm*, hob mit ihren Haaren eine Last von sieben Centnern, und dann ein lebendiges, gefatteltes Pferd empor. So erstaunlich diese Kraftanstrengung, so unangenehm war sie mir. Dem Weibe geziemt Ruhe, Milde und Hingebung; seine Kraft liebt die Außenzeichen der Schwäche. Männliche Weiber sind Verirrungen der Natur.

Rimini ist von Bologna sechzehn Meilen entlegen. Die Straße führt längs dem Abfalle der Apenninen durch herrliches Land, das gegen Ost als unabsehbare Ebene bis an das Meer sich verbreitet. In langen Linien durchziehen die mit Neben verschlungenen Bäume das Feld. Häuschen und Kirchen reihen sich schattensuchend daran. Die gehobenen Straßen und Wege, die geregelten Wasser gleichen eben so vielen Lebensadern. Von der Ebene schwingt sich der Aufbau hinauf zu den sanftgerundeten Hügeln, die mit Kirchen und Ruinen, mit Häusern und Bäumen gekrönt sind. Dunkle Cypressen, diese Bäume voll Ernst und Schweigen, womit die alte Welt, und heut zu Tage das Morgenland die letzte Stätte der Lieben zu zieren pflegte und pflegt, ragen über diese Kirchen, Ruinen, Häuser, Bäume in den reinen Aether empor, und weisen aufgerichtet nach dem Himmel. Der *Apennino della pomma* und ein südlicherer Gipfel hatten noch Schnee, was mit dem Grün der Flur und mit der Fülle von Blüthen im Vordergrunde, einen reizenden Gegensatz gab.

Der erste größere Ort, den man erreicht, ist *Imola*, das an 8000 Einwohner zählt. Alle Gebäude der Hauptstraßen haben Säulengänge, so wohlthätig in diesem Klima gegen Sonne und Regen. In der Augustinerkirche steht das Bild des gekreuzigten Heilands, ein geschätztes Werk des Bolognesers *Marc Antonio Franceschini*, Schülers des *Vibiena* und *Signani*, in und außer Italien viel bekannt. Wie sehr ich auch den Reichthum, die Vielseitigkeit und, wenn ich so sagen darf, die Raschheit in den Darstellungen dieses Meisters liebe, wie gerne ich die Sicherheit seiner Zeichnung, die Anmuth und das Leben seiner Farben anerkenne, so ist er in Gedanke und Ausführung mir dennoch zu oberflächlich. Die eigentliche Kunstweihre spreche ich ihm ab, die tiefergreifende, seelenerhebende oder beschwichtigende Kraft, die den Menschen auf seine Bestimmung zurückführt, ihm einen Schild gegen den niedertretenden Hochmuth der Welt darreicht und ihn schöner im Herzen, besser und glücklicher macht. Gering ist die Zahl der wahren Meister der Kunst, wie überhaupt



diejenige großer Menschen gering ist. Seit sechs tausend Jahren, wie viele Namen hat denn die Geschichte bewahrt, und von diesen wenigen die meisten, was sind sie, als todte Überschriften und Nothbehelfe der Schule? Aus den unzählbaren Millionen, welche diese Erde bedeckt haben, und in mannigfachen Verwandlungen noch bedecken, wie wenige, ach, schreiten als lichte Engel durch die Nacht der Zeit! Der Anwurf von Ruhm und Ehren, den die Gegenwart mit verschwenderischen Händen gibt, fällt oft im nächsten Jahrzehend schon ab; die goldnen Inschriftstafeln, diese ärmlichen Brücken über den Strom der Vergänglichkeit, reichen kaum von einer Welle zur andern, und das stolzeste Leben sinkt zu dem geringsten ins Grab.

Heiterer noch als Imola ist das zweytnächste Städtchen, Faenza. Gleich außer dem einen führt über den Gießbach Santerno eine majestätische Steinbrücke, auf Befehl des Cardinals Riva-rola vor fünf Jahren erbaut. Halbwegs kommt man durch das ummauerte Städtchen Campo Bolognese und über den Senio. Faenza hat viele Palläste. Es zählt, die Vorstädter eingerechnet, an 18000 Seelen. Freundliche Gärten und Spaziergänge umgeben es. Mitten im Schatten, am Canal Naviglio, auf geringe Entfernung von der Stadt, findet man ein Klosterchen der Capuziner und in diesem eine Madonna mit dem Kinde, von Guido Reni. Es liegt etwas Hochmüthiges im Antlitz der Jungfrau, das weder zu ihr, noch zu dem sanften Guido paßt. Es mag dieß Bild seiner ersten Zeit angehören, da er noch nach Calvart und Carracci malte; vielleicht auch nur seiner Schule. Wie herrlich, wie unübertrefflich schön ist dagegen eine Assunta von demselben Meister in der Kirche zum h. Hieronymus in Forli! Die Jungfrau, unsäglicher Ruhe voll, schwebt in Glorie, das Haupt getaucht in Sonnenglanz, durch den die Sterne ihres Ruhmes schimmern. Engeln streben aus den Lichtwolken, staunend und anbethend hervor und begleiten sie in ihrem Schwunge. Die Füße ruhen auf dem wachsenden Monde, den zwey geflügelte Engel den dunklen und dichten Wolken des Irdischen entheben. In Gestalt, Antlitz, Haltung und, vor Allem, im Munde liegt ein Ausdruck der Jungfräulichkeit, den nicht Raphael noch Correggio, den selbst die Natur nicht überbieten könnte. Titian's Assunta, die zu Venedig steht, ist größer gedacht, aber nicht edler; in Zeichnung und Farbe stehen Beyde gleich hoch.

Forli hat eine Malerschule. Ich sah fleißige Arbeiten darin, aber aller Richtung war eine gemeine. Das heilige Feuer ist erloschen! — Ein großes und einfaches Bild des Guerriero, Johannes in der Wüste, steht dort; ein anderes, eine Annunziata in der Kirche S. Filippi. Werke von demselben Meister sah ich in den Pallästen Paulucci und Merenda. Forli ist ein mit Wall und Graben umgebener, sehr ansehnlicher Ort von 23000 Einwohnern. Mir schienen die Leute da beweglicher, fecker, auch schöner als in Bologna und überhaupt in dem Theile von Italien, den ich so eben durchreiset habe. Zwar wiesen die Männer auch da wenig Haltung, Geist, Muth und wenig edlen Ausdruck in ihren Zügen; die Frauen aber sprachen Theilnahme an durch Milde und Melancholie, die, selbst wenn sie lachten, nie ganz aus ihrem Antlitz verschwand. Dieß Geständniß vergeblicher Sehnsucht, diese Klage, so lange als das Leben selbst dauert, ist eine der traurigen Früchte, nicht der Civilisation überhaupt, sondern der moralischen Verzerrung, die wir mit diesem Namen belegen. Es würde zu weit führen, dieß zu erklären, aber die Vergleichung der morgenlän-



dischen Völker, mit denen des Abendlandes, liefert einen sprechenden Beweis. Man verläßt die Natur nicht ungestraft.

Eine vierfache Pappelreihe begleitet die Straße nach dem Ronco, einem Waldstrom, der seine Verheerungen weit ausbreitet, und über welchen, den Trümmern einer mächtigen Steinbrücke zur Seite, eine demüthige Holzbrücke führt. Durch wunderschönes Land kommt man weiter nach Forlimpopoli, einem kleinen, ummauerten Orte, der, wie alle dieses Landes, auch in seinen geringern Bauten Styl zeigt. Bevor man Cesena erreicht, geht man über den Savio, der aus einem nahen, mit Bergschlössern gekrönten Thale der Apenninen mit raschen Wellen hervorbricht. Die Brücke darüber ist ein prachtvoller Bau, und die Straße so geführt, daß er in der günstigsten Lage gesehen wird. Cesena, von einem Castell schöner Zeichnung und kräftiger Masse überragt, lehnt sich an einen reichbepflanzten Hügel. Im Pallaste Chiaramonti findet man die Büste der Weisheit, von Canova; im Pallaste Guidi ein paar Guercino und einen Raphael aus erster Zeit.

Von dort sind noch zwey Posten nach Rimini. Man kommt über den Rubicon, der die Geschichte des größten Reiches der Welt wie ein Riß durchzieht. Dieser Gießbach entströmt einer weit aufgeschlossenen, in dunkle Massen felsam gebrochenen, mit Ruinen bedeckten Schlucht, nahe am Gebirge von S. Marino. Sein Bett ist ein paar hundert Schritte breit. Er drängt sich mit vielen Windungen an S. Vito vorüber, das, beherrschend, mit Triumphbogen, Schloß und Kirche, auf der Höhe des rechten Ufers liegt. Der Mann des Senates konnte aus weiter Ferne den Dictator heranrücken sehen, der über die Leiche Roms zum Tempel des Nachruhms aufstieg.

Rimini hat 18000 Einwohner und gleicht den übrigen Städten an malerischem Ausdruck, an Masse und Styl der Gebäude, und im Leben und Treiben des Volkes. Doch hat es die Gunst der See! Ich schwelgte im Anblick dieses befreundeten Elementes, an das nur große Maßstäbe passen. Von der äußersten Spitze des Damms, der hinaus in die See greift, den kleinen Hafen deckend, komme ich so eben. Ich ließ den letzten Glanz der Sonne auf den Wellen sterben. Aus dem Dunkel, das ihn verschlang, stiegen die Erinnerungen geisterbleich empor und verrannen in einander, wie morganische Bilder. So lag ich oft auf dem Gestade, Salamis gegenüber, und so auf den Hügeln von Troja! — Gute Nacht! —

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünemann.

### Siebente Decime.

Der untrügliche Barometer für die Brutalität oder den Adel des Gemüths ist — das Stolpern. Wer über den Stein schimpft, welcher ihm im Wege lag, ist gewiß kein feiner Mann.

Wer die Tugend übt, ist noch kein Tugendhafter, denn ein solcher wird von ihr geübt werden.

Nichts ist erstaunlicher, als daß es noch Menschen gibt, die Etwas positiv wissen wollen.



Die Frage des Arztes: wie dem Patienten seine Mixtur angeschlagen? ist das bitterste Pasquill auf die Medicin.

N. sagte: In Polen sey das fünfte Element: der Schmutz — man könnte von Deutschland sagen: der Kaffeh.

In unsern neuen historischen Romanen wären den Angaben der Costüme noch die Schneiderrechnungen beizugeben.

Man könnte eine Bedeutung darin suchen, daß das Wort *Leben* rückwärts gelesen *Nebel* heißt.

Das Buch aller Bücher wäre das, worin die letzten Gedanken aller Verstorbenen aufgezeichnet stünden, wie die nützlichste Seite der meisten Bücher die ist, worauf die Druckfehler verzeichnet stehen.

In den Geburtslisten des Leipziger Meßkataloges werden noch jährlich die Todtgeborenen nicht angegeben.

Die letzte aller Erfindungen wird seyn: das Erfinden erfunden zu haben.

### Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mitte März 1833.

Wenn ich auch meinen günstigen Wiener Lesern seit einigen Monaten Nichts von meinem Hamburg erzählt habe — es steht noch da mit seinen alten und neuen Häusern, seinen alten guten und seinen alten verrosteten Sitten, seinen anti-Wienerischen Gesellschafts- und seinem ganz Wienerischen öffentlichen Leben. Noch immer erhebt unser Stephanssturm (die St. Michaeliskirche) das Haupt hoch ins Himmelblau hinauf und erzählt dem Bruder auf dem Stephansplätze in Wien, daß bey uns ein eben so prachtvoller Strom rinne, wie dort die herrliche Donau, daß die Auen eben so fruchtbar und freundlich, die Menschen auf ihnen eben so biederherzig und kräftig sind. Und wenn der Wiener Wächter mit Stolz auf seine Berge hinuntersehaut, so gibt ihm der Hamburger Nichts nach, indem er seinen Seehafen betrachtet, wo die Flaggen aller Nationen mit Kanonendonner begrüßt werden. In Deutschland gibt es nur ein Wien, wie es nur ein Hamburg gibt — beyde so außerordentlich ähnlich und doch in den Nüancen so ungemein verschieden. Wer nicht in Wien seyn kann, soll in Hamburg leben: er wird Oesterreichs Kaiserstadt vermissen, aber bey weitem weniger schmerzlich, als irgendwo anders. Selbst hinsichtlich des Theaters. Wir haben unser Burgtheater und unsere Leopoldstadt. Kärnthnertheater ist hier mit Burg amalgamirt; an der Wien freylich und Josephstadt suchen wir im Winter vergebens — dafür bietet der Sommer ein halbes Duzend Gartentheater, welche als Curiosen auch wohl einmal aufgesucht werden. Das Glück, welches Meyer-Beer's Oper: „Robert der Teufel,“ auf unserm Stadttheater machte, hat die Direction des Steinstraßenhäuschens vermocht, eine Parodie derselben Oper unter dem Titel: „Der arme Teufel,“ zu geben, wozu ein von Berlin angekommenes Poffen-Vaudeville: „Des Pastetenbäckers Leben und Höllensfahrt,“ benutzt wurde. Die ernste Musik Roberts ist in der Parodie zu komischen Effecten glücklich verwendet, so daß dieser „arme Teufel“ die Unternehmer wohlhabend zu machen verspricht. Bereits einige zwanzig Male fand die Darstellung bey überfülltem Hause Statt, welches allerdings so gar viel nicht sagen will, da der Raum hinter dem ehemaligen Josephstädter Theater noch um ein Bedeutendes zurückbleibt und nur aus einem Duodezparterre, einem Logenrang und einer Gallerie besteht. Ich glaube, daß gerade diese Beschränktheit der Anstalt Vortheil gewährt. Wird einmal dort ein Zugstück gegeben, so verbreitet sich der Ruhm wie ein Lauffeuer unter der Classe des Steinstraßenpublicums; man drängt sich nach Plätzen, weil nur wenige zu vergeben sind; diejenigen, welche keine erhalten, breiten die vergebliche Hoffnung mit Klagen und Verwünschungen in alle Welt aus und locken dadurch wieder Andere an, sich mit günstigerem Erfolge zu bewerben, das Wunder der Kunstschöpfung doch auch zu sehen.



Dadurch entsteht ein Wettstreit um Ehre und Stimme in diesem Miniaturnter- und Oberhause, wie nur irgend unter den Candidaten bey den englischen Parlamentswahlen, von welchen der Unternehmer seinen reichlichen Gewinn hat. Die Stadttheatersdirection hat es viel schwerer. Sehr selten erfreut sich ein Stück eines ganz ungetheilten günstigen Rufes nach der ersten Vorstellung. Die Abonnenten sind, wie Leute, welche alle Tage Perdrix genießen, auch selbst mit Perdrix nicht mehr zufrieden; eine gewisse Halbbildung maßt sich in diesem Schauspielhause des Mephistopheles Stellung an, alles regierend, und glaubt am sichersten durch das berühmte *nil admirari* sich zum wirklichen Kunstkritiker zu stempeln. Dazu kommen noch einige Schock Privatfeindschaften, durch Breterbekanntschaften hervorgeleckt, eine gewisse Lust am Zischen, die seltsamerweise oft die ersten Plätze ergreift, während man dort das Applaudiren als „nicht fein“ verwirft und so manches andere störende Princip, so daß es in Hamburg zu den extraordinariis gehört, wenn eine erste Vorstellung gleich den Ruf des Werkes gründet. Die Kritik ist übrigens bey uns in den Händen von Männern, welche wohl eine gedruckte Stimme über Kunst abgeben mögen. Ich kann dieses um so unparteyischer aussprechen, als ich keinen Theil an einem hiesigen kritischen Institute habe; doch ist nicht zu läugnen, daß auch hier ein gewisser Partengeist sich in den Beurtheilungen über Bühnenvorstellungen zuweilen bemerklich macht. Wenigstens kann man hier mit Recht nicht sagen, daß Leute sich herausnehmen, Kunstwerke zu beurtheilen, an die sie nicht hinaufreichen; es sind keineswegs Schrifthandwerker, die der Tadel besser füttert als das Lob, oder Schreibmaschinen, die von dem gnädigen Brotherrn den Knüttel mit unterthänigem Dank empfangen, um blind darauf loszuschlagen, oder unglückliche Producenten, die im Ingrimm über ihres „Nichts durchbohrendes Gefühl“ die schlechten Zähne den Vorübergehenden zeigen. Auch steht meines Wissens keine hiesige Zeitschrift in dem Solde dieser oder jener Meinung und kein hiesiger Kritiker gibt sich zum Hezhund her, welcher für einen Bissen die Leute packt oder für einen Andern liebedienert. Dergleichen geschieht sonst leider nur zu oft, und man würde lange mit einiger Müllner'schen Laune die schadhafte Stellen anderwärts gewaschen haben, wenn diese sich nicht viel Schlimmeres zuzögen, als Polemik — nemlich das Lächerlichwerden durch sich selbst. Dem Publicum ist nicht so leicht mehr ein X für ein U zu machen, die Zeit ist vorgeschritten, Briten trägt nur, wer wirklich schwache Augen hat; wer gut sieht von Natur, läßt sich von Hinz oder Kunz keine mit Gewalt auf die Nase setzen.

Die Winterfreuden beginnen nun valet zu geben. Das Hauptcorps: Maskeraden, Bälle, Schlittschuhlaufen und Schlittensfahrten ist abmarschirt; aber Concerte (die Arrieregarde) quartieren sich immer noch bey uns ein. Ja, sogar in der stillen Woche werden dem Vernehmen nach noch einige Marodeurs heimlich und still nachplänkeln. Wir haben, Gottlob! an Concerten in diesem Jahre Mangel; aber an Besuchern derselben. Es hält verzweifelt schwer, in Hamburg den Saal zu einem musicalischen Soiree (*nota bene* für Bezahlung) voll zu kriegen! Man liebt hier zwar sehr die Musik, doch gibt man der wohlfeilen vor der theuern den Vorzug, und wenn sie gar nichts kostet, fehlen ihr gewiß Tausende von Zuhörern nicht. Die zwey Mark acht Schilling-Musik (der Concertpreis) trifft gewöhnlich so unglückliche Tage, wo Der dahin engagirt und Jener sich dorthin versprochen, Sempronius unwohl und Cajus nicht wohl sich befindet; die Meisten, welche nothgedrungen 6 — 10 Billets unterschreiben, denken immer heimlich ihr „*travaux forcés*“ oder „*vi coacti*“ dabey, bezahlen und gehen gewöhnlich — auch nicht hin. Ausnahmen bewirken nur die Kometen am musicalischen Himmel: Paganini's und Sonntag's, und die einheimischen Künstler, denen ihre persönlichen Freunde den Concertsaal füllen. So war das Concert des talentvollen Violinvirtuosen Lindenaу sehr zahlreich besucht, obgleich ihm einer der Kometen, Lafond, vorangegangen war; aber ich werde nie vergessen, daß Carl Maria von Weber einst auf die Kosten zahlen mußte. Wohlthätigkeitsconcerte rentiren am reichlichsten, wie denn überhaupt alles, was Mitleiden in Anspruch nimmt, bey Hamburgs Bewohnern nicht lange antlopfen darf, um aufgethan zu sehen. Einige gemüthliche Zeilen in hiesigen Blättern haben hingereicht, verarmten, aber tüchtigen Künstlern oder Gewerbsleuten vollauf Arbeit zu verschaffen, und diese Unterstützungen geschehen mit einer Anspruchslosigkeit, mit so gänzlichem Entsagen aller Eitelkeit, daß man sie ächt christlich nennen muß. Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, deren Leitung Männer von anerkannten Verdiensten übernommen haben, veranlaßte im vergangenen Jahre eine Ausstellung von Kunst- und Industriegegenständen, welche lebhaftes Theilnahme im Publicum fand. Der Ertrag des Einlassgeldes war so bedeutend, daß den geschicktesten Arbeitern Preise zuerkannt werden konnten. Dieß hat nun natürlich gro-



stentheils sehr wohlhabende Leute betroffen. Ich denke, ein Theil der Summe ist auch wohl verwendet worden, um nothleidende Künstler, deren Producte eine Aufnahme gefunden, wenn jene sich auch just nicht unter die Preisansprechenden stellen konnten, zu ermuntern und ihnen aus der laugenblicklichen Dürftigkeit zu helfen. Die Umsicht, mit welcher die Gesellschaft bey jeder Unternehmung verfährt, läßt daran nicht zweifeln. Wir sehen nun bald der öffentlichen Gemäldeausstellung entgegen, und es soll mich herzlich freuen, wenn ich über Wiener Maler recht viel Lobendes zu sagen Gelegenheit finde.

### Concert der Familie Kontski.

Die Familie Kontski hat am 11. dieses Monats mit ihrem dritten und letzten Concerte von dem Publicum Wiens Abschied genommen, und, im Ganzen betrachtet, unstreitig einen recht günstigen Eindruck bey demselben zurückgelassen. Man wird sich ihrer erinnern und einst, wenn Zeit und Fleiß das Ihrige gethan haben werden, sie gewiß gern und anerkennend wiedersehen. Das heutige Concert vereinte die Leistungen sämtlicher Mitglieder der Familie. Nach der Ouverture zum „Prometheus,“ von Beethoven, trat zuerst der junge Clavierspieler Anton von Kontski auf. Schon früher hatte man ihn als den talentvollsten der Geschwister erkannt; und er rechtfertigte diese Auszeichnung auch heute durch sein wirklich höchst verdienstvolles Spiel, so wie durch den unverkennbaren musicalischen Werth der eigenen Compositionen, welche er heute vortrug, und welche von einem recht vielversprechenden Talente zeugten. Namentlich gefiel das erste Stück, ein Satz aus seinem Concerte in Gismoll; er trug es mit großer Festigkeit und recht vielem Ausdrucke vor, man sieht ihm die treffliche Schule des John Field an, und fährt er fort, wie er angefangen hat, so läßt sich Bedeutendes von ihm erwarten. Auch die Variationen von seiner eigenen Composition, die er im Verlaufe des Concerts spielte, fanden durch die Geläufigkeit des Vortrags wie durch die eigenthümliche Originalität der Erfindung großen und verdienten Beyfall. Der ältere Bruder Carl von Kontski trat hierauf mit zwey Musikstücken für die Violine, ebenfalls von seiner eigenen Composition auf, nemlich dem ersten Satze seines Concerts in Fismoll, und einer Reihe von Variationen. Den meisten Beyfall erhielten die letztern; auch ist der Fleiß und das Talent des jungen Virtuosen nicht zu verkennen; möge ein richtiger und immer mehr ausgebildeter Geschmack ihn vor Abwegen in der Composition wie im Spiele bewahren, und besonders in Beziehung auf das letztere ihn immer auf die Hauptsache bey dem Violinspiel, auf Fülle, Reinheit und Wohlklang des Tones aufmerksam erhalten. Besiegung von Schwierigkeiten und die Ausführung der nun einmal nothwendig gewordenen Verzierungen und Kunststücke mit dem Instrumente, finden sich dann schon von selbst. — Fräulein Eugenie von Kontski sang hierauf zwey italienische Arien, nemlich eine von Meyerbeer aus seinem „Crocato,“ und dann die bekannte Cavatine aus Rossini's „Barbier von Sevilla.“ Eine unverkennbare Befangenheit und, besonders in Betreff des erstgenannten Musikstückes, eine nicht glückliche, dem Concertvortrage überhaupt nicht anpassende Wahl schienen sie im vollen Gebrauch ihres Talents zu hindern. Übung und, man könnte sagen, Abhärtung wird ihren natürlichen Mitteln immer mehr zu Hülfe kommen, um so mehr, da ihre Jugend und ihre nicht zu verkennenden Anlagen noch ein so weites Feld der Vervollkommnung und, wir hoffen, auch des Erfolges, vor sich haben. Der kleine siebenjährige Apollinar erfreute auch heute durch sein Spiel auf der Violine, oder vielmehr seiner Violine, die im Verhältnisse zu ihrem Inhaber stand, und natürlich wie er selbst noch im Wachsen ist. Sind die nächsten sieben Jahre so ausgiebig als die ersten, so lassen sich mehr als sieben fette Jahre für ihn erwarten. — Möge die talentvolle Familie überall auf der Kunstreise, welche sie jetzt zu unternehmen gedenkt, die Aufmunterung finden, die ihr bey uns zu Theil geworden und die sie in so hohem Grade verdient.

### Anzeige.

Das im letzten Blatte dieser Zeitschrift auf morgen (Sonntags) angekündigte Concert des Hrn. Louis Schunke muß wegen plötzlich eingetretenen katarrhalischen Kopfsiebers des Concertgebers bis zu seiner Wiedergenesung aufgeschoben werden. Der später festgesetzte Tag wird auf öffentlichen Wegen bekannt gemacht.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 23. April 1833.

49

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Profesch - Ofen.

(Fortsetzung.)

Ravenna, am 14. April 1831.

Unter den Dichtern, deren Natur und Ausdruck eine große Gewalt über mich geübt haben, gehört Byron. — Die Stimmungen, die manchem andern, der mir sonst lieb gewesen war, und es auch noch ist, den Zugang zu meiner Seele verschließen, wiederholen sich leider in mir nach immer kürzern Zwischenräumen. Es gibt aber keine, in welcher Byron nicht mein Herz fände, wie der Klang der Muttersprache das Herz des unter fremden Völkern Wandern- den findet. Ich vertheidige die Ansichten dieses Mannes nicht, der alle Tugenden, und alle Laster seines Jahrhunderts in sich lebendig darstellte, und noch weniger sein Leben. Aber auch ich bin ein Sohn dieses Jahrhunderts, wie natürlich also ist zwischen uns der unzerreißbare Faden der Sympathie, der überdies in dem Treiben auf der See des Lebens so oft an die Oberfläche schlug. Frühschon verband mich der Zufall mit zwey Freunden Byron's, Stway und Finley, wovon ich den einen seitdem ganz aus den Augen verloren habe, und mit dem andern manche Schicksale in Griechenland theilte. Der Ort, den ich in diesem Lande zuerst betrat, war eben derjenige, wo Byron seine letzten Tage verlebt hatte, Missolonghi; und das Zimmer, worin ich dort verweilte, dasjenige, wo wenige Wochen früher der Dichter der Last seines Lebens ent- hoben worden war. Auf den Ruinen von Athen schloß ich Bekanntschaft mit einem seiner liebsten Begleiter, dem Grafen Gamba, Bruder eben der Gräfin Guiccioli, welche den Lord an Ravenna gefesselt, und dessen Herz so lange besessen hatte. Erbe von dessen Wünschen und Opfern für Griechenland, ging Gamba bald darauf nach Argos und Nauplia, wo wir uns wieder sahen, und er den Tod fand. Auf asiatischem Boden, unter den Cypressen von Burnabat, an dem Ufer des Meles, führte mir der Zufall einen der Diener Byron's entgegen, einen Unglücklichen, von Mißhandlungen durch Seeräuber, von dem Schrecken der Niedermetzung eines Bruders, und vom Verluste



der ganzen Habe mit zeitweisem Wahnsinne geschlagen, der, das Mitleid der Türken zur einzigen Stütze, Gräber zur Wohnstätte, und Gottes freyen Himmel zum Dache, schon über ein Jahr dort ein stummes Leben hingebracht hatte, und den ich aufnahm, und zu den Seinigen nach Italien sandte. In Egina traf ich mich mit dem „Maid of Athens,“ in dessen bleiche Wangen das Schicksal des Vaterlandes und das eigene tiefe Furchen gezogen hatten, und in dessen dunkeln Haaren der Kranz aus Narzissen wie ein Leichenschmuck glänzte. Dort auch und an so manchem andern Orte Griechenlands lebte ich, mitten im Getriebe von Krieg und Glend, wochen- und monatelang während sechs auf einander folgender Jahre mit Alexander Maurocordato, dem Manne, den aus allen Griechen Byron am meisten geschätzt hatte. Eine Sammlung seiner Werke, von diesem, schon da er krank war, jenem gegeben, ist als Geschenk noch in meinen Händen.

Aber nicht dieser durch ein Drittheil meines Lebens gesponnene Faden von Zufällen (ach, ich lege keine Lästern in dieß Wort!), das festere Band ist die ähnliche Empfindung, und das in mancher Beziehung ähnliche Schicksal. Aus der Kenntniß so vieler herrlichen Elemente für Glück hinieden, und aus dem Anblicke der Stellung, wozu der Stand der Welt sie verdammt, ist auch für mich das Ergebnis:

„The very knowledge that I lived in vain,  
That all is over on this side of grave.“ —

Aber wozu diese Einleitung, die mich fortreißt, als hätt' ich nichts anderes zu sagen in diesem Briefe? — Ja nun, sie soll erklären, warum ich Ravenna besuchte. Wahrhaftig, was mich hieher trieb, waren weniger der alte Name und die sonstigen Eigenheiten dieser Stadt, als der Wunsch, die Stelle zu sehen, auf der Byron lebte. Es liegt für mich ein unvergleichlicher Genuß darin, durch die Gassen zu wandeln, durch die ein mir wichtiger Mensch wandelte — die Häuser zu besehen, auf denen auch sein Auge geruht hat — das Thor, die Treppen, den Boden der Säle zu betreten, die sein Fuß betrat — die Flur, die Bäume, den Himmel zu betrachten, die seinem Blicke sich dargeboten haben! Das sucht' ich, das trieb mich. Ist dieses Schwelgen der Phantasie eine der Jugendschwächen noch, ach, so bringt sie dafür ja auch Jugendgenuß! —

Der Weg von Forli führt längs dem tiefeingeschnittenen Ronco auf einem Damme bis nahe an die Stadt. Das Land, das man zu beyden Seiten unter sich hat, gleicht den schon beschriebenen Gegenden. Es prangte in Blüthea und Grün, und die Dünste, die aus der See sich hoben, stellten ein Nachbild von blauen Bergen hin, und gaben der Landschaft den ergänzenden Halt. Die Stadt, sobald man ihr auf ein paar Miglien genahet ist, blickt mit vielen Thürmen, worunter ein geneigter, wie im Falle festgehaltener nicht fehlt, aus einer Fülle von Bäumen hervor, beginnt mit armen Häusern, und zeigt endlich Reihen von Pallästen, wie die übrigen Städte des Landes, denen sie überhaupt an Bau und sonstiger Beschaffenheit gleicht. Die Besatzung, eine Abtheilung unsrer Dragoner, hatte ein paar Tage früher Ravenna geräumt. Ich fuhr nach dem Palazzo Pubblico, einem majestätischen Gebäude an dem Hauptplatze, um den Gonfaloniere der Stadt zu sprechen. Dann ließ ich mich nach dem Albergo della Spada bringen.

Ich hatte mir in Ravenna eine alte, finstere Stadt erwartet; sie ist aber nichts weniger als das. Die meisten Gassen sind hinlänglich breit, und licht;



die meisten Gebäude haben neues Ansehen. In einigen Kirchen und Resten zeigt sich alter gothischer Styl mit demjenigen gemischt, der aus römischer Zeit in das Jahrhundert Theodorichs herüberlebte. Die Vermischung schadete beyden, und ist der Stempel der Barbarey. An den Palazzo Pubblico lehnen sich solche Reste, acht Granitsäulen, einem Porticus angehörig, den der gothische Eroberer hatte herstellen lassen. Vor demselben, auf dem Platze, tragen zwey antike Säulen die Schutzheiligen der Stadt, Apollinaris und Vitalis, und zwischen beyden ist auf hohem Piedestale die kolossale Statue Clemens XII., ein Werk des Antonio Braccio.

Die Kathedrale ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts, über Trümmern der Kirche errichtet, die, dreyzehnhundert Jahre früher, von dem Erzbischof Orso erbaut worden war. Sie enthält vier Gemälde noch lebender Meister, die unsrer Zeit Ehre machen, obwohl sie von dem Fehler derselben, des zu sichtbaren Trachtens nach Wirkung, nicht frey sind. Das erste, von dem Römer Gio v a c c h i n o S e r a n g e l i, stellt den heiligen Severus vor, im Augenblicke, da er, seines nahen Todes durch eine Erscheinung gewiß gemacht, ins geöffnete Grab niedersteigt; das andere, von dem Florentiner G i u s e p p e C o l i g n o n, zeigt den heiligen Apollinaris, der den Tempel des Apollo in Trümmer wirft; das dritte, von dem Aretiner P i e t r o B e n v e n u t i, gibt den heiligen Crisologo, wie er zu Imola während der Messe todt in die Arme seiner Gefährten sinkt; im vierten endlich malte der Römer S a m u e l i den heiligen Orso im Begriffe die von ihm erbaute Kathedrale einzuweihen. Weit überbieten einige Mauergemälde von Guido Reni und seinen Schülern die erstgenannten Arbeiten. Der größte Kunstschatz dieser Kirche ist eben ein Werk Guido's, Moyses und die Israeliten, wie sie das Manna sammeln, ein schwer zu behandelnder und doch meisterhaft ausgeführter Gegenstand. — Reich an Marmor und Mosaiken, im Style derjenigen der Marcuskirche zu Venedig, ist die Basilika zum heiligen Vitalis, ein gothischer Bau aus dem VI. Jahrhundert. Kaiser Justinian und seine Gemahlinn Theodora Augusta, in Mosaik gearbeitet, dünn und starr, schreiten, wie Geister an der Wand hin, und belegen den tiefen Verfall ihrer Zeit. Fast alle übrigen Kirchen, deren es im Ganzen 24 gibt, sind voll antiker Säulenschäfte aus Granit, Verdeantico oder anderm kostbaren Marmor, schon von den Römern aus Griechenland oder aus Asien herübergeschleppt, erst in den heidnischen Tempeln, nun in den christlichen Kirchen dienend, und mit barbarischen Knäusen gekrönt. Die ältern dieser Kirchen haben die Wände mit Mosaik bekleidet. Alle ruhen nur auf einer schwachen Grundlage festen Bodens, ja bey vielen hat das Pflaster um mehrere Fuß erhöht werden müssen, weil das Wasser bereits über die Fläche desselben gedrungen ist. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich die halbe Stadt versänke, so schwammig und so dünn ist die Rinde, worauf sie ruht. Früher oder später wird dieses ihr Loos seyn.

Monumente, die wegen ihrer Namen erwähnt zu werden verdienen, sind das Mausoleum, worin die Kaiserinn Galla Placidia, Tochter Theodosius des Großen, Honorius II. und Valentinian III. in Särgen schlechten Styles beigesetzt wurden, und dasjenige des Gothenkönigs Theodorich. Das letzte, auf Entfernung von einigen hundert Schritten östlich vor der Stadt gelegen, ist viel besprochen und gepriesen worden. Es ist eine Rotonda, die ein Achteck zur Grundlage hat, spätrömischen Styles und schlechten Gefüges, und erschien mir



weder ein großartiger, noch ein prachtvoller Bau, sondern ein barbarischer, der den sieghaften Fremdling als einen Diener der Besiegten zeigt. Das einzige, was Kraft darlegt, ist die Kuppel, 4 Fuß 3 Zoll Wiener Maß hoch, 2 Fuß 3 Zoll dick, und mit einem Durchmesser von 28 Fuß 7 Zoll, aus einem einzigen Steinblocke bestehend. Der untere Theil dieses Grabtempels ist bereits von Wasser angefüllt.

Nicht ferne davon stehen die Reste eines von den Venetianern im Jahre 1457 erbauten Castells, und zieht der schöne canale naviglio vorbeij, welcher die Stadt mit der See verbindet. Er ist sieben Miglien lang, und führt durch den herrlichen Pinienwald, der auf eine Länge von 25 Miglien mit wechselnder Breite das adriatische Gestade begleitet, und Ravenna gegen das Eindringen der See vertheidigen hilft. Diese, auf der ganzen Entwicklung der Küste des Mittelmeeres einzige Anlage, bestand zu Theodorichs Zeiten schon in vollem Wuchse; das Verdienst derselben gehört also wahrscheinlich den Römern.

Ich sollte wohl Einiges sagen über die Akademie der Künste, la Classe genannt, die ein paar Guercino, und ein großes, durch Feuchtigkeit sehr verdorbenes Wandgemälde von einem mittelmäßigen Meister, Lucas Longhi, enthält, auf den sich die Ravennaten viel zu gut thun; auch könnte ich über die Bibliothek, über mehrere antike Basreliefs, Inschriften und Urnen, über die wenigen Reste des Pallastes Theodorichs sprechen, aber ich eile zu einem andern Mahle, das, ohne Kunstwerth, Pracht oder Größe, eines der merkwürdigsten Italiens ist, denn es trägt einen der Namen, welche die Geschichte ganzer Reiche und Völker überleben, oder mit sich über dem Abgrunde der Vergessenheit schwebend halten; Dante's Grab ist es, von dem ich reden will.

Ich maffe mir nicht an, Dante ganz zu begreifen, da ja selbst seine Landsleute nicht damit zu Ende kommen. Bilder, die aus der Seele eines Mannes aufsteigen, der, wie der Pyramiden eine auf dem Boden von Memphis, so auf demjenigen Italiens steht, sind dem schwachen Auge kaum zu enträthseln; aber es sieht ihre Umrisse, ihre Größe. Viele Stellen Dante's, für alle Zeiten und alle Geschlechter wahr, haben mich wie Zauberworte getroffen, und mit sich fortgerissen; andere erscheinen mir, wie mit Hieroglyphen geschrieben, oder mit seltsamen, unverständenen Zeichen, wie die Vorwelt deren hie und da in Felsen grub. — Ravenna hatte den Verbannten aufgenommen, und war ihm ein zweytes Vaterland geworden; Ravenna sah auch dieß glühende Auge brechen, und gab die letzte Ruhe der Brust, in welcher Himmel und Hölle im engen Bunde zusammen gewohnt hatten.

„Silenzio pose a quella dolce lira  
E fece quietar le sante corde.“

Über dem Sarge Dante's ließ, anderthalb Jahrhunderte nach dessen Tode, der Venetianer Bembo ein Mausoleum wölben, und darin des Dichters Bild aufstellen. Da ist es noch; aus Marmor halberhoben gearbeitet, einfach, streng, gewiß sehr ähnlich! — darunter und an den Seitenwänden stehen Inschriften, an denen, außer dem Namen Dante, kein nothwendiges Wort ist.

Wenn ich mir Byron vor diesem Bilde stehend, den müden Arm auf diesen Sarg gelehnt, denke, so ergreifen mich Rührung und Schweigen bis tief in meine Seele! —

(Der Schluß folgt.)



## R ä t h s e l.

Wie heißt der Slav', in ew'gen Ketten  
Geferkert in ein zierlich' Haus?  
Nicht Königsmacht kann ihn erretten,  
Und selber kann er nicht heraus.

Von seines Daseyns erster Stunde  
Schließt ihn die enge Zelle ein,  
Doch auf dem weiten Erdenrunde  
Übt er der Herrschaft Recht allein.

Er dauret aus dem Nebelthale  
Hinauf zum weiten Sternenraum,  
Und zeigt dir in demant'ner Schale  
Der Träume allerschönsten Traum.

Fünf Bothen siehst du, die ihm dienen,  
Ihm Kunde bringen von der Welt;  
Wer kennt den schnellsten nicht von ihnen,  
Im Nu eilt er ans Himmelszelt. —

Einst stürzt mit kläglichem Gewimmer  
Sein Haus in gräßlichen Ruin;  
Sprich', decken ihn des Schuttes Trümmer?  
Entfloh der Slave? und wohin?

Franz von Erco.

## A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Im Leben des fühlenden Menschen kommen oft Tage vor, wo sich die Erde mit ihren Leiden, gleichwie bey einer Mondfinsterniß zwischen Sonne und Mond, zwischen Vernunft und Herz stellt, und den Glanz der erstern verdunkelt, und den Schmerz des letztern erhöht.

Es gibt Tage, an welchen Alles das Gemüth des Menschen zu frommer Melancholie stimmt. Das düstere Gewölke des Himmels zieht durch das Auge in die stille Seele ein — fromm entzieht sich der Trauernde dem Gewühle des Lebens — Phantasie trägt den Geist auf Gräber und Ruinen schönerer Vergangenheit — und in stiller Andacht kniet der Mensch vor dem sanften Morgenroth eines schönern Lebens.

Der arme Mensch ersteigt mit jeder aufgehenden Sonne einen neuen Hügel, von welchem er voll der schönsten Hoffnungen in entfernte Thäler schaut; und mit jeder untergehenden Sonne sinkt dieser Hügel zusammen, und die erregten Hoffnungen dämmern gleich der Abendröthe immer schwächer und schwächer am Horizonte, und erlöschen endlich mit ihr. Und dieses Bild der Tage wird bey vorrückendem Alter das der Jahre, und endlich des ganzen Lebens; bis endlich die Asche aller zusammengesunkenen Hoffnungen als schützender Grabhügel das gequälte Herz deckt.

Erinnerung ist die Folie in dem Verschönerungsspiegel menschlicher Begebenheiten und Handlungen.



## Literarische Notizen zur Unterhaltung\*).

Im 8. Theil des Jahrgangs 1828 von Malten's „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ gibt der gelehrte Herr Herausgeber sogenannte „Skizzen über (?) Osterreich.“

Der ganze Aufsatz ist reich an Unwahrheiten und an Thorheiten, wir heben aber nur die auffallendsten aus.

„Wir näherten uns Wien in kleinen Tagreisen. Es war aber die Zeit der Weinlese, und die Gelegenheit ganz vortreflich, den eigentlichen Charakter der Bevölkerung Innerösterreichs zu beobachten.“

(Wer durch Innerösterreich nach Wien reist, kommt in der Regel aus Italien, also durch Kärnthen und Obersteiermark, wo es keine Weingärten gibt. Sollte der Reisende aber zur See nach Triest, und durch Untersteiermark gekommen seyn, so gibt es da zwar Weingärten, aber auf Hügeln und Bergen, und da sich ländliche Wohnungen und Keller auch dabei befinden, ist an der Straße wenig oder gar nichts von der Weinlese wahrzunehmen.)

„Im ersten Gasthose (also in Krain oder Oberkärnthen) fand der Verfasser eine vortreflich bediente Wirthstafel.“

(Wir gratuliren ihm. Den Eilwagen ausgenommen, der aber wahrhaftig keine kleinen Tagreisen macht, haben alle die übrigen Tausende von Reisenden dort noch gar keine Wirthstafel gefunden.)

„Böhmische Fasanen waren auf dieser Wirthstafel, Dammhirschviertel, ungarischer Champagner und Rheinwein.“

(Die ganze Tafel ist offenbar geträumt, die böhmischen Fasanen sind etwas zu theuer in Innerösterreich für Wirthstafeln; alle drey Provinzen, die man unter dieser Benennung begreift, haben nicht Einen Dammhirsch; auch sind es schon einige Jahrhunderte, seit man Hirschfleisch nicht mehr in ganzen Vierteln aufsetzt. Eben so ist seit der Sündflut gewiß weder ungarischer Champagner noch Rheinwein jemals auf eine innerösterreichische Wirthstafel gekommen.)

An eben dieser geträumten Wirthstafel sah der Reisende einen Baron C\*\*\*, den man ihm als einen allgemein gefürchteten und gehaßten Mann, und Emissär der geheimen Polizen bezeichnete.

(Man kann doch nicht närrischer träumen als von einem an der Wirthstafel bekannten geheimen Emissäre.)

„Es gibt nur einen Punct, auf welchem Wien groß und materisch erscheint, nemlich auf der Donauseite.“

(Unser Lügner hat Unglück; gerade auf der entgegengesetzten Seite erscheint Wien groß und materisch, und von der Donau her am wenigsten. Er lügt aber auch ganz in den Tag hinein, denn er hat nicht einmal die Landkarte zur Hand genommen, sonst würde er gesehen haben, daß, wer von Innerösterreich kommt, fast ganz Wien passiren muß, um zur Donau zu gelangen.)

„Das Innere des kaiserlichen Pallastes (heißt es weiter) ist wirklich prachtwoll. Eine doppelte Marmortreppe führt zu einer andern innern, auf welcher man zu dem ersten Saal gelangt.“

(Wieder ein Unglück; beyde Treppen existiren nicht.)

„Hier bewundert man die seltsame und orientalische Tracht der ungarischen Garde, die aus 50 Mann besteht, welche aus dem höchsten Adel erwählt sind.“

(Die Tracht der ungarischen Garde, wie man sie gewöhnlich bey Hof sieht, ist nicht seltsam; die russischen, preussischen, französischen Husaren haben dieselbe Tracht. Von der langen, orientalischen Tracht ist sie der entschiedene Gegensatz. Nur

\*) Die nachstehenden Bemerkungen werden den Lesern dieser Blätter wohl mit Recht ein wenig als unangenehm vorkommen; allein ein zufälliger Umstand, der das in Rede stehende Heft der Malten'schen „Bibliothek“ dem Verfasser der eben in die Hände fallen ließ und die Berücksichtigung, daß, seines Wissens, noch nirgends eine Widerlegung der darin enthaltenen Unwahrheiten erschienen ist, mögen das verspätete Hervortreten der seinigen entschuldigen. In einer Hinsicht werden diese Bemerkungen sicherlich weder zu spät, noch als überflüssig erscheinen, in so fern sie nemlich einen abermaligen warnenden Beweis liefern von der Nachlässigkeit oder der Gewissenlosigkeit, mit der manche Reisende neuerer Zeit ohne Umstände, ja ohne Erröthen die Resultate ihrer Beobachtungen zur Erbauung und Belehrung des Publicums in die Welt schicken.



ben sehr großen Feuersicherheiten gibt der Überwurf von Tigerfell dieser Garde ein originelles Ansehen. Sie besteht aus 60 Mann, und aus ungarischen Edelleuten ohne Unterschied.)

„Im zweyten Saal“ — jetzt bitten wir um Aufmerksamkeit — „befindet sich eine andere, ebenfalls glänzende und originelle Garde in gelb und schwarzer Tracht, die halb altdeutsch, halb spanisch ist.“

(Das ist offenbar die Gallatleidung der kaiserlichen Leibkafayen. Diese läßt er an die Stelle der Trabantengarde und der deutschen adeligen Garde treten, deren er gar nicht erwähnt.)

„Von dort tritt man in den großen Saal oder das Audienzzimmer.“

(Ein Meisterstück der Baukunst! Vermuthlich sind die Wände zum Verschieben eingerichtet, da das Audienzzimmer zugleich der große Saal ist.)

„In dem Gemache nach diesem halten sich die Pagen auf, die roth gekleidet sind, und silberne Tressen tragen.“

(Selbst der Styl unfers Reisenden ist zu bewundern. Die Pagen, junge Cavaliere, die noch studieren, wohnen nicht bey Hofe, sondern im k. k. Theresianum. Ihre Uniform ist roth mit weißen Unterkleidern und handbreiten goldenen Tressen auf den Köpfen.)

„Ein wenig weiter ist der Saal der Kammerherren. Man erkennt die beyden Dienstthuenden an der von ihrer Schulter herabhängenden goldenen Kugel, und an dem Schlüssel in ihrer Hand.“

(Solche Erfindungen sind nicht bloß lächerlich, sondern es ist vielmehr unverschämt, das Alles so hinzuschreiben, als ob man es mit Augen gesehen hätte.)

„Das Cabinet des Kaisers ist sehr einfach möblirt, aber ganz mit ausländischem Holze getäfelt.“

(Diese Voisirung ist ebenfalls von der Erfindung des Verfassers.)

„Um 6 Uhr Morgens verläßt der Kaiser sein Bett. Um 7 Uhr frühstückt er. Um 2 Uhr ist Promenade zu Pferd; bald mit der Kaiserinn, bald mit dem Oberkämmerer Grafen von Wrbn a, bald mit dem Freyherrn von R u t h e e r d, Adjutanten des Kaisers.“

(Der Vater der Lügen treibt sein Spiel mit dem Verfasser; er streut ihm einige Körnchen Wahrheit, damit die Lüge daneben desto greller absteche. So hat er ihm ein gegeben, daß die Uniform der Pagen roth und das Cabinet des Kaisers sehr einfach möblirt ist. So ist auch in diesem Absatz sogar die ungewöhnliche Orthographie, wosmit der Name des letztverstorbenen Oberstkämmerers geschrieben wird, richtig; und allerdings steht der Kaiser um 6 Uhr auf, wohl auch früher, zieht sich aber so schnell an, daß er gewiß nicht bis 7 Uhr auf das Frühstück wartet. An den Audienztagen fangen diese schon um 7 Uhr an. Von den Promenaden zu Pferd weiß Niemand etwas. Niemals war ein Freyherr R u t h e e r d Adjutant des Kaisers; selbst der Name ist unbekannt in Osterreich.)

„Bestimmt um 4 Uhr ist das Mittagessen bereit. Um 9 Uhr wird Kaffeh im neuen kaiserlichen Pavillon getrunken. Die Kaiserinn hat sich dieses (?) Geschäft ausdrücklich vorbehalten. Nachher kommen die T e r z e t t i, in denen die Erzherzoge sich hören lassen.“

(Man möchte glauben, der Verfasser habe in halbem Wahnsinn geschrieben. Am kaiserlichen Hofe ist ohne alle Affectation eine höchst einfache Lebensweise eingeführt. Die bestimmte Stunde des Mittagmahls ist halb 2 Uhr. Die Abendunterhaltung in der Regel das deutsche Schauspiel im Burgtheater, wo die Vorstellungen um 7 Uhr, bey längern Stücken um halb 7 Uhr anfangen. Dann folgt das Abendessen; wonach der Kaiser, der um 6 Uhr aufsteht, sich zu Bette begibt. Der neue kaiserliche Pavillon, das Geschäft des Kaffehtrinkens um 9 Uhr, die Terzett's sind verunglückte Lügen des Verfassers, die nicht einen Schatten von Wahrheit für sich haben.)

„Der Pallast von Schönbrunn gehört dem Herzog von Reichstadt. Wir erblickten ihn an der Spitze seiner Schwadron.“

(Er hat nie einen Pallast in Schönbrunn besessen, und nie in der Cavallerie gedient.)

Einige Blätter weiter kommen Nachrichten über die französische Invasion von 1809. Wir bemerken als Muster nur, daß Wien aus dem Prater bombardirt worden, und der Erzherzog Carl die Schlacht von Aspern verloren habe! — Eine wahrhaft lustige Bibliothek der neuesten Weltkunde!

In einem andern Band dieser sogenannten Bibliothek findet sich der Grundsatz: „Die



eigentliche, wahre Civilisation bestehe in der Nützlichkeit.“ — Manche Frage ließe sich darüber aufwerfen; wir fragen aber nur in Bezug auf das weibliche Geschlecht. Ist der Grundsatz objectiv zu nehmen, in so ferne die Civilisirte Andern nützt? oder ist er subjectiv zu nehmen, in so ferne sie sich selbst nützt? Im ersten Fall würden Köchinnen, Ammen, Wäscherinnen, Holzsägerinnen ungefähr für die Civilisirtesten zu betrachten seyn; im zweyten Fall würden Sängerrinnen, Tänzerinnen u. s. w. ausschließend an der Spitze des Geschlechtes stehen. Was werden aber die Frauen dazu sagen, die von der unbibliothekarischen Welt bisher als die gebildetsten geachtet wurden? —

Fidelis.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Beste musicalische Akademie des Hrn. Bernhard Romberg,  
k. preussischen Capellmeisters.

Sonnabend, den 13. April, nahm Hr. Bernhard Romberg, der seinen hiesigen Aufenthalt durch einen kurzen Ausflug nach Ungarn unterbrochen hatte, von seinen zahlreichen Freunden und Bewunderern in Wien mit seinem dritten und letzten Concerte Abschied. Der allgemeine, recht eigentlich vom Herzen kommende Enthusiasmus, mit welchem er bey dieser Gelegenheit empfangen und entlassen wurde, war gewiß für jeden Freund der Kunst ein trostreicher Beweis, daß wahres, ächtes Verdienst doch immer dem Einflusse der Zeit und der Mode trozt, und daß unsers großen deutschen Sängers Wort, welches er einst ermutigend seinen Landsleuten zurief, sich wahr und ewig erwiesen habe: „Hab' nur Verdienst, die Welt wird's kennen.“ — Daß die Welt Romberg's unerreichtes Verdienst erkannt habe, darüber gibt seine Lebensgeschichte, wie wir schon in unserm frühern Berichte über ihn in diesen Blättern angedeutet haben, den klarsten Beleg; an diesen können wir uns getrost halten, sollte aber unser Gedächtniß einer kleinen Auffrischung bedürfen, um dem Künstler auch in der Erinnerung sein verdientes Recht zu gewähren, so mögen wir seine heutige Leistung als solche betrachten. Er spielte drey von seinen Compositionen: ein neues Concertino für das Violoncell, ein Phantasiestück unter dem Titel: „Der Traum,“ und zum Schluß ein großes Rondo („Erinnerung an Wien“). Es möchte schwer seyn, in Hinsicht auf Composition einem dieser Tonstücke den Preis vor den übrigen zuzuerkennen, doch erschien das mittlere, welches den ihm verliehenen Titel mit vollem Rechte führt, durch seine originellen und melodiosen Wendungen als das ausgezeichnetste; in Betreff des Vortrags aber konnten wir in keinem der drey Stücke einen Unterschied entdecken. Dasselbe Feuer, dieselbe Zartheit, dieselbe, bis zum Äußersten getriebene Vollendung bezeichnete sie alle und riß die Zuhörer ohne Widerstand mit sich fort. Der große Künstler ward mit Beyfall überschüttet, und wir glauben in der That, daß Romberg auch nie in seinem Leben schöner gespielt hat, als an diesem Abend. Möge der treffliche Mann noch lange des wohlverworbenen Ruhmes sich freuen; allen denen, die ihn gehört haben, wird er gewiß für immer unvergesslich bleiben. — Das heutige Concert war in Betreff der übrigen Musikstücke auf folgende Weise ausgestattet. Die Overture zur Oper: „Der Vampyr,“ von Lindpaintner, eröffnete das Ganze, und ward von unserm trefflichen Opernorchester mit gewohnter Bravour ausgeführt. Das im Laufe des Winters schon öfter und gern gehörte Lied, von Hrn. Capellmeister Lachner: „Das Waldvöglein,“ ward von Dlle. Clara Heinemann recht schön gesungen und von Hrn. Lewy auf dem Waldhorn mit der diesem Virtuosen eigenthümlichen Vortrefflichkeit begleitet. Hr. Dirzka, ein noch wenig bekannter Clavierspieler, trug den ersten Satz eines neuen Concertes von Hummel vor, und erwarb sich durch die Fertigkeit seines Spiels Beyfall und die Ehre des Hervorrufens. Das von ihm gewählte Streicher'sche Instrument zeichnete sich durch den ungemein vollen, kräftigen und wohlklingenden Ton so sehr aus, daß es allgemeine Aufmerksamkeit und Anerkennung fand.

(Mit Nr. 17 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Donnerstag, den 25. April 1833.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

(Schluß dieser Abtheilung.)

Bologna, am 15. May 1831.

Da fällt mir ein, daß ich Ihnen ja nicht einmal noch ein Bild von Bologna gemacht habe. Denken Sie sich eine Ebene, mit Bäumen wie mit Wellen der See überdeckt und nach der einen Seite unabsehbar wie diese, daraus wie Masten der Schiffe hier und da Thürme ragen, und wie Segel im Sonnenscheine weiße Gebäude glänzen. Nach der andern Seite bildet der letzte Abfall der Apenninen die Grenze, eine Reihe von Hügeln, bis zu oberst in Grün getaucht und mit vielen und allerley Bauten wie mit Perlen eingesezt. An diese Hügel lehnt sich die Stadt, die viele Warten und Thürme und neben dem höchsten einen schiefgeneigten weit in die Ferne sehen läßt und dadurch recht abenteuerlich anspricht. Fährt man durch eines ihrer zwölf Thore, so findet man herrliche Säulengänge zu beyden Seiten, und kommt zwischen ein paar hundert Pallästen, eben so vielen Kirchen und einigen tausend Häusern durch lange Straßen, die nach dem Hauptplaz in der Mitte der Stadt führen. Dieser von fünf Gebäuden eingefaszt, den Pallästen der Gemeinde, des Podestä, des Registro und der Scuole, dann von der Kirche zum heiligen Petronius, weist die einstige Macht und Würde dieser Stadt. Schwarz wie die Trauer und wie die Zeit, ist die allgemeine Farbe dieser Gebäude, und ernst schaut von dem Thorgestirnse des Gemeindepallastes das riesige Standbild des Schutzheiligen und ersten Bischofs, des heiligen Petronius, auf den Trödelmarkt und auf die lumpige Menge nieder, die den Plaz füllt und die sieben fast 300 Fuß langen Stufen der Kirche. Ein öffentlicher Brunnen mit einem kolossalen Neptun aus Stein, vor bald 300 Jahren für 70,000 Scudi d'Oro aufgerichtet, ziert den einen Zugang des Plazes. — Mir wurde die Wohnung im Palazzo Caprara, in denselben Zimmern angewiesen, die einst Napoleon bewohnt hat, und wo noch alle Meubles die Krone und das N tragen. So lebt der Beduine in den Tempeln von Theben.



Die Kirchen, ohne den Ernst unsers Domes zum heiligen Stephan zu erreichen, oder die Scalzi in Venedig an Pracht, S. Giorgio an Licht und Klarheit zu überbieten, überraschen zum Theile durch Breite und den riesigen Plan ihrer Anlage, wie z. B. die Petroniuskirche und die zum heiligen Dominicus, oder durch Reinlichkeit und Frische wie die Kathedrale, die Kirche zum Erlöser, die zum heiligen Paulus u. a.; alle aber erfreuen durch die Meisterwerke des Pinsels, die aufzuzählen zu schleppend würde. Was bey uns das schönste Bild für eine ganze Stadt wäre, findet hier nur in der Classe des Mittelmäßigen Platz, und es ist kaum ein Kirchlein so klein und abgelegen, daß es nicht den Fleiß, die Frömmigkeit und die Kunstweihe der Bolognesischen Schule in irgend einem Werke bezeuge. Mit sehr geringer Ausnahme steht die Sculptur in allen Tempeln und Pallästen tief der Malerey nach. Wie verdienstlich auch einige Arbeiten der Cinquecentisten in diesem Fache seyen; der Genius der Schönheit leitete ihre Hand nicht. Die Baukunst triumphirt mehr in den Pallästen als in den Kirchen, wohl deßhalb, weil gerade die ansehnlichsten der letzten nicht vollendet sind. Die Enkel ermüdeten an dem Werke der Väter. Der Aufwand an Marmor, an Vergoldung, an Edelgesteinen, an Arbeiten in Erz, an Mosaiken in Stein und Holz ist groß.

Mehrere der Kirchen und Klöster sind nun verlassen, in Magazine umgewandelt; andere verfallen. Die Werke der Carracci und ihrer Schüler bleicht die Sonne, frißt der Regen und befudelt der muthwillige Pöbel. Auch die weiten Hallen der Palläste werden einsam, und die prunkenden Mauergemälde des Colonna, des Brizzi und Cavedone belegt der Staub und decken die Spinnen mit ihrem Gewebe.

Die Petroniuskirche, ein Bau des XIV. und XV. Jahrhunderts, sollte eine Kuppel tragen, 400 Fuß hoch, also nur um 70 Fuß niedriger als die Spitze unsers Stephansthurms. Dieser tolle Gedanke schreckte die Enkel und blieb unausgeführt. Girolamo di Treviso, Brizzio, Parmegiantino, Hannibal Carracci und andere Meister schmückten die Altäre mit ihren Werken, Giacomo da Ulma und Buonarrotti die Capellen mit Glasmalerey. Der Vergleich der Arbeiten dieser Beyden befestigte mich in der Überzeugung, daß die Glasmalerey ganz eigentlich zum gothischen Style passe und folglich auch nur innerhalb der Grenzen des strengen Geschmacks der alten Schulen sich bewegen dürfe. Die Fenster Buonarrotti's, obwohl an Zeichnung edler und reiner als diejenigen des deutschen Meisters, und dabey voll Kraft und Ausdruck, stehen an Wirkung dennoch diesen nach, eben weil darin einem bewegteren Style die Ruhe und Strenge des alten aufgeopfert wurden.

Die Kathedrale der Stadt ist dem heiligen Petrus geweiht, ein klarer, und im Innern, mit Pracht ausgeführter Bau aus dem XVII. Jahrhundert, woran die Außenseiten, besonders die vordere, viel zu wünschen übrig lassen. Die Corinthische Ordnung herrscht in den Knäusen und im Fries. Die Hauptcapelle ist in Bezug ihrer Verzierungen eine der schönsten, die man sehen kann. Die Vergoldungen sind reich, mit Geschmack und Feinheit angebracht, und der Pinsel der Carracci adelte die Bestrebungen des Baumeisters. Unter dieser Emporkirche steht mit flachen und weitgespannten Bogen eine unterirdische, wahrscheinlich schon im X. Jahrhundert begonnen.

Im Style der Kathedrale sind die Kirchen zum Erlöser, zum heiligen Paulus, zur Dreyeinigkeit u. a.; in einem ältern, die großen Kirchen S. Gia-



como maggiore, S. Bartolomeo di Porta Navagnana, de' Servi, San Martino und S. Domenico. Die Capelle in dieser, wo die Gebeine des Heiligen liegen, überbietet an Pracht weit die reichsten Kirchen Deutschlands. Ein mächtiges Gitter von Erz schließt dieselbe; in großen Bildern, von Ludwig Carracci, von seinem Freunde Tiarini und von dem kecken Mastelletta, sind die Wunder des Heiligen an den Wänden dargestellt; Guido Reni, den an Anmuth wohl Wenige übertrafen, öffnete in der Kuppel das Paradies, wo die Jungfrau mit den Melodien des Himmels den Heiligen empfängt. Marmorfarg und Altar sind frey in der Capelle aufgerichtet, beyde verhältnißmäßig reichen und feinen Styles und glücklicher Ausführung. Michael Angelo, damals noch jung, arbeitete die Figur des heiligen Petronius, die über dem Sarge steht, und einen Engel auf der Evangeliumseite des Altars; besonders dieser ist mild, kindlich und doch streng gehalten; *ex ungue leonem*. Lombardi zierte mit verdienstvollen Basreliefs den Sarg, der ein Werk des Nicolo dell'Arca, und weit edlerer Zeichnung und Arbeit als das Sebaldusgrab zu Nürnberg, das vorzüglichste Werk Deutschlands in dieser Gattung ist. Der Capelle des heiligen Dominicus gegenüber steht die fast eben so prachtvolle der Madonna del Rosario, wo Guido Reni und seine geistvolle Schülerinn Elisabetta Sirani, die in der Blüthe ihrer Jugend durch Gift gemordet wurde, in einem und demselben Grabe ruhen. Unter den Grabmahlen dieser Kirche spricht einen Deutschen wohl keines mehr an, als das des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstaufen, Sohnes Friedrichs II. Dieser junge Mann fiel während der schweren Kämpfe zwischen Kaiser und Kirche, welche so viel deutschen Blutes gekostet haben, an dem Schlachttage am Panaro, 26. März 1249, in die Hände der Bologner, welche im lombardischen Bunde zu den unversöhnlichen Gegnern des Kaisers gehörten. Das Archiv von Bologna bewahrt eine Ladung der Ritter Lambertino di Guido de' Lambertini, Michele degli Orsi und Lambertolo Buttrigari vor den Podestà, um Auskunft zu geben über die dem Könige auf dem Schlachtfelde abgenommenen Waffen und Gelder. Wahrscheinlich waren es also diese Ritter, deren Nachkommen noch bestehen, welche den König gefangen nahmen. Mit ihm fielen an 200 Ritter in die Hände der Feinde, und verbrachten zum Theile ihr Leben in den Kerkern der Guelfen in Bologna, wie die in eben diesem Archive vorfindigen Listen bezeugen. Der König selbst blieb erst in enger Haft zu Castelfranco und wurde am 24. August im Triumph nach der Stadt gebracht; dort aber, im Palazzo di Podestà, verlebte er als ein Gefangener die Jahre seiner Jugend und seines Mannesalters, bis der Tod ihn aus der doppelten Haft befreyte. Frà Salimbene, in seiner Chronik (Savioli Annali. 1249) schildert diesen unglücklichen Fürsten als mittelgroß, schön, muthvoll, an Gaben des Verstandes und der Erziehung reich. Der Grabstein zeigt in erhobener Arbeit sein Brustbild aus weißem Marmor; das Antlitz ist jung und von langen Locken umwallt; die Rüstung römisch; ein Helm mit geflügelter Schlange deckt das Haupt.

Eine Kirche, die ihres Alters wegen Erwähnung verdient, ist die zum heiligen Stephan, über den Resten eines Tempels der Isis im IV. oder V. Jahrhundert begonnen, eigentlich ein Verein einer Kirche mit mehreren unterirdischen Capellen, in denen sich ein Kalvarienberg und manches schöne, stille Bild der alten Schule befindet. Alle Kirchen sind voll von Reliquien und wunderthätigen Bildern. In einer derselben, zum Corpus Domini genannt,



die mit schönen Fresken geschmückt ist, wies man mir eine Heilige, Catharina Wigri aus Bologna, die, mit kostbarem Kleide angethan, schwere Ringe auf den Fingern, in einer verschlossenen Capelle sitzt.

Alle Völker und Religionen haben das Bedürfniß, die Himmlischen herunter zu sich auf ihre Erde voll Elend und Jammer zu ziehen. Die Idee ist schön, wie arm und klein auch oft die Ausführung sich gestaltet. Es liegt Trost darin; wer hat das Recht, ihn zu nehmen, so lange er keinen andern dafür geben kann? Die Jahrhunderte des Elends sind nur diejenigen des Spottes und des Unglaubens.

Vor ein paar Tagen, bey Gelegenheit des Festes der Madonna di San Luca, welche von einer Kirche außerhalb der Stadt in feyerlichem Zuge in die Kathedrale getragen wird, und wo 20- bis 30000 Landleute nach der Stadt strömten, betrachtete ich lange einen Mann, der, drey Kinder vor sich, auf den Knien lag, und mit einer Inbrunst bethete, welche der Strom und Lärm der Leute nicht zu mindern im Stande waren. Der Anblick rührte mich. Es lag ein Frieden auf der faltigen Stirne und eine kindliche Zuversicht in seinem warmen Auge, die ein geistiges Band zwischen ihm und den Kleinen schlang.

Das kleinste Kirchlein in Bologna, obwohl nicht so klein, als das zum heiligen Johannes dem Fiebervertreiber in Athen, wo der Geistliche, der die Messe liest, außerhalb der Thüre stehen muß, ist dasjenige zur Madonna di Porta, welches an den Thurm Garisenda sich lehnt. Dieser Thurm, 130 Fuß hoch und oben wie unten 19' ins Gevierte, macht mit dem wenige Schritte daran stehenden Thurm Asinelli eine höchst abenteuerliche Gruppe, die das Monogramm von Bologna geworden ist. Der erstgenannte hat eine Neigung von etwas über 8' Ost und 3' Süd, während der andere, fast senkrecht zur Höhe von 260 Fuß emporsteigt. Beyde tragen den Namen der Familien, die sie bauten; beyde werden auch aus einer und derselben Zeit angegeben, nemlich aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts, wo fast jeder Ritter sich eine Warte errichtete, und sein Haus in eine Burg umschuf. Bey den Kämpfen zwischen Adel und Bürger, oder bey denen der Gibellinen und Guelfen wurden viele dieser Thürme, manchmal auch durch Ausspruch des Gerichtes, eingegriffen; dennoch fehlt es an solchen noch heut zu Tage nicht, was der Stadt ein ritterliches Aussehen gibt.

Die allgemeine Meinung ist, daß der Thurm Garisenda schief erbaut sey. Ein solcher Bau ist eine Verzerrung des Geschmacks; das beweiset aber nichts gegen denselben. Wenn ihn Erdbeben neigte, wie kommt es, daß die Chronik der Stadt nichts davon weiß, — daß kein anderer Thurm eine ähnliche Neigung erlitt, — daß die Mauern an keiner Stelle barsten? — In diesem Falle müßte auch der Thurm Asinelli jünger seyn und dennoch nennt ihn die Geschichte der Stadt gleichzeitig mit dem andern, ja sie läßt ihn sogar um ein Jahr früher, im Jahre 1109 begonnen werden. Wenn er aber schief erbaut ist, wie erklärt man sich dann, daß die Gerüstlöcher und alle Ziegellagen nicht wagrecht, sondern der allgemeinen Neigung folgend sind? —

Die Palläste sind zum großen Theile in dem edelsten Style ausgeführt, und besonders Stiegen und Säle voll Majestät und Pracht. Tibaldi, Formigine, Buonarotti, Terribilia, Palladio, Torri, Tadolini und andere Baumeister haben gewetteifert im Großartigen und Dauernden. Die Carracci und ihre Schüler, und was die Sculptur an Meistern her-



vorbrachte, haben das Ihrige gethan, um diese Palläste durch Fresken und Werke des Meißels zu schmücken. Wir haben in unsern Ländern nur schwache Beyspiele solcher Bauten. Eine Eigenheit dieser Stadt sind die Säulengänge, womit nicht nur die meisten Hauptstraßen, sondern sogar die Wege zu einigen Kirchen außerhalb der Stadt geziert sind. Hier, wo ob der Lage an den Apenninen Regengüsse so häufig sind und oft so plötzlich kommen, und wo auch wieder die Sonne eine große Gewalt übt, sind diese Bauten eben so anständig als bequem. Bey den Griechen und Römern liebte man diese zweckmäßige Pracht sehr; die Geschichte und manche Ruinen, wie Alexandria, Antinoe, Palmyra, enthalten dafür den Beweis. Dort aber schnitt man die Säulen und Pfeiler aus Stein, während sie hier meist aus Ziegeln zusammengesetzt und überkalkt sind. Sie tragen barbarische Knäuse, denen man nicht selten eine Eisenfarbe zu geben pflegt. Der zierlichste dieser offenen Gänge in Bologna ist derjenige der Kirche de' Servi, der längste aber der von der Porta Saragozza mit 635 Bogen zur Kirche der Madonna di San Luca führende, welche auf der Spitze eines der schönsten Hügel in der Nähe der Stadt sich befindet.

Ich will diese kurze Schilderung der Bauten von Bologna mit derjenigen der Certosa oder des Friedhofes schließen, welcher der schönste ist, den ich bis jetzt in Europa gesehen habe. Die Weihe der Schatten, der Prunk der Farben, das Spiel der Wasser, die Blumengewinde und vergoldeten Mahle orientalischer Grabstätten wird man vergeblich auch hier suchen. Wir sehen den Tod überhaupt finsterner an als der Morgenländer, nicht nur weil er seine Himmel mit so heitern Bildern sich ausschmückt und so leicht zugänglich sich vorstellt, sondern weil er überhaupt weniger zu thun auf der Erde sich macht, also auch weniger als wir unvollendet hinter sich läßt und mit geringern Sorgen scheidet.

Die Certosa ist ein großer, in vier Felder getheilter, mit Säulengängen umfangener und durchzogener Raum, an welchen die Kirche, Dienstgebäude und mehrere Grabhallen sich schließen. Diejenigen, welche ohne Mahl bleiben, liegen in einem der vier abgesondert für Männer, Frauen, Knaben und Mädchen bestimmten Felder. Die Kinder der Adelligen und Wohlhabenden werden von Außen in die Mauer einer langen Halle eingeschoben, während halbrunden an der innern Wand angebrachte Marmortafeln die zugehörigen Aufschriften tragen. Die Halle erinnert an manche der egyptischen Mumiensäle und auch an einige der uralten Familiengräber, welche in Syrien und Palästina in Felsengänge gehauen sind. Die Portiken endlich haben unter sich kleine Grüste, denen an der innern Wand des Porticus ein Monument entspricht. Da stehen die Namen der meisten jetzt lebenden adeligen Familien der Stadt, und Mahl reißt sich an Mahl, aus Stuk, Marmor oder aus anderm Steine, oder auch nur gemalt. Durch einen Gemeindebeschluß werden, der längern Dauer wegen, nun alle aus Stein gearbeitet, und die gemalten nach und nach diesem Beschlusse gemäß umgewandelt.

Diese Anstalt, die sonach eine Schule der Sculptur werden kann, ist etwa vor dreyßig Jahren gegründet worden. Man sieht zwar ein paar ältere Mahle dort; diese sind aus Kirchen dahin getragen worden. Das schönste der neuen Denkmale ist dasjenige der Familie Caprara, von dem noch lebenden hiesigen Bildhauer Giac. de Maria. Einige Mahle für Künstler sind nur Ehrenmahle. Ähnliche und zwar für berühmte Bologner soll ein Saal einschließen, der eben gebaut wird.



Im Vergleiche zu den großen Werken der Alten, ist freylich diese Anstalt nur schwach, und das Andenken, das man durch die darin aufgestellten Werke der Nachwelt übergibt, auf einen Grund gesetzt, der dem Andränge der Zeit kaum ein paar Jahrhunderte widerstehen wird. Wie kindisch aber auch der Wunsch, im Munde der fernern Nachwelt fortzuleben, wenn man ihr nichts als den Namen übergeben kann! Das unsterbliche Denkmahl ist die That, ob auch der Thäter vergessen oder sein Name verwandelt werde. Auf wenige Grabmahle aber kann man schreiben, was ein Grieche auf dasjenige des Euripides schrieb:

„Nicht dein Mahl ist dieß, Euripides, sondern du seines.“ —  
Recht inniges Lebewohl!

### L i t e r a t u r .

Die im Anfange dieses Jahres bey L. Paternolli in Laibach in Verlag gegebene Übersetzung der „Hebrew Melodies“ des Lord Byron \*) von J. C. Hilscher, war nicht nur für sich eine erfreuliche Erscheinung, die zu den besten Versuchen gehörte, die Werke des brittischen Dichters auf deutschen Boden zu verpflanzen, sondern sie berechtigte auch zu der Erwartung, daß der Verfasser weitere Versuche mit noch glücklicherem Erfolge unternehmen würde. Dieser Erwartung entspricht in jeder Hinsicht eine Übersetzung von Byron's „Giaour,“ welche uns durch die Güte des Hrn. Bearbeiters im Manuscripte mitgetheilt worden ist, und welche nicht verfehlen kann, dem Verfasser die dankbare Anerkennung des Publicums zu sichern.

Welch' großes Verdienst sich durch Übertragung bedeutender Werke der fremden Muse erwerben läßt, beweist hinreichend die Schlegel'sche Übersetzung des Shakespeare, welche vielleicht als der gelungenste Versuch dieser Art zu betrachten ist, den die Literatur irgend eines Landes aufzuweisen vermag. Auch war die Wirkung derselben auf den Geschmack und die ästhetische Bildung der Nationen, welche erst dadurch mit dem großen Original innig vertraut wurden, von unendlicher Wichtigkeit. Unwillkürlich werden wir an diese Meisterarbeit durch die gelungene Übersetzung des Hrn. Hilscher erinnert, und das Land kann wahrlich stolz seyn, welches die Pierden der Nachbarländer, neben dem herrlichen, einheimischen Schmucke, in ungetrübttem Glanze sich anzueignen weiß.

Wie gern bemerkt man in einer Übersetzung dasselbe Vermaß, eine ähnliche Ausdrucksweise, und daß selbst bey dem Gebrauche ungewöhnlicher Ausdrücke, oder bey der Vermeidung solcher Freyheiten Rücksicht auf den eigenthümlichen Charakter des Originals obwaltet; da alle diese Merkmale uns den Schriftsteller und seine Umgebung gleichsam vergegenwärtigen. Diese vernachlässigen heißt den Maler nachahmen, der zwar die Züge eines Gesichts mit Treue auffaßt, aber die wohlbekannte Haltung des Abgemalten entweder veredelt oder verunstaltet, so daß sein Bild uns vielmehr zeigt, was das Original hätte seyn sollen, oder werden können, während wir ihn, wie er wirklich ist, dargestellt zu sehen verlangen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe, den Byron auf eine solche Art zu übersetzen, werden Alle, die mit seinen Dichtungen vertraut sind, anerkennen und vielleicht auch zugeben, daß bey ihm besonders die Berücksichtigung der Charakterzüge des Originals unumgänglich nothwendig sey. Wie soll man sonst und ohne die sorgfältigste Behandlung des Dichters von Seite des Übersetzers die Kraft und Fülle der Byron'schen Phantasie, für welche selbst die kurzen, englischen Wörter als zu schleppend erscheinen, wahrnehmen; wie in ihr die feinen Nuancen der edelsten Menschenliebe, neben der tiefen Verachtung alles menschlichen Truges, unterscheiden, und jenen ewigen Kampf der glühenden Seele gegen die irdische Hülle, in welchem bald die eine, bald die andere siegreich hervortritt, mitfühlen? Auffallend, ja staunenswerth treten diese eigenthümlichen Züge des großen Dichters in allen seinen Werken hervor, in keinem aber so merk-

\*) Byron's „Hebräische Gefänge,“ aus dem Englischen überseht von Joseph Emmanuel Hilscher, mit gegenüberstehendem Original. In Wien im Verlag bey F. Tendler.



würdig und entschieden, als im „Giaour,“ wo jede Bewegung des Gemüths, vom vernichtenden Haffe bis zur kindlichen Sanftmuth, abgezeichnet lebt, und dieser die reinste Empfindung der Schönheiten der Natur, jenem hingegen die allverzehrende Liebesglut sich bengesellt.

Daß der Übersetzer diese schwere, aber schöne Aufgabe auf eine ungewöhnlich befriedigende Weise gelöst, das Byron'sche Gedicht spiegelgetreu wiedergegeben habe, und uns das Fließende und Ungezwungene eines Originalgedichtes kaum vermissen lasse, vertrauen wir uns zu verbürgen, und bis das Werk selbst durch den Druck unsern Lesern näher bekannt wird, wählen wir vorläufig einige Stellen, um unser Lob zu rechtfertigen. Wir fügen bloß die Bemerkung hinzu, daß diese Auszüge bey einem Vergleich mit dem Original nur gewinnen.

Die schöne Einleitung, worin Griechenland beschrieben wird, beginnt, wie folgt:

„Wie lächelt jede Jahrzeit gleich  
Geneigt dem sel'gen Inselreich,  
Das, von Colonna's Höh' erblickt,  
Das Herz, das es begrüßt, entzückt,  
Und so die Einsamkeit beglückt!  
Sanft kräuselnd strahlt das Meer zurück  
Die Färbung hier von manchem Pik,  
Den lächelnd sich erhascht die Flut,  
In der das Eden Ostens ruht.  
Wenn sanft ein Hauch vorüberschweift,  
Den blauen Seeekrysal durchläuft,  
Von Bäumen eine Blüthe streift, —  
O, wie willkommen solche Luft,  
Sie wecket und verbreitet Duft!  
Denn hier bewohnt Fels und Thal  
Die Sultannin der Nachtigall,  
Die Rose, welche sie besingt,  
Daß Thal und Höhe laut erklingt,  
Erröthend blüht sie ob dem Schall,  
Die Gartentönigin, die hart

Kein Sturmwind beugt, kein Schnee erstarrt,  
Die, fern vom winterkalten West,  
Hier jede Jahrzeit blühen läßt.  
Was Süßes ihr Natur gegeben,  
Läßt sie als Duft gen Himmel schweben;  
Und dankbar lächelnd schenkt er ihr  
Arom und schönstes Roth dafür.“

„Wohl seltsam, daß, wo die Natur  
Ein Land schuf, wie für Götter nur,  
Wo alle Reize sie vereint,  
Daß es als Paradies erscheint, —  
Der Mensch, dem Elend nur geneigt,  
Sich, es zur Wildniß zerrend, zeigt,  
Auf Blumen tretend, gleich dem Vieh,  
Die, ohne einer Stunde Müh',  
Die, ohne Hülfe seiner Hand,  
Ihm rings erblüh'n im Feenland,  
Die seine Wartung gern verschmäh'n,  
Und lieblich nur um Schonung seh'n!“ —

Nicht minder vortrefflich übertragen ist die schwierige Stelle, wo Hellas mit einem schönen Leichnam, welcher eben den Lebensgeist ausgehaucht, verglichen wird.

Die hier folgende meisterhafte Beschreibung gibt fast zu dem Glauben Anlaß, es sey das geschilderte, süße, begeisternde Gift dem Übersetzer, wie dem ursprünglichen Dichter nicht unbekannt.

„Ein sanftes Herz fühlt Liebe bald,  
Doch nie der Liebe Allgewalt —  
Zu tödt, zu theilen seinen Gram,  
Zu schwach, wenn die Verzweiflung kam;  
Es fühlt ein stärk'res Herz allein  
Der Wunde unheilbare Pein.  
Metall, das roh im Schachte lag,  
Muß glühen, daß es glänzen mag;  
Die Ofenflamme macht es weich,  
Es schmilzt — doch immer bleibt sich's gleich;

Es wird, wie du es brauchst, durch Blut  
Zum Schutze, wie zum Morde gut,  
Ein Brustschild für die Zeit der Noth,  
Ein Schwert für deines Feindes Tod;  
Doch wenn ein Dolch — dann sey bedacht,  
Wer seine Spitze schärfer macht!  
Der Frauen Kunst, der Liebe Schmerz  
Zähmt, wandelt so das stärk're Herz;  
Durch sie wird es in Form gepreßt,  
Wie sie es bilden, bleibt es fest,  
Es bricht, eh' es sich biegen läßt!“

Wir wünschten, daß der Umfang dieses Blattes uns erlaubte, die kräftige Stelle ganz mitzutheilen, welche mit nachstehenden Zeilen anfängt:

„Folgt Einsamkeit dem Gram — wie schwach  
Ist dann der Trost: der Schmerz ließ nach!  
Der leere Busen dankt dem Schmerz,  
Der minder öde macht das Herz.  
Was niemand theilt, schafft Überdruß,  
Selbst Glück schmerzt im Alleingenuß;  
Das einsam so gelass'ne Herz  
Muß hassen endlich — Noth begehrt's.  
Es ist“ u. s. w.

Diese Proben dürften hinreichen, um die Theilnahme unserer Leser für diese neueste Arbeit des Hrn. Hilscher und den Wunsch zu erregen, die ganze Übertragung des „Giaour“ recht bald dem Publicum zu dessen genügendster Befriedigung übergeben zu sehen.

Thomas Collins Banks.



## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

## Antrittsrollen des Hrn. La Roche.

Hr. La Roche, ehemals großherzogl. weimarischer Hofchauspieler, erschien als neu gewonnenes Mitglied unsers Burgtheaters in den Rollen des Daniel im „Erbvertrag“ und des Shylock im „Kaufmann von Venedig.“ Über die erste dieser Rollen war unser Publicum schon früher als über eine der vorzüglichsten Leistungen des Künstlers einverstanden gewesen; er war damit vor einem Jahre als Gast zum ersten Male aufgetreten, und die Erinnerung an den damals glänzenden Erfolg hatte begreiflicherweise die Rücksicht auf den Werth des Stückes in den Hintergrund gedrängt. Wenn man überdies bedenkt, daß der Schauspieler in einem Stücke, wie der „Erbvertrag“, auf nichts anderes, als auf sich selbst zu rechnen habe, indem der Dichter wenig oder gar nichts für ihn gethan, und er sein Durchgreifen einzig und allein dem eigenen Erfindungstalent zu verdanken hat, so läßt sich die getroffene Wahl der Antrittsrolle noch leichter erklären, ja der Erfolg des Abends kommt um so ungetheilter auf die Rechnung des Darstellers. Übrigens bewährten sich die Eigenschaften, welche Hrn. La Roche einen hochgeachteten Namen in der deutschen Kunstwelt und bey uns einen sehr ehrenvollen Empfang bereitet haben, aufs Neue. Ein klarer, richtiger Verstand, sehr viele äußere Mittel und eine höchst weise hausväterische Verwendung derselben bezeichnen sein Spiel, und machen ihn gerade zu dem Rollensache, dem er vorzugsweise sich gewidmet hat, zu einem höchst willkommenen Ergänzungsgliede unsers Künstlervereins. — Als Shylock lernten wir Hrn. La Roche von einer neuen, uns bisher noch unbekanntem Seite kennen. Diese Rolle ist, seitdem wir sie durch Devrient in ihrer ganzen Bühnenwirksamkeit hervortreten gesehen, so oft gespielt und so oft besprochen worden, daß wohl Niemand mehr darüber im Unklaren seyn kann, und folglich eine Wiederholung des Wiederholten nur ermüdend seyn würde. Es gibt für die Shakespeare'schen Rollen einen gewissen Ton, den wir nicht gleich mit einem passenden Ausdruck zu bezeichnen wissen, der jedoch vom Darsteller ausgehen muß, dann aber unwillkürlich in dem Zuschauer daselbe wirkt und hervorruft, was ihn besetzte; es ist eine gewisse Feyerlichkeit, eine Art von Weihe, mit der man sich dem größten aller Bühnendichter naht, und die, der Wahrheit und der Natürlichkeit unbeschadet, sich von allem niedern Theaterwesen entfernt hält; ungefähr wie ein Mensch, der sich zum Festmahl angezogen hat, in der reinlichen sorgfältigen Kleidung sich auch im Innern festlicher und reinlicher fühlt als sonst. Der Schauspieler, dem man eine solche Huldigung des Erhabenen ansieht, gewinnt in den Augen des Zuschauers doppelt; er trifft mit unsrer eigenen Ansicht zusammen, und jedes gemeinschaftliche Gefühl nähert und befreundet diejenigen, die es theilen. Wir können dies mit guter Überzeugung auf Hrn. La Roche anwenden; er führte die Rolle des Shylock mit großer Kraft, Klarheit und Besonnenheit durch, und wenn auch diese Eigenschaften nicht gerade ausschließlich die einzigen sind, die der Charakter erfordert, so entschädigen sie doch für manches, was vielleicht nur die Erinnerung an die Vergangenheit vermissen mochte. Auch ohne diese Erinnerung, an der aber gewiß Jeder unschuldig ist, da die heutige Darstellung durch so vieles Treffliche, dem Vorbilde Ähnliche, sie fortwährend hervorrief, würde Hrn. La Roche's Leistung als ein höchst verständig durchdachtes, den strengsten Anforderungen genügendes Ganze dastehen, und uns allen eine vollgültige Bürgschaft für die Zukunft gewähren. Unser Publicum schien von dieser Gewisheit so durchdrungen, daß es nicht müde ward, dem verdienten Künstler seine innigste Theilnahme zu beweisen.

## M o d e b i l d XVII.

Kleid von Mull, mit Stickerey verziert, und einem Unterkleid von pflüchsfärbigem Marzelline, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher am Graben, im Trattnerhose Nr. 618, im 2. Hof, 1. Etage, 4. Stock.

Der mit Beilchen und Gaze gesierte Basthut, nach einem Original von M. Lang er, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Der menschliche Geist.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 27. April 1833.

51

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Dichterleiden.

Frey nach dem Englischen bearbeitet.

Zwar nicht ohne bedeutende Mühe und Anstrengung, aber doch zu meiner innigsten Zufriedenheit, war ich mit einem Trauerspiel, worin ich den Satz: daß ein jeder Mensch in eben dem Maße glücklich sey, als er tugendhaft ist, zur sinnlichen Anschauung zu bringen beieifert gewesen, endlich zu Stande gekommen, und ruhte, wie Herkules nach seinen zwölf Arbeiten, nun schon im Geist auf den Lorbeern aus, die ich für mein unsterbliches Meisterstück einzuernten überzeugt war. Jedem Freunde, der mich besuchte, las ich es vor, und aus Furcht, es könne mir gestohlen werden, trug ich es stets in der Tasche bey mir, wenn ich ausging. Es währte auch nicht lange, so empfahl ein dienstfertiger Bekannter es einer Frau von vornehmem Stande mit so begeisterten Lobsprüchen, daß diese mich eines Tages zum Frühstück einladen ließ, und mich zugleich benachrichtigte, daß eine auserlesene Gesellschaft zur festgesetzten Stunde das Vergnügen zu haben wünsche, mich mein Trauerspiel vorlesen zu hören.

Die Überraschung, in welche diese schmeichelhafte Einladung mich versetzte, belohnte mich auf's angenehmste für die schlaflosen Nächte, die ich auf Hervorbringung meines Trauerspiels verwendet hatte. Mit großer Selbstgefälligkeit belächelte ich die allgemeine Klage, daß es guten Köpfen an Aufmunterung fehle, und machte, indem ich lebhaft im Zimmer auf- und abzuschreiten anfang, den Schluß, daß alle diese Schriftsteller, gegen die man keine Achtung und Aufmerksamkeit beweise, die Schuld ihrer Vernachlässigung lediglich sich selbst zuzuschreiben hätten.

Sobald der Morgen dämmerte, sprang ich, süßberauscht von den Erwartungen, die mir die Seele erfüllten, von meinem Lager, stand viel früher, als es Zeit war, den verhängnißvollen Besuch abzustatten, völlig angekleidet da, beschäftigte mich, indem ich mich vor den Spiegel stellte, damit, diejenigen Stellen meines Trauerspiels laut herzusagen, von denen ich mir die glücklichste Wirkung versprach, und sann auf seine Antworten für alle die Ausbrüche der Begeisterung, durch die ich schon im Geist mich während des Vorlesens unterbrochen und überschüttet sah.



Ich ließ die Zeit des Ausbruchs so wenig außer Acht, daß ich schon an die mir bezeichnete Thür pochte, als die Glocke noch schlug. Der Bediente, der bereits Befehl erhalten hatte, mich ungesäumt hereinzuführen, ging, sobald ich mit vornehmer Leutseligkeit ihm meinen Namen genannt hatte, gerade vor mir her ins Zimmer, so daß Niemand den ungeheuren Zopf von grauem Zuckerpapier gewahr wurde, den irgend ein boshafter Junge mit einer krummgebogenen Haarnadel mir an den Rockkragen befestigt hatte. Ich fand in dem prachtvoll aufgeputzten Zimmer hinter einem großen indianischen Schirme fünf weibliche und einen männlichen Verehrer meiner dichterischen Talente.

Durch die Ehrerbietung, die man mir erwies, und die Neugier, mit welcher man die Augen auf mich heftete, gerieth ich zwar beym Eintritt ein wenig aus der Fassung; ich half mir indeß durch eine allgemeine Verbeugung aus der Verlegenheit, wandte mich hierauf aber sogleich an die älteste der anwesenden Frauen, die ich für meine Gönnerin hielt, und dankte in einer kurzen Anrede, die ich zu diesem Behuf besonders ausgearbeitet und auswendig gelernt hatte, für die mir erwiesene Ehre. Man hörte mich ruhig an, und erst nachdem ich ausgeredet hatte, erfuhr ich, daß ich mich in der Person geirrt habe, indem die Frau des Hauses sich noch auf ihrem Zimmer befände.

Dieser Fehlgriff setzte mich in nicht geringe Verwirrung, und mit der Überzeugung, daß ich die nemlichen Worte unmöglich noch einmal wiederholen könne, fiel mir zugleich der Gedanke schwer auf das Herz, daß ich nun auf den Augenblick einer zweyten erforderlichen Anrede nicht im mindesten vorbereitet sey. Während ich in dieser peinlichen Verlegenheit einige Secunden lang gleich einer Salzfäule dastand, hatte auch die Gesellschaft aus Höflichkeit ihre Sitze noch nicht wieder eingenommen. Ich wandte mich daher, als ich es endlich bemerkte, eiligst um, mir einen Stuhl zu suchen. Indem ich mich aber niedersetzte, machte ich die unangenehme Entdeckung, daß alle Anwesenden sich auf die Lippen bisfen, um ein Gelächter zu ersticken, das auf ihren Gesichtern auszubrechen drohte. Da ich der Meinung war, ich müsse irgend einen lächerlichen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes begangen habe, so erhob ich von Neuem meine Stimme, und bemühte mich, in einigen hingeworfenen Redesätzen, ich wußte selbst nicht, was für ein Vergehen, zu entschuldigen; kam aber bey diesem traurigen Unternehmen dergestalt ins Stocken, daß ich es dem neben mir sitzenden Herrn im Innern nicht genug verdanken konnte, als er endlich so gefällig war, mir die Ursache des Lächelns zu entdecken, und mich zu gleicher Zeit, indem er über die rohe Ausgelassenheit der Straßenbuben seinen Unwillen äußerte, des unwillkommenen Anhängels zu entledigen, das, seiner Grundbestimmung nach, mehr zur Zierde eines papiernen Drachen, als eines Hauptes, verfertigt zu seyn schien. Eine Centnerlast fiel mir vom Herzen, als ich erfuhr, daß ich auf keine wesentliche Weise Stoff zum Lachen gegeben. Der papierne Zopf ward ins Feuer geworfen, und ich stimmte, das Gesicht zufällig gegen die Thür gewandt, eben aus vollem Halse in das Gelächter ein, das von Neuem überhand nahm, als die Frau des Hauses ins Zimmer trat.

Ob das Vergnügen, mich zu sehen, oder der plötzlich erfolgende Übergang in meinen Gesichtsmuskeln bey ihrem Erscheinen, Ursache war, daß auch sie dem gegebenen Beyspiel folgte, davon weiß ich in der That weit weniger Rechenenschaft abzulegen, als von der Verlegenheit, die sich meiner jetzt auf's Neue bemächtigte. Aber der Augenblick drängte, und unfähig, mich in der Geschwin-



digkeit auf eine passende Anrede zu besinnen, faßte ich den Entschluß, die Fülle meiner Empfindungen nur durch einen tiefen Bückling stillschweigend auszudrücken. Um für ihn den gehörigen Platz zu gewinnen, zog ich mich um einige Schritte zurück; hatte aber, indem ich mit dem rechten Fuße geziemend ausstrich, das Unglück, den Schirm umzustößen, welcher augenblicklich den Tisch, auf welchem das Frühstück sich befand, über den Haufen warf, und nicht allein alle darauf befindlichen Gläser und Tassen zerschmetterte, sondern auch einen in der Nähe schnarchenden Schooßhund an den Vorderpfoten beschädigte. Wie einst Scipio unter den Trümmern von Carthago, stand ich unbeweglich, und konnte das Geschrey der Frauen, das Geheul des Hundes und das Geklier des zerbrochenen Steingutes nur durch eine sprachlose Bestürzung erwiedern. Indem ich aber lediglich mich allein als den Urheber so vielfachen Unheils zu betrachten hatte, fühlte ich vielleicht keine geringere Angst, als ein armer Sünder, der mit dem einen Ende des Strickes um den Hals seinen Blick erhebt, und das andere so eben oben am Galgen befestigen sieht.

Der Schirm ward mittlerweile wieder aufgerichtet und an seinen Platz gestellt, die durch des ganze Zimmer zerstreuten Scherben wurden hinausgesetzt, und obgleich der Schooßhund den vorzüglichsten Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ausmachte, so ward doch auch ich von der Frau des Hauses nicht ganz zurückgesetzt. Sie bat mich sehr höflich, des Vorfalles, der nun einmal nicht ungeschehen zu machen sey, nicht weiter zu denken; der Verlust des Steingutes sey, obgleich ihre Lieblingstasse sich darunter befinde, nicht der Rede werth, und ihr kleiner Azor sey hoffentlich mehr erschrocken, als bedeutend verlegt. Zwar sagte sie dieß mit der gütigsten Miene von der Welt, dennoch schnitt mir jedes ihrer Worte wie ein Messer ins Herz, und die Anstrengung, mit welcher ich mich zu entschuldigen suchte, zeichnete sich mehr durch ein aufrichtiges Reuegefühl, als durch einen Zusammenhang aus. Endlich wurde das Frühstück hereingetragen, und wir nahmen insgesammt unsere Plätze wieder ein.

Es gereichte meiner schriftstellerischen Eitelkeit zu nicht geringer Demüthigung, daß man, während des Frühstückens, von nichts sprach, als von den rühmlichen Eigenschaften des kleinen Azor, und von den Folgen, die seine Verwundung leicht nach sich ziehen könne. Man untersuchte dieselbe mit eben so vieler Sorgfalt, als Betrübniß, und bald ergab es sich, daß die Haut an der einen Vorderpfote von oben bis unten zerrissen war. Man band ihm behutsam ein Heilpflaster auf, legte ihm das Ruhelissen hart neben den Stuhl der Hausfrau, und er fing wieder so kläglich zu winseln an, daß ich selbst, trotz den Aufwallungen der Eifersucht wegen des Vorzuges, dessen er sich zu erfreuen hatte, ihm mein Mitleid nicht ganz versagen konnte.

Allmählig fing ich an, mich von meiner Verlegenheit wieder zu erholen, und war eben im Begriffe, ein munteres Gespräch einzuleiten, als ich zufällig die Augen vor mir niederwarf und abermals in die schrecklichste Verwirrung gerieth. Ich sah nemlich vorn an dem Stuhlpolster etwas Weißes herunterhängen, und gewohnt, überall Unglück zu ahnen, bildete ich mir ein, daß es etwas Anderes sey, obgleich es nur der Zipfel einer Serviette war, die man bey Aufräumung des Scherbenschuttes zufällig auf einen Stuhl geworfen hatte.

Man bemerkte das Unbehagliche meines Zustandes nur zu bald, ob man gleich den wahren Grund davon nicht eben vermuthete; und da die Frau des



Haufes, mein gezwungenes Wesen bemitleidend, mir Luft zu schaffen meinte, wenn sie mir Gelegenheit gäbe, meine dichterischen Talente glänzen zu lassen, so ersuchte sie mich nun durch Vorlesung meines Trauerspiels ihren lange gehegten Wunsch zu befriedigen.

Mit Blitzesschnelle fuhr ich nach der Rocktasche, um die Handschrift herauszuholen, die mir jetzt, außer ihrer eigentlichen Bestimmung, noch zur Erreichung eines Nebenzweckes beförderlich seyn sollte. Auch fand ich wirklich, indem sie offen in meinem Schooße dalag, Gelegenheit, den Zipfel der Serviette mit geschickter Hand hurtig einzuknöpfen, bevor ich zu lesen anfang. Zufolge des eben gehabten Schreckes, war meine Stimme anfangs schwach, bebend und gebrochen; bald aber vergaß ich im zunehmenden Feuer des Vortrags alles Vorgefallene. Ich las mit stärkerem Eifer und Nachdruck, je nachdem es der Gegenstand, der meine ganze Seele erfüllte, zu erfordern schien, und fing bereits an, auf die Wirkung zu lauern, die ich bey meinen Zuhörern hervorzubringen hoffte. Auch ermangelte ich nicht, von Zeit zu Zeit inne zu halten, um ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihre Lobsprüche gehörig an den Mann zu bringen. Wie sehr aber ward die Galle mir aufgeregt, als ich bemerken mußte, daß meine Redepausen jedes Mal nur zu erneuerten Klageliedern auf die Leiden des vermaledeyten Hundes benutzt wurden, der auf seinem Lager immer desto heftiger zu winseln anfang, je stärker ich meine Stimme erhob, um durch die Macht der Dichtkunst die Herzen in überirdische Regionen emporzuführen.

(Der Schluß folgt.)

### Wasser und Land.

Von einem Dichter alter Zeit  
Ward einst ein Epos vorgelesen;  
Diogenes, zum Hörer auserlesen,  
Rief endlich hocheufreut,  
Da jener sich zur letzten Seite wandt':  
„Gottlob! ich sehe Land!“

Marie Johanna Sedelmaier.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Mittwoch, den 17. April, zum ersten Male: „Ewig.“ Lustspiel in 2 Aufzügen, nach Scribe frey bearbeitet von F. A. von Kurländer. Hierauf zum ersten Male: „Onkel Brand.“ Lustspiel in 3 Aufzügen, frey nach dem französischen Roman: „Monsieur Botte,“ von Louis Angely.

Der Inhalt des ersten Stückes ist in der Kürze folgender: Adolph, der einzige Sohn des reichen Großhändlers Ferrmann, liebt die Mündel seines Vaters, Clarisse von Hertford, eine arme, aber vornehme, dabey höchst verständige, jedoch stolze, herzlose Engländerinn. In der vollen Überzeugung, in dieser Liebe sein ganzes künftiges Lebensglück zu finden, entdeckt er dem Vater seine Leidenschaft, und bittet diesen um seine Einwilligung. Ferrmann aber, der den Charakter seines Sohnes, wie den seiner Mündel ganz richtig durchschaut und längst den Wunsch gehegt hat, Adolph mit seiner Nichte, die er zu diesem Zwecke aus der Kostschule hat kommen lassen, zu verbinden, weigert sich anfangs, gibt aber, da seine Gegengründe an des Sohnes vorgeblicher ewigen Liebe scheitern, endlich zum Scheine nach, jedoch unter der Bedingung, daß die beyden Brautleute den Winter über auf seinem Landgute mit einander zubringen



folten. Hier finden wir sie nun, nach einem zehnwöchentlichen Aufenthalte, Beyde von herzlicher Langweile geplagt, gegenseitig mit Kaltsinn und Gleichgültigkeit erfüllt. Der Vater hat indessen heimlich seine Nichte auf das Schloß kommen lassen, wo Adolph, ohne sie zu kennen, sie erblickt und sich in sie verliebt. Natürlich ist die neue Liebe wieder eine ewige, und da Clarisse mittlerweile die Bewerbungen eines reichen und zugleich vornehmen Landsmannes denen des deutschen, bürgerlichen Kaufmannes vorgezogen hat, so ist dieser seines Wortes entbunden, und der Vater vereinigt die Liebenden, die seiner Wahl entsprochen haben.

Das Stück hat ohne Zweifel recht viele dramatische Elemente, und wird, gut gespielt, wie es bey uns der Fall war, immer einen halben Theaterabend auf eine recht unterhaltende Weise ausfüllen. Nur dürfen wir den Gedanken, der dem Ganzen zum Grunde liegt, nicht allzu streng auf die Wage legen, oder gar ihm eine allgemein gültige Anwendbarkeit unterschieben; sonst möchte es mit dem Einzigen, was den geistig höher gestellten Menschen von dem alltäglichen Salonhelden unterscheidet, mit der Dauer, ja mit der Ewigkeit einer treuen, innigen Empfindung, übel aussehen. Für ein solches Paar, wie wir es hier erblicken, wird es freylich keine Ewigkeit in diesem Sinne geben, und die Versicherungen einer ewigen Liebe in ihrem Munde können allerdings als warnende Periffage aller schnellen, wenn gleich hochauflodernden Strohfeuer betrachtet und verwendet werden; aber wir wollen hoffen, daß nicht alle Mädchen, die in den gleichen Fall gerathen, Clarissen sind, denen ein herzloser Rangstolz ihre bessern Empfindungen wegnünftelt hat, oder daß nicht alle jungen Männer diesem Adolph gleichen, der eigentlich gar nicht weiß, was er lieben soll, und den jedes hübsche Gesicht auf der Stelle in Feuer und Flammen setzt. Wie gesagt, für Leute dieses Schlages ist die Pointe des Stückes höchst treffend, und da wir die Zahl ihrer Ebenbilder in unserm gesellschaftlichen Verkehr eher zu-, als abnehmen sehen, so wird der hier aufgestellte Satz sich täglich mehr als wahr, als in der Erfahrung bestätigt erweisen; diejenigen, die, noch an etwas Anderes, Ewigeres glauben, müssen sich alsdann an die Ausnahme inen halten und sich mit der Hoffnung trösten, daß diese doch auch nicht ganz aussterben werden. — Der Dialog und überhaupt die ganze dramatische Einleitung ist mit Gewandtheit, Sorgfalt und recht guter Wirkung behandelt, die Charaktere sind scharf, bestimmt und originell gezeichnet, besonders der Buchhalter in Ferrmann's Hause; so auch Adolph und Clarisse. Nur in dem Charakter der Mathilde, Ferrmann's Nichte, möchte die Naivetät doch wohl hin und wieder etwas zu weit getrieben seyn. — Die Aufführung war, wie schon oben bemerkt worden, vortrefflich. Den Preis des Abends trug, wie neuerdings schon öfter, das Fichtner'sche Ehepaar davon, er als Adolph, sie als Mathilde. Man kann nicht wahrer, natürlicher und zugleich in der Erscheinung angenehmer seyn, als Beyde in ihren Rollen waren. Ulle. Müller, als Clarisse, konnte vermöge der Negativität ihres Charakters nicht wirksamer hervortreten. Ausgezeichnet und höchst belustigend war Hr. Costenoble als Buchhalter Weischen. Auch Hr. Wilhelm, als Ferrmann, füllte würdig seinen Platz.

Das zweite Stück: „Onkel Brand,“ ist in Beziehung auf seinen dramatischen Werth eben so verschieden von dem ersten, als es sich durch das Schicksal, das es an dem heutigen Abend fand, von jenem unterschied. Das Ganze dreht sich um die Entwicklung eines einzigen Charakters, des Herrn Brand, eines feynreichen, höchst gutmüthigen, aber ewig polsternden Holländers, der Alles um sich her, mithin auch seinen Neffen, Carl Steinau, in einem fort auszankt, ihm aber doch zuletzt zu dem Besitze seiner Geliebten verhilft. Diese ist die Tochter eines vormals verschwenderischen und verbannten Barons, der sie während seines Exils einem Verwalter anvertraut hat, nach seiner Rückkehr ins Vaterland aber seinem Freunde, dem Major von Beck, der ihm Dienste geleistet, zur Frau geben will. Brand erscheint bey dem stolzen Baron, der noch aus alter Zeit sein Schuldner ist; durch sein großmüthiges Verfahren gewinnt er den Vater des Mädchens für die Wünsche seines Neffen, der Major tritt freywillig zurück und die Liebenden werden vereinigt. — Die gänzliche Handlungslosigkeit und überdies noch Verbrachtheit des Stoffes konnte dem Stücke wohl nicht leicht zu einer nur halbwegs durchgreifenden Wirkung verhelfen. Was von diesem Mangel an dramatischem Leben dem deutschen Bearbeiter zu Schulden kommt, können wir nicht genauer nachweisen, da das französische Stück, dem es nachgebildet worden, uns nicht zur Hand ist. Das Originaldrama aber, welches im Drucke vorhanden ist, hat sein Daseyn einem, von dem berühmten Pigault-Lebrun verfaßten Romane, unter gleichem Titel, zu verdanken. Der Name dieses ausgezeichneten Schriftstellers, so wie der Umstand, daß das vorliegende Stück in Berlin durch Devrient's unvergleichliches Spiel, noch in seiner letz-



ten Periode, Stück gemacht hat, und daß Hr. La Roche, während seines jüngsten Aufenthalts daselbst, drey mal in der Rolle des Onkels Brand mit dem entschiedensten Beyfalle aufgetreten ist, werden die Aufnahme dieser Neuigkeit in unserm Hoftheater erklären. — Da das Stück eigentlich nur einen einzigen, ausgeführten Charakter enthält, um dessentwillen das Ubrige nur als Rahmen da zu seyn scheint, so haben wir es, in Beziehung auf die Darstellung, nur mit der Titelrolle zu thun. Hr. La Roche, der mit dieser dritten und, nach der herkömmlichen Form, letzten Antrittsrolle, nunmehr unserer Hofbühne angehört, hat durch seine heutige Leistung einen neuen Beweis seines Talents und seiner vielseitigen Brauchbarkeit geliefert. Er spielte, obwohl schon sichtbar von der Krankheit ergriffen, an der er seit jenem Tage darnieder liegt, mit vielem Feuer und durchgehends entschiedener Wirkung. Die übrigen, freylich nur oberflächlich skizzirten Nebenrollen wurden von Hrn. und Mad. Koberwein, Dlle. Pistor, den H. Heurteur, Herzfeld, Weber, Volkomm, Mayerhofer und Moreau gegeben.

Gastspiele der Mad. Schröder,  
königl. bayrischen Hofhauspielerinn.

Wir haben der Darstellungen der Mad. Schröder bisher nur im Allgemeinen erwähnt und zugleich unsere Gründe für dieses Verfahren angegeben; die beyden letzten Rollen verdienen indessen, sowohl ihrer innern Natur nach, als auch wegen des Umstandes, daß sie unmittelbar nach der ersten Darstellung von der Künstlerinn wiederholt wurden, eine Ausnahme von dieser Regel, wie sie selbst gleichsam als Ausnahmen von allem bisher Bekannten und Bestehenden gelten können. Es sind die Rollen der Czarowna Sophia in Raupach's „Fürsten Chawansky“ und der Medea in Grillparzer's gleichnamigem Trauerspiele. Wir können auch hier nicht ins Einzelne gehen, denn alle Schönheiten, alles Wunderbare dieser Darstellungen aufzählen, hieße die Rollen Scene für Scene, ja Vers für Vers durchgehen, und bey jedem folgenden wiederholen, was wir gleich bey dem ersten im vollsten Maße empfunden haben, Bewunderung einer vielleicht noch nie erreichten Kunstgröße. Es gefällt sich, in Betreff der beyden in Rede stehenden Rollen, zu diesem allgemeinen, jedem Zuschauer ohne Ausnahme abgedrungenen Gefühle noch ein besonderes, welches vorzugsweise für den darstellenden Künstler, der sich an solchen Musterbildern labt und erstärkt, von höchst lehrreicher Wichtigkeit seyn muß; es ist das Gefühl des Staunens auf der einen Seite über das, was die Künstlerinn wagt, und zugleich das der vollkommensten Sicherheit auf der andern, daß sie nicht einen Augenblick aufhören werde, aufhören könne, ihres Wagnisses Meisterinn zu seyn, daß sie nie auch nur einen Fingerbreit über die Grenze des Schönen, des Erlaubten hinauszuweichen werde. Diese Vereinigung aber der höchsten Kühnheit und der höchsten Besonnenheit ist der Gipfelpunct aller Künstlergröße, und was wir seit Jahrtausenden als das Vollendetste in irgend einer Kunst bewundert haben, das trägt den Stempel dieser hohen, recht eigentlich im Himmel geschlossenen Vermählung. Wir erinnern hier nur an den dritten und vierten Act in dem zuerst genannten, so wie an den zweyten Act in dem lehterwähnten Stücke. Die Charaktere beyder Heldinnen haben, wenn auch im Einzelnen streng gesondert, doch einen gemeinschaftlichen Berührungspunct, den der ungemessenen Leidenschaft; die Geschichte ihrer Opfer bezeichnet die fürchterlichen Fortschritte dieses innern Brandes, beyde bleiben zuletzt unter den Trümmern übrig, selbst ausgebrannte Trümmer. Bis zu diesem zufällig ähnlichen Ausgange paßt jedoch nur der Vergleich zwischen Beyden, in jeder andern Beziehung möchte er wohl schwerlich gerathen seyn, die bis zum Widerlichen entweibte Czarowna, der auch im Entsetzlichsten noch immer großartigen Kolcherinn gegenüberzustellen, in der unser herrliche Dichter sich ein unvergängliches Denkmahl gesetzt hat. Medea ist von jeher als die höchste, größte aller Leistungen der Mad. Schröder anerkannt worden; daß sie es jetzt noch ist, und daß die Darstellung am vergangenen Sonntag die volle, ungeschwächte Erinnerung der Vergangenheit zurückerief, das bezeugte der laut ausbrechende Enthusiasmus der ganzen Versammlung. Für die Zuschauer ist die Anwesenheit der Mad. Schröder ganz gewiß ein großes, dankenswerthes Fest; möchte sie für alle diejenigen, die denselben Weg mit ihr gehen, als eine lehrreiche, nie genug zu beherzigende Schule betrachtet werden, was man auf der Bühne thun und wie man es thun sollte.



## Literatur.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung im Gebiete der mineralogischen Literatur ist das treffliche: „Taschenbuch der Edelsteinkunde,“ für Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber der Edelsteine, von Dr. J. Reinhard Blum, Privatdocent der Mineralogie an der Universität zu Heidelberg u. Stuttgart, bey Carl Hoffmann. 1832. 12.

Ungeachtet der großen Menge von Schriften, welche diesen Zweig der Wissenschaft behandeln, hat es bisher noch immer an einer Bearbeitung gefehlt, welche diesen interessanten, eben so nützlichen und belehrenden, als angenehmen Gegenstand erschöpfend dargestellt hätte. Vorzüglich war es der wissenschaftliche Theil, der in den allermeisten Schriften über Edelsteinkunde zurückblieb und nie von demjenigen Standpunkte aufgefaßt wurde, den die Würde des Gegenstandes erfordert, nemlich dem neuesten Stande der Wissenschaft. Aber auch sehr vielen der frühern Bearbeitungen mangelt die gehörige Durchführung des technischen Theiles, der meist nur einseitig berücksichtigt und nicht in seiner vielseitigen Ausdehnung betrachtet wurde. Der Verfasser dieses neuesten Werkes über Edelsteinkunde hat beyden Mängeln mit möglichster Vollständigkeit und dennoch lobenswerther Kürze, ohne die Schranken der Popularität zu übertreten, abgeholfen. Der geheime Rath, Professor Leonhard zu Heidelberg, welcher diese Schrift mit einem Vorworte begleitete, hat sich darüber genügend ausgesprochen. Bey der Vortrefflichkeit dieses Werkes, das wir unbedenklich für das beste in diesem Zweige erklären können, wäre es überflüssig, sich in weitere Lobpreisungen über dasselbe einzulassen, und es mag genügen, wenn wir bemerken, daß es nicht nur für jene, welche Edelsteine schneiden und schleifen, so wie für Juweliere, welche die Gemmen zum Gegenstande ihres Handelsverkehrs machen, von größtem Nutzen seyn werde, sondern auch den Freunden der Mineralogie und der in so vielfacher Beziehung merkwürdigen und lieblichen Edelsteine insbesondere, eine höchst willkommene Erscheinung seyn dürfte. Wir gehen daher auf den wesentlichsten Inhalt dieses Buches über und erlauben uns denselben in gedrängter Kürze darzustellen. In einer kurzen Vorrede stellt der Verfasser den Gang dar, welchen er bey seiner Bearbeitung befolgte, und gibt in derselben eine Übersicht der Literatur, welche er bey seinem Werke vorzüglich benützte. Der Verfasser hat in der That das Vorzüglichste, was über diesen Gegenstand erschienen, mit großer Sachkenntniß benützt und mit Ausnahme von Fladung's neuestem Werkchen, das er nicht gekannt zu haben scheint, nichts unbeachtet gelassen, das nur einigermaßen der Beachtung würdig wäre. In einer wahrhaft meisterlichen Einleitung, welche 100 Seiten des Buches einnimmt, entwickelt der Verfasser, in einem höchst faßlichen Style, alle Sätze des propädeutischen Theiles der Mineralogie, die eine auch nur einigermaßen wissenschaftliche Verbreitung dieses Gegenstandes unerlässlich macht. Er gibt eine Erklärung des Begriffes von Mineralien und der Wissenschaft, welche sich damit beschäftigt; geht dann auf die Edelsteine und ihre Eintheilung in eigentliche und Halbedelsteine über, handelt der Reihenfolge nach die Kennzeichen der Mineralien ab, und zwar sowohl die äußeren, als die chemischen Kennzeichen; gibt Andeutungen über das Entstehen der Edelsteine; spricht über ihr Vorkommen und die Entstehung des Namens; liefert eine sehr gelungene Geschichte derselben, worin er die Erklärung von alten Gebräuchen, wie die der Monats- und Apostelsteine schildert, und geht sodann auf die Benennung und Eintheilung der Edelsteine über, so wie auf den technischen Theil, nemlich die Benützung und Bearbeitung, das Schleifen, Schneiden, Spalten, Sägen, Bohren, Poliren, Fassen, Reinigen, mit Angabe und Erklärung der verschiedenen Methoden, Formen, Fehler, Verfälschungen u. s. w. und schließt seine Einleitung mit einem Abschnitte über den Preis und Handel derselben. Hierauf folgt die specielle Durchführung der einzelnen Arten, und zwar der eigentlichen Edelsteine, vom Diamant angefangen bis zum Dichroit, und dann der Halbedelsteine, vom Opal bis zur Kannelkohle und endlich als Anhang die übrigen Mineralien, welche bisweilen verarbeitet vorkommen, wie der Lepidolith, Schillerspath, Fasergyps, Bildstein, Nephrit, die Lava u. s. w., überall mit Angabe vortrefflicher geschichtlicher Beziehungen und der ausgezeichnetsten Stücke, welche sich bey den verschiedenen Höfen und in Sammlungen befinden. Den Schluß endlich macht eine Tabelle über die Farbe und das specifische Gewicht der Edelsteine, welche auch eine Zusammenstellung jener Steine enthält, welche sich durch eigenthümliche Licht- und Farbenercheinungen auszeichnen. Dem Ganzen ist eine Inhaltsanzeige und ein sehr gutes alphabetisches Register angehängt, welches nicht nur alle in den verschiedenen Sprachen gebräuchlichen Namen der Steine, sondern auch alle Schlagwörter enthält, um die Aufsuchung zu erleichtern. Der Druck ist, mit Ausnahme weniger Fehler, welche besonders



angezeigt sind, correct, die Ausstattung schön und zierlich, so daß dieses Buch für jede Bibliothek eine willkommene Bereicherung darbietet. Sechs nett gearbeitete lithographische Tafeln geben eine Darstellung der zum Schneiden und Schleifen der Edelsteine überhaupt und der Diamanten insbesondere nöthigen Maschinen und Geräthe, des Nicholson'schen Barometers, der verschiedenen Schnitt- und Krystallformen der Edelsteine und einige der größten, bekannten Diamanten. Der Verfasser hat diese gelungene Bearbeitung, welcher nur mit größtem Lobe erwähnt werden kann, dem Vergräthe Dr. Schell in Stuttgart gewidmet. i. i.

„Geographische Vorschule, oder mathematische und physische Beschreibung der Erde.“  
Von Isidor Täuber. Wien, 1833. Verlag von Franz Tendler.

Die Verleger pflegen dergleichen Compendien und Compilationen von Zeit zu Zeit zu erneuern, je nachdem die Wissenschaft, der sie angehören, mehr oder weniger Fortschritte gemacht hat. Das Verdienst solcher Werke besteht also vorzugsweise in der zweckmäßigen Benützung der besten und neuesten Quellen. Dies ist wohl hier so ziemlich geschehen, doch darf Ref. nicht verhehlen, daß ihm in der letztern Zeit geographische und astronomische Werke zu Gesicht gekommen sind, welche über manche Punkte bessere Nachrichten und Ansichten geben, als jene, welche man in dem vorliegenden Buche findet, das übrigens zu den brauchbarern in seiner Art gehört.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia diffusa. (Ker.)	Aus Neu-Süd-Wallis.	Leguminosae.	Monadelphia,	Polyandria.
— longifolia. (Willdenow.)	—	—	—	—
— myrtifolia.	—	—	—	—
— suaveolens.	—	—	—	—
— verniciflua. (Cunningham.)	—	—	—	—
Dodonaea salicifolia. (De Candolle.)	Aus Neuhoiland.	Sapindaceae.	Octandria,	Monogynia.
Dracaena reflexa. (Lamark.)	Von Madagascar.	Asphodeleae.	Hexandria,	Monogynia.
Erica curviflora. (Hortorum.)	Vom Berg. d. g. Hoff.	Ericaceae.	Octandria,	Monogynia.
— mollissima.	—	—	—	—
Erythrina carnea. (Aiton.)	Aus Neuspanien.	Leguminosae.	Diadelphia,	Decandria.
Hakea acicularis. (R. Brown.)	Aus Neuhoiland.	Proteaceae.	Tetrandria,	Monogynia.
— microcarpa.	B. d. Van Diemens-Insel.	—	—	—
— saligna.	Aus Neuhoiland.	—	—	—
Leptospermum haecatum. (Smith.)	—	Myrtaceae.	Icosandria,	Monogynia.
Sphaeroma umbellatum. (De Candolle.)	Aus Südamerika.	Malvaceae.	Monadelphia,	Polyandria.

### Concert-Anzeige.

Sonntag, den 28. April, wird Hr. Joseph Slawik, Mitglied der k. k. Hofcapelle, im k. k. großen Redoutensaale ein Concert geben, bestehend aus folgenden Musikstücken: 1. Neue Ouverture, componirt von Hrn. A. Hüttenbrenner, Director des Steyermarkischen Musikvereines. 2. Neues Concert für die Violine, bestehend aus einem Allegro mit Fermate, Adagio und Rondo, componirt und gespielt von dem Concertgeber. 3. Variationen für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Anton v. Kontski. 4. Paganini's Rondo für die Violine mit Glöckchenbegleitung, gespielt vom Concertgeber. 5. Arie, vorgetragen von Fräulein Caroline Vogtorsche. 6. Neue Bravourvariationen über ein eignes Thema für die Violine, componirt und mit ungewöhnlicher Stimmung der Saiten gespielt vom Concertgeber. — Billets zu 2 fl. W. W. in das Parterre und 4 fl. W. W. auf die Gallerie sind in allen Kunsthandlungen und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Dienstag, den 30. April 1833.

52

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Sänger und der Hades.

(Orpheus träumt.)

Die Schatten.

Mit des Mondes bleichen Strahlen  
Laßt uns wandeln, laßt uns zieh'n,  
Lagern uns auf wald'ge Höhen,  
In dem Traum des Sängers hin;  
Zwar sein Lied ist nun verklungen,  
Seine Schmerzen sind verhallt,  
Doch ihr Nachklang in den Klufften  
Tont mit magischer Gewalt.

Pluto.

Orpheus, Klagen hör' ich dich  
Uber das Gesetz des Hades —  
Deinem Unmuth, deinem Frevel,  
Kühner Sänger, zurne ich.

Prometheus.

Von des Lebens gold'ner Flamme  
Gab ich ihm, sie haucht sein Lied,  
Und er sanftigt nicht den Grimm,  
Und er sanftigt nicht die Wunde,  
Die in meinem Herzen glüht!

Eurydice.

Weh, ich bin der Nacht verfallen  
Und mein Leben ist bey dir;  
Sehnsuchtsklange hör' ich schallen,  
Warum rufest du nach mir?

Dieß Vereinigen und Trennen,  
Wie zerspalten sie mein Herz!  
Herzen nur, die liebend brennen,  
Kennen recht des Todes Schmerz!

Ich war dein! zu deinen Liedern  
Hatt' ich liebend mich gewandt,  
Warum, Orpheus, hat dein Zweifel  
Mich in ew'ge Nacht gebannt?!



## P r o m e t h e u s.

Ich hab' euch das Licht gegeben,  
 Warum mehrt ihr meine Pein?  
 Warum muß der Tod euch Leben,  
 Und das Leben Tod euch seyn?!

## D i e H a r m o n i e.

Hin über's Meer und durch die Sterne  
 Hat Zeus die Saiten ausgespannt,  
 Was dich, o Menschenbrust, durchzittert,  
 Das wecket dort der Götter Hand!

Aus Strömen und aus Hainen  
 Will sich ein Lied vereinen  
 Mit deiner Seele Pein!  
 Dein Lust- und Schmerzempfinden  
 Soll in der Erde Gründen  
 Nicht ohne Nachhall seyn!

Der Nacht empörte Wetter toben  
 Ob Träumen der Vergänglichkeit,  
 O blick' hinauf! dir tönt von Oben  
 Ein Nachhall deiner Unschuldzeit.

## C h o r.

Am Gestade des Cocytus  
 Klang besänftigend dein Lied,  
 Und dem Säng'er blühte Leben,  
 Wo der Tod sonst einsam zieht!  
 Aus den Höhen, aus den Tiefen  
 Klang es dir: „Seh uns begrüßt!“  
 Der Verkünder du des Lebens,  
 Des geheimnißvollen, bist!  
 Sieh, du rührtest das Verhängniß,  
 Daß es gleich der Liebe war;  
 Blüthen glänzten, Blumen glühten,  
 Quellen sprangen silberklar!  
 Mitgefühl gabst du den Schatten,  
 Und der Lethe Lebenskraft!  
 An den Busen ihres Gatten  
 Sank dein Weib aus Todeshaft!  
 Aus den Tafeln der Gesetze  
 Rieffst du kühn des Mitleids Klang!  
 Pochtest an des Todes Pforte  
 Und des Todes Pforte sprang!  
 Offen alle Liebesbronnen,  
 Wahrheit jeder schöne Traum!  
 Deinen höchsten, reichsten Wonnen  
 Gab das dunkle Jenseits Raum!

## P r o m e t h e u s.

Und ich fühl' es selbst in Ketten,  
 Auch zerfleischt noch von dem Aar,  
 Daß der Staub, den ich belebte,  
 Einer Sonne würdig war!

## P l u t o.

Siegreich klangen deine Lieder  
 Und es folgte dir dein Glück!  
 Doch der Abgrund fast' es wieder —  
 Warum blicktest du zurück?!



Dir war hoher Sieg verheißen,  
 War der schönste Kranz gewebt!  
 Sag, warum den Schleier reißen —  
 Den der Götter Hand nur hebt?!

Wer das Schicksal will bezwingen,  
 Der muß auf die Götter bau'n,  
 Und zurück auf das Gelingen  
 Nicht auf halbem Wege schau'n!

C h o r.

Über's Meer hin braust der Wind,  
 Leise klingt's aus weiter Ferne,  
 Hallt dahin durch alle Sterne:  
 „Aufwärts deiner Flügel Schwung,  
 Heilige Begeisterung!“

Aufwärts zu dem ew'gen Vater  
 Nichte, Sänger, deinen Blick!  
 Die Bewund'ung seiner Größe  
 Strahl' aus deiner Brust zurück!

In der siebenait'gen Leyer  
 Flamme jenes ew'ge Feuer,  
 Das mit siebenfarb'gem Licht  
 Sich im Thau der Wolke bricht!

Ründ' uns in dem Klang der Saiten  
 Kühn des Sturmes Allgewalt,  
 Der, wenn Erd' und Himmel streiten,  
 Lobgesang den Göttern hallt!

Sie beleben, sie erschüttern,  
 Bauen auf und stürzen ein;  
 Ja, sie segnen in Gewittern,  
 Wie im gold'nen Lenzeschein!

Und. Schumacher.

D i c h t e r l e i d e n.

(S c h l u ß.)

So gelangte ich in meinem Vortrage bis zum vierten Act. Die störende Bestie war endlich von Schmerz und Erschöpfung eingeschlafen und ich fing mich jetzt einer ungetheilten Aufmerksamkeit zu erfreuen an. Schon frohlockte ich im Stillen über mein Glück, als die Nachbarinn zur Linken, wahrscheinlich um dem Übermaße der Nührung einen Ableiter zu verschaffen, ihre SchnupstabaKsdose ergriff. Da der Deckel aber verquollen und nicht ohne einige Kraftanstrengung zu öffnen war, so geschah es, daß mehrere reizende Körner mir in die Nase flogen, und mich, da ich des SchnupstabaKs nicht gewohnt war, auf's heftigste zu niesen zwangen. Meine Oberlippe gerieth hierdurch in einen Zustand, der mich wieder ganz aus der Fassung brachte. Eilfertig griff ich nach dem Schnupstuch; fand aber zu meinem großen Schrecken, daß es mir — wahrscheinlich von der nemlichen Hand, die mir den papiernen Schweif angehangen — aus der Tasche gestohlen sey. Meine Lage war unterdessen immer bedenklicher geworden; und während die Augen der Anwesenden, theils aus Mitleid mit meiner Angst, theils aus Unvermögen, das Lächerliche meines Unblicks zu



ertragen, sich von mir abwandten, drehte ich den Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite, ohne zu wissen, was ich eigentlich suchte. Endlich sah ich, indem ich die Handschrift vor das Gesicht hielt, mich genöthigt, als Stellvertreter des Schnupstuches den Zipfel der Halsbinde zu gebrauchen, den ich nach gescheneher Dienstleistung mit möglichster Behendigkeit in den Busen stopfte. Sobald ich mich ein wenig gesammelt hatte, fuhr ich in meinem Vortrage fort; auch gelang es mir, die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer wieder in dem Grade zu fesseln, daß sie, nach Endigung des vierten Aufzugs, ihre Ungeduld, den Ausgang des Stückes zu vernehmen, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken an den Tag legten. Dieses richtete meinen sinkenden Muth auf, und in dem festen Vertrauen, am Schlusse durch den einstimmigen Joll der Bewunderung für meine schuldlos erlittenen Widerwärtigkeiten vollkommen entschädigt zu werden, begann ich mit feyerlicher Stimme und ihr angemessenem Miensspiele den fünften Aufzug. Bevor ich aber noch eine Seite heruntergelesen hatte, wurden wir von zwey jungen Herren unterbrochen, welche sich einstellten, um, einer vorhergegangenen Abrede gemäß, die anwesenden Frauen nach einer Auction zu begleiten.

Als sie hereintraten, erhob sich die Gesellschaft von ihren Sigen; ich that ein gleiches, erstaunte aber nicht wenig, als ich die unglücklicherweise an dem einen Ende in Verwahrung gebrachte Serviette hinter mir herschleppte, die von meiner Weste bis an den Boden herabhing. Aus dieser Verlegenheit ward ich jedoch bald durch die Feinheit des einen jungen Herrn befreyt, der mit einem kräftigen Fluche mir die Serviette wegriß, und sie dem Bedienten mit dem böshaften Ausrufe zuwarf: „Johann, sey auf deiner Hut! die Rauben schleppen ihren Raub gewöhnlich an Orte, wo man ihn am wenigsten sucht!“ — Alle Anwesende theilten bey diesem Auftritt meine Beschämung; selbst die Frau des Hauses gerieth anfangs in Verlegenheit, faßte sich aber sogleich und sagte, indem sie, nach einem verweisenden Blick auf den Schadenfroh, sich wieder zu mir wandte: „Mein Nefse ist ein Wildfang, kein Mensch ist vor seinen Schwänken sicher; man bestraft ihn dafür aber am besten dadurch, daß man nicht darauf achtet!“

Dieser Trostspruch konnte nur auf eine sehr unvollkommene Weise zu meiner Beruhigung dienen, da, nach erhaltenem Bescheid, daß der Besuch der Auction vor der Hand noch aufgeschoben werden müsse, die beyden Herren den Wunsch zu erkennen gaben, den fünften Act meines Trauerspiels mit anhören zu dürfen. Unter der Bedingung, sich ruhig zu verhalten, ward ihnen von Seiten der übrigen Zuhörer die Erlaubniß hiezu ertheilt. Wir setzten uns wieder, und ich ward auf das höflichste ersucht, fortzufahren. Durch die vielfachen heftigen Gemüthsbewegungen aber fühlte ich mich ganz erschöpft, und die Gegenwart zweyer Personen, von denen ich vorhersehen konnte, daß ihnen meine Vorlesung nur neue Gelegenheit zu Spöttereyen geben würde, machte, daß ich nicht ohne Zittern und Beben in der Handschrift zu blättern anfing, um die Stelle aufzusuchen, bey welcher ich stehen geblieben war. Wie gerne hätte ich in diesem Augenblick für immer allen den Hoffnungen entsagt, die noch am Morgen mich so angenehm beschäftigt hatten, um nur die Achtung vor mir selbst wieder herzustellen, welche ich, wie ich zu meiner Beschämung fühlte, bereits verloren hatte; ich hegte daher gegenwärtig keinen sehnlichern Wunsch, als daß die fernern Proben, auf die ich vielleicht noch gestellt werden könnte, ein glück-



liches Ende nehmen, und daß ich ohne weitere Beschimpfung in den ruhigen Schatten der Dunkelheit zurückkehren möchte.

Nicht wenig verwunderte ich mich aber über die Aufmerksamkeit, welche meine neuen Zuhörer dem Vortrage zu schenken schienen. Mäuschenstill und sichtbar gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, saß die Gesellschaft da, und außer dem Schnarchen des Hundes, das nach und nach in alle Tonarten überging, war kein Athemzug hörbar. Schon glaubte ich, meine Verse hätten bereits über den rohen Sinn der beyden jungen Leute, wie weiland der Vortrag des Xenokrates über den Nachtschwärmer Polemo, den Sieg davongetragen; ja ich wagte es sogar, bey der ersten Stelle, die nur einigermaßen einer Anwendung auf denjenigen fähig war, der mir die Serviette weggerissen hatte, einen bedeutenden Seitenblick auf ihn zu werfen. Kaum aber war dieß geschehen, als er mich bat, einen Viertelsaugenblick inne zu halten, indem ihm so eben etwas eingefallen sey, was er zu vergessen fürchte. Zu gleicher Zeit wandte er sich zu seinem Gefährten und sagte: „Höre Bruder! vorigen Sonnabend ward auf dem benachbarten Viehmarkt der größte Ochse verkauft, den ich in meinem Leben gesehen habe!“

Dieser hämische Ausfall setzte die Gesichter der Anwesenden dergestalt in Bewegung, daß das Mitleiden und der Wohlstand schlechterdings eine nur untergeordnete Rolle spielen zu können schienen und meine Gönnerinn selbst ein lautes Gelächter ausschlug. Auf mich brachte er freylich gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; denn wenn man mich über dem verunglückten Versuch, die Tasche meines Nachbarn auszuplündern, ertappt hätte, sicherlich würde ich keinen höhern Grad von Scham und Angst dabey haben empfinden können, als ich bey dieser Unterbrechung empfand, von welcher ich mir im Voraus, wenn auch nicht eben einen begeisterten Lobspruch, doch wenigstens eine reumüthige Entschuldigung wegen des Vorgefallnen, versprochen hatte. Das Gelächter, welches sich durch die Gesellschaft verbreitet hatte, wurde zwar bestmöglichst unterdrückt und der Anstifter desselben hart getadelt; auch ward ich, unter wiederholten Versicherungen, daß man auf den Ausgang des Stückes höchlich gespannt sey, aufgemuntert, weiter zu lesen; meine Gefühle waren aber so empfindlich gekränkt und meine Gedanken so zerstreut, daß ich nur mit stotternder Stimme zur Erfüllung des geäußerten Wunsches Anstalt machen konnte, und kaum Athem genug hatte, um den Vortrag der ersten Zeile glücklich zu Ende zu bringen.

Kaum bemerkte dieß mein Peiniger, als er mir, mit der zweydeutigen Bemerkung, daß ich meinem Stücke nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lasse, die Handschrift wegriß, und selbst zu lesen anfing. Der unnatürliche Ton seiner Stimme, die Grimassen, die er während des Lesens schnitt, und die Erinnerung an die eben vorgebrachte Anekdote von dem Ochsen, alles zusammengenommen stimmte meine Seele zu Empfindungen, die mich um so elender machten, je deutlicher ich zu gleicher Zeit auf den Gesichtern aller Anwesenden einen fortwährenden Ansaß zum Lachen bemerkte.

So sah ich denn alle die schönen Hoffnungen und Wünsche für meinen Ruhm und selbst für mein bürgerliches Glück, die ich auf das Werk meines Fleißes gegründet, durch die zufällige Dazwischenkunft einer Reihe von Widerwärtigkeiten, deren Möglichkeit ich zuvor kaum geahnet hatte, auf das schmerzlichste vereitelt. Mit der abgebrochenen Eifertigkeit des Verdrußes und der



Beschämung nahm ich Abschied von der Gesellschaft, und dankte dem Himmel, als ich mich glücklich wieder auf der Gasse befand. Anfangs kümmerte ich mich nicht darum, was man, sobald ich den Rücken gewandt hätte, von mir sagen und urtheilen werde; als ich aber auf meinem einsamen Dachstübchen zu ruhigerem Nachdenken gekommen war, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, ich möchte früherhin weniger beieifert gewesen seyn, die guten und schlechten Sitten und Gewohnheiten der Menschen mit geschickter Hand abzuzeichnen zu lernen, als mir vielmehr statt dessen für den persönlichen Umgang mit Andern zuvor selbst diejenige kluge Umsicht und Gewandtheit zu erwerben, durch welche man sich vor der Gefahr, in lächerlichem Lichte zu erscheinen, geschützt und gesichert sieht. P 31.

#### Merkwürdige Wahrnehmung an Spinnen.

Nachstehendes, wörtlich wahre Ereigniß, begab sich bey dem Concerte, welches Hr. Bernard Romberg Anfangs dieses Monats zu Pressburg gab. Es liefert einen neuen Beweis von der Gewalt der Musik und ihrer noch bey weitem nicht genug gekannten Einwirkung auf — vielleicht alle lebenden Wesen, welche mit Gehörsorganen begabt sind.

Eine hier allgemein verehrte Dame, Gräfinn R\*, welche in der ersten Reihe saß, bemerkte eine große Spinne, welche sich dem eben spielenden Virtuosen mehr und mehr näherte, — endlich in geringer Entfernung von ihm regungslos stehen blieb, als horche sie seinen himmlischen Tönen. Ein gewaltiger Accord verscheuchte sie, entweder durch die Stärke des Schalles oder die Erschütterung des Bodens, und das erschrockene Thier lief eiligst gerade auf die Gräfinn zu, welche, obschon durch einen natürlichen Widerwillen gegen dieses Insect einer Ohnmacht nahe, dennoch ihre Nachbarinn bat es nicht zu zertreten, sondern nur seiner Flucht eine andere Richtung zu geben; es geschah. — Unterdessen war Hr. Romberg in seinem Spiele wieder zu einer sanften Stelle gelangt; — die bey Seite geschobene Spinne, statt einen Schlupfwinkel aufzusuchen, fehrte um, — näherte sich aufs Neue dem Künstler und verharrte, wie fest gebannt, in dessen Nähe, bis sein Solo geendet war, — worauf sie sich aus den Augen der sie beobachtenden Dame verlor.

Hr. Romberg, dessen Augen — bekannterweise — nichts mit seinem Spiele zu thun haben, hatte den ganzen Vorgang bemerkt, und soll später versichert haben, gegenwärtiger Fall sey nicht der erste, welcher ihm selbst vorgekommen, sondern seine Töne hätten schon öfters Spinnen angelockt, und er vermüthe, daß vorzugsweise der Ton des Violoncello diese magische Gewalt an dem Geschlechte der Arachnen ausübe.

Wir sehen also die Fabel des Orpheus zur Hälfte verwirklicht, wie denn überhaupt der Zufall uns so manche Beobachtungen des Alterthums als wahr zeigt, welche wir Abkömmlinge des ungläubigen Thomas kurzweg als Lügen verwerfen, weil wir sie weder mit unsern Augen gesehen, noch mit den Händen befühlt haben, noch — mit all unserer Weisheit begreifen können. St. 5.

#### Blicke auf die letzte Münchener Kunstausstellung.

(Nachtrag zu Nr. 29 bis 31 dieser Zeitschrift.)

#### Baroninn Freiberg, geb. Stunz.

„Madonna mit dem Kinde.“ Ölbild.

Nachdem die größern historischen Arbeiten, unter diesen besonders die Cartons, besprochen worden sind, gebührt die nächste Aufmerksamkeit billig zweyen Damen.

Obenerwähntes Bild schmückte bereits die vortetzte Ausstellung, war aber damals noch nicht ganz vollendet. Dennoch erhielt es als eine der glänzendsten Erscheinungen lauten Beyfall und dieser ist in Betracht glücklicher Nachbemühungen auf der letzten Ausstellung noch um Vieles gestiegen. Ref. läßt mit Vergnügen zum Vortheile des Bildes das Kunstblatt (von 1829) für sich reden, da er nichts Treffenderes darüber zu sagen weiß. Es wird dort an dem Bilde die edle Zeichnung, das ungemein wahre und



warme Colorit, die schöne Gewandung gerühmt, mit der beygefügtten Bemerkung, daß von einigen Seiten zu viel Eleganz hervorblicke. Vielleicht würde etwas mehr Seele dem Kopfe der Madonna wohlthun; ihre Züge sind zwar überaus anmuthig, dürften aber zu sehr ins Allgemeine übergehen, ohne der nothwendigen Individualität volle Genugthuung zu geben. Wenn nun auch die harmonische Haltung des Ganzen jenen Mangel nicht auslöschen kann, so trägt sie doch nicht wenig dazu bey, ihn zu mildern, gewissermaßen zu verstecken. Die Herrschaft des Gedankens behauptet nemlich ihr Recht mit solchem Erfolge, daß es der Empfindung beynahe unmöglich wird, ihre besondern Ansprüche mit gleichem Nachdrucke durchzusetzen. Männlicher Geist und weiblicher Schönheitsinn scheinen sich in die Arbeit getheilt zu haben; sie hat dadurch einen Charakter von Originalität erhalten, der nicht minder überrascht, als erfreut. Auch zieht der Kenner, auf dessen Urtheil gegenwärtige Anzeige Rücksicht nimmt, unsere Künstlerinn der gepriesenen Angelica Kaufmann unbedenklich vor, sowohl an Ernst und Correctheit, als in edlem Styl und in der Kraft der Ausführung.

Maria Ellenrieder.

„Madonna mit dem Kinde.“ Öhlgemälde.

Verschiedene Schwächen verrathen das Geschlecht der Künstlerinn. Die Gestalt der Madonna schweift offenbar über das richtige Längenverhältniß hinaus und faßt dabey zu unsicher Fuß, als fühle sie sich auf der Erde nicht recht heimisch. Das Gewand über die Brust ist unangenehm gepreßt. Das Kind ist zu weiblich gerathen; es hat Ähnlichkeit mit der Bekleidung einer Jungfrau, die für einen Jüngling gelten möchte. Für diese Unebenheiten leistet aber der sichtbare Ausfluß eines reinen Gefühls, gehoben durch den Reiz der wohlgefälligen Farbenbehandlung, so reichen Ersatz, daß Niemand, der solche Vorzüge zu schätzen weiß, Bedenken tragen wird, dem Wilde einen Platz unter den edleren Leistungen einzuräumen.

Friedrich von Olivier.

1. „Die Heimsuchung Mariens.“ Schon vor drey Jahren geendigt, zu der Sammlung des Hrn. Baron Sichelthal gehörig. Öhlbild.

Eine von Gebirgen begrenzte, von nahen und fernen Baulichkeiten unterbrochene Landschaft, in spät abendlicher Stimmung, wie schon nach Sonnenuntergang, gibt nicht minder für das innere, als für das äußere Auge den Grundton des Bildes an. Im Vordergrund bezeichnet der auf niedrigen Säulen ruhende Vorbau eines Hauses die Wohnstätte des Priesters, bey welcher die Jungfrau so eben anlangt. Der Pilgerstab deutet auf ihr Kommen aus der Ferne. Elisabeth, zu ihren Füßen niedergesunken, mehr mit dem Ausdruck eines halb zurückgedrängten, weissagenden Gefühls, das aus den Tiefen einer augenblicklichen Verzückung emporsteigt, als mit den Wahrzeichen einer sichtbar faßlichen Aufregung, während Zacharias mit lebendig froher Begeisterung aus dem Hause herzutritt.

Dies Bild schließt sich unter den vorhandenen historischen Malereyen mehr als jedes andere der oben erwähnten vortrefflichen Arbeit Overbecks an, unter Bedingungen, wie solche überall zwischen erwiesenen Meistern und ihren würdigen Nachfolgern Statt zu finden pflegen. Es soll damit nicht auf eine geistliche Nachahmung hingewiesen werden, sondern auf den gemeinschaftlichen Urquell einer künstlerischen Vorzeit, aus dem Beide das Beste zu schöpfen suchen, was recht wohl möglich ist, ohne den Sclavendienst der Wasserträger zu verrichten. Das ausgesprochene Urtheil gründet sich theils auf den Werth der Leistung an sich, theils auf den Umstand, daß der historische Ertrag der Ausfertigung, abgesehen von den bewußten Cartons, etwas dürftig ausgefallen ist. Der Hauptwerth des in Rede stehenden Bildes beruht auf dem frommen Ernst, der durchgehends, in der Composition wie im Ausdruck, darüber ausgegossen ist. Es herrscht in demselben ein Ebenmaß des Gefühls, welches, frey von zudringlichen Ansprüchen, den Gegenstand gleichsam in den abgelegenen Raum eines unsäglichen Glücks verfehrt und ihn eben dadurch über die Grenzen einer irdischen Gegenwart erweitert. Allerdings könnte die Melodie in dem Flusse des dargestellten Lebens, der Harmonie unbeschadet, etwas lauter durchdringen, der musicalische Gesamteindruck würde dadurch um Vieles gewonnen haben; da aber die vollkommene Verschmelzung beider Elemente in unsern Tagen selten gelingen will, so bleibt im Falle der Wahl, besonders auf dem Gebiete religiöser Beziehungen, der eingeschlagene Weg der sicherste. Die Färbung vereinigt Klarheit mit Kraft. Die Ausführung legt den gewissenhaftesten Fleiß dar.



## 2. „Hochzeit von Kanaan.“

Die reiche Composition dieses Bildes ist symmetrisch geordnet, wodurch der Eindruck einer gewöhnlichen heitern Gesellschaft wegfällt, ohne den Charakter des Festlichen auszuschließen. Den Vordergrund füllen die eigentlich handelnden Personen aus. Christus ganz in der Mitte, zu seiner Rechten Maria, deren Fürsorge das Wunder veranlaßt, und dann zwey Jünger, die durch ihre verschiedentlich motivirte Theilnahme das Auserordentliche des Geschehenen verdeutlichen. Brautpaar und Hochzeitgäste nehmen auf dem erhöhten dritten Plaze des Bildes eine offene, durch einen Baldachin gedeckte Tribune ein, so daß die Gestalten fast das anmuthigste von der blauen Luft sich losheben. Auf dem etwas erhöhten Raume zwischen der Tribune und dem Vorgrunde erscheinen als verbindende Episoden hier der Speisemeister, mit Behagen den ihm dargebotenen Wunderwein prüfend, dort ein Diener im Gespräche mit einem der Gäste, der nach dem übernatürlichen Vorgange zu fragen scheint.

Die Anordnung so zahlreicher Figuren, mit Berücksichtigung der mannigfaltigen Gemüthszustände, in der Art, daß der räumliche Standpunct überall mit dem charakteristischen zusammenfällt, ist eine Aufgabe, die den sinnigsten Geist in Anspruch nimmt und selbst diesen auf einige Zeit in Verlegenheit setzen kann. Unser Künstler hat dieselbe beyfallswürdig gelöst, wenn man seine Stellung der Personen nicht nach beliebigen Satzungen der Gruppierung, sondern nach dem Geiste der allgemeinen Auffassung abmisst. Dieser ist streng, einfach, ruhig mild, mit ihm stimmt die Anordnung durchhin überein. Indessen würde eine freyere, vollere Bewegung dem Gegenstande in diesem zweiten Bilde noch förderlicher zugesagt haben, als in dem ersten, weil die Natur des dargestellten Wunders, anstatt ausschließend oder hauptsächlich an die Pforten der Gemüthswelt anzuklopfen, sich umgekehrt auf dem Schauplaze bequemer Geselligkeit bewegt. Von der letzten Seite hat Paolo Veronese die Hochzeit zu Kanaan aufgegriffen und mit unwiderstehlicher Wirkung durchgeführt. Erst ganz neuerlich wieder ist in dessen Bilde das allgemein Gesunde, Behagliche, Thätige bewundert worden, verbunden mit den im schönsten Sinne gesitteten Manieren der feinen Welt, gegen welche jedoch die Dürerschaft und das Kindergefindel etwas absteche; mit Recht, denke ich, sollte schlechterdings das Conventionele einer auf den Kopf gestellten Spätwelt den Hauptton annehmen. Derselbe Beobachter, einer der schärfsten und feinsten, die Deutschland gegenwärtig besitzt, nur etwas zu niederländisch, zu materiell in seiner Kunstphilosophie und den Handhabungen des derben Stoffes, d. h. in seiner Sprache, dem Style übermäßig ergeben, derselbe Beobachter gibt dabey denn doch zu, daß alles aus den Tiefen der Geschichte, der poetischen und kirchlichen Überlieferung Hervorgezogene dem Paolo Veronese durchaus fern gelegen habe. Es gibt, wie dies Beyspiel neben so vielen andern beweist, gewisse hervortretende Vorzüge, die, gleichsam nur in der Zerstreung vorhanden, in einem und demselben Künstler unvereinbar sind. In unserer „Hochzeit von Kanaan“ regt sich gerade dasjenige, was Paolo Veronese abging, wenn er es nicht weltmännisch und absichtlich hintanstellte. Die Köpfe tragen ein treu nationales Gepräge. Die Erscheinung Christi gibt sich mehr in einer bescheidenen Andeutung kund, als in einer ergreifenden Darstellung. Viele unserer neuchristlichen Maler treffen in diesem zufriedenen, wo nicht verzagten Umgehen des Höchsten auffallend zusammen; sogar Overbeck scheint in einer seiner trefflichsten Federzeichnungen, der „Erweckung des Jairi Tochter,“ die Kraft unverhältnißmäßig gespart zu haben. Die Erreichung des Ziels ist an und für sich unmöglich, aber weiter läßt sich gewis vordringen, als bisher im Allgemeinen zu geschehen pflegt. Vorstehende Bemerkung muß das Urtheil über den Christus unsers Bildes zur Billigkeit ermäßigen und eben deshalb ist sie hier eingeflochten. Auf der Ausstellung zeigte die „Hochzeit von Kanaan“ in der Malerey hier und da noch leichte Spuren der Ungleichheit. Seitdem der Künstler die letzte Hand daran gelegt hat, ist daraus für die Dervollkommnung der allgemeinen Wirkung ein bedeutender Vortheil erwachsen.

Seine unverkennbaren Fortschritte bewegen sich mit den Anstrengungen eines gereiften Fleisches in gerader Linie und dürften ihm künftighin einen unbestreitbaren Plaz in der Reihe der Vordersten sichern, desto früher, je schneller es ihm gelingt, das Princip der Rundung völlig zu beweistern und die einzelnen Schwächen seiner Figuren ta dellos zu überwinden.

(Mit Nr. 18 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 2. May 1833.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das arme Gretchen.

Nach einer wahren Begebenheit.

Ich hatte an Gastunia's heil'gem Quell den Labebeker der Genesung getrunken und wünschte nun, durch das Gefühl der Reconvalescenz mit frischer Lebensfreudigkeit erfüllt, mittelst anderer Bilder, neuer Eindrücke und wechselnder Umgebungen das Einförmige einer Rückkehr auf demselben Wege zu vermeiden.

Es ist nicht meine Absicht, den Leser durch eine Reisebeschreibung zu ermüden, die er besser und anziehender in hundert Büchern nachschlagen kann; ich erwähne daher bloß, daß ich am zweyten Tage Abends, an den letzten Vorhügeln des Untersberges vorüber, durch Schellenberg nach dem bekannten Marktflücken Berchtesgaden gelangte.

Die Merkwürdigkeiten des Ortes, seinen ehrfurchtgebietenden Münster und die, im Schatten mächtiger Bäume freundlich gelegene Kirche unserer lieben Frau, hatte ich am nächsten Morgen bald besehen und entschloß mich, auf Anrathen meines freundlichen Wirthes, einen Ausflug nach dem, einige Stunden entfernten hochromantischen Bartholomäus- oder Königssee zu machen.

Der ganze Horizont war von Bergen umkränzt, unter denen mein Führer mir die beyden thurmähnlichen Hörner des Wagmanns, die Achner Alpe, den stattlichen Göhl, die Stuhlwand, den Freydhofzinkl und einige andere, deren Namen mir entfallen sind, bemerkbar machte. Allmählig verengte sich der Gesichtskreis und ich sah mich in einem Thale, dessen vorderer Raum durch eine Art von Hafen ausgefüllt wird, über welchen die Reinwand und der Grünstein malerisch herabhängen.

Ich miethete eine Gondel und ließ mich nun, kindisch jauchzend, auf dem grünlich schillernden Spiegel des Sees wiegen. Mein Blick schweifte trunken an den grauen Felsenhauptern des Wagmanns hinauf, die das Ufer umstehen, und theilweise von der Flut umspült, ihren riesigen Bau in der krystallinen Fläche abspiegeln, als wären sie stolz darauf, sich Wächter des Königssees zu wissen. Ich hatte nur Augen für das herrliche Panorama um mich her, und es störte mich fast, als ich im Hintergrunde das Schloß Bartholomä



erblickte, und mein profaischer Cicerone mir zuflüsterte, daß man auf demselben gegen Vorweisung eines Erlaubnißscheines die köstlichsten Schwarzreiter (Sämlinge\*) bekomme, die in der Stadt gefischt werden.

Fast hätte ich über diese Unterbrechung meines Entzückens gegrollt; aber da stürzte eben vom östlichen Gestade der brausende Königsbach Massen gefällten Holzes von der Nonnenalpe, und mein Führer löste sein Gewehr, dessen Knall wie tausend Donner über die Felsenwand hindröhnte, nach und nach verklingend, bis das Echo sich desselben bemächtigte und ihn in melodischen Waldhornklängen hinsterven machte.

Eine weiche, wohl lautende Stimme weckte mich aus meiner Begeisterung. Die Lenkerinn der Gondel fragte sich an, ob es mir nicht gefällig wäre, im Kessel zu landen, wo ein gar anmuthiges Plätzchen die kurze Zögerung reichlich belohne.

Ich starrte das Mädchen an und konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ich erst jetzt diese rührende Gestalt bemerkte, ja, daß ich kaum gewahr worden war, ein weibliches Wesen habe sich der Ruder bemächtigt und dieselben rüstig gehandhabt, während wir über den See hinglitten.

Es war eine anmuthige Erscheinung. Das blasse, schwermüthige Gesicht zeigte zwar nicht mehr die Blüthe des ersten Lenzes; aber das seelenvolle Auge verkündete ein Herz voll Unschuld, Liebe und Hoheit. Der Wuchs glich keineswegs dem Bilde einer griechischen Hebe; allein das Ebenmaß aller Verhältnisse gestaltete dennoch ein Ganzes von Harmonie und Grazie. Aus dem Anzuge sprach Dürftigkeit, indessen gab schon der erste Blick Gewißheit, dieß Mädchen habe nicht immer solche Kleider getragen, wenn gleich auch schon die Nettigkeit derselben in Schnitt und Haltung für die Wahrheit jener Vermuthung Gewähr leisten konnte. Alle Zauber der Weiblichkeit umwoben die Gestalt der Jungfrau, deren Anblick hinreißend und ehrfurchtgebietend zugleich war.

Im Anschauen versunken würde ich wahrscheinlich auch ihre zweite Frage überhört haben, wenn nicht das Incarnat, welches plötzlich ihre Wangen überhauchte, mich zur Besinnung gebracht und mir das Unschickliche, ja selbst Verletzende meines Anstierens ins Gedächtniß gerufen hätte. Ich nickte stumm bejahend und sogleich plätscherte das Ruder tactmäßig in der Flut und unser Rachen tanzte am Gestade hinab.

Eine freundliche Parthie winkte vom Ufer einladend herüber, wir landeten und stiegen auf Stufen, welche in den Felsen gehauen waren, vollends nach einer Schlucht empor, wo ein schöner Wasserfall in lustigen Bogen hernieder-rauschte.

Alles das hatte ich wohl schon hundertmal gesehen und es würde daher auch unter andern Umständen keinen allzu lebhaften Eindruck auf mich bewirkt haben; allein jetzt, an der Seite dieses Mädchens, wie hätte ich da Sinne, wie hätte ich aufmerksame Augen für etwas Anderes außer ihr haben können? Sie war so reizend und schien so unglücklich, ihr Äußeres flößte Verehrung ein, und es war doch so ganz anspruchslos und hingebend; man wurde versucht, sie für eine Person von Stande zu halten und doch sprach bittere Armuth, hoffnungslose Entfagung, zerknickte Lebenskraft aus ihrem Auge, aus ihrem ganzen Wesen!

\*) Salmo alp.



Mechanisch schritt ich hinter ihr her, durch Waldesdunkel an den Felsenwänden entlang. Eine Drossel schmetterte in den Büschen, die Schifferinn stand einen Augenblick still, horchte und lächelte wehmüthig. Ahnungen der Vergangenheit schienen über ihr Antlitz zu fliegen. Schon wollte ich ein Wort des Vertrauens an sie richten; aber da legte sie eben den Finger bedeutungsvoll an den Mund und wir traten auf ein wunderliebliches, romantisch angelegtes Plätzchen.

In einer Vertiefung des Fessens erblickte ich zuerst eine einfache Pyramide mit der Überschrift: „Erinnerung! — Ein st und nimmer!“ Darüber schwebte ein Engel mit einem Immortellenkranz und dem Worte: „Vollendung.“ Weiter vorne war unter den vorhängenden Klippen ein Gärtchen angebracht, aus welchem Rosmarin und Nachviole dufteten, und an dem die Worte zu lesen waren: „Ein Blümchen blühe jeder der erloschenen Freuden — jedem der getrennten Liebenden!“ — Unfern davon, halb zwischen Felsen und Gebüsch versteckt, stand eine Siedeleh, und die geöffnete Thüre schien gastlich zum Besuche und zum Weilen in dieser rührenden Ode einzuladen.

„Süße, heilige Natur,  
Laß mich geh'n auf deiner Spur!“

rief ich unwillkürlich aus, nachdem ich mit einigen Blicken die reizende Einsamkeit überflogen hatte.

„O wie wohl ist mir bey dir,  
Will dich lieben für und für!“

setzte meine Begleiterinn hinzu, die ich beynahe vergessen hatte, und ich wandte mich überrascht zu ihr.

Gesenkten Blickes und mit gefalteten Händen stand sie da, ihre Leidensmiene schien gleichsam den Commentar zur Bedeutung dieses Ruheplätzchens abzugeben und ich glaubte den schweigsamen Genius des Friedens in ihr zu schauen, der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben mochte.

Sie schien das Fragende meiner Augen zu verstehen, sah mich mildfreundlich an und flüsterte: „Sie glauben nicht, mein Herr, wie wohl mir hier ist, und wie gern ich einen Augenblick hier zubringe.“

„Du bist wohl sehr unglücklich, mein Kind?“

„Unglücklich?“ erwiderte sie langsam, „o nicht doch. Ich bin gesund, habe einen Vater und bin so glücklich, durch meine geringen Bemühungen sein Leben zu erhalten — was kann ich sonst noch wünschen? — Und doch,“ setzte sie nach einer Pause leiser hinzu, und eine große Thräne trat ihr ins Auge, „und doch gab es eine Zeit, wo ich mehr vom Leben hoffte, wo ich mir das Glück anders dachte, als es sich nun gestaltet hat. — Dieß Plätzchen, mein Herr, sehen Sie, es enthält für mich ein ganzes Daseyn — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. — „Erinnerung“ — bitteres und auch so süßes Wort. — „Ein st und Nimmer“ — was war, und nicht wieder kehrt, bis der Engel des Todes drüben den Kranz der „Vollendung“ bringt! — Freylich blühen mir keine Blumen für die erloschenen Freuden; allein ich weiß ja, daß mir wie Allen die Zufluchtsstätte geöffnet ist, wo man ruhen kann nach den Mühen der Erde! — Aber kommen Sie, mein Herr, in der Klausnerhütte finden Sie ein Buch, das die Namen der Besuchenden aufnimmt, Sie müssen sich auch einschreiben, ich bin verantwortlich dafür.“



Ich erfüllte ihr Begehren und drang in sie, mir ihre Geschichte zu erzählen. Nach langer Weigerung entschloß sie sich dazu, und ich will es versuchen, die Hauptmomente derselben dem Leser wiederzugeben, wobey ich nur beklagen muß, daß ich es nicht mit ihren einfach ergreifenden Worten, nicht mit dem schmelzenden Ton ihrer Stimme, nicht mit der gemüthlichen Einfalt kann, die mich zugleich entzückte, während sie mein Herz zerriff.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die beyden Wanderer.

Es brennt des Mittags heißer Strahl,  
Zwey müde Wand'rer zieh'n  
Durch's fast versengte Sommerthal,  
Der Eine her, der Andre hin.

Der Eine ist ein frischer Gesell  
Mit hellem, lebendigen Blut,  
Dem Andern wallt schon silberhell  
Der Locken leise Flut.

„Grüß' Alter dich im Sonnenbrand!  
Woher, wohin? sag' an!“  
„Aus schönem, herrlichen Wunderland  
Führt mich heraus die Bahn.“

„Und sprich, wo ist das Wunderreich,  
Darnach sich sehnt mein Sinn?  
Hin will ich rüstig zieh'n sogleich!“  
„Du bist so eben d'rein;“

„Und bist du einmal erst heraus,  
Du sehnst dich dann zurück,  
Wie nach dem theuren Vaterhaus  
Des fernen Kindes Blick.“

„Und bringst du vom Land, das mein Geist ersehnt,  
Kein Denkmahl heimatwärts?“  
„Ich bringe das Auge mir bechränt,  
Bring' mir ein getäuschtes Herz.“

„Du greiser Wanderer, mir sinkt  
Der Muth, der mich entbraunt,  
Denn Alter, wie es mich bedünkt,  
Kommst du vom — Jugendland!“

Ludwig August Frankl.

### Correspondenz-Nachrichten.

Preßburg, am 17. April 1833.

#### Concert des Hrn. Stanislaw Serwaczinsky.

Auch unsere Bühne hat ihre Sonnenblicke, gleich dem heurigen launischen, unerfreulichen April. Einer dieser Sonnenblicke war der Triumph, den Hr. Stanislaw Serwaczinsky gestern in seinem großen Concerte feierte, welches er im hiesigen Theater gab.

Im ersten Sate eines Violinconcertes von Cremona, Variationen von Pechatschek und dergleichen über ein Thema aus „Zampa“ (letztere vom Concertgeber compos



nirt) erschöpfte der ausgezeichnete Künstler, was Kühnheit, Sicherheit und Gefühl vereint zu leisten fähig sind.

Nach jeder Passage ward dem werthen Gaste stürmischer Beyfall; am Ende des ersten Tonstückes wurde er einmal — nach dem zweyten drey mal — nach dem letzten zweymal hervorgerufen; die Variationen von Pechatschek wurden bey zwey Stellen vom entzückten Publicum unterbrochen, und er mußte selbe wie das Presto am Schlusse wiederholen; mit einem Worte: es zeigte sich, daß ein Virtuose von Rang, der sich mit lauter Anerkennung begnügt, in unserer getreuen Stadt seine volle Rechnung finden kann.

Wenn man erwägt, welche Fortschritte Hr. Serwaczinsky in den eiff Monaten, während welchen wir ihn nicht hörten, gemacht hat, so darf man wohl vorhersagen, daß er in einem gleichen Zeitraume, bey gleichem Eifer, den Culminationspunct seiner Kunst erreicht haben wird, indem er fast nichts mehr zu überwinden hat, als sich selbst, nemlich: seine noch nicht genug gezähmte Kraft, und ein oft zu hoch auflooderndes Feuer. Er bedenke, wie die schwachen Nerven vieler Kunstfreunde unserer Tage kein großartiges Überschreiten des gewohnten sanften Ohrenhügels ertragen können; singen und ewig singen muß ihnen das Instrument; laut aufwachzende Freude, ein Schrey des Schmerzes beleidigt ihre zarten Ohren, obgleich eben diese den Donner Rossini'scher Tonbatterien aushalten.

Ein Dilettant, Hr. Scheibler aus Pesth, trug auf der Flöte zwey Sätze von Tulou und Variationen von Pfeifer vor. Die Embouchure dieses sehr vorzüglichen Flötisten ist vortrefflich, sein Ton durch den ganzen Klangumfang des Instrumentes vollkommen rein, seine Fertigkeit ausgezeichnet, und wenn man anfangs jenen Grad der Stärke vermisste, deren die Flöte fähig ist, so war dieß wohl nur der sichtlichen Befangenheit des bescheidenen Künstlers zuzuschreiben.

Hr. Carl Turany — hier bereits öfters mit Beyfall gehört — spielte Variationen von Ries (wozu er eine Quintettbegleitung gesetzt hatte) mit ungemeiner Zartheit, Präcision und Geläufigkeit; die begleitenden Stimmen aber schienen dem Berichterstatte zu wenig theilhaftig und auf jeden Fall gar zu leise vorgetragen: wenn man allenfalls den Zweck hatte, die Principalstimme nicht zu decken, so ward dieser mehr als vollkommen erreicht.

Die zweyte Abtheilung des Concertes eröffnete das Adagio aus der ersten Symphonie des letztbenannten talentvollen Künstlers, ein wirklich gelungener Satz; den Schluß des Ganzen machte eine freye Phantasie über von einigen Zuhörern an der Cassé abgegebene Themen, von Ebendenselben vorgetragen.

Ein Pianoforte vom hiesigen Claviermacher Hrn. Schmidt, mit einer Phisharmonica in Verbindung gesetzt, unterstützte durch seine Vollkommenheit den gerundeten Vortrag des Hrn. Turany.

Da wir eben gegenwärtigen Bericht schließen wollen, fällt unser Blick zufällig auf eine merkwürdige Stelle des Anschlagzettels, welcher als Nomenclator vor uns liegt; sie lautet: „Aus besonderer Gefälligkeit für den Concertgeber, überließ die Direction des Theaters demselben diesen Abend.“ — Nun hat aber unseres Wissens Hr. Serwaczinsky diese Gefälligkeit bezahlt: so möge denn diese Art öffentlichen Dankes für bezahlte Gefälligkeit allen Jenen zum Troste gereichen, welche für unbezahlte oft kaum einen stillen erhalten; die Reihe kann auch noch an sie kommen.

St. H.

### Van Aken's Menagerie im Jahre 1833.

Es ist bereits das vierte Mal, daß Hr. van Aken mit seiner Menagerie die Hauptstadt besucht. Immer hat er Neues und Seltenes gebracht, immer durch Zierlichkeit in der Aufstellung und reinliche Haltung seiner Thiere den ersten Rang unter allen uns bisher bekannt gewordenen ähnlichen Ausstellungen behauptet und den Ruf nicht nur gerechtfertigt, der ihm vorausging, sondern sich ihn auch erhalten. Man kann wohl behaupten, daß sich keine Privatmenagerie mit der van Aken'schen zu messen im Stande sey, sowohl in Bezug auf Reichhaltigkeit, Auswahl, Schönheit und Seltenheit, als in Ansehung der trefflichen Haltung der Thiere und der Eleganz, mit welcher er sie zur Anschauung bringt. Zieht man die großen Verluste in Erwägung, welche bey dem Wandern von einem Orte zum andern, durch den Transport, noch mehr aber durch die so sehr veränderlichen Witterungsverhältnisse herbeigeführt werden müssen, so muß man



in der That staunen, wie es Hrn. v a n A k e n möglich ist, seine Menagerie immer auf gleicher Stufe der Vollkommenheit zu erhalten. Seine Verbindungen müssen ungeheuer seyn, noch größer aber die Opfer, die er seinem Geschäfte bringt, um jeden Theil des Publicums vollständig zu befriedigen; den Kenner mit wenig gekannten oder noch gar nie gesehenen Thieren, den Freund der Naturgeschichte mit solchen, welche durch eine gewisse erlangte Berühmtheit sein Interesse vorzugsweise in Anspruch nehmen, und den Layen mit Thieren von auffallender Körperbildung und Farbpracht. V a n A k e n ist ein Talent eigener Art, das jedes dieser verschiedenen Interessen zu befriedigen weiß, und was am meisten zu bewundern ist, nicht ephemer, sondern für die Dauer; wie er dies durch seinen viermaligen Besuch der Hauptstadt auf das glänzendste bewies.

Seine diesjährige Ausstellung kann man ungeschweht für die schönste, vollständigste und belehrendste erklären; denn sie übertrifft noch weit jene von den Jahren 1824, 1826 und 1828. Sie bildet, seiner eigenen Angabe gemäß, vier Abtheilungen, welche die reisenden und friedlichen Säugerthiere, die Vögel und die Amphibien repräsentiren. Gleich den früheren, in diesen Blättern besprochenen Ausstellungen dieser Art, wollen wir auch v a n A k e n's Menagerie durchwandern, und den Leser mit dem Inhalte derselben bekannt machen, mit Hindeutung auf das besonders Wissenswürdige und einige Eigenthümlichkeiten der Thiere, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen können.

Wir beginnen mit den reisenden, oder Raubthieren, welche am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und diesen Vorzug auch mit vollem Rechte verdienen. Noch nie sah man eine so vollständige Sammlung derselben vereinigt, als gegenwärtig, wo nicht weniger als 14 verschiedene Arten aus 6 ausgezeichneten Gattungen beisammen sind. Die vollständigste darunter ist die Gattung der Katzen, welche allein 7 verschiedene Arten hier vorzuweisen hat, und gerade die größten und merkwürdigsten aller bisher bekannten. Das Erste, was das Auge des Besuchenden auf sich zieht, ist der wahrhaft prachtvolle, majestätische, männliche Löwe (*Felis Leo*, barbaricus), welchen v a n A k e n schon bey seinen früheren Schaustellungen zeigte, und der nun in seiner vollkommensten Schönheit pranget. Er kann für das Prototyp des Löwen gelten und jedem Bildner zum Modelle dienen. Es ist derselbe Löwe, der durch seine außerordentliche Zähmheit die Bewunderung von ganz Europa an sich gezogen hat, und ein geborner Britte, sich in seinen Jugendjahren sogar dreizehnmal in seinem Vaterlande auf dem Theater zeigte. Wie wir schon früher bemerkten, gehört dieser Löwe der barbarischen Rasse an. Ein junges Löwenpaar, Männchen und Weibchen, das im August 1830 zu Hamburg geworfen wurde und ebenfalls nordafrikanischer Abkunft ist, verdient zunächst die Beachtung des aufmerksamen Betrachters. Ungeachtet der Jugend dieser Thiere, sind schon die beyden Geschlechter durch das Hervorsprossen der Kopfmähne des Männchens, deutlich zu unterscheiden. Der dritte Löwe, den wir hier sehen, und welcher uns ebenfalls schon von der frühern Ausstellung im Jahre 1828 her bekannt ist, bildet einen schönen Altersübergang zwischen den beyden vorigen. Er ist ebenfalls ein Abkömmling der barbarischen Rasse, männlichen Geschlechts, und wurde wild am Cap gefangen. Das Merkwürdigste an demselben ist, daß er mit einem prachtvollen weiblichen Tieger (*Felis Tigris*), welcher aber in Europa geboren wurde, zusammen in einem Käfige sich befindet, was bisher in Wien noch nie gesehen wurde. Nur durch den Umstand, daß beyde Thiere in früher Jugend in Hrn. v a n A k e n's Hände geriethen, und allmählig gezähmt wurden, läßt sich die Harmonie erklären, mit welcher beyde, von Natur aus feindlich gegen einander gesinnte Thiere unter einem Dache wohnen. Außer diesem Tieger finden wir hier noch drey andere und weit prachtvollere Exemplare; zwey bengalische Königtieger, Männchen und Weibchen, von besonderer Schönheit, und einen wahrhaft riesennmäßigen männlichen Tieger, aus Kandahar in Persien, der sich durch den Mangel der Streifen an den Beinen vorzüglich auszeichnet. Zunächst sehen wir hier die drey verwandten, gefleckten Katzenarten: die Unze oder den Jaguar (*Felis Onca*), aus Brasilien; nach dem Tieger die größte Katzenart, welche sich durch die großen Ringe des Felles und den kurzen Schwanz auszeichnet, den Leopard (*Felis Leopardus*), aus Guinea, und den Panther (*Felis Pardus*), aus Congo. Diese beyden letzteren Arten, welche selbst von Naturforschern häufig mit einander verwechselt werden, unterscheiden sich wesentlich von einander durch die Form der Flecken, die Länge des Schwanzes und die Bildung der Gesichtslinie. Der Panther, von welchem kürzlich auch die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn ein sehr schönes Exemplar aus Marokko erhielt, hat viel enger stehende, mehr zusammengelassene Flecken, einen längeren Schwanz und eine stärker gewölbte Gesichtslinie als der Leopard. Eines der gierlichsten Thiere, und gewiß die



schönste Katzenart, die es gibt, ist der Ozelot (*Felis pardalis*), aus Mexico, von welchem Hr. v. A. K. n. schon 1824 ein Exemplar zur Schau stellte, und wovon ein zweytes auch gegenwärtig der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung ist. Im Contraste gegen die gefleckten Katzen steht der einfarbige Kuguar oder Löwentiger (*Felis concolor*), aus Surinam, der seit seiner letzten Anwesenheit in Wien, 1828, wo wir ihn noch in voller Kraft und Beweglichkeit sahen, mit einem Übel in der Wirbelsäule behaftet wurde, das ihn hindert, seine eigenthümliche Lebendigkeit zu zeigen. Aus der Gattung der Hyänen sehen wir beyde Arten beysammen: die gefleckte capische Hyäne (*Hyaena crocuta*), welche auch den Namen Tiegerwolf führt, ein nur selten in Menagerien vorkommendes Thier, doppelt merkwürdig durch seine staunenswerthe Zahmheit, und ein wundervoll erhaltenes Exemplar der gestreiften Hyäne (*Hyaena vulgaris*), aus Abyssinien; dieselbe Art, an welcher Hr. v. A. K. n. im Jahre 1824 bey einem Exemplare in Schönbrunn, durch Abnahme eines tief in das Fleisch eingewachsenen eisernen Halsbandes, seine Herrschaft über die wilden Thiere auf das glänzendste bewies. Ein Thier von ausgezeichnete Schönheit, wie man es nur selten zu sehen Gelegenheit hat, ist v. A. K. n.'s zahmer Eisbär (*Thalarectos polaris*), ein geborner Grönländer und Jögling der v. A. K. n.'schen Erziehungsanstalt für sogenannte wilde, unhandige Thiere, wohin er in seiner frühesten Jugend gebracht ward. Es ist ein Thier, das seinem Lehrmeister wahrlich Ehre macht, und kühn selbst mit v. A. K. n.'s angestauntem Löwen in die Schranken treten kann, wenn es Beweise von Gehorsam und guter Erziehung gibt. Nüchtern ist auch die Familie der Zibeththiere, aus welcher hier drey verschiedene Arten zu sehen sind; und zwar die Zibethkatze (*Viverra Civetta*), aus Abyssinien, mit ihrer schönen Hals- und Rückenmähne; das wahre Zibeththier (*Viverra Zibetha*), aus Ostindien, das den geschätzten Zibeth liefert, und die Zwitter-Genette (*Genetta hermaphrodita*), aus der Barbaren. Diese letztere gehört zu den größten Seltenheiten dieser Menagerie; denn sie ist die erste, welche lebend gezeigt wird, und fehlt selbst noch in den Museen. Für Naturforscher ist dieses Thier daher unstreitig das interessanteste der ganzen Sammlung, ungeachtet es dem Nichtkenner auf den ersten Anblick nur unansehnlich scheint. Den Schluß der reisenden Thiere macht der weiße grönländische Fuchs (*Vulpes Lagopus*), der des Jahres zweymal die Farbe wechselt und dessen schönes Fell von unsern Damen häufig als Pelzwerk gebraucht wird; denn sowohl der weiße als der blaue Fuchsbalg kommen von diesem Thiere. Wir enthalten uns hier absichtlich jeder Schilderung der Zahmheit der v. A. K. n.'schen Raubthiere, theils um dem Publicum nicht das Vergnügen einer Überraschung zu rauben, welche die Selbstanschauung bewirkt, theils weil sich dieselbe nicht wohl beschreiben läßt, sondern vielmehr gesehen werden muß, um sich davon eine deutliche Vorstellung machen zu können. So viel wollen wir indes bemerken, daß man sich schon bey der Fütterung der Thiere von ihrer Zahmheit überzeugen könne, wo selbst bey erregter Begierde und hervorgerufener Wildheit, das Wort ihres Herrn genügt, sie zum Gehorsam zu bringen. Überhaupt ist die Fütterungsstunde die interessanteste Zeit zum Besuche der Menagerie, da sich hiebey, und zwar insbesondere die Raubthiere in ihrem natürlichen, aufgeregten Zustande befinden. Das Brüllen der Löwen und Tieger, das lachende Geheul der Hyänen, die freischenden Stimmen der Katzen und der übrigen Raubthiere, so wie die sonderbaren und nach der Individualität höchst verschiedenen Geberden und Bewegungen an ihren Käfigen, dieß alles bringt einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervor, der ganz dazu geeignet ist, das Bild jedes dieser Thiere tief ins Gedächtniß einzuprägen und daher für die Jugend den Besuch einer Menagerie von weit größerem Nutzen macht, als hundertfältige Anschauung von Abbildungen.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. privil. Theater an der Wien.

„Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt.“ Zauberposse mit Gesang in 3 Aufzügen, von J. Nestroy. Musik vom Capellmeister Adolph Müller.

Wenn ein Theater einmal die mühselige, Opfer kostende Richtung eines ernstern Kunststrebens, als seinem Interesse und seinen Kräften wenig entsprechend, aufgegeben und sich dem flüchtig vorüberreichenden Tagesgeschmack, mit allen seinen Launen und Widersprüchen in die Arme geworfen hat, dann muß jeder Erfolg, der über eine Woche hinaus dauert, als ein seltener Glückstreffer in der gewagten Lotterie betrachtet werden. Ein solcher Treffer ist das vorliegende Stück, das nach seinem bisherigen Schicksale zu urtheilen, die verschlechten Schutzhüter des Hauses auf längere Zeit in ihren Wohn-



platz zurückzuführen verspricht. Der Verfasser, der zugleich ein thätiges und verwendbares Mitglied dieser Bühne ist, hat dieselbe seit mehreren Jahren mit seinen Arbeiten, frenlich mit sehr ungleichem Glücke, beschenkt, aber von allen Verfassern, die ihre Erzeugnisse diesem Boden anvertrauten, den meisten und dauerndsten Erfolg gehabt. Sein letzter Versuch, die jetzt täglich und bey immer vollem Hause aufgeführte Zauberposse, scheint sich als sein gelungenster zu bewähren, und wir wünschen ihm wie der Bühne von Herzen Glück dazu. Der Inhalt des Stückes ist höchst einfach, wir können daher, ohne uns mit dem etwas langweiligen Zauber- und Geisterprologe, der dem Ganzen eine gewisse moralische Tendenz beybringen soll, zu befassen, den Gang der Handlung mit ein paar Worten andeuten. Drey Handwerksbursche auf der Wanderung gewinnen das große Loos von 100,000 Rthlr. in der Lotterie. Jeder mit seinem Antheile geht seinen eigenen Weg, doch versprechen sie nach einem Jahre, an dem Jahrestage ihres Glückes, wieder zusammenzutreffen. Zwey von ihnen, unverbesserliche Lumpen, bringen richtig in einem Jahre ihr Vermögen bis auf den letzten Heller durch, und kommen eben so bettelhaft, als sie sich trafen, im Hause des Dritten zusammen, der, ordentlich und wirthlich, sein Mädchen geheirathet hat und ein vernünftiger Mensch geworden ist. Er sucht seine Wanderbrüder zu bessern durch sein Beyspiel und seine Bitten, besonders nachdem er ihr ursprünglich gutes Herz und ihre Anhänglichkeit an ihn geprüft hat; beyde aber widersehen sich diesem unbequemen Besserungsprozeße, bis endlich doch die Vernunft siegt und wir sie alle drey in ihren Werkstätten tüchtig drauf los arbeiten sehen. — Natürlich hat der Zuschauer vor allen Dingen darauf zu sehen, mit wem er es hier zu thun hat, und ein einziger Blick auf die handelnden Personen wird ihm genügen, seine Kunstforderungen zu der Sphäre herabzustimmen, in die er eingeführt wird. Ein Tischler-, ein Schneider- und ein Schustergefell sind hier die Repräsentanten der Welt, von der die Bühne ein Spiegel ist; mehr zu verlangen als eben einen Tischler-, Schneider- und Schustergefellen, wäre eine Forderung, die wenigstens der Spiegel nicht befriedigen könnte. Zeigt er sie in ihrer wahren, dabey aber belustigenden Gestalt, so thut er alles was er thun kann, alles was der Zuschauer erwarten darf. Wer etwas Anderes, Höheres begehrt, der bleibe lieber weg; kommt er aber, so ärgere er sich nicht, daß in der Dorfschenke keine Herzoge tanzen. — Unter den drey Helden des Stückes ist der Schneider mit besonderer Vorliebe behandelt; der Verfasser des Stückes muß sich den Darsteller der Rolle, Hrn. Scholz, schon im Vorhinein als das Ideal eines Bügeleisenhelden gedacht haben, so vollkommen hat er alle einzelnen Züge diesem ergötzlichen Komiker angepaßt. — Den Schuster stellt Hr. Nestroy selbst dar; die Farben zu diesem niederländischen Bilde sind wohl ein wenig dick aufgetragen, allein sie wirken auch darnach, und es wäre ungerecht, hier eine allzu haarscharfe Linie ziehen zu wollen. Die fixe Idee dieses Schustergefellen von der Astronomie und dem Untergange der Welt durch einen Kometen ist sehr komisch gebracht und gibt zu einem höchst wirksamen Liebesveranlassung, welches an Witz und Humor wohl die gelungenste Stelle des ganzen Stückes ist. Auch ein Quodlibet von Hrn. Scholz und den Altes. Böllner und Weiler gesungen, ist sehr glücklich erfunden und gefällt fortwährend durch den Vortrag der Darsteller. Der dritte Handwerksgefell, ein Tischler, von Hrn. Carl gespielt, ist am mindesten bedacht und auch durch seinen beynabe sentimentalen Ernst zu geringerer Wirkung verurtheilt. Die übrigen äußerst zahlreichen Personen des Stückes treten weder durch den Umfang noch durch die Wichtigkeit ihrer Rollen bedeutend genug hervor, um eines ausführlichen Berichtes zu bedürfen.

#### Für Blumenfreunde.

Die allen Blumenliebhabern so interessante Hyacinthen- und Tulpenflur in der botanischen Abtheilung nächst Hiezing im k. k. Hofgarten zu Schönbrunn prangt eben jetzt in der herrlichsten Entwicklung des Frühlingskleides.

#### M o d e b i l d XVIII.

Morgenanzug von Foulard, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.  
Das Tüllebonnet nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 4. May 1833.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halbs und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das arme Gretchen.

(Fortsetzung.)

Der alte Andreas Braunmoser war ein blutarmer Mann, dem das Leben sauer wurde; denn seine ganze Habe bestand in einer baufälligen Geißen<sup>1)</sup>, in einigen Netzen, mit denen er den See besuchte und in einer Gondel, welche dazu diente, um zur Sommerszeit Reisende, die den Königssee befahren wollten, nach der Insel St. Johann oder nach Bartholomä hinüber zu rudern. Indessen besaß er bey all seiner Dürftigkeit ein Gut, um welches ihn alle Welt beneidete, und das war seine Tochter Margarethe, die einzige Frucht einer langjährigen Ehe.

Wenn Braunmoser's Gretchen durch das Thal schritt, und in ihrem Corsette von schwarzem Leder, das knapp an den jugendlich schwellenden Leib angeschlossen, und in dem weißen Kugelhute, der die zierlich gestochten Haare nur wenig bedeckte, dann mit dem durchsichtigen Flor über dem blüthenweißen Halse, in dem langen, stark gefalteten Rocke und den netten Zwickelstrümpfchen gar so wunderniedlich anzuschauen war; da nickten wohl die alten Leute der Gegend ihr freundlich zu, die jüngern aber, zumal die Mannspersonen, steckten die Köpfe zusammen und meinten: es gebe doch weit und breit keine Bösdirn<sup>2)</sup>, die so sauber und schlank wäre, als Braunmoser's Gretchen.

Es war natürlich, daß um eine so weltkundige Schönheit, der man es außerdem zu keinem geringen Verdienste anrechnete, daß sie durch der Hände Arbeit ihren altersschwachen Vater ernährte, indem sie an seiner Statt fischte und den See besuhr, die Bewerber nicht fehlten; allein Gretchen, damals kaum fünfzehn Jahre alt, war einestheils der Meinung, zum Heirathen habe sie noch Zeit genug, andererseits aber glaubte sie, ihren kranken Vater nicht verlassen zu dürfen und lehnte daher alle Anträge, unter denen manche gar vortheilhaft gewesen wären, rundweg ab.

Die verschmähten Liebhaber waren seitdem sehr übel auf Gretchen zu sprechen und meinten, weil sie den Sommer hindurch so viele Stadtherren und vor-

<sup>1)</sup> Kleinhäusel. <sup>2)</sup> Jungfrau.



nehme Leute in ihrer Gondel fahre, so stehe ihr die Nase nach einem Bräutigam aus einem höhern Stande, wohl gar aus Salzburg selbst. Dergleichen Reden verbreiteten sich immer mehr und die Folge davon war, daß Gretchen allmählig vermieden und als eine eingebildete Person verschrien wurde.

Ein einziger ihrer Verehrer hielt dessenungeachtet treu und unerschütteret bey ihr aus. Er war mit Gretchen aufgewachsen und kannte ihr frommes, argloses Gemüth zu genau, als daß er sich hätte von feindseligem Gewäsche beirren lassen.

Jacob Heilsam, so hieß der wackere Bursche, hatte eben auch nicht mehr Vermögen als Gretchen selbst und wagte es daher nicht, seine stille Liebe laut werden zu lassen; allein sie war immer so freundlich, so zutraulich gegen ihn, daß er nicht aufhören mochte zu hoffen, sie werde dennoch einmal sein Weib zu seyn einwilligen. Seine größte Freude war es, ihr in ihrer strengen Arbeit zu helfen, oder ihr eine kleine Überraschung zu machen, und als sie eines Tages eine Drossel, die er selbst gefangen und ihr gebracht hatte, in einem eigenhändig gefertigten Käfige in ihr Schlafkammerlein hing, da weinte er vor Vergnügen und hätte beynahе seinem Gefühle Luft gemacht; doch sie schäkerte gleich nachher wieder so unbefangen mit einem Andern, daß es ihm schier das Herz abdrückte und er schwieg, und lebte an ihrem Blicke und vertraute der Zukunft seine beste Lebenshoffnung.

Da geschah es, daß eines Tages ein junger, modisch gekleideter Mann, dem Vernehmen nach von Salzburg kommend, auf Gretchen's Gondel nach St. Bartholomä übersetzte und von dort wieder zurückfuhr, wobey man bemerkt haben wollte, daß der fremde Herr viel und angelegentlich mit der hübschen Schifferinn sprach, auch sich Manches um sie zu schaffen machte, um was sich gewöhnliche Reisende sonst wenig zu kümmern pflegen. Der junge Mann war gleich den folgenden Morgen wieder herausgekommen und unterließ es seitdem keinen Tag, sich im Hafen einzufinden, wo er für die übrigen Schiffe gar keine Augen zu haben schien; denn, wenn Braunmoser's Rachen nicht da war, wartete er mit großer Geduld, bis derselbe kam, nur daß er, wenn dieß geschah, mit forschenden, beynahе ängstlichen Blicken die Reisenden musterte, welche ausstiegen. Wie man bemerkt haben wollte, äußerte er behagliches Wohlgefallen, wenn die Passagiere von Gretchen's Schiff schwerfällige, alte Herren oder andere unverfängliche Personen waren, während er im Gegentheile, falls etwa Leute seines Alters oder sonst lebenslustige Männer landeten, eine schwer zu verhehlende Unruhe an den Tag legte.

Bemerkenswerth war der Umstand, daß Gretchen selbst, das muthwillige, immer heitere und tändelnde Kind, seit dem Erscheinen des Fremden ganz verkehrt und umgewandelt erschien. Das Köpfschen hing ihr gewöhnlich auf die Brust herab, der lachende Ausdruck ihres Gesichtes war verwischt, und gleich einer Träumerinn starrte sie fortwährend vor sich hin, als wäre ihr Auge auf einen Punct gebannt. Redete man sie an, so gab sie keine, oder doch ganz unpassende Antworten. Ihre häuslichen Geschäfte that sie alle sehr eifertig ab, und eilte mit einer Hast in den Hafen, als hinge ihr Leben von dem Moment ihres Erscheinens ab. Langte sie daselbst an, so war ihr erster Blick nach einem gewissen Flecke gerichtet, und wenn sie denselben leer fand, schlug sie die Augen schmerzlich nieder, oder erröthete im Gegentheile über und über, wenn, wie dieß meistens geschah, der Fremde sogleich von demselben auf sie zuschritt



und sie ans Land hob. Sie, die sonst so freundlich einem Jeden ihren Rathen anbot, schien jetzt zu zittern, daß ein Anderer ihrem täglichen Kunden zuvorkommen, und ihn in Beschlag nehmen möchte. Ereignete sich dieß wirklich einmal, so ruderte sie mit solcher Hast über den See, trieb die Reisenden mit so viel Unruhe zur Eile, daß man glauben mußte, sie habe irgend eine wichtige Angelegenheit zu versäumen. Kam sie dann aber wirklich zurück, so hatte sie wieder nichts Dringenderes, als sich durch einen Blick nach dem bewußten Posten zu überzeugen, daß sie erwartet werde; heiteres Roth entglühete auf ihren Wangen und sie ward auf einmal ganz redselig und gutthätig gegen ihre Passagiere, von denen mancher den Kopf geschüttelt und gesagt haben soll: „Ein sonderbares Mädchen!“ Dergleichen Äußerungen hörte sie aber nicht mehr, kaum wußte sie, ob und wie Viele das Fahrgeld berichtigten, ihr Auge bewachte mit unruhiger Sorge den Ausdruck in des Fremden Mienen, während er die Schiffsgesellschaft überfah. Verkündete sich nun allmählig sein edles Antlitz, so lächelte sie zufrieden vor sich hin und schlug verschämt den Blick zur Erde, wenn er freundlich hervortrat und um Aufnahme bat. Dagegen aber sah sie ihn, falls etwa ein jüngerer Reisender sein Mißfallen erregt hatte, wie mit der stehenden Entschuldigung sich selbst anklagender Demuth an und schien nicht eher wieder heiter zu werden, als bis der Fremde mit dem Tone des Vorwurfs sie willkommen hieß und barsch den Kahn für den ganzen Tag miethete. Dann ließ sie sich aber keinen Augenblick Ruhe, hurtig machte sie den Kiel wieder flott und trieb ihn pfeilschnell auf den See hinaus, als gälte es, durch solche Anstrengungen ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen.

Es dauerte nicht lange, so kamen in der Nachbarschaft allerley Gerüchte in Umlauf, welche Gretchen's Verhältniß zu dem jungen Fremden betrafen, und der Ersteren eben nicht zum Ruhme gereichten. Wer weiß nicht, welche unschönen Vermuthungen in der Regel Gevatterinnen und Basen aus Symptomen zusammentragen, wie sie bey Braunmose's Tochter allerdings in einem hohen Grade übereintrafen.

Jacob war der Erste, welcher die Jungfrau selbst auf dieses Geträtsche und auf dessen Folgen aufmerksam machte, nicht als ob er selbst eines Verdacht's gegen sie fähig gewesen wäre — er kannte die Seelenreinheit seiner Jugendspielinn aus Erfahrung zu sehr, um ihr irgend ein Arges zuzumuthen; — nicht, als ob er, sein eigenes Interesse im Auge, den Fremden um Gretchen's Liebe angefeindet hätte — er fühlte selbst zu tief, wie glücklich ihn diese gemacht haben würde, um sie einem Andern zu mißgönnen; — nein, nur um ihrer selbst willen hielt er sich verpflichtet, sie zu fragen: ob der Bue<sup>1)</sup> aus der Stadt es wirklich redlich mit ihr meine, und ob sie überzeugt sey, daß diese Verbindung ihr gr<sup>2)</sup>önnen<sup>3)</sup> werde?

Gretchen antwortete Nichts, allein sie sah den wackern Burschen mit einer so rührenden Innigkeit an, und drückte ihm die Hand mit solcher Herzlichkeit, daß er sich abwenden mußte, um sie die Thränen nicht bemerken zu lassen, die ihm ins Auge traten. Dann nickte sie bedeutend mit dem Kopfe und ging tief sinnend in ihre Kammer. Jacob glaubte sie daselbst heftig schluchzen zu hören.

In den ersten Frühstunden des nächsten Morgens trat Gretchen mit

<sup>1)</sup> Jüngling. <sup>2)</sup> grünen (gedeihen).



verweinten Augen, übernächtigen Antlitzes und den Rosenkranz in der Hand, an das Bette ihres Vaters, der schon auffsaß. Freundlich reichte er ihr die Rechte und lobte sein frommes Kind, das schon so zeitlich seines Schöpfers eingedenk gewesen sey.

„Ich komme,“ sagte sie mit zitternder Stimme und kniete zu den Füßen des Bettes nieder, „ich komme aus der einsamen Capelle am Eisbach hinter Bartholomä, und habe dort zu unserer lieben Frau gebethet, daß sie mir beystehe in meiner großen Noth. — Vater, ich habe Euch eine schwere Schuld zu bekennen.“

Erschrocken schaute der Greis auf seine Tochter, deren Gesicht so fleckenlos vor ihm lag, wie ihre Seele vor Gott, und wußte nicht, was er von dieser Rede halten solle; Gretchen aber fuhr fort.

„Ein Bue ist gekommen von Salzburg und ist in meiner Zillen<sup>1)</sup> gefahren alle Tag, aufm See und auf der Achen<sup>2)</sup>, und ist mit mir herumgestiegen in den Palfen<sup>3)</sup> und auf den Scharten<sup>4)</sup>, und hat mit mir geredet dieß und das, aber niemals anders als in Ehr' und Züchten, und auf einmal hat er mir gesagt, daß er mich gern hätte wie Nichts auf der Welt, und daß ich sein Weib werden sollte. — Da bin ich wohl recht erschrocken, und weil ich meint', er wolle mich foppen, so hab' ich ihm zuerst auf dieses Wort recht g'schnappig<sup>5)</sup> geantwortet, wie er aber immer wieder darauf zurückgekommen ist, und ich in seinem Gesicht gelesen hab', daß er rechtschaffene Absichten hat, da hab' ich nimmer g'schnappig thun können, und ich hab' ihn angeschaut, und hab' erst recht gesehen, wie er so gar sauber ist, und seitdem ist mir ganz öd im Herzen geworden; ich kann nicht mehr schlafen, nicht rasten bey Tag und Nacht und sobald ich nur an ihn denk', muß ich nichts als tränen<sup>6)</sup>; und da bin ich heut früh hinausgegangen in die Capelle und hab' der Mutter Gottes mein Leid geklagt, und mir war nicht anders, als thät sie ihren heiligen Mund auf und sagte: „Rede mit deinem Vater.“ Da bin ich denn eilends heimgelaufen, und weil Ihr mein einziger Freund seyd aufm Erdboden, so hab' ich Euch Alles vertraut und will Euch um Eure Verzeihung bitten und um Euern Rath.“

<sup>1)</sup> kleines Schiff (Gondel). <sup>2)</sup> Fluß. <sup>3)</sup> Felsen. <sup>4)</sup> Bergabstürze. <sup>5)</sup> schnippisch. <sup>6)</sup> weinen.  
(Die Fortsetzung folgt.)

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Dienstag, den 23. April, zum ersten Male: „Die Krone von Cypern.“ Schauspiel in 5 Aufzügen, von Eduard von Schenk. Mad. Schröder als Gast in der Rolle der Civa.

Was den Inhalt des vorstehenden Dramas betrifft, so glauben wir uns einer ausführlichen Anzeige desselben füglich entheben und unsere Leser nur an das erinnern zu dürfen, was sie bereits im vorigen Jahrgange dieser Blätter, und zwar in Nr. 66, wo in einer Correspondenz aus München eine höchst detaillirte Erzählung des Stoffes geliefert wird, gelesen haben. Für diejenigen, welche das erwähnte Blatt nicht zur Hand, oder den Inhalt desselben vergessen haben, tragen wir die Hauptumrisse der Handlung in Folgendem nach: Amalrich, Fürst von Tyrus, hat seinen Bruder Heinrich, den König von Cypern, ermordet, und herrscht seit fünfzehn Jahren mit tyrannischer Grausamkeit auf dem geraubten Throne. Heinrichs Gattinn und Sohn, Stephanie und Hugo, denen ein gleiches Schicksal mit dem Gemordeten zugebracht war, und die allgemein als Todt betrachtet werden, sind indeß dem Untergange entronnen und nach Egypten gelangt. Hier werden sie jedoch getrennt, Hugo der Mutter von dem Sultan Egyptens



entrissen, diese endlich in ihr Vaterland zurückgeführt, wo sie unerkant als niedere Sclavinn im Hause des Usurpators dient. Hugo, in Egypten von dem Großcomthur der Hospitaliter gefunden und erzogen, kommt, zum Jünglinge gereift, mit seinem Pflegevater nach Cypren, die Magd Civa wird von dem Comthur als Königin Stephanie erkannt, diese dagegen sieht in dem Jünglinge des Ordens ihren verloren geglaubten Sohn Hugo wieder; die Cyprioten, die schon längst das Joch ihres blutgierigen Tyrannen abzuschütteln wünschten, nehmen den Sohn ihres geliebten Königs mit Freuden auf, und sehen ihn, mit den Waffen in der Hand, vereint mit den Hospitalitern, auf den Thron seiner Väter. Der Tyrann, von seinen Vertrauten selbst verrathen, räumt durch einen freywilligen Tod seinem Neffen den Platz.

Wenn wir das vorliegende Stück gleichsam von Außen betrachten, und alles, was hier auf den Bretern geschieht oder als früher geschehen erzählt wird, zusammenfassen, so wird es allerdings nicht an Begebenheiten fehlen, die wir in buntem Wechsel auftauchen und an uns vorüberfliegen sehen. Desto größeren Mangel aber werden wir an eigentlicher Handlung finden, und das Bewußtseyn dieses Unterschiedes, eben weil es uns so unabwieslich aufgedrungen wird, kann uns über den dramatischen Werth des Stückes wohl nicht lange im Zweifel lassen. Die Handlung eines Trauerspiels oder Schauspiels aber kann nur von einer Person ausgehen, in welcher sich unser Interesse vom Anfange bis zum Ende concentrirt, indem wir in ihr und ihrem Schicksale die vollständige Lebensgeschichte des Menschenherzens abgepiegelt erblicken. Eine solche Person, ein solcher Mittelpunkt, fehlt uns in diesem Stücke; schon der sächliche Titel desselben scheint unwillkürlich auf eine Abwesenheit der Art hinzudeuten. Natürlich geht mit diesem Verluste auch der eigentliche Zweck, die wahre Bedeutung des Dramas verloren; nach einer bestimmten, klaren Idee, welche der Held entweder durchführt, oder der er sich opfert, sehen wir uns vergebens um; unsere Aufmerksamkeit wird von dem Menschen ab- und auf eine Sache hingezogen, die uns fremd ist, oder gleichgültig bleibt, unsere Theilnahme zersplittert sich auf drey oder vier getrennte Bruchstücke, die zusammengenommen nie ein Ganzes machen werden oder uns für ein Ganzes gelten können. Statt der freyen, selbstgewählten That einer großartigen Menschennatur sehen wir kaum etwas anderes, als das zufällige Zusammentreffen von Umständen, welche die Handelnden eben so wenig herbeizuführen, als nach einem klar erkanteten Ziele zu senken im Stande waren; den freylich glücklichen Ausgang, den wir im Vertrauen auf eine gütige Vorsehung zwar schon voraussehen, haben wir einzig und allein eben dieser gütigen Vorsehung zu danken, die hier, wie bey tausend andern dramatischen Calamitäten, sich zur rechten Zeit ins Mittel legt, und, indem sie den Guten lohnt und den Bösen untergehen läßt, die Widersprüche des Schicksals oder der Menschen ausgleicht. Die letzteren aber sind an dieser erfreulichen Katastrophe wahrlich unschuldig, da aus ihrem Wesen und Thun auch nicht ein Schatten von Nothwendigkeit derselben hervorgeht, da Alles, was geschieht, mehr oder weniger ohne ihr Zuthun geschieht, und eben so gut zu dem gerade entgegengesetzten Resultate führen könnte. — Aus der bunten und doch zugleich gehaltlosen Unstätigkeit der Handlung geht, wie denn immer eins in dem andern bedingt ist, auch die Mangelhaftigkeit der Charaktere und das Ungenügende ihrer Stellung gegen einander hervor. Es fehlt, wie dem Stücke der Held, so ihnen allen das Haupt, und mit diesem der gemeinschaftliche Sammelpunct; sie gehen, wie die vereinzelten Haufen eines feldherrnlosen Heeres, jeder seinen Weg, ohne einem einzigen, aber allmächtigen Willen zu gehorchen; daß sie am Ende ans Ziel gelangen, ist, wie gesagt, weder ihre Schuld, noch ihr Verdienst. Der Usurpator, der dem Umfange und der Wichtigkeit seines Platzes nach, die Hauptperson ist, lernen wir mehr aus den ihm bengelegten Prädicaten und den Schilderungen seiner Umgebung, als aus seinem Wollen und Vollbringen kennen; von ihm selbst sehen wir wenig mehr als eine fortgesetzte Reihe von Drohungen und Verwünschungen; ja die Art, wie er sich von einer niedern Sclavinn, und endlich gar vor seinem ganzen Hofstaate von dem Großcomthur schulmeistern läßt, ist wohl nicht geeignet, uns von seiner Mannesstärke, oder auch nur von seiner Tyrannennatur einen vortheilhaften Begriff zu geben. Der junge Kronprätendent ist seinem Führer, dem Comthur, noch mehr aber den Umständen, von denen er sich leiten läßt, so vollkommen untergeordnet, daß er höchstens nur als Mittel zum Zweck erscheinen kann, ja er muß von den Cyprioten recht eigentlich mit Gewalt gezwungen werden, sich die Krone zu ersuchen, die auf ihn wartet; selbst seine Liebe zu Amadea ist mehr von der kränklich schmach tenden, als kräftigen Art, da er ihr förmlich entsagt, statt sie als Sporn zu großen Thaten zu betrachten. Amadea selbst ist eine recht anmuthig duftende, aber durchaus unwesentliche, keineswegs notwendige



Zierblume in diesem Garten der Willkür und des Zufalls. Des Usurpators Better, Valian, anfangs ein Vasall und Werkzeug des Tyrannen, später aber, nachdem die Umstände und folglich auch sein Sinn sich geändert haben, der Anhänger Hugo's, erscheint mit seiner Gegenrevolution am Schlusse des Ganzen beynahe possierlich und gewinnt dadurch eine Wichtigkeit, die für die Wirkung des Stückes sogar verderblich werden kann, wie sie es bey uns geworden ist. Der Großcomthur ist an und für sich ziemlich farblos und für die Entwicklung ganz unentscheidend. Es bleibt uns also nur noch die Person der Civa, oder der Königin Stephanie übrig. Eine unglückliche Königin, und noch unglücklichere Mutter in Sclaventracht, in dem Hause ihres Verderbers, ist allerdings eine Erscheinung, die unser tiefstes Mitgefühl in Anspruch nimmt; denn wer könnte ungerührt bleiben bey dem Kampfe, bey dem Siege der reinsten aller menschlichen Empfindungen, der allmächtigen Mutterliebe. Allein dieser Kampf tritt nur in einer einzigen Scene erkennbar, entscheidend hervor, und so dankbar diese Scene auch für das Schicksal des Stückes, wie für die Darstellerin seyn mag, so ist sie doch für die Entwicklung eines Charakters, für die Schilderung einer Reihe von Seelenzuständen, kurz, für den innern Bau einer dramatischen Handlung durchaus nicht genügend. Selbst ihre Stellung als Sclavinn, so rührend sie auch anfänglich erscheint, ist eben so wenig nothwendig; eben so wenig großartig ergibt sie sich im Verlaufe der Begebenheiten, wenn man bedenkt, daß Civa von dem Daseyn ihres Sohnes nicht das Mindeste ahnet, und folglich in ihrer Erniedrigung weder eine Hoffnung für diesen Sohn hegen, noch irgend einen Plan zum Untergange des Tyrannen im Hintergrunde halten kann. Würde sie etwas von dem Leben ihres Kindes, und brächte sie seinem angestammten Rechte das Opfer einer jahrelangen Selbstverläugnung, so würde ihre That im eigentlichen Sinne des Wortes tragisch erhaben dastehen, und Stephanie könnte als einer der ergreifendsten weiblichen Charaktere des vaterländischen Dramas gelten. So ist sie, wie die übrigen Personen, nur Mittel zum Zweck, und läßt, wie jene, trotz aller schönen Einzelheiten, doch nur das Gefühl des Bedauerns zurück, daß über allen den Mitteln der Zweck selber verloren gegangen ist. Als Ganzes wird uns das Stück nie befriedigend erscheinen, den einzelnen poetischen Ausschmückungen können wir dagegen unsere wärmste Anerkennung nicht entzagen. Die Scene im dritten Acte, wo Civa ihr und ihres Sohnes Schicksal erzählt und diesen selbst wiederfindet, ist von großer, tief ergreifender Wirkung; sie kommt uns, wie im „Bellar“ die Scene am Thurm, wo der geblendete Feldherr seine Tochter erkennt, als der ursprüngliche Kern des Ganzen vor, dem alles übrige erst später als Umkleidung beigegeben ist. So schön und wirksam beide Scenen erfunden sind, so wenig ist in dem einen wie in dem andern Stücke eine wahrhaft dramatische Idee aufgefaßt und durchgeführt. Außer dieser Stelle kommen noch andere von gleicher poetischer Verdienstlichkeit vor; die Scene der beiden Liebenden, in der eine Schilderung von Egypten und Cypern gegeben wird, ist, was die Sprache betrifft, vortrefflich ausgeführt, auch die Exposition des Stückes im ersten Acte ist durch den Winzer Pano, der aber leider ganz aus der Handlung verschwindet, kräftig und klar gebracht. Das beschreibende und das lyrische Talent des Verfassers hat sich in diesem seinem neuesten Producte unverkennbar gezeigt; bey so ausgezeichneten Befähigungen haben wir wohl das Recht, auch in dramatischer Beziehung einmal etwas durchaus Tadelloses, Vollendetes zu erwarten. —

Was die Aufführung auf unserer Bühne betrifft, so sind wir unserm vortrefflichen Gaste, der Mad. Schröder, dieses Mal mehr als doppelt verschuldet. Ihr unvergleichliches Spiel hat uns über Manches, was sonst wohl störend oder doch erkältend eingewirkt hätte, hinübergeführt, und zugleich die Reihe ihrer herrlichen Leistungen um eine schöne, unvergessliche Zierde bereichert. Sie entwickelte in der Scene des dritten Actes einen Heroismus der Mutterliebe, der alles unwiderstehlich dahinriß. Man ist gezwungen auf diese Scene einen zweifachen Werth zu legen, indem sie an und für sich eine der vollendetsten der vortrefflichen Künstlerin, besonders aber weil sie in diesem Stücke die einzige von wahrhaft ergreifender Wirkung ist, und dem sonst zweifelhaften Erfolge des Ganzen nicht geringen Vorschub leistet. — Hr. Anschütz als Amatric hat einen gar schweren Stand. Es gibt für einen Schauspieler wohl keine undankbarere Aufgabe, als einen Charakter darzustellen, der, hassenswerth wie er ist, auch noch das einzige Verdienst einer männlich, consequent durchgeführten Haltung entbehrt. Was nur durch Vortrag und Wohlredenheit unter solchen Umständen geleistet werden konnte, das leistete der treffliche Darsteller, dessen Werth in den genannten Beziehungen wir oft genug kennen und schätzen gelernt haben. Noch übler ist der Seneschall Valian von dem Dichter bedacht worden. Selbstverläugnung, ja beynahe



Selbstaufopferung ist bey solchen Gelegenheiten die einzige Tugend; diese hat unser wackerer Wilhelm geübt. Adhemar oder Hugo ward von Hrn. Fichtner mit der Frische und Jugendlichkeit dargestellt, die der freylich nur skizzirte Charakter erfordert, oder vielmehr zuläßt. Dlle. Pistor, als Amadea, sprach, wenn auch weniger durch Einfachheit und Natürlichkeit des Vortrags, doch an vielen Stellen durch die Innigkeit ihres Gefühls an. Hr. Heurteur, als Pano, wirkte in seiner Scene im ersten Acte durch die Kraft und das Feuer seiner Rede. Verdienstlich, wie immer, wenn auch durch Persönlichkeit nicht ganz zu der Rolle geeignet, war Hr. Costenoble als Großcomthur. Die kleinen Rollen der Witzgerinnen wurden von den Dlle. Zeiner und Vandini, so wie die übrigen Nebenrollen von den H. H. Weber, Volkomm, Schmidt und Ed. Anschütz mit Fleiß gegeben.

### Van Aken's Menagerie im Jahre 1833.

(S c h l u ß.)

Von den friedlichen Säugethieren finden wir hier sieben verschiedene Arten aus eben so vielen Gattungen vereinigt, welche fünf abgesonderten Ordnungen angehören: den Wiederkäuern, Einhufern, Beuteltieren, Nagethieren und Affen. Von den Wiederkäuern befindet sich hier eine der größten naturhistorischen Seltenheiten, nemlich das Büffel-Gnou oder die Stier-Antilope (*Catoblepas taurinus*), aus dem Lande der Beetzuanen im Innern von Südafrika, das erst in der neuesten Zeit durch Burckell entdeckt wurde und durchaus nicht mit dem gleichfalls seltenen Stier-Gnou (*Catoblepas Gnou*), das die Capcolonie bewohnt und im Jahre 1820 in Tourniaire's schöner Menagerie in Wien gezeigt wurde, verwechselt werden darf. Dieses Thier bildet mit dem Stier-Gnou eine ausgezeichnete Gattung, welche erst in der neuesten Zeit von Temminck und Gray von den Antilopen getrennt und mit dem Namen *Catoblepas* belegt wurde; ein Name, der diesen Thieren schon von den Alten, wegen ihres stets nach abwärts gerichteten Blickes, gegeben ward. In seiner Bildung ist es ein sonderbares Gemische von Stier, Antilope und Pferd; denn es vereinigt den zierlichen Bau der Antilopen mit der Kopfform des Stieres, und der Mähne und dem Schwanz des Pferdes. Die flachliegende Krümmung des Gehörns, die weiße Farbe der Mähne und des Schwanzes und die divergirende Richtung des Haares an denselben, sind die Unterschiede, welche das Büffel-Gnou von dem Stier-Gnou unterscheiden. Gewiß ist dieses Thier die größte Bierde der van Aken'schen Menagerie, und zugleich eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten, selbst für den Kenner. Die Einhufer werden durch ein herrliches, vollkommen jahmes Exemplar des Zebras oder Tigerpferdes (*Asinus Zebra*), aus dem Caplande repräsentirt. Dieses wahrhaft materisch schöne Thier gewährt sicher einen imposanten Anblick; da Thiere von solcher Größe nur selten durch eine besondere Farbzeichnung ausgezeichnet sind. Es dürfte um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, als es ein Thier ist, das zwar dem Namen und der Abzeichnung nach allgemein bekannt ist, aber sicher nur von sehr wenigen unserer Zeitgenossen im lebenden Zustande gesehen wurde; denn die letzten Zebra's, welche in Wien zu sehen waren, befanden sich in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn, wo das eine derselben 1794 und das zweyte, wenn wir nicht sehr irren sollten, 1803 gestorben ist. Es sind mithin zum mindesten dreißig volle Jahre, daß in Wien kein Zebra mehr lebend zu sehen war, und wir müssen daher Hrn. van Aken für die wahrhaft schöne Überraschung danken, die er uns mit diesem prachtvollen Thiere gemacht hat. Von den Beuteltieren springt eine lustige Känguruhfamilie (*Macropus giganteus*), aus einem Männchen, Weibchen und Jungen bestehend, auf ihren langen Hinterbeinen munter in ihrem Käfige umher, und zeigt uns in der regellosen Bildung ihres Körpers den Eigensinn der neuholländischen Natur. Alle drey Exemplare sind übrigens, so wie die allermeisten Känguruh's, welche sich auf dem Festlande befinden, nur Abkömmlinge von Neuholländern und geborne Europäer. Die Nagethiere beschränken sich hier auf zwey verschiedene Arten, die uns beyde schon von frühern Ausstellungen her bekannt sind, nemlich die Aguti's oder Ferkeltaninchen (*Dasyprocta Aguti*), aus Brasilien, und das nordafrikanische Stachelthier (*Hystrix cristata*), das durch seinen wohlbespielten Panzer, mit welchem es nichts weiter als lärmen kann, nicht wenig an den Igel erinnert. Von den lustigen Affen ergötzt uns hier vorzüglich ein herrliches Choras- oder Mandrillmännchen (*Papio Mormon*), aus Angola, von besonderer Größe und Schönheit, durch seine sonderbaren Gesten, die dem blaubackigen Großmaule mit seiner zinnoberrothen Nase, höchst possierlich



lassen und an dem Weibchen, von welchem sich ein noch ganz junges Exemplar mit schwärzlichem Gesichte hier befindet, bey weitem nicht den Grad von Komik erreichen. Ergötzlicher dagegen ist der besonders große, ungeschwänzte Magot oder türkische Affe (*Inuus ecaudatus*), aus der Barbaren, der sein ohnehin troziges, nacktes Gesicht so in Falten zu legen weiß, daß man nicht selten verleitet wird, Vergleichen mit grämlichen Urvätern anzustellen.

Die Abtheilung der Vögel ist ziemlich zahlreich, und insbesondere darunter die Familie der buntgefiederten Papageyen, welche allein 22 verschiedene Arten zählt; diese sind: der große rothe (*Macrocerus Macao*), blaue (*Macrocerus Ararauna*), und schwarzstirnige Ara (*Macrocerus severus*), aus Brasilien; der goldstirnige (*Psittacara auricapilla*), und guianische Ara: Sittig (*Psittacara guianensis*), aus Brasilien und Cayenne; der einfache Alexander (*Palaeornis torquatus*), aus Bengalen und der Doppel-Alexander (*Palaeornis Alexandri*), aus Ceylon; der ostindische Glanz: Sittig (*Palaeornis Haematodus*); der brasilianische grüne: (*Conurus viridissimus*), und der gelbstirnige Sittig (*Conurus pertinax*), der große: (*Platycercus obscurus*), und der gelbweißhäufige (*Plectolophus cristatus*); der molukfische gelbhäufige (*Plectolophus sulphureus*), und der neuholländische Helm: Kakadu (*Plectolophus galeritus*); der graue Papagey (*Psittacus erythacus*), aus Angola; der seltene purpurschwänzige (*Psittacus purpureus*), und der dufresnische Papagey (*Psittacus dufresnianus*), aus Cayenne; der höchst seltene weißbauchige (*Psittacus leucogaster*), der gelbstirnige: (*Psittacus ochrocephalus*) und der Amazonenpapagey (*Psittacus Senegalus*), aus Senegambien. An die Papageyen reihen sich die schönfarbigen Singvögel an, von denen 11 ausgezeichnete Arten von 4 Gattungen vorhanden sind; der feuerfarbige Sperling oder Feuervogel (*Pyrgita Oryx*), vom Cap der guten Hoffnung, der so eben im Begriffe ist, sein unansehnliches Jugendgewand mit seinem goldenen Festkleide zu vertauschen; der blaue Fink (*Cannabina Bengalus*), aus Angola und der Amaranthfink (*Cannabina Senegalus*), aus Senegambien; der angolische Paradies: (*Vidua paradisea*), und Königs: Trauervogel (*Vidua regia*); der senegalische (*Coccothraustes Astrild*), und rothbändige Kernbeißer (*Coccothraustes detruncatus*), aus Senegambien, und der weißköpfige (*Coccothraustes Maja*) Jacobin: (*Coccothraustes Malacca*), Bisam: (*Coccothraustes moschatus*) und Reiskernbeißer (*Coccothraustes oryzivorus*), aus Java. Von größern Vögeln sehen wir hier einen sehr schönen Pfauenfranch oder Königsvogel (*Anthropoides pavoninus*), aus Angola; den nordafrikanischen Pelikan (*Pelecanus Onocrotalus*), aus Egypten, — dessen Bekanntschaft wir schon im Jahre 1824 in van Aken's Menagerie machten, und der sich seine Fischmästung, wie wir sehen, recht wohl bekommen läßt, — und zwey sehr schöne neuholländische Strauße oder Randon's (*Dromiceus Novae Hollandiae*), welche uns gleichfalls schon, wenn auch nicht in denselben Exemplaren, von frühern Ausstellungen her bekannt sind, aber immerhin zu denjenigen Thieren gehören, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die vierte Abtheilung endlich, enthält die Amphibien, welche sich auf die schon früher, und zwar zuerst in *Tournaire's*, sodann aber in vielen andern und 1828 selbst in van Aken's Menagerie gesehenen ostindischen und javanischen Riesenschlangen beschränken, welche die Naturforscher mit dem Namen getiegrer Pnython oder Pedda: Poda (*Asterophis Tigris*), belegen. Hr. van Aken besitzt 5 sehr schön erhaltene und wohlgenährte Exemplare von 11 — 18 Fuß Länge und ausnehmendem körperlichen Umfange. Wir beziehen uns in Ansehung dieser asiatischen Riesenschlangen auf das, was wir in diesen Blättern bey Durchwanderung der van Dinter'schen Menagerie schon 1828 (Nr. 81) gesagt haben, und fügen nur die Bemerkung bey, daß wir der van Aken'schen Ankündigung dieser Thiere um so lieber unsere Zustimmung geben wollen, als allenthalben das wahre Vaterland und nur einmal der systematische Name angegeben ist. Sowohl für den Kenner, noch mehr aber für den Layen, werden diese Thiere stets eine willkommenere Erscheinung seyn, da sie mit Recht Beachtung verdienen.

Wir beschließen somit unsere Anzeige über die diesjährige Ausstellung der van Aken'schen Menagerie und drücken nur noch den Wunsch aus, daß dieser schöne Schaugegenstand nach Verdienst gewürdigt und dem Besitzer desselben, der kein Opfer scheute, dem Wiener Publicum etwas Außerordentliches vorzustellen, sein lobenswerthes Bestreben durch einen reichlichen Besuch gelohnt werden möge.

L. J. Fipinger.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 7. May 1833.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das arme Gretchen.

(Fortsetzung.)

Der alte Braunmoser hatte mit wachsendem Erstaunen dieser, unter fortwährendem Schluchzen vorgebrachten Erzählung zugehört — mancherley Bedenken stiegen dabey in seiner Seele auf; allein es bedurfte nur eines Blickes in das engelklare Gesicht Gretchens, um deren Wichtigkeit zu erkennen. Er ließ sie daher vollenden und stellte ihr dann, indem er alle Vorwürfe weislich unterdrückte, das Mißliche einer Verbindung mit einem „vornehmen Herrn aus der Stadt“ mit allen jenen Gründen vor, die ihm seine beschränkte Weltansicht an die Hand gab. „Wenn du,“ sagte er unter andern, „unter den Stadtleuten seyn wirst und kannst nicht auch, wie sie es gewohnt sind, haßig<sup>1)</sup> thun oder gar französisch reden, da wird dein Mann sich deiner schämen, sie werden dich auslachen, er wird darüber grandig<sup>2)</sup> werden und dich zu Haus sitzen lassen, und dein Ehestandsglück wird so zuserich<sup>3)</sup> seyn, daß du unter lautem Röhren<sup>4)</sup> wünschen wirst, du hättest ihn nie kennen gelernt. Oder er wird dir gar vorwerfen, daß er anstatt dir, eine Dien' von Stand und Vermögen hätte haben können, und dann wird dir jeder Bissen im Maul verkommen, und die Neue wird dich Tag und Nacht peinigen, bis du zuletzt in die Grube fahren wirst.“

„Ach,“ klagte Gretchen, „das hab' ich ihm ja Alles auch eingeredet, aber er sagt, ich solle früher zu einer Verwandten von ihm, einer reichen und ansehnlichen Frau, ins Haus ziehen und dort recht viel, ich glaube gar, auch Französisch lernen, damit seine Freunde und Niemand an seiner Braut etwas auszufehen hätten, inzwischen will er fortreisen, weit, so weit, daß kein Mensch und ich selbst von ihm nichts wissen soll, und erst hernach will er mich heirathen, und für Euch, Vater, soll auf's Beste gesorgt werden, und er will mich auf den Händen tragen und alles thun, was er mir an den Augen ansehen kann; aber ich kann nicht,“ setzte sie laut weinend hinzu, „ich kann nicht von meinem alten Vater weg in die große Stadt, wo viele Millionen Menschen und so fin-

<sup>1)</sup> stolz. <sup>2)</sup> übelthunig. <sup>3)</sup> sparsam. <sup>4)</sup> weinen.



stere, schwarze Häuser sind — ich würde immer glauben, daß Ihr todt seyd, oder daß ich im Arrest bin — nein, nein, wenn er wieder kommt, so will ich ihn fortschicken für immer und ihn gar nicht mehr ansehen, denn wenn er so mit seinen lieben blauen Augen in die meinigen schaut, so kann ich ihm Nichts abschlagen und wenn er gleich mein Leben verlangte.“ —

Der bekümmerte Vater, wie wenig er auch für zartere Gefühle zugänglich war, überzeugte sich dennoch aus dem leidenschaftlichen Betragen seines Kindes, wie tief der Schaden schon in ihrem Herzen eingefressen war, und daß es leicht schon zu spät seyn dürfte, um ihn, ohne eine gefährliche Operation, zu heilen. Indessen hoffte er den Fremden selbst von seinem Gedanken abbringen und dadurch die Hauptursache der Krankheit heben zu können, wenn er sein Gewissen rege machte, oder ihm sein hülf- und hoffnungsloses Alter zu Gemüthe führte. Deswegen beruhigte er das trostlose Mädchen durch väterliches Zureden und befahl ihr, ihren Willi<sup>1)</sup> zu bringen, damit er sich selbst mit ihm besprechen und seine Absicht genau erfahren könne. „Denn,“ dieß waren seine letzten Worte, „was würde es mir helfen, wenn ich mit dir greinen<sup>2)</sup> oder dir wehren wollte, ihn zu sehen: „Lieben und Bethen läßt sich nicht nöthen,“ sagt das Sprichwort und bin ich auch nur ein armer Fischer, so weiß ich gleichwohl, daß die Liebe wie eine Lähne<sup>3)</sup> ist, anfänglich klein, gar nicht gefährlich; aber je weiter sie rollt, desto stärker und fürchterlicher wird sie, bis sie zuletzt Weischen und Häuser und Dörfer und Städte niederreißt und sich gar durch Nichts mehr aufhalten läßt. Du bist mein einziges Kind und meine Ernährerin; aber wie lange würde ich dich noch erhalten, wenn du dich grämen müßtest, weil der Bue, den sich dein Herz auserwählt hat, nicht dein werden kann. Du würdest mühselig und mühselig<sup>4)</sup> und ich alter, kranker Mann könnte dir noch ins Grab nachschauen. Darum geh' und bring' mir deinen Willi.“

Er schob die arme Kleine sanft von sich und kehrte sein Gesicht nach der Wand, damit sie die Thränen nicht sehe, die unaufhaltsam aus seinen Augen hervorbrachen. Gretchen hielt die Schürze vor's Antlitz, und wankte zur Thüre hinaus, um in ihrem Stübchen zu bethen.

Strahlend vor Seligkeit trat Wilhelm des andern Tages aus Braunmoser's Hütte, denn es war ihm gelungen, den Alten zu überzeugen, daß seine Werbung ihm selbst und seiner Tochter zum Vortheil gereiche. Dessenungeachtet war es keine leichte Aufgabe, die Letztere zur Einwilligung zu bestimmen, und es bedurfte des strengen Befehles ihres Vaters, ihre Bedenklichkeiten hinsichtlich seiner Pflege niederzuschlagen.

Schon in der nächsten Woche kam Wilhelm mit eigenem Wagen von Salzburg zurück, sein Gretchen abzuholen. Er brachte eine stattliche Frau von mittlern Jahren, seine Tante, mit sich, welche die Jungfrau aus des Vaters Händen übernahm und ihr Mutter zu seyn verhieß. Es wurde nun Wilhelm's Reiseplan verabredet, eine fortwährende Correspondenz eingeleitet, für des alten Braunmoser's Hauswesen Vorsorge getroffen und Wilhelm bestieg gleichzeitig mit Gretchen den Reisewagen, um erst nach Verlauf von zwey Jahren zurückzukehren. Welche Thränen um ihn und um den

<sup>1)</sup> Wilhelm. <sup>2)</sup> janken. <sup>3)</sup> Lawine. <sup>4)</sup> Fränklich.



Vater flossen, wie oft der Abschied erneuert, Bitten, Beteuerungen und Gelübnisse wiederholt wurden, ist leicht zu ermessen, besonders da die Herzen der beyden Liebenden rein und diese Liebe ihre erste war.

Gretchen befand sich nun zu Salzburg in einer Lage, wie sie wohl kaum jemals ihren Träumen erschienen seyn mochte. Wahrscheinlich fühlte sie sich anfangs in den modernen Kleidern, in dem Zwange des Stadtlebens, in der Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen nicht eben behaglich, so wenig als die Beschäftigung mit Geistesarbeit ihrer bisherigen Übung entsprach; sie würde sich für verzaubert und ihr ganzes gegenwärtiges Verhältniß für ein phantastisches Wahngelbde gehalten haben, wenn nicht Wilhelms traute Gestalt in ihrer Seele gewohnt und der Geist der Liebe sie umschwebt hätte. Aber sie wußte ja, daß die Tante ihn in ununterbrochener Kenntniß von ihren Fortschritten erhielt, sie wußte, daß jedes Vorrücken ihrer Bestrebungen ein Annähern zu dem süßen Ziele war, wußte, daß jede Anstrengung ihm als ein zarter Beweis erhöhter Liebe gelten mußte; und darum scheute sie keine Schwierigkeit, ermüdete an keinerley Hinderniß, jagte vor keiner Mühe und ihre Erziehung gedieh wunderbar. Mit Siebenmeilenstiefeln ging es in der Ausbildung ihrer, von Natur guten Anlagen vorwärts und als sie vollends Wilhelms ersten Brief an sie selbst unbeanstandet lesen, als sie ihn sogar eigenhändig beantworten konnte, da war ihre Wonne ohne Grenzen, sie jauchzte und weinte wie ein Kind, aber sie war von diesem Augenblicke an auch eine ganz andere Person geworden. Sie erkannte den Werth der Erziehung und die Größe von Wilhelms Verdienst um sie, sie sah ein, wie hoch sie ihm verpflichtet sey; doch auch ihre Jungfräulichkeit fühlte sich in edlerer Würde erhoben, sie wurde ernster, gefesteter, inniger; sie würde Tag und Nacht studiert haben, wenn man es ihr geduldet hätte: allein die Tante, von Wilhelm mit jedem Briefe dringender aufgefodert, über seiner theuern Braut Wohlseyn zu wachen, für welches ihn deren unbegreifliche Fortschritte zittern gemacht hatten, hielt ihre ungemäßigte Lernbegierde im Zaum, und setzte derselben gewisse Schranken, über die sie sich nicht hinauswagen durfte.

Ach, wenn sie es nur immer auf eine freundliche Weise gethan hätte! wenn sie nur nicht von Tag zu Tag in ihrem Benehmen gegen Gretchen herber, finsterner, feindseliger geworden wäre! Aber das war ja das Einzige, was Gretchens Lage vergällte, das war die bittere Gese im Taumelbecher ihrer Seligkeit, daß die Frau, in deren Hause sie lebte, die ihr Mutterstelle zu vertreten hatte, zusehends an Liebe für sie erarmte und offenbar mit jedem neuen Morgen ein unwölkteres Antlitz, eine hochmüthigere Wegwerfung zur Schau trug. Das arme Mädchen, in Nichts sich schuldig wissend, verdoppelte ihre Anstrengung; allein je wärmer das Lob des Sprach-, Tanz- und Singmeisters sich aussprach, je schwärmerischer das Entzücken aus Wilhelms Briefen klang; desto düsterer großte das Auge der Tante, desto strenger scheuchte sie das harmlose Kind in sich selbst zurück, desto hämischer bekrittelt sie jede ihrer Leistungen.

Am tiefsten fühlte Gretchen sich durch die unschonenden Hindeutungen auf ihre Geburt verlegt, so wie durch den Hohn, womit die stolze Frau bey jeder Gelegenheit ihre vormalige Unbeholfenheit, Unwissenheit oder Rohheit, wie sie es nannte, perffilte und ihren Neffen bedauerte, dem die ersten Häuser offen gestanden hätten, und der sich an die „populace“ wegzuworfen vorzog.



Gretchen schwieg bey allen solchen Äußerungen von Unzartheit, allein sie sah dadurch nur zu bald die Befürchtungen ihres Vaters verwirklicht. Es wäre ihr ein Leichtes geworden, ihre Klagen an Wilhelm gelangen zu lassen, mit dem sie nun unausgesetzt correspondirte; indessen hielt sie es eben sowohl für unwürdig, als ihr feines Gefühl sie lehrte, es würde ihr übel anstehen, wenn sie den Samen des Unfriedens zwischen Blutsverwandte streuen wollte, sie, eine Fremde, die der Familie zu so hohem Danke verpflichtet war. Deswegen war sanfte Hingebung die einzige Waffe, welche sie jenen Unbilden entgegensetzte, die einzige, aber so mächtige Gegenwehr, die dem Weibe ziemt, und mit welcher es den stärkern Mann siegreich zu bekämpfen versteht. Doch gerade das eigene Geschlecht, ein geborner Bundesgenosse, wird eben darum nicht selten der grimmigste Widersacher, welcher mit unversöhnlichem Groll seine Geschlechtsverwandten befehdet.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, den 8. März 1833.

Seit meinem letzten Berichte, am Schlusse des verflohenen Jahres, bot sich in der That so wenig Erfreuliches zur Aufzeichnung dar, daß selbst das sonst Bemerkenswerthe seinen Reiz verlor. Das neue Jahr begann nemlich mit einer wahren Land- und Stadtplage, der bösen Influenza oder Grippe, die schon im Jahre 1782, von der chinesischen Grenze ausgehend, und die Rundreise durch ganz Europa machend, die Völker erschreckte. Wie groß ihre verderblichen Wirkungen damals gewesen seyn mögen, müssen wir den Berichten aus jener Zeit glauben, allein, daß es dieses Mal sehr arg war, haben wir Alle empfunden. Anfangs Jänner verbreitete sich das Gerücht, in Moskau lägen 200000 Menschen an der Influenza darnieder, ja, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, es fehlte nicht an Furchtsamen, die schon Nachricht vom Ausbruch der kalten Pest in Moskau hatten, allein ehe man noch Zeit hatte, das Wahre vom Falschen, das Übertriebene vom Gemäßigten zu sondern, war die Influenza schon in unserer Mitte. In wenig Tagen, da die Krankheit durch die neblige Witterung und die kalten Winde stets neue Nahrung erhielt, lagen auch hier gegen 100000 Menschen und darüber; kein Haus blieb verschont, in manchem waren sämtliche Bewohner ergriffen, die Schulen mußten aus Mangel an Lehrenden und Lernenden geschlossen werden, mit einem Wort, hätte die Cholera in diesem Verhältnisse uns ergriffen, so möchten nicht viele Berichterstatter nachgeblieben seyn, allein so — war es denn doch nur die Grippe. So leicht sie anfangs von Manchem genommen wurde, so schlimm können doch ihre Wirkungen seyn, wenn sie vernachlässigt worden. Manche Opfer sind ihr auch so gefallen, und mancher Leidende schaut sehnsüchtig dem Frühling entgegen, um sich in milderer Luft zu stärken. Der schöne Lenz läßt aber auf sich warten, und wenn man heute am Thermometer noch 12° Kälte sieht, so denkt man auch gerne an den milden Süden. Und dennoch muß man sich freuen, daß es so kalt ist, denn wäre es warm, so würde es später im April, May doppelt empfindlich seyn, weil Kälte uns nie geschenkt wird, während wir manchen Rückstand Wärme haben, der jedoch nicht nachgezahlt wird. Unter den obigen Krankheitsauspicien näherten sich die Festlichkeiten der Butterwoche eben nicht unter heitern Erwartungen, und dem zu hoffenden Vergnügen schien allein dadurch schon ein Todesstoß gegeben zu seyn, daß die Witterung ungewöhnlich gelinde war. Eisberge sollten gebaut werden, während es regnete, und der ganze dazu bestimmte Platz unter Wasser stand; allein der Russe, des hier ewig wechselnden Klimas gewohnt, ließ sich nicht aus der Fassung bringen, wohl wissend, daß eine Nacht hier viel ändern kann. Diese Erwartung ward denn auch nicht getäuscht; als es eben noch Zeit war, trat der ersehnte Frost ein, und die unterdessen herbeygeführten Eisblöcke fanden ihren Platz, und manch fröhlicher Eisbergfahrer ist die helle, klare Bahn jubelnd hinabgeglitten. So gefährlich dieses Vergnügen dem der Lenkung des Schlittens Unkundigen erscheint, so wenig hörte man doch von irgend einem Unglücksfall, der sich auf den öffentlichen Bergen ereignet hätte, weil die Polizei strenge Aufsicht hält, und der Unternehmer dafür verantwortlich ist, wenn er zu viele Schlit-



ten und zu schnell nach einander hinabgleiten läßt. Auf den Privatbergen, namentlich auf den sogenannten Schweizerbergen, haben sich im Laufe dieser letzten Monate mehrere Unfälle zugetragen; eine Gräfin T — hat bey dem Umwerfen das Schlüsselbein gebrochen, andere Contusionen nicht gerechnet; auch von den Herren sind mehrere auf mannigfache Weise zu Schaden gekommen. Allein dergleichen ist nicht zu verhüten, sobald auch hierin das Maß überschritten wird; diese Berge sind nemlich noch einmal so hoch wie die gewöhnlichen, und bieten bey größerer Gefahr keinen größern Genuß, denn während man freylich auf einer etwas längern Bahn hingleitet, hat man auf der andern Seite auch die Mühe, eine noch einmal so hohe Treppe ersteigen zu müssen. Im Übrigen bot unser Carneval die ewig alte Erscheinung dar, die nur durch das freundlich sonnige Wetter angenehm variirt ward. Die Seiltänzerpantomimengesellschaft des Hrn. Lehmann läuft jedoch allen Mitbewerbern den Rang ab, und man kann dreißt behaupten, daß zwey Drittheile des für diese Gaukeleyen Ausgegebenen in seine Casse fließen. Für die Einnahmen könnte der Darsteller auch von seiner Seite etwas thun, allein Ref. fühlte sich unangenehm überrascht, als er zu zwey verschiedenen Malen stets dieselbe Vorstellung zu schauen bekam, die im vergangenen Jahre gegeben wurde. Im Begriffe, dieses seinem besondern Unstern zuzuschreiben, erfuhr er, daß Hr. Lehmann diese Vorstellung fortwährend gibt, was nun eben nicht auf große Fortschritte deutet. — Bey Hofe waren zur Feyer des Carnevals glänzende Feste, prachtvolle Maskenzüge und glänzende Quadrillen, von denen Augenzeugen nicht genug erzählen können. Die öffentliche Maskerade wäre, wie jetzt überall die Mummereyen, wahrscheinlich ohne allen Effect geblieben, hätte sie nicht durch die unerwartete Ankunft J. M. M. des Kaisers und der Kaiserinn einen neuen Glanz erhalten. Auch die Kaufmannschaft gab auf Subscription in dem schönen Engelhardt'schen Locale einen glänzenden Ball, zu dem sich gegen 800 Personen eingefunden hatten. Wie es bey einem solchen Unternehmen meistens geht, nur wenige Glückliche kehren ganz zufrieden nach Hause, der größere Theil, dem bald dieses, bald jenes nicht nach Wunsch ausgefallen ist, tadelt am Ende Alles, selbst das, was anfangs seines Beyfalls sich erfreute. So ist's und so wird's immer bleiben, nur die Genügsamen finden sich befriedigt, und Goeth's Worte: „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein werdender wird immer dankbar seyn,“ finden auch hier ihre Anwendung. Unsere Theater, nachdem man in den letzten Tagen der Butterwoche noch Vormittags und Nachmittags gespielt hatte, sind seit jener Zeit auch geschlossen, und Thaliens und Melpomenens Jünger und Jüngerinnen ruhen jetzt aus. Man könnte wohl sagen von der Arbeit, denn Kunst und geistige Anstrengung ist nicht sehr in Bewegung gesetzt worden, und da die edle Kunst des Mimen doch so schnell und unbeachtet an den Sinnen hingehet, so geben unsere Schauspieler sich lieber gar nicht damit ab. Mlle. Bauer ist während dieser Vacanzen nach Riga gegangen, die Provinzler durch ihr Talent zu entzücken, die Herzen mit Erinnerungen und Genüssen zu füllen, und die Börsen zu leeren. Ob die Rigaer finden werden, daß sie während ihres hiesigen Aufenthalts sich noch mehr ausgebildet hat, möchten wir bezweifeln; uns scheint sie mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten und eine gewisse Monotonie in allen ihren Rollen ist lästig. Um den Schaulustigen, während die Bühne geschlossen ist, doch einiges Vergnügen zu gewähren, haben in der Zwischenzeit die H. Laroche und Kleinschneck, der Himmel mag wissen, wo sie hergekommen sind, ein Metamorphosentheater, wie sie es zu nennen belieben, eröffnet, und erfreuen sich eines zahlreichen Zuspruchs, besonders der Kinderwelt, denen zu Liebe die Eltern den Scherz auch mit ansehen. Die Puppen, welche in den Stücken handelnd auftreten, sind sauber gekleidet, werden gut dirigirt, und die Verwandlungen, so wie die Bewegungen dieser Körperchen sind so präcis, grazios und gewandt, daß mancher Schauspieler daran ein Beyspiel nehmen könnte. Außerdem geben ein Hr. Spantikow und Molduano, zwey Taschenspieler, jeder für sich, Vorstellungen, von denen die des zweyten sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen haben. Hr. Molduano, der schon vor einigen Jahren hier seine Kunstleistungen producirt, weiß das Publicum auf mannigfache und höchst überraschende Weise zu unterhalten, und wenn gleich, wie bey diesen Vorstellungen die stete Versicherung wiederholt wird, Alles ginge natürlich zu, gleich als ob die guten Leute fürchteten, es möchten sich die Herenprozesse erneuern, auch Alles wirklich natürlich zugeht, so ist doch Manches schwer zu enträthseln. Molduano gibt auch Unterricht, und sehr naiv sagt er, das Honorar sey stets dem Verstande des Lernenden angemessen, also der Dummkopf zahlt doppelt und dreyfach. In der That eine lobenswerthe Einrichtung, um die Geduld des Lehrers zu belohnen.

Um jedoch stufenweise von dem Unedlen zu dem Edleren emporzusteigen, was die



Kunst im schöneren Sinne des Wortes heut, so stehen in dieser sonst stillen und dem Geräusch der Welt abgewandten Zeit die Concerte, deren wir uns täglich zu erfreuen haben, auf der höchsten Staffel. Schade ist es, daß es auch dabey ein „Über“ gibt, wie denn nichts auf diesem Erdenrund sich der Vollkommenheit erfreuen kann. Würde dieß viele Schöne nicht täglich geboten, ja würden die Opfer für dasselbe nicht gleichsam als eine Contribution angesehen, welche man der Kunst und ihren Meistern zu bringen gezwungen ist, es würde in der That noch mehr zusagen und das *toujours perdrix* hat in diesem Falle seine volle Anwendung. Zu vielen Concerten muß man Billete lösen, nicht um hinzugehen, denn es ist nicht Alles Gold, sondern auch manche Schlacken mit darunter, sondern um die Karte nur am Spiegel stecken zu haben; kennt man Musiker, so darf man ihnen in dieser Erntezeit keine abschlägige Antwort geben, kennt man keine, so muß man Freunden und Bekannten zu Gefallen manch Billet nehmen, denn wie sollten diese sonst die zu vertheilenden Massen los werden? Durch diesen nicht zu vermeidenden Übelstand, wie nun jetzt die Einrichtung ist, wird auch manch besseres Concert nicht besucht, weil der Kostenaufwand zu bedeutend ist. Von fremden Künstlern haben wir dieses Mal wenig oder gar keinen Besuch, ausgenommen Hr. Lewy, dessen ich früher erwähnte und Hr. Bärman, Clarinetist. Ersterer hat in Riga auch Concerte gegeben, und ist jetzt nach Moskau gegangen, da es ihm nicht geglückt ist, während der Fasten eines Abends habhaft zu werden. Überhaupt kann das Reisen hierher, wie ich auch früher erwähnte, nicht genug abgerathen werden, denn der Aufwand balancirt durchaus nicht die Einnahme. Die Reise hieher, der Aufenthalt hier selbst, ehe es zum Concert kommt, die Kosten, welche dieses selbst macht, alles dieses beläuft sich so hoch, daß bey der kleinen Entrée von 5 Rbl. B. selbst bey gefülltem Saal, doch immer Schaden ist. Nimmt der Künstler mehr, so bleibt über die Hälfte der Zuhörer zu Hause, indem sie doch gewiß sind, den Musiker zu hören, weil er gezwungen ist, am nächsten Sonntag nach seinem Concert zum Besten des Theaters zu spielen, und es daselbst nicht einmal 5 Rbl. kostet. Wer also nicht einen europäischen Ruf mitbringen kann, der bleibe wo er ist, denn nur für das Höchste ist hier Geld und Neugierde genug. So könnte Paganini auf ein 200,000 Rbl. rechnen, und gewiß rechnen, wenn er uns die Ehre erzeigen wollte; allein wie es scheint, ist seine Furcht vor dem nordischen Klima größer, als seine Begierde nach russischem Gelde. Und wozu auch? Er soll genug haben! — Recht erfreulich für uns war die Rückkehr unsers bekannten Componisten, des Concertmeisters Maurer, der einige Jahre die Oper in Hannover dirigirt hatte, und jetzt Familienverhältnisse wegen, den Aufenthalt im Vaterlande vorziehend, uns wiedergeschenkt ist. Möchte er doch bey unserer Oper als Musikdirector angestellt werden, dann würde hoffentlich noch etwas daraus werden; unser bisheriger Musikdirector, Hr. Gödike, ist dieses Postens enthoben worden, weil er so dirigirte, daß er die Sänger vollkommen in Verwirrung brachte; der neue Director versteht kein Wort deutsch, was doch auch dazu gehört. Hr. Maurer gab am letzten Donnerstage im Verein mit seinen beyden Söhnen ein Concert, in welchem er sich des rauschendsten Beyfalls zu erfreuen hatte; Maurer's Spiel selbst ist bekannt genug, und es hiesse eine *Ilias post Homerum* schreiben, wenn ich es auch noch loben wollte, da die ausgezeichnetsten Musikkenner sich darüber ausgesprochen haben, allein wahre Freude gewährt es die beyden Knaben, 13 und 11 Jahre alt, ihre Violine und Violoncello so handhaben zu sehen, daß man die werdenden Meister erkennt. Möge nur eine verständige Erziehung die vielleicht keimende Eitelkeit unterdrücken, denn diese ist das Verderben frühzeitiger Talente. Ein Violonist, Hr. Nagel aus Stockholm, der uns einen kleinen Vorschmack Paganini'scher Flageoletttöne geben konnte, hat sich hier vieles Beyfalls zu erfreuen gehabt; in Moskau, wo er im Theater ein Concert angekündigt hatte, fanden sich nur vier, sage vier Personen ein! Bärman's Concert ist noch nicht gewesen.

Seit meinem letzten Bericht ist auch der zivente deutsche Almanach, herausgegeben von Vertel und Glebow, erschienen und in jeder Hinsicht seinem Vorgänger, der armen „*Biarmia*“ vorzuziehen; Steindruck und Inhalt lassen auch hier Manches zu wünschen übrig, dennoch gewährt er ein mannigfaches Interesse. Er enthält: Dedicatio an die hochselige Kaiserin Maria; „der Kalenderfreit in Riga,“ eine Erzählung vom Herausgeber; die dabey benutzten geschichtlichen Quellen sind sehr schwach und es wäre besser gewesen, gar keine, als solche, aufzuführen; Gedichte verschiedener Verfasser; Märchen von Senoff; Anekdoten von Peter dem Großen; „Braunchen,“ russische Novelle von Burmaschew; „Gottes Gericht,“ russische Erzählung von Theodor Glinka; endlich, und das ist unstreitig der schwächste Theil: „Aus den Papieren



meines Onkels Alexander.“ Es wäre zu wünschen gewesen, der Onkel Alexander hätte etwas Besseres geschrieben und nachgelassen, oder man hätte davon keine Mittheilung gemacht. Nächstens ein Mehreres.

Olmütz, den 31. März 1833.

Nachdem die fröhliche Faschingszeit, in welche zugleich das durch einen glänzenden Ball verherrlichte Geburtsfest Sr. Majestät des Kaisers fiel, zu Ende gegangen war, erfreuten auch während der ernstern Fastenzeit ernstere aber vielleicht noch höhere Genüsse den Kunstsinne der gebildeten Classen unserer Einwohner. Dahin gehört namentlich eine Folge von musicalischen Abendunterhaltungen, welche von Sr. fürstlichen Gnaden, dem hochverehrten Erzbischof, Grafen von Chotek, gleich ausgezeichnet durch den Adel seiner Gesinnung, wie durch seinen Musiksinne, veranstaltet wurden und durch die geschmackvolle, angemessene Wahl sowohl, als durch die gediegene Aufführung die dankbarste Anerkennung verdienen. Durch eigens auf seine Kosten gebildete Sängerknaben, unter Mitwirkung der Domcapelle, wie anderer Musikverständiger, war es möglich eine Reihe von Meisterwerken in 6 Concerten den Zuhörern vorzuführen, deren nur oberflächliche Aufzählung jeden mit der Musik Vertrauten von der sinnigen Auswahl überzeugen muß. Nebst Symphonien von Ries, Romberg, André, Beethoven und einigen auserlesenen Ouverturen hörten wir die einfach edle Vocalmesse von Schneider, den IX. Psalm von Festa, den CXI. Psalm von Stadler, die Oratorien: „Christus am Ölberg“ von Beethoven und Neufomms: „Christi Grablegung,“ in welchem der Text von Klopstock die ausgezeichnet großartige Musik begleitete. Dieses Meisterwerk wurde theilweise durch drey Concerte, und endlich im letzten im Zusammenhange gegeben, und so das Ganze auf eine würdige Weise geschlossen. — Die Gefühle der innigsten Anerkennung und des Dankes gegen den erhabenen Kunstfreund versuchte man in folgenden Zeilen, welche im letzten Concerte vertheilt wurden, auszudrücken:

In leisem Beben schwand des Tones Fülle,  
Es gibt Euterpe's letzten Liebesblick  
Selbst Echo's Schattenstimme nicht zurück,  
Bald herrscht im weiten Saale nur die Stille.

Nicht schallt des Seraphs Jubel durch die Lüfte,<sup>\*)</sup>  
Nicht des erhab'nen Psalmes ernstes Fleh'n,<sup>\*\*)</sup>  
Es schweigt auf Salems nachtumstorten Höh'n  
Die Klage um des Gottverföhners Gräfte. — —<sup>\*\*\*)</sup>

Noch sproßt' auf Winterpfaden keine Blume,  
In ödem Schweigen trauerte Natur,  
Da weckt Dein Wort des hehren Wirkens Spur,  
Die Blüthen in der Künste Heiligthume!

Und sind die Meisterlaute auch verklungen,  
Sie leben, der Erinnerung geweiht;  
Nimm edler Fürst, was jedes Herz Dir heut,  
Des reinsten Dantgefühles Huldigungen!

\*) Gloria aus der Vocalmesse von Schneider.

\*\*) Psalm CXI. von Stadler.

\*\*\*) Die „Grablegung Christi,“ Oratorium von Neufomm.

### K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 10. April führte uns Hr. Stöger in der so gerne gesehenen Oper: „Zampa,“ eine für Wien ganz neue Operngesellschaft auf, welche sich von nun an, wo seine Unternehmung in Grätz geschlossen ist, den uns früher bekannt gewordenen Mitgliedern seiner Oper anschließen wird. Die neue Besetzung der Oper war folgende: Zampa, Hr. Huber; Camilla, Ute. Seeburg; Rita, Mad. Rey; Alfonso, Hr. Herz; Capuzzi, Hr. Boava; Zandolo, Hr. Crois. Wenn wir die Leistungen der hier angeführten Individuen der Wahrheit und Unparteilichkeit getreu beurtheilen sollen, so darf der geneigte Leser vor Allem keine Vergleiche mit früher empfangenen Eindrücken von dem Beurtheiler verlangen, der bey einem solchen Vergleiche nie irgend eine einzelne Lei-



sung, sondern unwillkürlich die ganze Summe der früher empfangenen angenehmen Eindrücke in Anschlag bringen würde. Die Oper wurde in allen Theilen zweckmäßig, fleißig und wirksam gegeben, und die Hauptpersonen Hr. Huber und Ull. Seeburg, begründeten sich durch ihre Leistungen lebhaft Theilnahme. Hr. Huber insbesondere ist ein gewandter, mit den Geheimnissen einer guten Gesangsschule wohlvertrauter Sänger, der seine Stimme geltend zu machen weiß und in andern Parthien ungleich mehr, als eben in dieser, wirken wird. Auch sein Spiel zeigt den erfahrenen und verständigen Bühnenkünstler. Er ward nach dem ersten Acte gerufen und mußte die Arie im zweyten Acte wiederholen. Auch das Duett mit Camilla im dritten Acte erhielt sehr lebhaften Beyfall. Ull. Seeburg ist ein noch sehr jugendliches, aber dessenungeachtet, oder vielmehr deswegen, nicht minder interessantes Talent. Ihre Befangenheit wird sie ablegen, sobald sie sich ihrer Kraft bewusst werden wird, und dies wird ohne Zweifel noch zur rechten Zeit der Fall seyn. Wir sehen in ihr eine eminente Sängerin heranblühen. Hr. Herz, uns schon früher in „Maurer und Schlosser“ bekannt geworden, war uns auch heute recht willkommen. Seine anfängliche Befangenheit wich allmählig dem Feuer des Vortrages, und er entwickelte sein schönes Talent bereits im zweyten Aufzuge unter lebhaftem Beyfalle. Hr. Boava und Ull. Rey gefielen in ihren Parthien, und das Duett im zweyten Acte mußte wiederholt werden. Hr. Crois endlich wirkte in seinem Part durch die Kraft und den Wohlklang seiner Stimme sehr zum Vortheil des Ganzen. Sämmtliche Darstellende wurden am Schlusse gerufen.

Am 20. April ging, zum Vortheile des Hrn. Kott, Mozarts „Don Juan“ in die Scene. — Mit welchem Vergnügen das Publicum Wiens diese herrliche Tonschöpfung des vaterländischen Meisters durch die beliebte Operngesellschaft des Hrn. Stöger zur Aufführung kommen sah, welche glückliche Wahl der Beneficiant also in dieser Beziehung getroffen hatte, das zeigte sich in dem übergewalt besuchten Hause und dem überaus lebhaften Antheile, welcher dieser Vorstellung zu Theil ward. Hr. Pöck und Mad. Zimmer, jener als Don Juan, diese als Donna Anna, feierten einen großen Triumph, so wie ihre Leistungen ausgezeichnet waren. Ull. Kratky, als Elvira, Ull. Dielen, als Zerline, Hr. Preisinger, als Leporello, und Hr. Kott, als Masetto, sprachen im hohen Grade an und ernteten lebhaften Beyfall. Hr. Emminger gab den Octavio mit vielem Fleiß und im Ganzen sehr glücklich. Hr. Walter, als Gerichtsperson, war wirksam. Nach dem ersten Acte ward das ganze Personale gerufen, und die Gesellschaft erschien, Mozarts Büste umringend. Der Jubel ward hiedurch aufs Höchste gesteigert, und nun auch der wackere Director Stöger gerufen, der auch am Schlusse noch einmal erscheinen mußte, nachdem die H. Pöck, Kott und Reefe gleiche Auszeichnung erfuhren.

Es ist mir heilige Pflicht, dem verehrten Publicum den Dank auszudrücken, zu dem ich ihm, durch die so überaus gütige und nachsichtsvolle Theilnahme, mit der es mich während der ganzen Zeit meines Hierseyns so vielfach beehrt hat, tief verpflichtet bin. Ich thue es hiemit durch das Organ dieser Blätter, in dem Augenblicke, wo ich meiner Bestimmung entgegengehen muß. Mit innigster Rührung scheid ich aus meinen hiesigen Kunstverhältnissen, die mir ein so ununterbrochenes Wohlwollen für immer theuer und unvergesslich gemacht haben. Möge mir auch entfernt von hier, ein freundliches Andenken bewahrt bleiben.

Julie Rettich, geb. Sten.

(Mit Nr. 19 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 9. May 1833.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hief gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Todtenwache.

Von Christian Wilhelm Huber.

Düst'res Walten der Geschicke  
Sank auf Schwedens Herrscherhaus,  
Denn die himmlische Urtike  
Rang mit halbgebroch'nem Blicke  
Tropfenweis das Leben aus.

Wie bey rauhen Sturmes Bangen  
Blume sich an Blume schmiegt,  
Will mit sehnlichem Verlangen  
Noch der Freundin Brust umfangen  
Sie, die nun im Sterben liegt.

Und sie spricht mit leisem Weben:  
„Emma! denk' an unsern Bund!  
„Einmal noch in diesem Leben,  
„Gh' die Geister heimwärts schweben,  
„Möcht' ich küssen deinen Mund.“

„Ach Prinzessin! noch entbehren  
„Müßt Ihr sie geraume Zeit;  
„Wohl drey Wochen wird es währen,  
„Bis die Bothen wiederkehren,  
„Denn nach Sachsen ist es weit.“

Doch zu spät; — denn bald geschwungen  
Wurden Glocken ohne Zahl,  
Kündend mit gedämpften Zungen,  
Daß die Hohe ausgerungen  
Ihres Pilgerganges Dual.

Herrlich ruht auf schwarzer Bahre  
Sie im schneeigen Gewand,  
Lilien schmücken ihr die klare  
Stirne und die gold'nen Haare,  
Einen Palmzweig hält die Hand,



Durch das ernste Stockholm wallen  
Menschenmassen hin und her,  
Drängen durch des Schlosses Hallen  
Sich zur Leiche, — Allen, Allen  
Wird das Auge thränenschwer.

Selbst noch als der Sterne Flimmer  
Taucht aus dunkelblauem Schacht,  
Währet der Zug und kreist sich immer,  
Spät erst leeren sich die Zimmer,  
Und schon naht die Mitternacht.

Nun ist's einsam rings und schweigend; —  
Nur ein Krieger ward erwählt,  
Der, sein Haupt in Trauer neigend,  
Noch die letzte Treu' bezeugend,  
Dort die Todtenwache hält.

Von der königlichen Leiche  
Trennt ihn eine Glaswand nur;  
Sinnend schaut er auf das reiche  
Prachtgerüste, d'rauf die bleiche  
Larve sterblicher Natur.

Aus der Kerzen Sternenkranze  
Webt sich rings ein Strahlenmeer,  
Mit dem halberstickten Glanze  
Ringend, wie im Geistertanze,  
Düß're Schatten hin und her.

Mit verschränkten Armen, leise,  
Geht der Krieger auf und ab,  
Nun gerad' aus, nun im Kreise,  
Denkend an die schwere Reise  
Durch das Leben bis zum Grab'.

Horch! Ist das nicht Rossesjagen?  
Hufschlag dröhnet auf dem Plan,  
Über's Pflaster rollt ein Wagen,  
Fenster klirren, Thüren schlagen  
Auf und zu, und Tritte nah'n.

Sieh! Die Flügelthüre spreitet  
Dann sich auf mit einem Mal,  
Und im Trauerkleide schreitet  
Emma ernst herein, und gleitet,  
Wie ein Lusthauch, durch den Saal.

Und der Krieger tritt besangen  
— Denn er hat sie gleich erkannt —  
Vor sie hin, und sieht mit Bangen  
Todtenbleich die schönen Wangen,  
Starrgerad' den Blick gewandt.

„Edle Gräfinn! nicht gewähren  
„Darf ich Euch den Eintritt jezt;  
„Morgen mögt Ihr wiederkehren,  
„Euren Schmerz nur müßt' es mehren,  
„Würde der Befehl verlegt.“



Und sie schaut ihn an, — schein prellt er  
Rückwärts, Frost durchrieselt ihn;  
Doch sein Grau'n bezwingend, stellt er  
Noch einmal sich mit gefällter  
Partisane vor sie hin.

Da senkt eine Hand sich nieder  
Auf die seine — eisigkalt;  
Schauer zuckt ihm durch die Glieder,  
Faßt mit Krampf die Augensieder,  
Sträubt die Haare mit Gewalt.

Die Erscheinung aber schwebet  
Durch die Glashür' unverwandt;  
Und der Krieger kaum noch lebet,  
Nur die Sehkraft folgt und strebet,  
Wie magnetisch festgebannt.

Wo die Bahre aufgeschichtet,  
Schreitet die Gestalt hinauf,  
Plötzlich ist es hell gelichtet  
In der Halle, und es richtet  
Sich die Todte langsam auf.

Die verglasten Augen schlägt sie  
Auf zu des Gewölbes Rand,  
Die erstarrte Hand bewegt sie  
Sehnsuchtsvoll empor, und legt sie  
In der theuren Freundin Hand.

Mit vertraulichem Geflüster  
Sprechen Beide, Mund an Mund;  
Doch dem Lauscher wird es wüster  
Vor den Sinnen, dämmrigdüster  
Weicht vor ihm des Bildes Grund. —

Und man sieht zur Morgenstunde  
Noch erstarrt den Krieger steh'n.  
Aufgerüttelt gibt er Kunde,  
Und erzählt mit bangem Munde,  
Was er diese Nacht geseh'n.

Und man sah sie, die verblichen,  
Wie zuvor im Sarge ruh'n;  
Nur das Grauen war gewichen  
Aus den Zügen, und sie glichen  
Einem Engelsbilde nun.

Doch kein Forschen wollte frommen,  
Was mit Emma sey gesch'eh'n?  
Mancher hatte wohl vernommen,  
Wie im Wagen sie gekommen,  
Aber Keiner sah sie geh'n. —

Und es ward nach zwanzig Tagen  
Trübe Bottschaft heimgebracht:  
Gräfinn Emma's Tod beklagen,  
Die im Herzen sie getragen, —  
Sie verschied in jener Nacht. —



## Das arme Gretchen.

(Fortsetzung.)

Frau von Moosbrunn konnte es ihrem Neffen nicht verzeihen, daß er, der durch Geburt und Vermögen, wie nicht minder durch körperliche und geistige Vorzüge berufen schien, den Glanz seines alten Patrieierhauses auf die höchste Stufe zu erheben, demselben durch die Verbindung mit einer Bauerndirne einen unauslöschliche Makel zufügen wollte. Sie hielt es für eine Ehrensache, insgeheim dieses Romanenbündniß zu hintertreiben, da sie über Wilhelm, der selbstständig im Leben dastand, durch Autorität eben so wenig als durch Vorstellungen vermocht hätte. Darum gab sie anscheinend seiner Leidenschaft nach und erbot sich sogar zur Obhut bey Gretchen's Erziehung; im Stillen jedoch näherte sie die zuversichtliche Hoffnung, daß es ihr auf irgend eine Weise gelingen müsse, Ihrem Neffen andere Gedanken beizubringen. Je unerfreulicher ihr daher die, in Wilhelm's Briefen hervortretende Zärtlichkeit für Gretchen war, und je minder dieselbe mit ihren Erwartungen im Einklange stand, um desto heftiger entbrannte auch ihr Unmuth gegen das Mädchen, um desto härter ließ sie dasselbe die eigene Täuschung entgelten. Dessenungeachtet gab sie ihre Hoffnung nicht auf und strebte nur um so angestrongter, ihres Neffen Liebe allmählig zu untergraben oder doch Zweifel in seiner Seele zu erwecken.

Welcher Mittel sie sich dabey bediente, welches Verfahren sie dabey beobachtete, dieß ist jederzeit ein Geheimniß geblieben; wahrscheinlich aber wußte sie Gretchen in den Augen ihres Geliebten zu verdächtigen, und es gelang ihr vielleicht, beyderseitige Briefe zu unterschlagen; denn ungefähr um die Hälfte des zweyten Jahres stockte die Correspondenz und Gretchen erfuhr von Wilhelm nichts Anderes mehr, als was sie von der Tante hörte, deren Mittheilungen nicht mit den freundlichsten Winken von Undank, bäurischer Ungeschliffenheit und enttäuschter Narrheit gewürzt waren, — Andeutungen, welche freylich die arglose Jungfrau sich nicht zu erklären wußte.

Zwey Monate schlichen der armen Geopferten wie zwey Ewigkeiten in der Hölle vorüber, ohne daß sie auch nur eine Zeile von Wilhelm gesehen hatte, den sie doch vollkommen wohl wußte; ihre Augen trübten sich von nie versiegenden Thränen, ihr Antlitz erblaßte, ihre Gesundheit fing an zu wanken. Da erinnerte sie sich ihres Vaters, dem sie sich zu erhalten verpflichtet fühlte und beschloß, eine ernste Bitte an ihre Peinigerin zu richten, von der sie die Heimkehr nach dem Vaterhause erstehen wollte.

Um sich zu diesem schweren Gange Muth zu sammeln, schritt sie eines Morgens dem majestätischen Dome zu, in dessen ehrwürdigen Hallen sie schon oft Stärkung und Ausdauer geholt hatte. Auf einen Bethschämmel unfern des trefflichen Wandgemäldes von Antonio Solari: die „Grablegung Christi,“ hinstehend, blickte sie mit kindlichem Vertrauen zu dem ergreifenden Bilde des Allheiligen empor, der in tausendmal schwerern Leiden, als über sie verhängt waren, Schulden abbüßte, an denen er keinen Theil hatte, und sie fühlte ihr Herz von jenem Troste schwellen, der ein ausschließendes Eigenthum der Religion ist, und mit welchem keine irdische Tröstung verglichen werden kann. Indem sie das leidende Antlitz des Erlösers betrachtete, dessen heiliger Leib in die Gruft gesenkt ward, kam es ihr vor, als würde auch ihr Lebens-



glück zu Grabe gebracht, aber um nimmer, nimmer wieder zu erstehen. Süßes Grauen, wie Ahnungen des Jenseits, thaut auf sie hernieder, Balsam in die Wunde ihres Gemüthes träufelnd.

Im Begriffe, die Kirche zu verlassen, gewahrte sie wenige Schritte von sich eine bekannte Gestalt. Es war Jacob, den ein Brief, im Namen eines zu Salzburg wohnhaften Betters geschrieben, auf diesen Tag nach der Stadt beschieden hatte, um irgend ein Geschäft abzuthun, das für beyde Theile von Interesse war. Anlangend, war er sofort zu seinem Verwandten geeilt, der von einem Schreiben solchen Inhalts nichts wußte und den wackern Jungen wegen seines Zeitverlustes bedauerte. Mit einer Bottschaft des alten Braunmoser an Gretchen beauftragt, war er in deren Wohnung nach dem Dome gemiesen worden und äußerte nun eine rührende Freude über Gretchens Wiedersehen. Anfangs schien ihn die Totalreform in deren Tracht, Sprache und Benehmen nicht wenig zu beengen; als sie ihn aber wo möglich noch vertrauter als vordem behandelte, und den Jugendfreund sogar um das trauliche Du bat, da war er wieder ganz in die Zeit der ersten Bekanntschaft zurückversetzt; er plauderte so innig mit dem Mädchen seines Herzens, die er nie besitzen zu können fühlte, er erzählte ihr mit solcher Umständlichkeit alle Neuigkeiten aus seiner Umgebung, er schilderte ihr jeden Zug aus der gegenwärtigen Existenz ihres Vaters so getreu, daß die Arme sich wahrhaft erheiterte, und das Peinliche ihrer Lage wirklich auf einige Augenblicke vergaß. Ihr Auge leuchtete und sie blickte mit dem Ausdrucke der Zärtlichkeit auf den Jüngling, welcher Erinnerungen an ein entschwundenes Paradies an ihrer Seele vorüberführte, ein Paradies, für dessen Glück sie nun, sie erkannte es mit Schmerz, bey ihren veränderten Ansichten, bey den gänzlich umgestalteten Bedürfnissen ihres Geistes und Gemüthes, nicht wieder empfänglich werden konnte.

Schon während ihres Gebethes in der Kirche hatte es Gretchen geschienen, als würde sie beobachtet. Eine männliche Gestalt, in eine Art Staub- oder Reisemantel verhüllt, war einige Mal hinter einem ziemlich entfernten Pfeiler hervorgetreten und hatte sie mit vorsichtiger Aufmerksamkeit umkreiset. Jetzt eben bemerkte sie dieselbe Erscheinung an einer vorspringenden Mauer der Gasse, durch welche sie schritt, und es kam ihr befremdend, fast beunruhigend vor, daß ein fremder Mann mit offener Absichtlichkeit ihre Schritte verfolgte. Indessen glaubte sie mitten in der Stadt, am hellen Tage, der schon durch die Thätigkeit der Menschen allmählig sich zu beleben anfang, nichts besorgen zu dürfen; nur schien es ihr für jeden Fall gerathen, nach Hause zurückzukehren, um aller möglichen Verirrung zuvorzukommen. Sie äußerte dieß gegen Jacob und lud ihn ein, sie in ihrer Wohnung zu besuchen; allein er lehnte es mit der Bemerkung ab, daß seine eben sehr gehäuften Wirthschaftsgeschäfte, denn er hatte kürzlich ein stattliches Bauerngut ererbt, ihm keinen längern Aufschub gestatteten und daß er deßhalb noch denselben Vormittag seinen Rückweg antreten wolle. Gretchen reichte ihm mit einer Zähre im Auge die Hand, gab ihm viel kindliche Aufträge an ihren Vater und nahm gerührt Abschied von ihm. Er wünschte, daß sie recht glücklich werden möge; allein Gretchen schüttelte, von wehmüthiger Ahnung bewegt, das Köpfchen.

„Guter Jacob,“ seufzte sie halb vor sich hin, „ich fürchte, mein Glück hat da aufgehört, wo ich wähnte, es werde nun eben erst recht herrlich beginnen.“



Ein feines Lachen, das ziemlich höhrend klang, machte die Scheidenden aufblicken. Der Verhüllte von vorhin schritt rasch hinter ihnen vorbei, und verlor sich dann, ohne umzublicken, in der nächsten Straße.

Er etchen war bestürzt, die Stimme hatte ihr bekannt geschienen, Wangen ergriff sie, sie wollte nicht länger und eilte, nachdem sie Jacob noch einige Liebesworte für ihren Vater gesagt hatte, in ihrem schweigsamen Kämmerlein bey Büchern, Noten und Scripturen die Bewegung zu ersticken, die der Anblick des Jugendfreundes hervorgerufen hatte.

Die Magd brachte das Frühstück. Unter der Tasse lag ein versiegeltes Schreiben an sie; sie erbrach es zitternd. Es war von Wilhelm und enthielt nur folgende Zeilen:

„Ich bin hier, Er etchen, seit gestern Abend, aber nicht für dich; was ich von dir erfuhr und mit eigenen Augen sah, verbietet mir dich wiederzusehen. Bestimme über dein weiteres Schicksal selbst, ich will dafür sorgen, daß es nicht schlimmer sey, als du es verdienst. Du kannst im Hause der Tante bleiben oder deinen Aufenthalt nach Gutdünken anderswohin verlegen: allein wir sehen uns niemals wieder. Mein Glück hat da aufgehört, wo ich wähnte, es werde nun eben erst recht herrlich beginnen. Lebe wohl auf ewig.“  
 Wilhelm.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende März 1833.

Wir verdanken Ute. Jenny Luher, welche Rossini's „Inganno felice“ zu ihrem Benefice wählte, den Genuß, einmal wieder eine italienische Oper gehört zu haben. Ein nicht ganz geglückter Versuch, der vor einigen Jahren mit dem „Tancredi“ angestellt worden, hatte das Vertrauen auf ähnliche Experimente etwas geschwächt, und man war einigermaßen über die Wahl der jungen Künstlerinn befremdet, welche durch Lebenswürdigkeit, Talent und Kunstfertigkeit bereits in so hohem Grade der Liebling des Publicums geworden, daß ihr jede, selbst eine oft wiederholte Oper ein überfülltes Haus verbürgt haben würde; aber Ute. Luher kennt sich und ihr Talent. Sie hat uns bereits in verschiedenen Genres so viel Schönes geboten, daß sie in jeder neuen deutschen Parthie wohl im Stande gewesen wäre, die gespannte Erwartung zu befriedigen, während sie jedoch in der italienischen Oper, in der sie uns fast noch heimischer erschien, im vollen Sinn des Wortes überraschte und jede Erwartung überbot. Ihre Stimme schien in dem weichen Idiom noch metallischer und melodischer, ihr Vortrag noch glänzender, ihre Coloratur noch geschmackvoller, ihr ganzer Gesang noch sicherer, ihre Aussprache noch deutlicher als gewöhnlich, und da sie auch im Spiele abermals Ausgezeichnetes leistete (ihrer geschmackvollen und fleidamen Toilette, sowohl als Bäuerinn wie im fürstlichen Glanze, gar nicht zu gedenken) und nicht allein in jedem Moment die Isabelle nicht spielte, sondern war, jeden Übergang künstlerisch motivirte — insbesondere den Schreck bey Baton's Erscheinen und die allmählig wieder gewonnene Fassung, bis sie ihm endlich mit dem festen Entschlusse entgegentritt, eine fremde Person vorzustellen — und sogar die schwere Aufgabe löste, bey Baton's langer Arie keinen Augenblick müßig und ohne Theilnahme zu bleiben, ohne jedoch in ein zu viel zu verfallen, welches bey dem Geberdenspiel so leicht der Fall ist: so ist es wohl natürlich, daß sie — bey ihrem ersten Erscheinen stürmisch begrüßt — schon nach dem Duett den lärmendsten Beyfall erhielt, der beynabe eine Wiederholung zu verlangen schien, jedes ihrer Gesangstücke (vorzüglich die brillante eingelegte Arie, womit sie den zweiten Act eröffnet) vom Jubel des Publicums, das die letzten Tacte nicht erwarten zu können schien, unterbrochen, und nach jedem Acte hervorgerufen wurde, wo sie jedoch jedes Mal bescheiden die Mitwirkenden, die H. Drška (Herzog), Podhorský (Baton), Strakaty (Tarabotto) und Illner (Ormond) mitbrachte, kurz, daß sie



einen wahren Triumph der Kunst und Anmuth feyerte. Auch die übrigen in dieser italienischen Oper beschäftigten Mitglieder unserer Bühne wirkten recht löblich mit. Hr. Podhorsky hatte sich in der Parthie des Baton schon in den deutschen Vorstellungen dieser Oper als tüchtiger Gesangskünstler ausgezeichnet, und da ihm einestheils die italienische Sprache durchaus kein Hinderniß war, andererseits seine Stimme seit jener Zeit an Kraft und Intensivität eher gewonnen als verloren hat, so erhielt er nach der Heldinn des Abends den reichsten Beyfall, und mußte das schöne Duett mit Hrn. Strazfaty wiederholen, welcher in der Introduction durch das fremde Idiom etwas befangen schien, dann aber seine Recitative und Gesangstücke recht wacker vortrug, und seine schöne metallreiche Stimme besser als je ins Licht stellte, worin ihn freylich der Wohlklang der italienischen Worte unterstützen mochte. Auch die Stimme des Hrn. Illner kam uns klangreicher als gewöhnlich vor, und Hr. Drška sang die nicht sehr dankbare Parthie des Herzogs gleichfalls recht gut, doch ist ihm eine fleißige Einübung des Italienischen sehr anzuzufempfehlen. Da dieser italienische Versuch im Ganzen recht erfreulich ausgefallen ist, obschon Ule. Emmering, die doch so ganz in diesem Genre heimisch ist, darin unbeschäftigt geblieben, so wäre es sehr zu wünschen, daß die Direction dadurch zu einem zweyten ermuntert werden möchte, in welchem auch jene wackre Künstlerinn mitwirkte, zumal da dergleichen italienische Studien auf die Bildung unfrer jungen Sängern nur einen sehr segensbringenden Einfluß äußern dürften. „Tancredi“ wäre mehr als vollständig zu besetzen; doch ist seine Periode bey uns vorüber, und es werden sich in der Theaterbibliothek noch manche andere italienische Opern finden, die mit 1 Sopran, 1 Alt, 1 Tenor, 1 Bariton und 2 Bassängern zu besetzen sind. Auf den „Inganno felice,“ der so glücklich ausgefallen war, folgte der dritte Act des „Othello,“ worin Ule. Luher (Desdemona) und Hr. Podhorsky (Othello) abermals Gelegenheit fanden, sich auszuzeichnen und die verdiente Anerkennung fanden; doch schien der deutsche Gesang nach dem Italienischen nicht vollkommen anzusprechen, auch ist wohl der dritte Act des „Othello“ gerade seines dramatischen Werthes wegen nicht recht geeignet, isolirt und so gleichsam der vorangehenden Motive beraubt, dem Publikum vorgeführt zu werden.

(Der Schluß folgt.)

### Concert des Hrn. Slawjk.

Hr. Slawjk hatte durch seine vorjährigen Concerte die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch genommen, als daß man nicht mit großer Erwartung den Resultaten eines abermals zurückgelegten Kunst- und Bildungsjahres entgegengesehen hätte. Diese Erwartung sprach sich auf zwey sehr verschiedene Weisen aus, je nachdem die Freunde des Künstlers, oder die Freunde der Kunst ihre Ansichten und Hoffnungen gegen einander austauschten. Die einen, die im Violinspiel vielleicht nichts anderes bewundern zu dürfen glauben, als die unerhörteste Geläufigkeit und Befiehung aller nur erdenklichen Schwierigkeiten, erwarteten von dem verflossenen Jahre nichts Geringeres, als daß der Virtuose nun alles neben sich und sogar alles, was er selbst früher geleistet hatte, verdunkeln werde; die andern dagegen, die in der Musik von etwas Andern, ihrer Ansicht nach, Besserem zu träumen wagen, waren der Meinung, Hr. Slawjk werde, nachdem er seine Meisterschaft in dem bloß Schwierigen mehr als genügend dargethan, nun endlich zurückgekehrt seyn zu dem, was den eigentlichen Kern der Kunst bilde, und was allein jener modernen Schale Werth verleihen könne. Der Erfolg des heutigen Concerts hat bewiesen, daß wenigstens eine Partey in ihren Voraussetzungen nicht getäuscht wurde. Was die Schwierigkeiten des Spiels betrifft, so hat der Concertgeber Dinge geleistet, die man auf der Geige kaum für möglich gehalten hätte, und die wohl nur ein eiserner Wille und ein eben so eiserner Fleiß dem Mechanismus des Instrumentes abzutrotzen vermögen; beyde aber, auch ohne weitere Folgerung auf den Zweck, zu dem sie verwendet wurden, verdienen schon um ihrer selbst willen Achtung und Anerkennung. Ob die Kunst und mit ihr der Genuß aller wahrhaft kunstliebenden Zuhörer in einem billigen Verhältnisse zu solchen Anstrengungen gefördert sey, darüber getrauen wir uns nicht abzuschließen, da wir unmöglich das bisher Erreichte als das letzte und einzige Ziel des Virtuosen betrachten können, und uns gern bescheiden wollen, nur ein vorbereitendes, erleichterndes Hülfsmittel zu dereinstigen Resultaten darin zu erkennen. Bis dahin wird man es wenigstens verzeihlich finden, wenn wir bey der Ansicht verharren, die wir schon früher über die Spielweise des Hrn. Slawjk gehabt und bey



Geflegenheit seiner vorjährigen Concerte weitläufiger ausgesprochen haben. Unsere Meinung hat mit dem von dem Virtuosen eingeschlagenen Gange gleichen Schritt gehalten beyde sind unverändert dieselben geblieben; es wird also das damals Gesagte, wenn es überhaupt als probenhäßig erschien, auch heute seine Anwendung finden; der erhöhte Grad der technischen Ausbildung, so unverkennbar und bewundernswerth er auch ist, würde, da wir in der Richtung des Künstlers im Ganzen keine Veränderung zu entdecken vermochten, eine Wiederholung allein nicht rechtfertigen. Unter den Stücken, mit denen Hr. Slawik heute auftrat, war das erste ein neues Concert von seiner Composition, bestehend aus einem Allegro mit einer Fermate, Adagio und Rondo. Die Bravour, mit welcher die einzelnen Sätze dieses Concerts ausgeführt wurden, übertraf noch die Erwartungen der Versammlung, die doch auf nichts Gewöhnliches gefaßt war, und in der That, an Schwierigkeiten ließ der Vortrag dieses Musikstückes alles bisher Gehörte hinter sich zurück; das Adagio war am kürzesten und flüchtigsten behandelt, doch kamen in demselben, wie in dem darauffolgenden Rondo Stellen vor, die, außer der beispiellosen Finger- und Bogenfertigkeit, auch durch Ausdruck und Gefälligkeit, im Vortrage wie in der Composition, erfreuten. Was jedoch die Fermate betrifft, so gestehen wir unumwunden, daß wir dieselbe für unermesslich schwer, für künstlich im höchsten Grade, ja für unausführbar jedem andern Violinspieler, kurz für alles, was man will, nur für das Einzige nicht, nur für schön nicht halten können. Als Musterkarte der schwierigsten und heterogensten Experimente wird sie jedoch von großem Werthe bleiben für alle diejenigen, die in der Musik oder in der Virtuosität eben nichts anders als das suchen. — Das zweite Concertstück des Hrn. Slawik war das Rondo Paganini's mit Glöckchenbegleitung. Der große, unübertroffene Meister, der es erdachte, wollte damit einen Beweis liefern, was für nie geübnete Töne seine Hand (aber freylich auch nur seine) dem Holz und den Saiten entlocken könne. Wie ihm dieß gelang, wird allen unvergesslich bleiben, die es gehört haben. Hr. Slawik besiegte die ungeheuren Schwierigkeiten, die er in diesem, von der Originalcomposition freylich bedeutend abweichenden, Musikstücke zusammengedrängt hatte, mit einer solchen Meisterschaft, daß wohl Niemand seinem Fleiße und seinem Talente die aufrichtigste Bewunderung versagen wird. Die darauffolgenden Bravourvariationen, mit denen der Concertgeber seine heutigen Leistungen beschloß, vereinigten an Kunstfertigkeit alles, was wir in den frühern Stücken schon vereinzelt gehört hatten, befriedigten aber auch an manchen Stellen, wie namentlich im Adagio, durch den gefühl- und ausdrucksvollen Vortrag. Die Ausführung des Ganzen war ein eigentlicher Triumph über den Mechanismus des Instruments, und gäbe es auf demselben keine andere Aufgabe, als diese, so müßte man sie in der Ausführung jener Variationen als vollkommen gelöst betrachten. Der Beyfall, den Hr. Slawik in seinem heutigen Concert gewann, war eben so lebhaft als allgemein. Sein Ruf ist nun ein für allemal gegründet, und wie auch immer der Weg sich wenden mag, den er in seinem fernern Künstlerleben verfolgt, sein außerordentliches Talent und die hohe Vollendung, die er in seiner Sphäre wirklich erreicht hat, werden ihm überall die ehrende Anerkennung der Kunstwelt erwerben. — Im Verlaufe des Concertes trug der junge Anton v. Koutski, dessen schon öfter in diesen Blättern rühmende Erwähnung geschehen ist, Variationen für das Pianoforte von seiner eigenen Composition vor, und gewann durch die Kraft, Fertigkeit und Nettigkeit seines Spiels den einstimmigen Beyfall der Versammlung. — Eine, nach dem Anschlagzettel unerwartete, aber darum doppelt erfreuliche Erscheinung war Mad. Sophie Schröder. Sie sprach Klopstock's Ode: „Die Frühlingsfeier.“ War es die wunderbare Erhabenheit des Gedichtes, oder der unvergleichliche Vortrag der Sprecherin: die Wirkung war über allen Ausdruck groß und ergreifend; es war das Gefühl der Andacht, das sich jedes Zuhörers bemächtigte, und dessen sich hoffentlich Keiner, selbst in einem Concertsaale nicht, geschämt haben wird. Dank der herrlichen Künstlerin für einen Genuß von so ernster, aber zugleich so unbeschreiblich wohlthuernder Art.

### Modellbild XIX.

Reitanzug von Drap: Zephyr, mit Sammitragen und Aufschlägen; die Cravatte von Seide, nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 11. May 1833.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die f. l. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das arme Gretchen.

(Schluß.)

Als Gretchen in ihrer Erzählung bis hieher gelangt war, schwieg sie plötzlich und versank in düsteres Hinbrüten. Blässe des Todes lag auf ihrem Angesichte, eine große Thräne rang sich zwischen den Wimpern hervor.

Ich wagte es nicht, die heilige Feyer zu stören, welche durch ihr Gedächtniß hinbeben mochte; keine unzarte Frage trat über meine Lippen. Auch bedurfte ich deren nicht, denn ihre Seele schwamm in ihren Augen; ich glaubte aus ihren Zügen die ganze Wendung ihres Schicksals, ihre Rückkehr ins Vaterhaus zu den altgewohnten Bestrebungen ihres frühern Lebens lesen zu können. Konnte sie denn auch wohl länger an einem Orte bleiben, wo sie auf das feindseligste geneckt, wo sie in ihren süßesten Hoffnungen zerrissen, wo sie als eine Undankbare dargestellt, schuldlos, aber ungehört verdammt wurde! Durfte sie ihre Weiblichkeit so weit verläugnen und den Mann zu enttäuschen suchen, dem sie sich mit ganzer Seele hingegeben, dem sie selbst ihre Kindespflicht zum Opfer gebracht hatte, und der sie nun so leicht hin fahren ließ? Mußte sie nicht besorgen, eigennütziger Motive geziehen zu werden, wenn sie sein Gemüth wieder für sich zu gewinnen strebte, nachdem er bereits Großes für sie gethan hatte und sie ihm vielleicht auch nur im Wege stand, um eine Verbindung mit einer Braut zu hindern, die seinem Range und Vermögen in Geburt und Glücksgütern die Wage hielt! — Nein, nein, das konnte, das durfte, das wollte sie nicht!

Meine Überzeugung, Gretchen errathen zu haben, war so groß, daß ich dießfalls gar keine weitere Bestätigung einholte, sondern diese in ihrer mir klar gewordenen Jungfräulichkeit, in dem Selbstbewußtseyn eigener Würde zu finden glaubte. — Und so war es auch! Nachdem die Trauernde einigermaßen sich gesammelt und den Tribut des Schmerzes entrichtet hatte, erzählte sie mir noch mit wenigen Worten, wie sie in der That aus dem Hause der Frau von Moosbrunn geschieden und zu ihrem Vater heimgekehrt sey. Wilhelm habe ihr eine bedeutende Summe zur künftigen Aussteuer bestimmt, allein sie habe dieselbe zurückweisen müssen, „denn,“ sagte sie, „nun er mich nicht mehr



liebte, konnte er mir auch kein Geschenk der Liebe geben und ein anderes konnte wieder ich nicht annehmen.“ Wohl sey ihr Alles, fuhr sie dann fort, in der Heimat ganz verwandelt, viel kleiner und dürftiger vorgekommen als ehemals, so daß sie anfangs gar nicht aufhören konnte, zu weinen; allein nach und nach hätten Kindesliebe, Gewohnheit und die Allgewalt der Natur das Ihrige gethan, um die ungebändigte Sehnsucht ihres Herzens zu beschwören, „und jetzt,“ schloß sie ihre Rede, „jetzt bin ich wieder recht glücklich; so glücklich wie ein verlorne Kind, das an den Mutterbusen wieder aufgenommen wurde und dem nur bisweilen in wirren Träumen die Gebilde einer glänzenden, aber trügerischen Vergangenheit auftauchen, davor es zusammenzuckt in bitterem Weh, bis die Mutterhand begütigend über die Stirne gleitet und die peinlichen Wahngebilde von der Seele hinwegscheucht.“

„Und hast du,“ fragte ich nach einer Pause, „hast du deinen Wilhelm nicht wieder gesehen?“

„Wohl,“ entgegnete sie mit herbem Lächeln, „wohl sah ich ihn wieder. Ich mußte eines Tages gen Salzburg, einen berühmten Arzt über meines Vaters Zustand zu befragen. Wie ich nun da durch die mir vordem so lieb gewordenen Gassen schritt, mit jedem Schritte Erinnerungen in mir auflebten und ich mich in der weiten, finstern Stadt so einsam, so verwaist fühlte, da war es mir nicht anders, als wandelte ich über ein großes Grab und müsse jetzt und jetzt sein Schlund sich öffnen, um mich hinabzufordern zur Ruhe.“

„Aufblickend erkannte ich mich jenseits der Salzach am Kirchhof von St. Sebastian. Unwillkürlich trat ich ein.“

„Nun müssen Sie wissen, mein Herr, daß vor dem großen Brande, der es ist nun einige Jahre, diese rührende Anlage zerstörte \*), der benannte Friedhof mit einer Menge von Denkmälern geziert war, die man theils ganzen Familien als Grbbegräbnisse, theils einzelnen Personen zum Gedächtniß errichtet hatte. Auf vielen derselben war das Brustbild des Entschlafenen en médaillon eingegraben, so daß man, über den Gottesacker hingleitend, gleichsam inmitten einer Schaar von Bekannten oder Lieben zu weilen schien. Sie glauben nicht, wie ergreifend diese Umgebung auf einen bessern Menschen wirkte! Ich selbst hatte diesen Ruheplatz einst zum Lieblingsspaziergange erwählt und wenn ich dann, in ernste Betrachtungen versenkt, denen sich besonders in der ersten Periode meines Stadtlebens nicht selten gar anmuthige Bilder zugesellten, vor den Denkstein des berühmten Theophrastus Paracelsus \*\*) gelangte, hatte es mich bisweilen angewandelt wie Spottlust, dem alten Schläfer hinabzurufen: „Siehe, ich thörichtes Mädchen habe deine Forschungen beschämt und den Stein der Weisen gefunden, ohne mich darum zu quälen!“ — Nun sehen Sie, mein Herr, diese und andere Erinnerungen bebten an mir vorbey, als ich in den Kirchhof trat und es mochten sich davon wohl auch einige Tropfen Weermuths in meine Augen geschlichen haben, denn, indem ich mich an einem der nächsten Gräber hinwarf, war mein Blick umflort, so daß ich gar nichts erkennen konnte. Aber nach einer Weile schaute ich empor, und da sah ich dicht über mir ein bekanntes, theures Antlitz und rief in lautem Erstaunen: „„Wilhelm!““ — Aber das Antlitz blieb kalt, denn es war in Stein geprägt und die Worte stau-

\*) 1818.

\*\*) Es ist das einzige Monument, welches unversehrt geblieben ist.



den darunter: Gestorben den 20. August nebst der Jahreszahl. Sonst habe ich ihn hier nieden nicht wieder gesehen.“

Tief erschüttert lauschte ich Gretchen's Erzählung, die hier wieder von einer langen Pause unterbrochen ward. Leise fragte ich dann, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, nach ihrem Vater.

„Er lebt,“ antwortete sie, „und der Himmel möge mir ihn noch recht lange erhalten, ich habe ja sonst keine Freude auf der Welt, als die, ihn zu pflegen. Wilhelm hatte mich zu seiner Erbin eingesezt, denn er mochte wohl erkannt haben, daß er mich unverdient verstieß; man sagte mir, er sey aus Gram gestorben; allein ich nahm nur eine kleine Summe, die ich für meinen Vater anlegte, falls ich vor ihm abgerufen werden sollte; — sonst bleibt sie, gleich dem übrigen Mammon, ein Eigenthum der Familie, welcher ich durch Liebe, nicht aus Eigennuz anzugehören gewünscht hatte. So bin ich wegen meines Vaters außer Kummer, wenn gleich ich weiß, daß er ohne mich nur ein halbes Leben hätte und meinen Tod nicht überdauern würde. Der alte Mann hängt so ganz an seinem Kinde!“

„Und Jacob? was ist mit ihm geworden?“

Gretchen schauerte mild zusammen, als ich diese ganz arglos vermeinte Frage hervorbrachte, tiefe Schatten legten sich über ihr Angesicht.

„Ihm ist wohl,“ entgegnete sie dann mit hohler, tonloser Stimme, „er ist glücklich. Als ich mit der Kunde von Wilhelms Tode heimkam, da weinte er recht herzlich mit mir; aber eine Hoffnung, die er lange gehegt haben, die ihm lieb geworden seyn mochte, erwachte von Neuem in seiner Brust. Er hatte mich geliebt, seit er seiner bewußt geworden war, allein er wagte kein Geständniß, weil er mich nicht zu verdienen oder mir ein besseres Glück zu entziehen wähnte, — nun warb er um mich, warb mit einer Wärme und Zartheit, die mich innig ergriff. Ich sah wohl, daß seine Seligkeit in meiner Hand lag und glaubte ihm diesen Ersatz für jahrelanges Hoffen schuldig zu seyn. Hätte ich es fünf Jahre früher gethan — wahrscheinlich wär' ich jetzt glücklich — doch nein, nein, es war wohl so besser!“

„Als ich ihm das Jawort eröffnete, wurde er schier unstillig vor Entzücken. Er lachte, weinte, bethete, sang und tanzte gleich einem Kinde in einem Athem, er erschöpfte sich in Betheurungen, daß er mich auf den Händen tragen, jeden meiner Wünsche errathen, meinen greisen Vater höher halten wolle, als sein Leben, „und,“ so schloß er den Strom seiner Rede, „damit schon am Hochzeitstage alle Leute wissen mögen, daß dir vor allen Mädchen des Landes der Preis gebühre, so sollst du auch nicht ein Edelweiß, sondern einen ganzen Strauß davon haben und Alle sollen uns beneiden und unser Glück soll fest stehen wie der Bau des Himmels.“

„Sie werden noch nicht wissen, mein Herr, daß Edelweiß\*) ein Blümchen heißt, welches in diesen Gebirgsgegenden hoch in Ansehen steht. Es ist sehr selten und findet sich nur auf den höchsten Bergeszincken, die bisweilen mit Lebensgefahr erklimmen werden müssen. Nach einem alten Herkommen soll jede Braut wenigstens mit einer Blume dieser Art geschmückt seyn, und es gilt als ein Schimpf oder als schlimme Vorbedeutung für die abzuschließende Ehe, wenn es ihrem Anzuge fehlt. Dagegen wird es als ein um so größerer Vorzug ange-

\*) *Filago leontopodium*, *Lin.*, ein Gewächs der österreichischen und Salzburger Alpen.



rechnet, je mehr Edelweiß im bräutlichen Staate prangt. Jacob's Versprechen mußte folglich als ein sinniger Beweis von Liebe ausgelegt werden, da die Erfüllung desselben äußerst gefährlich war.“

„Unter heitern Entwürfen für die Zukunft verstrichen die Wochen, und ich gestehe es freudig, daß ich an der Seite dieses biedern Menschen zufrieden und somit glücklich zu werden hoffte.“

„Am frühen Morgen des großen Tages, der uns auf ewig verbinden sollte, kam Jacob nach meiner väterlichen Hütte und fragte mich noch einmal feyerlich, ob ich meinem Entschlusse treu bleiben wolle, ob ich nicht fürchte, diesen Schritt je bereuen zu müssen. Mit bebender Stimme bat er mich, auf ihn gar keine Rücksicht zu nehmen und nur der Eingebung meines Herzens zu folgen — er wolle lieber in Sehnsucht vergehen, als meinem Gefühle Gewalt anthun.“

„Ich hatte den Wackern immer hochgeachtet, nun erkannte ich, daß ich ihn würde lieben können. Offen gestand ich ihm dies und versicherte ihn vorläufig meiner warmen Freundschaft — der erste Kuß besiegelte unsern Bund, der reinste, der jemals gegeben, der verdienteste, der jemals empfangen wurde.“

„Jacob schien ein höheres Wesen, als er mit leuchtenden Augen die Stube verließ, um die bräutliche Blume zu suchen, welche die Landessttte erheischt. Ich empfahl ihm Vorsicht bey dem Erklettern der Felsen, aber er hörte mich nicht mehr, mit liebendem Ungestüm slog er nach den Alpen — ich habe ihn nicht wieder gesehen!“

„Wie,“ fragte ich erstaunt, „was ist aus ihm geworden?“

„Als die Zeit des Kirchenganges eintrat, als die Brautjungfern und Gäste, aber kein Bräutigam erschien, da entstand hämisches Geflüster unter den Weibern und Mädchen, die mir den reichsten und wackersten Burschen des Thales mißgönnten, ich mußte manche herbe Anspielungen auf meine frühern Verhältnisse vernehmen; allein ich achtete sie nicht, schwarze Ahnungen stiegen in meiner Seele auf. Ich sandte nach Jacob's Wohnung, er war seit dem Morgen abwesend, ich ließ bey allen Bekannten nachfragen, — vergebens, Niemand wußte Kunde von ihm.“

„Mitleidig erboten sich zulezt die Männer, im Gebirge nach dem Verschwundenen zu forschen und zogen ungesäumt aus, um seine Spur zu entdecken. Sie bestiegen alle Felsen, sie erkletterten die schwierigsten Klippen, sie kletterten in alle Schluchten — umsonst; Verzweiflung trieb mich später selbst in die wilden Alpen hinaus — Jacob war und blieb verloren; ich rief seinen Namen gellend in die Felsenmassen — nur ein monotones Echo gab ihn mir verstümmelt zurück, als höhnte es meine Qual.“

„Und ist der Arme nicht wieder zum Vorschein gekommen?“ fragte ich bewegt.

„Am andern Tage,“ fuhr Gretchen laut schluchzend fort, „am andern Tage fanden ihn die Senner am Fuße eines jähren Bergabsturzes zerschmettert liegen, in der Linken einen mächtigen Strauß, in der Rechten aber ein einzelnes Edelweiß haltend, das ihm offenbar den Tod gegeben hatte und nun mit Edelroth überströmt war. — Geyer nagten an seiner Leiche. — Seitdem nennen sie mich das arme Gretchen.“

Von meiner Heimreise kein Wort mehr, denn was könnte sie den Leser interessiren, da sie, eine Besichtigung der sehenswerthen Salinen am Liebfrauberge abgerechnet, nichts als alltägliche Reisesata enthielt und weder



mit statistischen, noch geognostischen, archäologischen oder andern Bemerkungen, noch auch mit galanten oder sonstigen Abenteuern ausgestattet seyn würde. Die vorstehende schlichte Darstellung war die einzige Episode von Belang, welche allenfalls veröffentlicht zu werden verdiente, daher ich mich auch auf dieselbe beschränke. Gretchen lebt noch und fährt rüstig in ihrem Erwerbe und in der Pflege des greisen Vaters fort, der das einzige Band ist, welches sie an das Leben fesselt. Wenn demnach die Erzählung ihrer Trauergeschichte im Stande war, den Lesern dieser Blätter einige Theilnahme einzulösen, so kann Schreiber derselben wohl nichts Besseres thun, als Jeden, den seine Geschäfte, den eine Erholungs- oder Badetour in die Umgebung des Königssees führen, recht dringend auffordern, sich persönlich nach der Wahrheit gegenwärtigen Berichts zu erkundigen, und durch einen Absteher, der ihn gewiß nicht gereuen wird, die Überzeugung zu gewinnen, daß kein Mädchen durch Tugend, Anmuth und Bildung weniger ein so unglückliches Loos verdient hätte, als das arme Gretchen.

Emmanuel Straube.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im März 1833.

Manches habe ich Ihnen seit meinem letzten Bericht zu erzählen, lassen Sie mich zuerst zweyer Neuigkeiten erwähnen, die uns auf dem Theater geschenkt wurden, und die so originell und bedeutend sind, daß sie unbedingte Aufmerksamkeit verdienen. Ich nenne zuerst die neue große, ernste Oper: „Saul, König in Israel,“ componirt von unserm als Dichter und Tonsetzer rühmlich bekannten Carl Borromäus von Militz. Nur wer in der Kirchenmusik schon so Treffliches leistete, konnte mit wahren innern Beruf die schwere Aufgabe glücklich lösen, hier ein Werk zu erschaffen, welches die großartige, einfache Heiligkeit der Sionitischen Muse verbande mit dem glühenden Farbenzauber und raschen Wechsel der Situationen, welchen die Bühne verlangt. Es ist ihm herrlich gelungen, es ist ein gediegenes, ausgezeichnet schönes Werk, bey welchem man nicht weiß, ob man die geniale, poetische Erfindung, oder die gründliche wissenschaftliche Durchführung der Ideen mehr bewundern soll. Der Text, welchen der Tonsetzer aus hoher Hand dazu erhielt, ist vortrefflich; treu der biblischen Geschichte, sind doch die Scenen so geordnet, daß es voll Handlung und Leben ist, aber sehr schwierig blieb die Composition, theils wegen des oft kunstvoll wechselnden, verschlungenen Rhythmus, theils weil es kein Oratorium, sondern eine ächte tragische Oper im patriarchalischen Geist des hebräischen Alterthums, seyn mußte. Wir überlassen es musicalischen Blättern, genau die mannigfaltigen Schönheiten dieses Werkes zu schildern und begnügen uns hier auf die wahren Glanzpunkte desselben aufmerksam zu machen. Feyerlich und großartig beginnt die Ouverture, sinnig und schön verweben sich im Allegro die Melodien, die uns Saul's sturmbewegtes Gemüth schildern mit den Klängen von David's frommen Psalmen, und wir fühlen uns schon hier wunderbar ergriffen von der süßen Melodie, die dann im zweyten Acte bey den Worten: „Seele, was betrübst du dich,“ wiederkehrt. Die Chöre gehören zu den allerschönsten Parthien dieser Oper, gleich der erste allgemeine Chor ist hinreißend; die glühende, bilderreiche Sprache des Morzlandes ist in Wort und Musik hier so glücklich getroffen, wie wohl noch nie. Michal erscheint, Saul's Tochter, und wir fühlen es gleich in ihrer ersten Scene, wie diese holde Blüthe des Orients sich nur durch die Kraft ihres Glaubens aufrecht erhalten kann in der angst- und grauenvollen Zeit. Unendlich lieblich und zart sind ihre Worte: „was mir die Brust bewegt, was mir im Busen schlägt, Sehnsucht und Liebeschmerz, tief hier verbirg's, o Herz!“ in der Musik ausgedrückt. Originell und kräftig, den ehernen Schall der wunderlichen althebräischen Instrumente nachahmend, ist das Siegeschor der rasch daherschreitenden heimkehrenden Krieger; die ersten Worte desselben: „Zertreten ist der Natter Haupt“ bestimmen den charaktervollen Ausdruck. Nun ertönen die fröhlichen Frauenchöre und der Waffentanz der Jünglinge beginnt, durchflochten von den Reigen der cymbelschlagenden Mädchen; Siegestrunkenheit und Kampfeslust sind



hier mit begeisternder Glut geschildert. Saul und die hohen Priester treten auf, recht neu und schön ist das Dankgebeth, welches sie dem Höchsten bringen, ohne Worte, bloß durch die Klänge der Harfe, dieses ächt hebräischen Tempelinstrumentes, ausgesprochen. Ein köstliches Quartett von Saul, David, Michal und Jonathan folgt, worin erst jedes sein eigenthümliches Gefühl ausdrückt, und zuletzt alle im Einklang verschmelzen. David und Jonathan schließen nun ihr festes Freundschaftsbündniß; sehr sinnig ist in ihrem herrlichen Duett erst die Führung beider Stimmen im canonartigen Wechsel und steter Nachahmung und Verweben derselben Melodien, bis sie zuletzt vereint, jubelnd emporsteigen. Das großartige, geniale Finale beginnt, das Siegesfest und Siegesmahl soll gefeiert werden; fromme Ehre ertönen, alles preiset jubelnd David's Ruhm, ihm gelten die Gefänge, ihm die Tänze: da erwacht der düstere Geist des Neides in Saul's Innern, David's reiner Sinn, womit er kindlich froh ruft: „Dem Herrn allein sey Ruhm und Ehr!“ kann jenen finstern Dämon nicht beschwichtigen, Michal und Jonathan bemerken das Erglühen des Vaters mit Bangigkeit, jetzt springt Saul von dem einsamen Thron auf, im Haß entflammt ruft er: „Über mich kommt der Geist!“ Alles erbebt, David ergreift seine Harfe und mit den frommen Hirtenliedern, mit denen es ihm schon oft gelang, den finstern Geist zu bannen, gelingt es ihm auch jetzt, sanftere Jugenderinnerungen dämmern in Saul's Seele auf, da spricht harmlos David in seinem Lied das Wort aus: „Du salbest mich mit Freudenöle,“ dieß erweckt Saul's Ahnung, daß David durch Samuel gesalbt wurde, und im wildesten Zorn schleudert er nun seinen Speer nach dem frommen Sänger, will ihn zerschmettern, zermalme wissen, David entflieht, Saul's Gefolge stürmt ihm nach, Michal und Jonathan sehen um Erbarmen, Saul's Wuth tobt fort, bis er in sich selbst zusammenstürzt und: „In Graus und Nacht endet des heitern Siegesmahles Prahl!“ Diese reichentworfene Scene wurde von dem Tonseher so kräftig und mit so glühenden Farben ausgemalt, daß sie gewiß jede Erwartung übertrifft, jeder Forderung genügt. Der zweyte Act beginnt mit einem überaus rührenden Gebeth der Michal, aus tiefster Seele fleht sie zu Gott, David zu schütten; geheimnißvoll und bebend ertönen ihre ersten Worte: „Hüll' in Dunkel meine Schritte,“ immer glühender und vertrauensvoller drängt sich dann die Bitte aus ihrer Brust: „Herr verlaß', verstoß' ihn nicht!“ ein Duett zwischen ihr und dem zürnenden Saul folgt. Darauf finden wir David in einem Felsenhale wieder, beim Strahl der Morgenfonne Psalmen singend zu seiner Harfe; hier ertönen die lieblichen Melodien wieder, deren ersten Anklang wir schon in der Ouverture hörten, diese ganze Scene ist höchst sinnig behandelt in edler Einfachheit. Ein Terzett von David, Jonathan und Athar folgt, den Abschied der Freunde und das Zurückziehen vor Saul's Schaaren enthaltend; diese besetzen das Thal; ein prachtvolltes Zeit wird für Saul aufgeschlagen; es wird dunkel, auf all sein Gefolge senkt sich wunderbarer Schlaf, nur Saul wacht, die nächtliche Stille stimmt ihn milder, er sehnt sich nach Schlummer und Traum, und träumt noch wachend sich in die roßigen Tage harmloser Jugend zurück, bis er allmählig laun einschlämmt; diese ganze Scene ist ausgezeichnet schön componirt und von großer Wirkung. David kommt mit seinem Freund Abisai herbei, dieser will den schlafenden König tödten, David wehrt dieß, läßt aber Speer und Becher dicht neben Saul's Haupt wegnehmen, ergreift Bodes und eilt mit seinen Freunden auf eine Felsen Spitze; diese ganze Scene wird, wie billig, nur gesprochen. Jetzt ruft aber David die tragen Knechte auf und beweist, in welcher Gefahr ihr Herr und König war; Saul selbst erwacht noch liebevoll gestimmt für David, dessen Edelmut er anerkennt, aber bald versinkt er wieder in düstern Kleinmuth, das Volk fleht ihn an um Hilfe gegen die Philister, David spricht ihm Muth zu, und endlich ermannt er sich mit all den Seinen zur Schlacht eilend. Der dritte Act beginnt in der Höhle der Aitharoth, der Wahrsagerin zu Endor; sie und ihre Gefährtinnen mischen und siedeln im Kessel einen Zauberkoch, die unterirdischen Geister als Gäste einladend, welche auch unsichtbar ihnen antworten und beben summen. Es galt hier für Dichter und Tonseher, diese Scene ganz fern von dem romantischen Zauber zu halten, womit ähnliche im „Macbeth,“ „Faust,“ „Freyschütz“ u. ausgeführt sind, dieser darf durch Humor gewürzt, hier muß Alles grauenvoll, aber großartig und ernst seyn, in fremdartigen Rhythmen, in wunderfam dunkeln Gewebet tiefer, ahnungsvoller Töne scheinen sich die Pforten persischer Mythe zu erschließen. Leicht hätte der Tonseher dem Ohr der Menge durch bunte Abwechslung mehr schmeicheln können, aber schwerlich kann diese Scene tiefsinniger, unheimlicher und richtiger im Geist des hohen Alterthums aufgefaßt und durchgeführt werden. Saul unterbricht den Zauber und verlangt, daß Samuel's Schatten heraufbeschworen werde, es geschieht, ernst und majestätisch erscheint der Greis in wallendem Gewand und geisterbleicher Klar-



heit im Hintergrund; mit den tieferrnen Tönen des Contrafagottes begleitet ertönen die unglückweissagenden Worte des Schattens, Saul fällt wie vernichtet nieder. Die Scene wandelt sich, David kommt mit den Seinen zu Hülfe, und sein muthig frohes Schlachtlid, vom Kriegesruf der Menge begleitet, thut recht wohl nach der düstern Geisterfcene. Doch bald erschallt Todesfang, Michal stürzt in banger Angst herein, die Klagesänge ertönen und die Vahren mit dem entseelten Saul und Jonathan werden gebracht, die trostlosen Klagen der Tochter und Schwester, der Schmerz des Freundes mischen sich, nur unterbrochen vom Zuruf des Volkes, welches David zum König und Führer wählt; so schließt das Ganze. — Drey mal kurz aufeinander wurde jezt diese Oper aufgeführt, mit lautem Beyfall wurden die mehrsten Scenen aufgenommen, und sie machte jedesmal ein gedrängt volles Haus. Alle Kenner freuen sich des gelungenen Werkes, welches eine neue Bahn eröffnet, denn wir haben in dieser Art eigentlich nur erst Mehuls „Jacob und seine Söhne,“ welches sich doch dagegen wie Idylle zur Tragödie verhält. Für diejenigen, die nur bey Auber'schen Tanzmelodien Unterhaltung finden, ist es freylich nicht geschrieben! — Die Ausführung war ganz ausgezeichnet brav. Mad. Schröder-Devrient ist als Michal unübertrefflich; wir bekennen, daß sie uns noch in keiner Rolle so entzückt, so unbedingt befriedigt hat. Könnte diese Oper in London (wo man Sacred Music so liebt) aufgeführt werden, so würde sie ihren höchsten Triumph darin feyern. Alle Lieblichkeit und Kraft ihrer reinen, sanftverschmelzenden Bruststimme kann sich hier entfalten, dabey zeigt sie sich hier im Zauber der holdesten, rührendsten Weiblichkeit und am Schluß in ächt tragischem Pathos, und das herrlich gewählte Costume kleidet sie überaus gut, sie erschien nie reizender und hinreißender. Es war die letzte Rolle, die sie hier gab vor ihrer Abreise nach England. Unser Publicum ist jezt gegen diese große Künstlerinn übertrieben und unbillig kalt; die großen Fortschritte, die sie in der Kunst gemacht hat, verdienten wärmere Anerkennung; freylich fühlt man jezt erst ganz, wie viel man an der italienischen Oper verlor — doch, ihre Schuld war es nicht, daß sie diesen Winter nicht öfter in italienischen Opern sang, sie hatte dieß gehofft und gewünscht. Freylich haben die langen Pausen, worin sie oft wegen Kränklichkeit nicht auftrat, und der unschickliche Ton, dessen sie sich öfter vermaß, vereint mit dem unverhältnismäßig hohen Gehalt, der ihr versichert ist, ihr die Mehrzahl des Publicums entfremdet und den Enthusiasmus sehr abgekühlt, mit dem man sie erwartete. Daß sie als Künstlerinn jezt weit höher steht, als sonst, bleibt aber eine unläugbare Wahrheit. So wenig die Gestalt des Hrn. Vabnigg vortheilhaft war zum David, so schön war sein Gesang; Hr. Wächter leistete im Spiel, Ausdruck der Mienen und Gebarden, und sogar im Gesang als Saul über alle Erwartung viel, auch Hr. Schuster gab den Jonathan sehr gut und erreichte ganz den sanften, schwärmerischen Ausdruck des morgenländischen Königssohnes. Hr. Rezi gab den Samuel vortreflich, die untergeordneten Rollen, die Chöre und Tänze wurden sehr gut ausgeführt, die Costumes waren richtig und schön, man fühlte, das Ganze war mit Liebe und Fleiß einstudiert. Außerdem war auch Marschner's Oper: „Des Falkners Braut“ neu einstudiert. Die pikante und wahrhaft hübsche Musik gefiel trotz der Plattheit und Gemeinheit des Textes. Mad. Schröder-Devrient gab die Johanna sehr gut. Da sie nun schon abgereist ist nach London, so wurde indeß Mlle. Maschinka Schneider für unsere Oper engagirt.

(Der Schluß folgt.)

Prag, Ende März 1833.

(Schluß.)

„Die beyden Foster“ sind endlich auch bey uns auf das Repertoire gekommen, doch ohne großes Glück zu machen, obchon die Hauptrollen mit unsern beyden besten Künstlern besetzt waren. Dieses sogenannte dramatische Gemälde — ein Gemälde mag es seyn, ein Portrait ist es nicht — hat wenigstens einen ganz wunderbaren Zusammenhang der Handlung und der handelnden Personen, diese sind nemlich eben so wechselnd und inconsequent als jene. Die ersten beyden Acte des Stückes lassen uns bey manchen Derbeyteinen ein Lustspiel und zwar ein recht gutes und lebendiges erwarten, und ich weiß nicht, ob der Verfasser nicht wohl gethan haben würde, wenn er diese Hoffnung erfüllte, und die Besserung des liederlichen Stephan Foster durch seine siebenwürdige Frau, als Haupthandlung, nach und nach hätte bewirken lassen, was um so leichter angegangen, da außer diesen beyden alle übrigen Charaktere theils widrig,



theils langweilig sind. Anna Wellsted mit ihrer mehr als brittisch bizarren Lebensansicht wäre ein sehr glücklicher Lustspiel-Charakter, während er im ernstern Drama unstatthaft erscheint, und einige Rückfälle Stephans vor seiner völligen Bekehrung hätten zu mancher hübschen Situation Stoff geboten. Ueberdies bleibt Stephan auch hier nur so lange interessant, als er liebedürftig ist — leichtsinnig kann man ihn wohl nicht mehr nennen — seine plötzliche Veränderung, wie durch den Schlag einer Zaubertruhe, ist so unnatürlich, als seine großmüthige Verstellung in den letzten Acten bey diesem Charakter nicht denkbar ist. Eben so grell und ohne Motiv ist das plötzliche Überspringen des Thomas Foster, und insbesondere seiner Frau, die sich durch das Unglück ihres Mannes aus einem der giftigsten Hausdrachen in eine ganz sentimentale Frau verwandelt. Wir sind in den letzten Jahrzehnden von unsern Theaterdichtern an ziemlich viel Unwahrscheinlichkeiten gewöhnt worden, dergleichen Verbesserungen aber — zumal drey in einem Stücke — wollen uns doch noch nicht einleuchten. Was die Aufführung betrifft, so gab Hr. Polawsky den Stephan Foster mit eben so überströmendem Humor in den ersten Acten, wo er stürmische Beyfallsbezeugungen erhielt, als mit edler Haltung und der möglichsten Anstrengung eine Art von Consequenz in den Charakter zu bringen, in den letztern, wo die Theilnahme mit dem Eintritt der tragischen Banferottgeschichte (die darf ja nicht fehlen, wo ein englischer Kaufmann die verhängnißvollen Dreter betritt) überhaupt sehr abnahm. Dlle. N. Herbst gab die kleine Rolle der Anna Wellsted mit Humor und Fleiß. Letztern darf man leider nicht Hrn. Vanner (Thomas Foster) nachrühmen, der, eine Stelle der Verzweiflung ausgenommen, durchaus wenig Beyfall erreichen konnte, weil er, der Rolle nicht mächtig, dieselbe um so weniger mit einiger Festigkeit und Sicherheit durchzuführen im Stande war. Mad. Brunetti gab die Barbara mit großer Sorgfalt; doch eignet sich weder ihr sanftes Organ noch ihr ganzes Benehmen zur Darstellung böser Weiber, die Kerker Scene ausgenommen, wo sie sehr wirksam mit eingriff. Robert Foster (Hr. Ernst) ist eine ziemlich große, Brown (Hr. Grabiner), dessen Tochter (Dlle. Allram), Richard (Hr. Volze) ziemlich kleine, alle vier aber ziemlich undankbare Parthien. Eine allerliebste kleine, in ein paar wichtige Scenen eingreifende Rolle, die in ganz unrechte Hände gefallen war, ist Tom, und die ersten Acte würden noch sehr gewonnen haben, wenn Hr. Feismantl dieselbe gegeben hätte. Sir Godfrey, welcher ohnedies nebst Jeremias Lamb nur dasetzt, um einen Moment des vierten Actes herbeizuführen — wie denn überhaupt die englischen Dramatiker sich fast eben so wenig um die Verbindung ihrer episodischen Personen mit der Haupthandlung kümmern als manche unsrer neuesten Theaterdichter — hätte mit Hrn. Grau besetzt werden können, da seine Mitwirkung ohnedies nur in minder interessante Scenen fällt. Die Übersetzung ist gut und kräftig, und die kalte Aufnahme, welche das Stück hier fand, das in den meisten Städten Deutschlands so viel Glück machte, wird dessen weiterer Verbreitung wohl nicht schaden. Zum Glück der armen dramatischen Dichter, die sonst so wenig Glück haben, ist die Zeit vorbey, wo selbst ein Stück, welches bey der ersten Erscheinung ausgepiffen wird, keine Hoffnung hätte, auf andern Bühnen Furore zu machen. Freylich darf sich auch kein Verfasser eines Stückes, wenn es auf zwanzig Bühnen gefallen, vor dem Leidwesen sicher halten, daß es auf der ein und zwanzigsten complecten Flasco macht.

### Concert-Anzeige.

Die wegen der plötzlich eingetretenen Krankheit des Concertgebers verschobene musikalisch-declamatorische Akademie des Hrn. Louis Schunke wird nunmehr morgen, Sonntags, den 12. May, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde Statt finden. Die vorkommenden Stücke sind: 1. Ouverture aus „Prometheus,“ von Beethoven. 2. Großes Concert für das Pianoforte, bestehend aus Allegro, Adagio und Rondo, componirt und vorgetragen von Louis Schunke. 3. Arie aus der Oper: „Nicotri,“ von Mercadante, gesungen von Dlle. Caroline Botgorschel. 4. Solo für die Harfe, vorgetragen von Dlle. Krings. 5. Declamation, vorgetragen von Mad. Sophie Schröder, königl. bayrischen Hofschauspielerinn. 6. Phantasie für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Louis Schunke. — Sperrsitze, à 4 fl. W. W., und Eintrittskarten, à 3 fl. W. W., sind in den Kunsthandlungen der H. Diabelli, Haslinger und Mechetti, so wie an der Cassé zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 14. May 1833.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

G e s c h e i t i s t s c h ö n .

—  
A n a g r a m m .

J o s e p h .

S o p h i e ! i c h l i e b e d i c h , u n d b e t h e d i c h n u r a n ,  
D e r o h n e K r o n e n s c h m u c k d i e H e r z e n u n t e r t h a n .

S o p h i e .

O , S e l b s t v e r b l e n d e t e r ! d u w ä h n s t z u l i e b e n m i c h ,  
W e n n d u d i c h p r ü f e n w i l l s t , — s o l i e b s t d u n u r d e i n I c h .

J o s e p h .

A l s W e i s s e i t l i e b ' i c h d i c h , d i e a n d e s G a n g e s S t r a n d  
Z u e r s t B e r e h r e r , F r e u n d e d a n n i n H e l l a s f a n d .

S o p h i e .

I c h k e n n e d i c h n u r a l s d e r S c h ö n h e i t I d e a l ,  
D a s i n E g y p t e n e i n s t d a s H e r z S u l e i c h a ' s s t a h l .

J o s e p h .

M i c h k a n n m i t R e c h t d e r S e l b s t s u c h t V o r w u r f t r e f f e n n i c h t ,  
D i c h z u v e r d i e n e n t h u e i c h a u f m i c h V e r z i c h t .

S o p h i e .

E n t ä u ß e r s t d u d i c h d e i n e r s e l b s t , g e h ö r s t d u m e i n ,  
A u s d i r h e r a u s g e t r e t e n g e h s t d u i n m i c h e i n .

J o s e p h u n d S o p h i e .

S o l a ß ' u n s d e n n u n s i n e i n a n d e r l ö s e n a u f ,  
D e n n w e i ß i s t s c h ö n u n d s c h ö n i s t w e i ß i m W e l t e n l a u f .



## Ist der Löwe großmüthig?

Aus geschichtlichen Quellen von J. W. Rupprecht.

Ein reicher Fleischhacker vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ein beherzter Mann, der hundertmal sein Leben wagte, um Unglückliche zu retten, die den, die Colonie verheerenden Ozeanen so oft zur Beute werden, war eines Tags begierig, die auffallenden und riesigen Küsten vom Cap bis zur falschen Bay in Augenschein zu nehmen. Er verließ die Capstadt frühzeitig mit seinem großen Gewehr bewaffnet, in das er aus Vorsicht zwey eiserne Kugeln geladen hatte.

So gewaffnet durchdringt er die Einschnitte der Küste, gegen die fast beständig erzürnte Wogen anzukämpfen pflegen. Kaum eine halbe Stunde hatte er zwischen dichten Gebüsch fortgestrebt, als er das Brüllen eines Löwen vernahm. . . So wie sich die Gefahr zeigt, überlegt unser Mann einen Augenblick, berechnet die Zufälle und entschließt sich. Hier schien ihm der Tod gewiß. Hinter ihm eine halbe Stunde weit ein breiter Fluß, den er mit Hülfe einer Fähre, des einzigen Hilfsmittels eines alten Holländers, passirt hatte; vor ihm in gleicher Entfernung das einem wackern Colonisten gehörige Haus, 1809 aus dem menschenfreundlichen Zwecke erbaut, um den unglücklichen Schiffbrüchigen näher zu seyn, deren Schiffe an dieser unwirthlichen Küste zerschmettert werden.

Allein, wo ist die Gefahr? — Wenn der Löwe brüllt und seine Beute ruft, so höhlt er den Boden mit seinen mächtigen Klauen aus, er steckt seinen breiten Rachen in das Loch und donnert. Das Echo widerhallt von weitem dieß Signal von Blutvergießen und Tod, und das erstaunte Ohr weiß nicht, woher es kam. . . Unser Wanderer begreift seine Lage, einem so furchtbaren Feinde gegenüber, und seinen lächelnden Lippen entfährt: „Diesmal darf ich von Glück sagen, wenn ich entwische!“

Er ist gegen den Fluß umgekehrt; der Schall seiner eiligen Schritte dringt durch das felsige Ufer, und er schmeichelt sich anzulangen, ohne kämpfen zu dürfen. Der Löwe hat zum dritten Male gebrüllt, er ist schon nahe, seine Sprünge sind so schnell, wie das Abprallen einer Kugel. Unser Mann eilt fort, als sich ihm gegenüber, die Augen roth von Blut, die Mähne hoch, den Schweif bewegt, sein fürchterlicher Gegner auf den Weg stellt. . . „Wohl darf ich von Glück sagen, wenn ich diesmal entwische!“ wiederholt sich unser beherzter Abenteurer noch leiser. Er erfaßt sein Gewehr, lehnt sich an einen alten, knotigen Stamm, mißt die Entfernung, berechnet die Schnelligkeit des Sprunges, und erwartet unruhig den Ausgang des Kampfes.

Der fürchterliche Löwe bleibt unbeweglich; es scheint, er will herausgefordert werden. Als ein großmüthiger Feind verschmäht er die ersten Anfälle, und gleichwohl verschlingt sein brennender Augapfel stets seine Beute. Unser Held nimmt eine andere Parthie; er entfernt sich, mit dem Gesicht gegen seinen Feind, rückwärts, und hofft sein Haus ohne Kampf zu erreichen. Kaum gelangt er so hundert Schritte weit, und er sieht, wie der Löwe den engen Fußsteig verläßt, den er sperrte, und in den nahen Wald dringt. Unser Mann verdoppelt seine Eile und glaubt sich von einem Kämpfer befreit, der selbst überwunden nie allein fällt. Er athmet freyer und dankt seinem guten Schicksale. . . Auf einmal fährt der Löwe aus dem Walde, und stellt sich mit einem



schnellen, widerhallenden Sprunge auf's Neue unserm waghalsigen Fußgeher in den Weg, der noch leiser wiederholt: „Nun, meiner Treu! dießmal darf ich von Glück sagen, wenn ich entrinne!“

Zu warten wäre Thorheit; die Sonne neigt sich zum Untergange, und die Nächte sind in diesen weiten Einöden tödtlich, denn, wo findet man wohl gegen die wilden Thiere Schutz, die sie durchirren! Unser Mann wiederholt das erste Manöver, er weicht gegen die holländische Fährte zurück; wenn es nur auf die Ausdauer ankommt, so hoffte er jene des Löwen zu übertreffen. Dieser spielt die nemliche Rolle, er entfernt sich durch's Gehölz, macht einen langen Umweg, und wirft nun zum vierten Mal seine muskulöse Brust den flüchtigen Anschlägen entgegen, die er entschlossen scheint zu durchkreuzen.

Unser Wanderer ist aber von der Anstrengung erschöpft: er macht nun, ohne die Lippen mehr zu bewegen, seine gewohnte Bemerkung, untersucht die Schloßer seines Gewehres, versichert sich, daß das Zündkraut in gutem Stande ist, setzt sich auf einen vulcanischen Felsen, und erwartet nun, an eine kräftige Fichte gelehnt, den Erfolg.

Betrachten wir jezt einmal die Lage der beyden Gegner! Der eine im Schweiß, müde, halbüberwunden, allein bereit, sein Leben theuer zu verkaufen; der andere, mächtig, unerschrocken, einen Angriff ersiehend, wie Andere Gnade anrufen, bis auf zehn Schritte näher kommend, sich auf dem dünnen Boden abspiegelnd, mit seinem Schweiße und seiner breiten Mähne spielend, eine feurige Kugel hervorrufend, wie kleine Hunde von ihren unaufmerksamen Herren Liebkosungen erschmeicheln. . . Ha, es gibt hier poetischen und dramatischen Stoff! Allein unser Fleischer erblickt darin, an Gefahren gewohnt, nur eine seiner tausend Begebenheiten mehr, und ist so überzeugt, daß er sich glücklich herausziehen wird, daß er im Augenblicke, worin der ungeduldige Löwe nur noch zwey Gewehrlängen von ihm entfernt ist, nur an die Verwunderung denkt, die sich seiner Freunde bemächtigen werde, wenn sie ihn einer so dringenden Gefahr entschlüpfen sehen.

Indeß, überdrüssig mehr zu warten, höhnte das wilde Thier auf's Neue den Boden, stieß ein fürchterliches Gebrüll aus, blickte auf seinen Gegner, als sollte er seinen baldigen Abzug inne werden, und verschwand, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Als unser Fleischer diese Umstände späterhin erzählt hatte, fragte man ihn, ob durch seinen Bericht nicht die vorgefaßte Meinung von der Großmuth des Löwen gegen die Menschen bestätigt würde?

„Was mich betrifft,“ versetzte er, „so will ich Ihnen sagen, was ich davon denke, und meine Meinung stützt sich auf mehrere Thatfachen, wovon ich Augenzeuge war. Ja, der Löwe besitzt Großmuth, wenn man das Wort auf das Betragen anwenden will, das er oft gegen die Jäger beobachtet. Allein seine Großmuth hängt von gewissen Ursachen ab, die ich bemerkt habe, und deren Bekanntmachung den Reisenden, glaube ich, von Nutzen seyn kann.“

Auf einer Jagd, die ich vor vier Jahren mit mehreren Engländern anstellte, nahmen wir, um unser Gepäck zu tragen und unsere Pferde zu bewachen, ein Duzend Caffern und Hottentotten mit uns, die mit Gewehren vertraut, des Bogenschleuderns kundig und in der Gefahr sehr beherzt sind. Unsere erste Begegnung galt einem kleinen Löwen, den der Hunger den Pflanzungen näher gebracht hatte. Der Schrecken herrschte in der aufkeimenden Colonie, als wir



anlangten; und am nächsten Tage vereinigten sich sechs Holländer mit uns, um den gemeinschaftlichen Feind zu zerstören. Gilt von den Selaven, im Baumsteigen geübt, trennten sich keck vom großen Armeecorps, und drangen in das ziemlich dichte Gehölz, das sie mit großem Geschrey, und von Zeit zu Zeit mit Musketerschüssen durchsuchten. Wir, in einer offenen Fläche gruppiert, wir erwarteten den Erfolg dieser Treibjagd.

Kaum war eine Stunde vergangen, als wir das Brüllen des Löwen vernahmen, und vier Minuten drauf befand er sich nur noch fünfzig Schritte von uns. Ich befehligte die Truppe. Ich in der ersten Linie, erforschte mit wachsamem Blicke die Stärke unsers Gegners, und suchte ein Mittel, ein Gefecht abzukürzen, das immer desto mißlicher ausfällt, je länger es währt. Mit solchen Gegnern ist die Vorsicht oft ein Fehler. Jedes unserer Gewehre war mit zwey eisernen Kugeln geladen. Ich zielte gut: ich bat meine Begleiter mich den Angriff beginnen zu lassen, und rieth ihnen, sich ja nicht zu trennen, zugleich zu schießen, und weder vor- noch rückwärts zu gehen, ausgenommen nach meinen Befehlen.

Ich stieß einen Schrey aus und trennte mich einige Schritte von meinen aufmerksamen Gefährten. Der Löwe nahte sich muthig, und legte sich nieder, entweder aus Müdigkeit oder vielleicht auch aus Instinct. Es war schwer, ihn zum Aufstehen zu nöthigen, ohne ihm eine Wunde beizubringen, und dennoch wollte ich trotz der Nichtigkeit meines Gesichtes keinen unnützen Schuß thun. Ich näherte mich noch um einige Schritte; allein eine schnelle Bewegung des Löwen ließ mich auf der Stelle zurückweichen.

Wir waren auf zwanzig Schritte einer vom andern. Durch leiseres Anrufen suchte ich seine volle Aufmerksamkeit zu erregen, damit er seine breite Brust meinen Kugeln darböte. Was ich vorhergesehen hatte, traf zu; als ich meinen Feind gut gestellt sah, zielte ich einige Secunden, und meine Kugel traf ihn wahrscheinlich schmerzlich, denn er machte einen schnellen Satz, und stieß ein fürchterliches Geheul aus. . . Ich war bereits inmitten meiner ungeduldigen Begleiter. . . Wir rückten in geschlossenen Gliedern vor, indem wir den Caffer, der bloß bis an einen Theil seiner Schenkel mit einer leinwandenen Hose bekleidet war, und unsere Waffen zum Wechsel in einem Bündel nachschleppte, hinter uns ließen.

Auf ein allgemeines Geschrey richtete sich der Löwe stolz empor, kratzte die Erde auf, die er weit hinter sich warf, und suchte sich unter uns die Beute aus, die er seiner Wuth zu schlachten vermeinte. Ein Feuer aus allen unsern Gewehren streckte ihn zu Boden. Meine Gefährten stürzten sich schon auf ihre Beute, um ihr mit Säbelhieben den Garaus zu machen, als meine Stimme sie noch zurückhielt. Es war um die meisten von uns geschehen, wenn sie nicht auf mich gehört hätten. In der That raffte sich der durch Schmerz gebeugte, aber nicht ohne Rache zu sterben entschlossene Löwe wieder empor. Er war wüthend, und blickte uns so fürchterlich an, daß wir alle auf einmal inne hielten. Der hinter uns verborgene Caffer lud unsere Gewehre. . . der Löwe erblickt ihn, er bückt sich, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren, er neigt und wendet sich, wenn unsere Körper ihn hindern, die außersehene Beute zu unterscheiden. Seinerseits bemerkt aber auch der Caffer die Bewegungen des Löwen und bittet uns, ihn nicht zu verlassen. Plötzlich bricht ein Schrey, einem Donnerschlag ähnlich, aus den Weichen der wüthenden Bestie; sie weicht einige Klafter zurück, nimmt einen



schnellen Anlauf, und auf den dritten Sprung fällt sie uns an, stürzt uns um, packt den Caffer bey der Schulter, und trägt ihn ohne die mindeste Anstrengung mit sich fort. —

Meine Gefährten rafften sich auf; die einen zerstoßen, zerquetscht, die andern zitternd, zum Davonlaufen geneigt; ich hielt sie zurück und versicherte, die Gefahr sey nun vorüber; wir nahmen unsere Waffen wieder auf, und warfen unsere entsehten Blicke auf die tragische Scene, die uns der Löwe nun bereitete. Das Schlachtopfer lag unter seiner mächtigen Klaue; es ließ stummes Achzen vernehmen, und bat uns zu feuern, sollte es auch selbst getroffen werden. Ich, der ich die Kräfte des Löwen nach und nach schwinden sah, ich hätte vorgezogen, keinen neuen Angriff mehr zu machen, allein der Unglückliche stieß ein so wehmüthiges Geschrey aus, daß ich mich allein bis auf sechs Schritte zu den beyden Kämpfenden hervorwagte. Der Löwe stieß bey jeder Bewegung seines Gegners, sich aufzurichten, oder ihn mit einem großen Messer zu verwunden, das er stets in seinem Gürtel trug, seinen blutigen Rachen auf ihn, und schmettete ihn gegen den Boden. Der ungeheuern Dogge gleich, die mit kleinen Pudeln spielt, ging er rechts und links, drehte und wendete den Caffer mit dem Schläge seiner Pfote, und schien die Verwundungen nicht zu spüren, die ihm der Slave beybrachte, so oft seine rechte Hand frey war. Ich benützte den Augenblick, wo der Körper des Löwen einen Wall darbot, und schoß beynahe auf Pistolenweite, worauf den Weichen des Thieres ein Büschel blutiger Haare entfuhr.

Es erhob einen klagenden Schrey, öffnete den fürchterlichen Rachen, zerbrach unter seinen Zähnen den Kopf des Unglücklichen, den wir nicht hatten retten können, und fiel. . . Wir gaben ihm darauf alle noch eine gemeinschaftliche Ladung; der Löwe verschied. . . Aus diesem Vorfalle und drey, vier andern fast ähnlichen Ereignissen schloß ich, daß, wenn der Löwe Großmuth besitzt, sie doch nur gegen jene verübt wird; die mit Kleidern bedeckt sind. Die Blöße der Caffen und Hottentotten reizt seinen Appetit, indem sie ihm die zu zerreißenden Glieder zeigt, und was noch mehr zu meiner Überzeugung beyträgt, ist der Umstand, daß, wenn die Gegenwart zweyer Tiger bey einer Behausung Herrn und Slaven in Alarm versetzt, die Annäherung eines einzigen Löwen Trostlosigkeit und Schrecken unter ihnen verbreitet.

### Die N a c h t i g a l l.

Auf einer heitern Blumenwiese,  
Die eng umschließt ein dunkler Hain,  
Aufragt ein alter Baum allein,  
Den man des Waldes König pries.  
Und auf dem Baume, dicht geschaart,  
Sich Vöglein wiegen hunder Art,  
Die unter mancherley Geschichten  
Durch Lob und Tadel strenge richten.

Doch eine Schwester reizt vor Allen  
Ihr Lästergütlein auf zum Hohn';  
Denn, weil sie schmückt des Ruhmes Kron',  
Erhebt der Neid die spizen Krallen.  
Wohl ist die Liederfürstin fern,  
Noch brennt ja heiß der Tagesstern,  
Und weiß, Nacht über, sie gefungen,  
Hält sie ein Schläfchen fest umschlungen.



„Es fehlt ihr wahrlich am Verstande  
Der armen, guten Nachtigall;  
Denn solch' ein regelloser Schall,  
Beginnt der Specht, „miffällt im Lande.“ —  
„Wenn sie sich schlöß' an uns're Schar,“  
Erwidert schnell der munt're Staar,  
„Vielleicht, sie könnte sich noch bilden;  
Doch einsam lebt sie, gleich den Wilden.“ —

„Was fällt euch ein?“ versteht der graue,  
Geschäft'ge Spaz, und bläht sich dreist,  
„Ihr Sang verräth kein Fünkchen Geist,  
Und streift durch Überreiz in's Blaue.“ —  
„Ja,“ pfeift der Rothbauch gleich behend,  
„Ihr mangel's durchaus an Talent.“  
Der Guckuck gar und ein Paar Eulen  
Bewies, sie sey verrückt zuweilen.

Indeß erglomm die Abendröthe,  
Der Jäger naht durch wild Gefräuch,  
Dem Genius des Todes gleich,  
Und sinnt, wie er das Leben tödte.  
Die rohen Schwäzer, erst so fed,  
Verscheuchte plötzlich nun der Schreck,  
Sie fliehen schnell die freyen Äste,  
Und suchen Schirm im sichern Neste.

Da hebt sich aus des Schlummers Räumen  
Die Nachtigall zu Liedern auf,  
Und schwingt sich nach des Baumes Knauf,  
Um wachend schöner noch zu träumen.  
Schon hat die hehre, geist'ge Nacht  
Den Weihfuß ihr still gebracht,  
Und nun, in lauten Trillerschlägen,  
Beginnt sie jedes Herz zu regen.

Aufleuchtet der Wald mit allen Blättern,  
Der Grashalm richtet sich empor,  
Die Blume spannt ihr Blüthenohr,  
Indem die Silbertöne schmettern.  
Das Lüftchen hält den Athem ein,  
Der Mond, wie im Verklärungsschein,  
Lacht über grauer Vorwelt Nahen,  
Und frängt der Säng'rinn Haupt mit Strahlen.

Ja, selbst der Mensch, der rauhe, wilde,  
Er schmiegt sich zart, ihr unterthan.  
Seht nur den grimmen Jäger an,  
Wie steht der freundlich nun und milde!  
Er sinnt und sinnt, und seufzet lezt,  
Indeß sein Aug' ein Ehränchen nezt.  
Wo sehd ihr, Frevler? — Au' vernichtet? —  
So hat der Geist der Welt gerichtet!

Anton Kasper.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im März 1833.

(S c h l u s s.)

Bei dem deutschen Schauspiel machte das Lustspiel: „Der Doppelgänger,“ von Franz von Holbein, ganz ausgezeichnetes Glück, einzig und allein durch das herrliche, gewandte, vielseitige, seelenvolle Spiel unsers Emil Devrient; das Stück hat sehr geringen Werth, aber die Art, wie dieser Künstler die Doppelrolle durchführt, ist so belustigend, als anziehend. So ist durch ihn und seinen Bruder Carl das Drama: „Der Mann mit der eisernen Maske“ hier ein wahres Cassenstück und ein entschiedener Liebling des Publicums geworden. Ganz neu und originell an Idee und Ausführung ist die Dichtung Kaupach's: „Das Märchen im Traum;“ wir sahen diese dramatische



Phantasie jetzt zum ersten Male. Es ist ein herrlicher, ächt dichterischer Einfall, den innern Seelenpiegel, welchen der Traum wohl von dem Gemüthszustande gibt, hier zu benutzen, und dessen Bilder, mit alle dem grellen, übertriebenen Sammel, den ihnen die losgebundene Phantasie stets ertheilt, sich gestalten und vor dem Zuschauer vorüber-schweben zu lassen! Wohl kann ein solcher Traum der glühenden Einbildungskraft ein Wesen tief erschüttern und wahrhaft zur bessern Erkenntniß führen, welches so, wie hier Laura, an sich gut und unverdorben, nur aber durch stetes Glück verzogen ist und un-gestüm die Erfüllung jedes Wunsches fordert. Sie sieht sich hier durch Nachgiebigkeit gegen die Gefühle, die in der Wirklichkeit noch in der verschlossenen Knospe verhüllt sind, an den Rand des ewigen Verderbens geschleudert, sie fühlt, zu welchen vernich-tenden Flammen unbewachte Neigungen auflodern können und bis wohin die Stimme des Verführers zu locken vermag! Daß sie, nach so schwerem Traum, beim Erwachen überfelig wird durch das Bewußtseyn, es war nur ein Traum, ist natürlich, daß sie ganz gebessert und völlig geändert wird durch die erste ernste in sich Gehen, ist sehr glaublich, um so mehr, da sie ein reinen, tiefen Gefühl, dem der wärmsten Mut-terliebe, wachend und träumend immer treu blieb. Die Diction ist wunderschön; die Idee diese Traumwelt herbeizuführen und anschaulich zu machen, ist neu und wirkungsvoll; wir sehen um Laura's Ruhelager sich lichte Wolken sammeln, Höre von farblos grauen Traumgeistern mit wehenden Gewändern umflattern die Schlummernde, zu leisen Har-fenklangen hören wir ihre Lieder summen, zwischen jeder Abtheilung des Traumes schwe-ben sie wieder herben, immer dunklere Farben in ihr Gewebe flechtend, immer drohen-der die Geängstete umschwirrend. Die Worte dieser Höre sind ausgezeichnet schön. Durch das ganz vortreffliche Spiel unserer braven Künstlerinn Mad. Mevius, wurde dieß Stück hier gehalten und gehoben; ihre Rolle der Laura ist überaus schwer, sie hat Scenen, die bis an die äußersten Grenzen des Schickslichen getrieben sind, doch sie wuß-te das Ganze anständig und würdevoll zu erhalten und doch die volle Glut der Leiden-schaften wildaufloodernd zu zeigen. Ungemein schön war es, wie sie nach dem Erwachen sich so im tiefsten Innern verändert zeigte und wie nun der ganze Hauber holder Weis-slichkeit über sie ergossen war, der ihr früher, unter der Oberherrschaft der Launen, völ-sig mangelte. Die denkende, wahre Künstlerinn wurde durch den lautesten Beyfall bes-lobt und jedesmal einstimmig herausgerufen. Hätte Emil Devrient ihr als Leonar-do zur Seite gestanden, so würde das Ganze unendlich gewonnen haben. Hr. Stölzel versteht es gar nicht, diese schöne Rolle dichterisch aufzufassen. So würde es wohl auch gut seyn, wenn die ganze Handlung des Traumes hinter einem Vorhang von Flor dar-gestellt würde, um es für das Publicum leichter begreiflich zu machen, was Schein und was Wirklichkeit ist.

Außer dem Theater hatten wir auch zwey ungemein interessante Concerte in dieser Zeit, beyde im Saale der Harmonie. Das erste gab am 1. März der treffliche Clarinett-spieler, Kammermusicus Kotte; er bewährte hier nicht allein seinen Ruhm eines überaus seelenvollen Spielers und schönen Tones, sondern zeigte auch, daß er als ächter großer Künstler rastlos in der Virtuosität fortschreitet, und er konnte in der Vergleichung mit dem berühmten Bärmann, den wir diesen Winter hier hörten, nur gewinnen. Ein neues Concert von Wieprecht war eben so schön componirt als ausgeführt, und eine Phantasie mit Variationen für zwey Clarinetten, vom Concertgeber und einem seiner Schüler ausgeführt und von Kummer componirt, war so reizend und brillant, als meisterhaft vorgetragen. Sehr interessant war die Declamation von Schiller's „Tauscher,“ von Hrn. Carl Devrient gesprochen zu der ausdrucksvollen, ergreifenden Musik von Ueber. Die Ouverture zur „Olympia“ von Sponcini, die Liebingscene der Mad. Schröder-Devrient aus „Anna Bolena“ und das schöne Finale der „Montecchi und Capuleti“ von Bellini verschönerten noch diesen genussreichen Abend. Das zweyte eben so treffliche Concert war das unserer vorzüglichsten Pianofortepielerinn, Antonia Pesadori, geb. Pechwell, am 15. März. Diese Künstlerinn, deren vollendet schönes Spiel mit seltner Energie und Kraft, hinreißendes Feuer des Vortrags, seelen-vollen Ausdruck und den höchsten Stanz brillanter Rundung aller Passagen, verbindet, trug das große Concert von Hummel in H-moll meisterhaft vor; wir hörten dieß herrliche Musikstück hier zum ersten Mal ganz durchgeführt; sie spielte dann die reizende Phantasie mit Variationen von Osborne und Veriot mit dem Concertmeister Kolla zusammen, dieß Duo war ein Wettstreit im Vortrag beyder seltner Künstler an Grazie und Laune. Zuletzt spielte die Concertgeberinn noch sehr brillante und schön durchge-führte Variationen mit vollem Orchester von ihrer eigenen Composition, in denen sie ihre ausgezeichnete Bravour ganz zeigen konnte. Mad. Schröder-Devrient sang



die große Arie aus Mozart's „Titus,“ mit obligater Clarinette, hinreißend schön. Sigr. Pesadori sang eine Arie von Paccini recht brav, er konnte hier die Biegsamkeit und Kraft seiner schönen Tenorstimme ganz zeigen, auch ein Duett aus Morlacchi's „Columbus,“ von Pesadori und Rezi vorgetragen, gefiel sehr. Es war eine große Auszeichnung für die so allgemein hochgeschätzte Künstlerin, daß J. K. H. die Prinzessinnen Louise und Amalie dieß Concert besuchten, da unser Hof sonst nie ein Concert besucht.

Mlle. Clara Wieck, die junge Pianistin aus Leipzig, gab auch ein Concert, aber im Hôtel de Pologne und ohne die Capelle; sie wurde indeß von dem geschickten Artillerie-Musikcorps recht gut begleitet, welches die interessante neue Ouverture zu dem „Sommer-nachtstraum,“ von Felix Mendelssohn-Bartholdi, gewählt hatte. Diese eben so phantastische als originelle Tondichtung zaubert die Esfenmärchen so täuschend vor und spricht Shakespeare's Lustspiel so aus, als hätte man es nur in einer andern geistigern Sprache gelesen. Mlle. Clara Wieck spielte ein Concert von Pizis, ein Rondo von demselben mit obligaten Glöckchen und die Variationen von Herz auf die Romanze des „Joseph.“ Sie ist im Besitz eines schönen Talents und leistet viel für ihre Jugend, auch hat sie mehr Vortrag gewonnen, seit wir sie nicht hörten. Mlle. Pistor sang und das Orchester führte noch das große Nocturno von Spohr aus.

Sehr anziehend und vielbesucht sind die trefflichen Vorlesungen, die jetzt in dem schönen neuen Hörsaal des Zwingerpavillon gehalten werden. Außer denen des Prof. Reichensbach über die Fortschritte der Naturkunde im Allgemeinen, hält derselbe jetzt noch einen besondern Cursus der Botanik, und Prof. Lohrmann erfreuet gleichfalls das Publicum durch Vorlesungen über Sternkunde; Prof. Choulant wird nächste Woche in demselben Saale seine Vorlesungen über Anthropologie beginnen. In dieser Woche war das schöne Local in einen wahren Tempel der Flora verwandelt durch eine Blumenausstellung, zu welcher alle Kenner und Besitzer seltner Pflanzen freundlich bengetragen hatten und welche durch den Hrn. Lieutenant Wäber zauberisch schön geordnet waren. Ein hoher Moosaltar, auf dessen Gipfel eine Fächerpalme prangte von der sinesischen Primula alba umblüht, dessen Seiten mit reichen Kränzen von Camellien, Weischen und Hyacinthen geschmückt waren, erhob sich zwischen großen Körben voll der herrlichsten und seltensten Gewächse, ein dichter Hain von blühenden Sträuchern umgab den ganzen Saal; die seltensten neuholländischen Akazien in voller Blüthe, Azelien aller Farben in üppiger Fülle, Camellien von der seltensten Schönheit und zahllose andere Kinder aller Zonen drängten sich, und alles war so herrlich geordnet, daß selbst die Vertheilung der Formen und Farben überall höchst gefällig und überraschend war. Das Prachtstück bildete eine überaus seltene Pflanze von hoher Schönheit, deren Anblick wir der Güte des Hrn. Hfr. Kreißig verdanken, ein Enkianthus quinqueflorus, aus China, welche Pflanze dort als heilig verehrt wird. Auf einem schlanken, über drey Ellen hohen Stamm wölbte sich die zartbelaubte Krone, reiche Blüthen tragend, welche niederswärts gesenkt größere Glocken bilden, die aus vielen kleinen Glöckchen bestehen, in deren milchweißer Kelch ein Rubin von schimmerndem Glanz zu ruhen scheint.

(Mit Nr. 20 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.







geräthe sammt Vorräthen von Fleisch und Wein auf Maulthieren vorauszuschicken, da er sich vorgenommen hatte, bey diesem Ausfluge die Neugierde sowohl, wie den Gaumen zu befriedigen.

Höchst wohlgemuth hatten sie das am Eingange des Pinal gelegene Dorf Acajete erreicht, und hier, während sie ihre Comida<sup>d)</sup> zu sich nahmen und ihre Siesta<sup>e)</sup> hielten, ihren Maulthieren Zeit zum Ausruhen gelassen, dann aber beschlossen, noch bis Nopaluca zu fahren, wo sie zu übernachten gedachten. Der Pinal ist ein bewaldeter und hügelichter Strich Fichtenholzung, arg berüchtigt als der Lieblingsaufenthalt von Räubern, und die Straße durch ihn an einigen Stellen so ausnehmend steinig, daß man den Wagen von Zeit zu Zeit an den schwierigsten auf beyden Seiten stützen muß, um ihm über sie hinwegzuhelfen.

Von dem Huesped<sup>f)</sup> der Posada<sup>g)</sup> zu Acajete hatten sie die beruhigende Auskunft erhalten, daß von Räubern nichts zu besorgen sey, daß Gomez sich in einem entfernten Theile des Landes befinde und daß Reisende kürzlich die Reise hin und her gemacht hätten, ohne selbst ein Schutzgeleit nöthig zu haben; vertrauensvoll bestiegen sie deßhalb, ein Jedes mit seinem Cigarro und Cigarrito im Munde, ihr Fuhrwerk und fuhren weiter. Ihre Packmaulthiere mit den Mundvorräthen waren ihnen — wie sie sich ebenfalls vergewisserten — am Morgen vorausgekommen, und so sahen sie denn einem recht behaglichen und an Tafelfreuden reichen Abend entgegen. Ach, wie trügerisch waren ihre Hoffnungen! Als die schwerfällige Kutsche neben einem der felsigsten Hohlwege hinabfuhr, stieß sie von einem, etwa zwey Fuß hohen Steinblock aus mit solcher Gewalt auf einen andern, eben so holperigen, hinüber, daß ein großer Kreißschnitt von dem Eisenwerk des einen Rades abflog und die ganze Masse in Stücke zu fallen drohte, wenn noch ein Schritt weiter gefahren würde. Dieß war ein Ereigniß, wobey der Cochero<sup>h)</sup> und sein Gehülfe, der Postillon, ihren ganzen Scharfsinn aufbieten mußten, wenn anders die Sache wieder in Ordnung gebracht werden sollte. Die Reisenden sahen sich genöthigt, auszustiegen; heute Nacht noch bis nach Nopaluca zu fahren, war unmöglich; die Abendshatten wurden immer länger — was war da zu thun? . . . Der Cochero sprach von einer Posada, die nur eine kleine Strecke von hier liege, zwar nicht eben viel Einkehr habe und in etwas verfallenem Zustande, immerhin aber noch bewohnbar sey, wo sie übernachten könnten und das Rad dann am andern Morgen zum Weiterfahren wieder hergerichtet seyn würde. Es blieb kein anderer Ausweg; von dem ächzenden Fuhrwerk begleitet, machte sich denn die ganze Gesellschaft zu Fuße weiter auf den Weg und erreichte, nach nicht geringer Mühsal, mit der untergehenden Sonne das Thor des Wirthshauses. Es war eine schauerhafte Wohnung, umschlossen von thurm hohen Mauern und mit einem Fichtenwalde im Hintergrunde der Landschaft, der dem Gebäude das Ansehen eines Romanenschlosses gab, obwohl es in der Wirklichkeit nur die gelegentliche Einkehr von Mauleseltreibern und ihren Thieren war. Das Ganze bestand aus einem viereckigen, von Zimmern und Stallungen umgebenen Hofe, und stand unter der Obhut eines bejahrten und gebrechlichen Custode<sup>i)</sup>, der kaum herauszuhumpeln vermochte, um die Gäste zu begrüßen, als sie in das Thor hineintraten.

d) Comida (Nahrung): Mittagessen. e) Mittagsruhe. f) Wirth. g) Wirthshaus.  
h) Kutscher. i) Aufseher, Wächter. (Der Übers.)



Diese nahmen denn von den besten Zimmern Besitz; der Marques, seine Gemahlinn und Familie erhielten ein saalartiges Gemach, in welchem sie ihre Lagerstätten aufschlugen; die Jose wurde in einem, einer Gefängnißzelle nicht unähnlichen Hinterzimmerchen eingesperrt, während die Männer da, wo sie gerade schläfrig hinfielen, in ihre Capas<sup>h)</sup> eingewickelt, schliefen.

Müde und abgespannt und mißlaunig begab sich die ganze Gesellschaft bald zur Ruhe. Alle hofften zuversichtlich, daß, hätten sie einmal die Nacht überstanden, ihre Widerwärtigkeiten ein Ende haben und die noch übrige Reise eine wirkliche Lustreise seyn würde. Pepita, das Kammermädchen, die Heldinn unserer Erzählung — sie allein empfand ein gewisses banges Gefühl, daß nicht Alles so war, wie es seyn sollte. Als sie an einem der vergitterten Fenster vorüberging, die nach dem Hofe sahen, glaubte sie ein paar funkelnde Augen wahrgenommen zu haben, die sich rasch und geheimnißvoll zurückgezogen; und dieser einzige Umstand hatte ihren Argwohn erregt. Sie ging indesfen nach ihrem Kämmerchen, mit dem Entschlusse, sich schlafen zu legen; ein Licht bedurfte sie nicht, um ihren Weg zu der hölzernen Pritsche zu finden, die man für sie aufgeschlagen hatte; und sie war eben, ihren Mantel als Kopfkissen unter sich, im Begriffe einzuschlafen, als sie, aufwärts blickend, einen Lichtstrahl bemerkte, der durch die Ritze eines kleinen hölzernen Ladens brach.

Mit größter Behutsamkeit stieg sie auf einen untenstehenden Tisch, öffnete sachte den Laden, zog einen davor hängenden Vorhang theilweise zurück und entdeckte nun zwey Männer, die, bey dem schwachen Scheine einer in eine Ecke des Gemaches gestellten Lampe, mit dem Rücken gegen sie gekehrt, an einem Tische saßen. Pepita war ein kurzes unschönes Geschöpf, eine Quarteron<sup>l)</sup> von Geburt, hatte also noch eine hinlängliche Zuthat von spanischem Blut in ihren Adern, um sich, wie sie meinte, mit Recht über ihre Landsmänninnen, die Indias<sup>m)</sup>, überheben zu dürfen. Dabey war sie jedoch verständig, treu, brav und entschlossen, wie Judith.

Blickschnell gleitete ihr kluges Auge über jeden Gegenstand in dem Gemache hin. Der Eine von den Beyden war ein schöner junger Mann, trug den Hut stattlich aufgesetzt und hielt ein bloßes Schwert vor sich auf den Tisch gestützt. Der Andere war älter, augenscheinlich ein Dummkopf, und — als sie ihn zuerst sah — eben im Begriffe, ein Paßglas hinunterzustürzen. Über ihren Stand oder Gewerbe konnte sie nicht im Zweifel bleiben, zumal, als sie einen vor ihnen stehenden offenen Koffer entdeckte, den sie bald als das Eigenthum ihres Herrn erkannte, und aus dessen Inhalt sie sich ihren Tisch beschickt hatten. Beyde hatten offenbar dem Weine ihres Herrn tüchtig zugesprochen und waren so stark betrunken, daß sie ein Entdecktwerden nicht zu fürchten brauchte. Während sie deßhalb mit unverwandter Aufmerksamkeit zu beobachten fortfuhr, gewann sie zugleich Zeit, sich den Plan ihres fernern Handelns zu entwerfen. Indes hätte doch die Furcht beynah die Oberhand über ihre Entschlossenheit gewonnen, als eine Aeußerung, die sie von Einem der Männer hörte, ihr die Gewißheit gab, daß der Mann, der vermeintliche Dummkopf, vor ihr, kein Geringerer, als der allberüchtigte Capador selbst war. Sie erinnerte sich, daß er sich, der Beschreibung nach, immer prächtig gekleidet trug und als auszeichnende Waffe ein mächtiges Beil führte. Und gerade diese Kennzeichen

h) Mäntel. l) Sohn oder Tochter eines Weissen und einer Mulattinn, oder eines Mulatten und einer Weissen. m) Indios, Indianer. Indias, Indianerinnen.

(Der übersf.)



fand sie an dem Unbekannten: ein mächtiges Beil ruhte zwischen seinen Beinen und sein Anzug war von der auserlesensten Seide.

Mit ängstlich lauschendem Ohr hörte sie ihren Reden zu und nach dem, was sie sich daraus abzunehmen vermochte, schien es, als warte die Bande, deren Anführer sie waren, in dem anstößenden Walde nur auf ein Losungszeichen, einen Stoß in das in einer Ecke des Zimmers liegende Hüftorn, um herbeizukommen und gemeinschaftlich mit ihnen ans Werk zu gehen. Daß der Conductor<sup>u)</sup> des Wagens mit den Räubern im Einverständnisse war, ließ sich aus Allem abnehmen. Zu ihrer Freude bemerkte sie indessen, wie der Wein mehr und mehr seine Wirkung äußerte, und hoffte, sie in wenigen Minuten vom Schlafe so überwältigt zu sehen, daß sie ihren Plan ohne Gefahr einer Entdeckung würde verfolgen können.

Was sie erwartet hatte, geschah: geräuschlos verließ sie nun ihr Kämmerchen und gelangte, von ihrem Herrn unbemerkt, in den Hof. Bald hatte sie die Thüre von des Räubers Gemach gefunden, öffnete sie sachte, trat herzhaft hinein und nahm mit seltener Kühnheit und Geistesgegenwart Mantel, Hut, Beil, so wie das Horn des Hauptmanns zu sich. Die Räuber lagen in tiefem Schlafe, und wiewohl sie ein- oder zweymal unruhig aufstöhnten — wobey sie ihren ganzen Muth zusammennehmen mußte — so wankte sie doch nicht in ihrem Vorsatze und kam auch, indem sie die Lampe mitnahm, glücklich in den Hof zurück. Sie versperrte die Thüre hierauf mit einem Riegel, wie man dergleichen an der Außenseite der Thüren in Mexico häufig antrifft, und stand nun, so gesichert, eine Weile sinnend still, um zu überlegen, was jetzt zu thun sey.

Vorerst besichtigte sie das Innere des Wirthshauses, wo überall die tiefste Ruhe herrschte. Sie entdeckte einen großen Stall, wo die Maulthiere des Reisewagens die Nacht über untergebracht waren, und nebenan eine geräumige Kammer, deren Thüre man von Außen mit schweren Niegeln zusperren konnte. Von dem Custode der Posada war nichts zu sehen, die Thüre seines Zimmers war fest zu. So vor jedem Späherauge sicher, hüllte sie sich in des Räubers Mantel, setzte seinen Hut auf, hing seine Art über ihre Schulter, nahm das Horn in ihre rechte Hand und eilte mit flüchtigen Tritten vor die Ringmauer des Gebäudes hinaus. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie am Saume des Fichtengehölzes stehen blieb und einen leisen Hornstoß that, der sogleich mit einem langgezogenen Pfeifen beantwortet wurde. Der Augenblick, allen ihren Muth zusammenzunehmen, war ihr gekommen; denn bald gewahrte sie eine Schaar von zehn bis zwölf Männern, die sich zwischen den Bäumen hervorplahlen und auf sie zueilten. Mit großer Gewandtheit glückte es ihr, sich theilweise in dem tiefen Schatten des Gebäudes verdeckt zu halten, indem sie von ihrer Gestalt gerade nur so viel flüchtig sehen ließ, als nöthig war, um den Räubern ihren Standpunct zu zeigen; und sobald die Vordersten der Bande in ihre Nähe kamen, hob sie, indem sie zugleich das Beil auf ihrer Schulter so deutlich als möglich sehen ließ, die eine Hand in die Höhe, wie um Schweigen zu gebieten, und wardte sich dann, von der ganzen Bande gefolgt, nach dem Gebäude zurück. Als sie im Hofe angelangt waren, drehte sie sich gegen sie um, legte ihnen durch ein Zeichen die tiefste Stille auf und gab ihnen, nach der offen stehenden Thüre der großen Kammer deutend, zu verstehen, daß

<sup>u)</sup> Führer. (Der übersf.)



sie hier hineingehen sollten; was sie denn auch ohne Bedenken thaten. Sie machte nun die Thüre sachte hinter ihnen zu, indem sie zu ihnen mit der rauhesten Stimme, die sie erzwingen konnte, sagte: „Paciencia hasta luego“<sup>o)</sup>, und schob die Riegel beyder Thüren so leise in ihre Ringe, daß die Räuber wohl kaum argwöhnen konnten, daß sie in der That eingesperrt waren.

Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, rannte die entschlossene Pepita zu ihrem Herrn, weckte ihn auf und theilte ihm mit geflügelten Worten das Vorgesallene mit. Wir wollen uns nicht weiter bey seinem Entsetzen und seiner Verwunderung verweilen, sondern nur kurz anführen, daß er, von ihr berathen, Don Cäsar aufweckte, der sehr bald auf einem der kräftigsten Wagenmaulthiere saß und den Weg nach Acajete einschlug, um eine Abtheilung von dem dort liegenden Cavallerieregimente zu Hülfe zu holen.

<sup>o)</sup> „Geduld bis nachher.“ (Der übersf.)

(Der Schluß folgt.)

## T y r o l i a n e n .

### 1. Was sie wollen.

Tyrolianen, Tyrolianen!	Weil Tyrol, das Land der Treue,
Sy, was wollen die denn wieder?	Hochgepriesen wird vor allen,
Nun, auch sie sind Liebesbothen,	Will der Sang von Liebestreue
Liebestlänge, Liebeslieder.	In Tyrol auch gern erschallen.

Doch sie flattern nicht zum Liebchen,  
Tändelnd nur zum Zeitvertreiber;  
Ihre Sehnsuchtslaute ziehen  
Zu dem treuesten, besten Weibe.

### 2. Am Ufer des Inn.

An des Innstroms grünen Ufern	Muß ich freylich wohl mich freuen
Still und einsam mich ergehend,	Dieser reinen, schönen Helle;
Und in seine klaren Fluten	Trübten nur die klaren Fluten
Manchmal wie im Spiegel sehend,	Regengüsse nicht so schnelle.

Doch dein Sinn, du Kindlichreine,  
Ändert niemals seine Klarheit,  
Und in deinem Herzen wechseln  
Nie die Liebe, nie die Wahrheit.

### 3. Beym Anblick der Frau Hütt \*).

Wenn ich auf die Felsengruppe	Wie des nackten Kindleins Weinen
Der Frau Hütt die Augen richte,	Selbst die Harte nicht erweichte,
Und der harten Herrinn denke,	Daß, statt Brotes, einen Stein sie
Die da schildert die Geschichte;	Grausam höhrend niederreichte:

Wie am steh'nden Bettlerweibe,	O, wie schnell entweicht der Schauer,
Mit dem Säugling auf den Armen,	Der mich faßt bey diesem Bilde,
Sie, auf ihrem stolzen Rosse,	So ich, Holde, Dein gedenke,
Ritt vorüber ohn' Erbarmen;	Deiner Güte, Deiner Milde.

<sup>\*)</sup> Die Volkslage von der Frau Hütt, die hier zum Grunde liegt, ist in einer der herrlichen Romanzen meines Freundes, Carl Egon Ebert, mit der, diesem Dichter eigenthümlichen, ergreifenden Kraft bearbeitet.



## 4. Auf der Martinswand.

Dieses also ist die Felswand,  
Wo sich Kaiser Mar verirrete;  
Dies die wunderbare Höhle,  
Wo der Tod ihn schon umschwirrete,

Nun fürwahr, auch heut zu Tage  
Fast den Wanderer ein Grauen,  
So er, von der Felswand droben,  
In die Tiefe wagt zu schauen,

Wäre — wie gefandt vom Himmel —  
Nicht ein Führer ihm gekommen,  
Der die schroffen Felsenpfade  
Still mit ihm herabgeklommen.

Ich doch, so ich meine Blicke  
Nach der grausen Tiefe wende,  
Hin zu Dir, mein guter Engel,  
Segnend Dankesgrüße sende.

Denn von schroffen Lebensklippen  
Wär' in Abgründ' ich gefallen,  
Hätt' ich Deinen Ruf der Liebe  
Nicht gehört zur Rettung schallen.

## 5. Am Alpeiner Gletscher.

Beym Finden der Alpenblume „Edelweiß.“

Auf der Alpe, wo vom Ferner  
Kalt die Lüfte niederwehen,  
Hab' der Alpenblumen schönste  
Ich — ein Edelweiß ersehen.

Dies Bewundern, dieses Staunen  
War doch bald von mir gewichen,  
Wie die holde Alpenblume,  
Holde, ich mit Dir verglichen.

Und des felt'nen Fund's mich freuend,  
Nab' den starren Eisgestirren,  
Mußt' ich staunen ob des Wunders,  
Daß sich Holdes hier kann bilden.

Du auch blühest ja verborgen,  
Wie das Blümlein auf den Höhen,  
Bis mit reinen Liebesaugen  
Mir's gelang, Dich zu erspähen.

## 6. Auf dem Brenner.

Auf dem hohen Brenner stehend,  
Wendet man dem Nord den Rücken,  
Schreitet dann hinab nach Süden,  
Nach dem Süd, mit trunk'nen Blicken;

Wo in Hülle und in Fülle  
Alles glänzt, wonach wir streben;  
Wo die edelsten Gebilde  
Schöner Kunst sich stolz erheben.

Wo der Himmel rein sich wölbet,  
Und der Sonne gold'ne Strahlen,  
Hier mit Blüten, dort mit Früchten,  
Jede Mühe reich bezahlen;

Mir nur sind verdreht die Pole,  
Aus der Bahn gerückt die Welten;  
Daß ich schelte, was die suchen,  
Suche, was die Andern schelten.

Weil im Norden, wo Du weilest,  
Ich des Südens Lust erkenne,  
Doch den Süden, wo Du fern bist,  
Armen Nord ich trauernd nenne.

Zhrol, im Sommer 1831.

Leopold Friedrich Schmidt.

## Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im April 1833.

## Musik in Prag.

Die besuchtesten und beliebtesten unserer Concerte waren auch heuer wieder, wie gewöhnlich, die beyden musicalischen Akademien der Zöglinge des Conservatoriums der Musik im k. k. ständischen Theater, worin wir von Ensemblestücken folgende hörten: Große Symphonie in Es (Introduction und erstes Allegro) von Krommer, dann 6 Ouvertüren: zu der Tragödie „Coriolan“ von Beethoven, „Semiramis“ von Cattel, „Zampa“ von Herold (in der zweyten Akademie auf allgemeines Verlangen wiederholt), „Così fan tutte“ von Mozart, „Olympia“ von Spontini und „Wilhelm Tell“ von Rossini. Daß die höchste Kraft, Einheit und Präcision bey dem feurigsten Tempo die unveräußerlichen Eigen-



schaften jeder Ensembleproduction des Conservatoriums seyen, und hierin kein Wunsch übrig bleibt, das Theaterorchester mit seinem bedächtigen Tempo aber durch die Vergleichung mit diesem sehr in Schatten gestellt wird, hat das Urtheil der Kenner längst und vielfach ausgesprochen, es hiesse daher „Eulen nach Athen tragen,“ wenn wir uns in eine Zergliederung einlassen wollten, wie die genannten Ouverturen ins wahre musicalische Leben gerufen wurden. Auch die Stimme des Publicums hat sich in einem wahren Sturm von Beyfall darüber ausgesprochen, da fast alle zweymal gespielt werden mußten. Unter den Solostücken wurde vorzüglich von den Kennern ausgezeichnet: ein Concertino für die Violine von Pechatschek, gespielt von Franz Sobotka, dann Variationen für die Flöte von Fürstena u, geblasen von Johann Peh, Concertante für die Altposaune und den Fagott, vorgetragen als erster Versuch von Wenzel Stiafny und Johann Smutny. Eine neue musicalische Erscheinung war das Sertett (Allegro: alla Marcia, Pastorale und Rondo) für 6 chromatische Waldhörner, componirt von Fried. Dionys Weber (schon dadurch interessant, daß früher noch keine Composition für sechs Hörner existirte), welches sich eines vollkommenen Effectes erfreute. Das Ensemble dieses Musikstückes besteht aus vier gewöhnlichen chromatischen Hörnern, dann aus dem von Prof. Kail neu construirten Alt- und Basshorn, deren Zusammenklang, von zwey Professoren und vier Schülern des Institutes mit Kraft und Präcision durchgeführt, einen ganz neuen und eigenthümlichen Effect hervorbrachte. Der erste Satz bewegt sich im ernstern, großartigen Styl, während der zweyte uns eine idyllische Alpen scene vorführt, und besonders die Unterbrechung des kräftigen Schlusssatzes durch ein zartes Echo so rauschenden Beyfall hervorbrachte, daß dessen Wiederholung gleichfalls verlangt wurde. Hr. Director Weber scheint das Wesen und den Wirkungsbereich dieser Instrumente vorzüglich gut zu kennen, da er schon durch seine Quartetten, und nun neuerlich durch dieses Sertett bewies, wie vollkommen er es in seiner Macht habe, auf demselben das Glänzendste und Dankbarste zu leisten. Auch im Gesange bleibt das Institut nicht zurück, und es versuchten sich sogar schon zwey Schülerinnen der ersten Classe (erst im dritten Jahre in der Lehranstalt), Elise Binder und Anna Valzer, in einem Duett aus der Oper: „Ricciardo e Zoraida,“ von Rossini, mit ziemlich günstigem Erfolg. Selbst an ihnen wurde schon der Einfluß der neuen Lehrerin des höhern Gesanges, Mad. Caravoglia Sandrini (eine Künstlerin, welche wahrhaft italienische Methode, geschmackvolle Coloratur und deutliche Aussprache mit Gefühl und Ausdruck verbindet), sichtbar. Noch mehr war dieselbe bey Dlle. Katharina Hlawka bemerkbar, welche sich zum letzten Male vor ihrem Austritte aus dem Institute in einer Arie aus der Oper: „Il Conte di Lenosse,“ von Nicolini, hören ließ. (Dlle. Hlawka, welche seitdem ihren Curs vollendete, hat, bevor sie in ihr Engagement nach Lemberg abgegangen, auf unserer Bühne zwey Gastrollen — Malcolm im „Fräulein am See“ und Rosine im „Barbier von Sevilla“ — gegeben, und wenn gleich die Anfängerin im Spiel nicht zu verkennen war, so leistete sie doch im Gesange Genüge, und wurde beyde Male hervorgerufen). Ein eigenes Verdienst, welches sich das Conservatorium noch um Prag erwirbt, geht aus der Bereitwilligkeit hervor, womit es wohlthätige Zwecke unterstützt, und so bildete dasselbe auch im heurigen Jahre wieder sowohl in dem Concerte zum Vortheile der Hausarmen als in jenem für das Taubstummeninstitut nicht allein das Orchester, sondern lieferte auch in seinen Lehrern und ausgetretenen Schülern die meisten Concertisten beyder musicalischen Ausstellungen. Mit gewöhnlicher Virtuosität spielten die Zöglinge unter der Leitung ihres würdigen Directors, welcher sie unfreitig zu ihren herrlichen Leistungen elektrisirte, die effectvolle Ouverture aus der Oper: „Die Pflegefinder,“ von Lindpaintner, dann jene aus „Figaro,“ welche — wie gewöhnlich die Tondichtungen des unselblichen Lieblings der Böhmern — so enthusiastisch wurde, daß man sie wiederholen mußte. Dlle. Gned, welche wir seit langer Zeit in keiner bedeutenden Parthie gehört hatten, sang Variationen über das vielbekannte Thema von Rode, und legte vorzüglich in der letzten Variation eine außerordentliche Kehlgeläufigkeit mit reiner Intonation verbunden an den Tag, und erregte den Wunsch, sie öfter zu hören. Ein Dilettant spielte den ersten Satz aus Moscheles's C-dur-Concert mit rühmlichem Streben und Erfolg. Die Krone der Soloproductionen war aber unfreitig der absolvirte Zögling des Conservatoriums der Musik, Hr. Jg. Loschan, welcher das Capriccio über polnische Lieder und Tänze für das Violoncello von Bernard Romberg mit einer Bravour und Sicherheit ausführte, die bey seiner Jugend doppelt bewundernswerth ist. Mit Zartheit und Gefühl, Besonnenheit und einer lobenswerthen Beherrschung seines Instruments, trug Hr. Fr. Blatt, Adjunct des Conservatoriums, Variationen über das Tyroler Alpenlied vor, und die niedliche



Dlle. Stjepanek, welche schon durch ihre Erscheinung im Voraus für ihre Leistungen einnimmt, theilte im Vortrage des einzigen Declamationsstückes: „Na, ein einsylbiger Roman,“ von Saphir, worin sie viel Anlage für das naive Fach und ein sonores Organ entfaltete, den Beyfall des Abends. Auf den vielseitig ausgesprochenen Wunsch der Musikliebhaber wurden in dem Concert zum Besten der Taubstummen, welches Dlle. Nina Herbst, unsere wackere Declamatrice, mit einem gediegenen Prolog von K. E. Ebert eröffnete, die Ouverturen aus der „Zaubersöte,“ „Don Juan,“ „Semiramis“ (von Cateh) und dem „Vampyr“ von Lindpaintner, aufgeführt, und mit Ausnahme der erst vor Kurzem zweymal gehörten „Semiramis“ insgesamt wiederholt. Der schönste Triumph des Institutes ist wohl die Versicherung älterer Kunstkenner, daß sie den herrlichen musicalischen Prolog des „Don Juan“ selbst zu Mozart's Zeiten nicht in dieser Pracht und Fülle gehört haben. Hr. Bezdiek, gewesener Orchesterdirector in Ofen, und gleichfalls ein ehemaliger Zögling des Conservatoriums der Musik, zeigte in selbstcomponirten Variationen für die Violine, eine ausgezeichnete Kunstfertigkeit mit brillantem Vortrage, und die beyden Professoren des Conservatoriums, die H. Kail und Janatka trugen die schönen Variationen für zwey Waldhörner von Leon de St. Lubin, mit großer Reinheit, Bravour und Sicherheit vor. Dlle. Luher erntete reichen Beyfall in einer Arie von Mercadante, die ganz für ihre Stimme geschaffen scheint. Die Variationen für die Pedalharfe, vorgetragen von der absolvirten Schülerinn des Conservatoriums der Musik, Dlle. Herrmannsfeld, verdienten die erhaltene Theilnahme um so mehr, als Dlle. Herrmannsfeld nur durch kürzere Zeit den Unterricht im Institute genossen, und sodann durch Selbststudium sich weiter bildete.

(Dlle. Herrmannsfeld hat gegenwärtig Prag verlassen, um sich zu Dresden unter der Leitung des kunstreichen Fräuleins aus dem Winkel auf ihrem Instrummente zu vervollkommenen).

In der im ständischen Theater zum Vortheile des neuorganisirten Armeninstituts mit Allerhöchster Dispens veranstalteten musicalisch-declamatorischen Akademie wurden die Ouverturen aus der „Stimmen von Portici“ und „Anna Bolyn,“ von Donizetti aufgeführt, und als ein fühner Violinspieler zeigte sich Hr. Miltner in den ungeheuer schwierigen Bravourvariationen für die Violine von Lipinský. Unsere geschätzte Clavierpielerinn, Mad. Frauy, führte ihre liebliche Schülerinn, Dlle. Stjepanek, in die musicalische Welt ein, indem sie, vereint mit ihr, vierhändige Variationen für das Pianoforte über einen Marsch aus der Oper: „Wilhelm Tell,“ von Rossini, componirt von Herz, vortrug. Die interessante Erscheinung der noch ganz jungen Frau, die in mütterlichem Ansehen das Talent ihres Zöglings ins Licht zu stellen bemüht war, erregte allgemeine Theilnahme, die sich in lauten Beyfall für Lehrerin und Schülerinn ausdrückte. Drey Gesangsnummern (Duett von Bellini, vorgetragen von Dlle. Luher und Hrn. Strakaty, dann Quintett aus „Corradino“ von Rossini (mit italienischem Text), gesungen von Dlle. Luher, Dlle. Emmering und den H. Podhorský, Illner und Dams, und Arie von Rossini, gesungen von Dlle. Luher) und zwey Declamationsstücke („Männertlist und Frauenrache“ von Castellli und „Der Muth und seine Familie“ von Saphir, das erste von Hrn. Ernst, das zweyte von Mad. Binder gesprochen) füllten den Raum des Concertes aus, welches mit einem großen Tableau: „Der Tempel der Wohlthätigkeit,“ beschlossen wurde.

### Modellbild XX.

Kleid von Rosa Gros: d'Orient mit einer schwarzen Blondchemisette. Der Baschut mit Federn und Gaze geschmückt.

Das zweyte Kleid von Percalin hat einen ganz hohen Leib. Die Capote von Gros: de Naples ist mit Gazebändern gepuzt.

Beide Kleider nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damenkleidermacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Die Hüte nach Originalen von M. Langer in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Auflösung des Anagramms: „Geschick ist schön,“ im vorigen Blatte:

SOPHIE,  
IOSEPH.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 18. May 1833.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Glutrosen.

Ballade von Franz Sizinger.

Es flackern die Kerzen so lustigen Schein's  
In des Schenken gastlichem Stübchen,  
Denn morgen schon einet der goldene Reif  
Den Schenken mit Rosa, dem Liebchen.

Des Bräutigams Mutter, die segnet sie just,  
(Der Vater war heimgegangen)  
Sie drückt den Sohn und die Tochter an's Herz,  
Es leuchten vor Freude die Wangen.

Von Mädchen und Burschen der ländliche Reih'n  
In die festliche Stube nun dringet,  
Mit purpurnen Rosen umschlingt man das Paar,  
Und das jüngste der Mägdelein singet:

„Wie glühende Blumen, wie blühende Glut,  
Die wir Euch zu bekränzen hier bringen,  
So möge sich stets Euch, wir wünschen es heiß,  
Mit Rosen das Leben durchschlingen!“

Der Abend geht hin, es verstummt der Gesang,  
Und die Nacht folgt dem fröhlichen Leben;  
Es schlummert die Mutter und Carl, der Sohn,  
Die Braut in dem Häuschen daneben. —

Da donnert vom Schloß her der Mörser Gebrüll,  
Und ringsum erdröhnen die Glocken;  
„'s ist Feuer!“ hallt schaurig ein einziger Ruf,  
Schon wirbelt's von feurigen Flocken!

Und Carl fährt auf aus dem weichen Schlaf,  
Und eilet die Treppen hinunter,  
Da sieht er in Flammen die Häuser all',  
Das Haus der Geliebten darunter!



Wohl jammert die Mutter, wohl jammert die Braut,  
 Wen soll er verzweifelnd erretten?  
 „Hilf, Hilf, mein Carl! ich sterbe sonst,“  
 Umfaßt's ihn mit eisigen Ketten. —

„Es muß ja seyn!“ ruft er und reißet sich los,  
 Durchdringet der Gaffenden Reihe,  
 Und fasset die Mutter mit kindlichem Arm,  
 Und trägt sie, geborgen, in's Freye.

Schon athmet sie wieder! sie presset den Sohn  
 An ihr Herz, das dem Tod er entrissen,  
 Und segnet ihn, wie eine Mutter nur kann,  
 Und bedeckt ihn mit Thränen und Küssen.

„Ich hab' deinen Segen, lieb' Mütterchen, ja,  
 Der wird uns im Himmel dort einen,  
 Doch laßet mich früher noch sterben für sie,  
 Ihr lebet, und könnt um sie weinen!“

So blicket er wild auf das Haus neben an,  
 Wo Rosa, die Liebste, gelebet,  
 Und plötzlich erbleicht seiner Wangen Blut,  
 Daß Jeder auf's Neue erbebet.

Und schnell an der Theuren hellrothendem Haus  
 Er den brennenden Giebel erklettert,  
 D'rauf stürzt er sich tief in die Gluthen hinab,  
 Zerrissen, verbrannt und zerschmettert! —

Wohl ist nun vereinigt das liebende Paar,  
 Dem das jüngste der Mägdelein gesungen,  
 Und war nicht ihr Leben, so war doch ihr Tod  
 Mit glühenden Rosen durchschlungen!

## P e p i t a.

(S c h l u ß.)

Der Marques und Pepita beschloßen mittlerweile ihre Gefangenen wohl zu hüten und je nach Erforderniß der Umstände zu handeln; sie weckten die beyden Diener, Simon und José Maria, auf, und bewaffneten den Einen mit einer Musquete, den Andern mit einem Degen. An der Thüre des Gemaches, in welchem Gomez und sein Lieutenant eingesperrt waren, horchend, hörten sie sie laut schnarchen und durften in so weit beruhigt seyn; allein anders war es in der Kammer, wo die Bande verwahrt war: hier hörten sie Stimmen und Äußerungen, welche Unruhe und Ungeduld verriethen. Als nun allmählig der Tag anbrach, fingen sie an zu fürchten, die Räuber möchten, noch vor dem Eintreffen der erwarteten Hülfe, ihre Kräfte vereinigen, aus ihrer Haft brechen und sie überwältigen. Der Marques besorgte, der verrätherische Cohero und der Postillon könnten mit den Räubern gemeine Sache machen; er begab sich deshalb mit einem bloßen Schwert in der Hand zu ihnen, trat drohend auf sie zu und schwor bey U. L. Frauen von Guadeloupe\*), daß er sie, wenn sie nicht

\*) Ein in Mexico hochverehrtes Marienbild. Es wurde in dem Schurze eines Indianers gefunden. Vergl. Don Alonzo ou l'Espagne, par V. A. de Salvandy, Vol. I, livre 6, chapitre 1. (Der Uebers.)



auf der Stelle bekennen würden, was sie von den Anschlägen der Räuber wüßten, Augenblicks tödten würde, während dagegen, wenn sie ihm wider ihren Angriff Beystand leisten wollten, die Sache nicht weiter zur Sprache kommen sollte. Die Glenden gestanden, daß sie von einem ihrer Agenten in Mexico bestochen worden seyen, in dem Pinal ein Rad an dem Wagen brechen zu lassen, worauf dann die Reisenden in dieser Nacht noch hätten beraubt werden sollen. Dieß war genug, um den Marques zu veranlassen, doppelt sorgfältig auf seiner Hut zu seyn; und als sie aufs Neue an der Thüre von Gomez Gemach horchten, fanden sie, daß er und sein Genosse wach und laut geworden waren, und unter entseßlichen Flüchen und Äußerungen ihrer Wuth die heftigsten Anstrengungen machten, sich aus ihrem Gefängnisse zu befreien.

Der Auftritt, der jetzt Statt fand, gab ein wohl selten gesehenes, selten gehörtes Schauspiel. Ein Jeder in der Posada war mittlerweile aus dem Schlafe aufgewacht und in die unruhigste Bewegung gerathen, und es erfolgte nun ein schwer zu beschreibendes, ein tolles Durcheinander von den verschiedensten Tönen. In ihrem Zimmer brüllten und tobten Gomez und sein Lieutenant — in der Kammer lärmte, ihr Wuthgeschrey erwidierend, die Bande, die jetzt ihr Vorhaben, die Thüre ihres Gefängnisses einzuschlagen, deutlich genug an den Tag legte. Außerhalb versicherten der Marques und Pepita laut schreyend und in allen möglichen Stimmabwechslungen ihren festen Entschluß, den Ersten, der sich sehen lassen würde, zu tödten, und nahmen den Anschein an, als hätten sie eine zahlreiche Streitmacht aufzustellen, indem sie bald diesen, bald jenen Namen aufriefen. Sie behaupteten, das Militär sey bey der Hand, ein gewisser Tod erwarte einen Jeden, der Widerstand zu leisten wage, und brachten auch zuletzt eine solche heilsame Furcht vor schlimmen Folgen bey den Räubern zuwege, daß man von Zeit zu Zeit Bitten um Gnade zwischen den erhobenen Stimmen heraus hörte. Mitten in diesem Tumult stürzten die Marquese und ihre Töchter mit verzweifelndem Angstgeschrey heraus, und ob man gleich mit Grund hoffen durfte, daß Don Casare mit seiner Reiterabtheilung bald erscheinen würde, so blieb doch noch immer so viel dem Spiel des Zufalls überlassen, daß sich Niemand von den Reisenden über das Bedenkliche ihrer Lage täuschen konnte. Endlich begann die Bande das Werk der Zerstörung an ihren Gefängnisthüren. Während ein Theil einige aufgefundene schwere Holzblöcke zu Sturmwüddern benützte, hieben Andere mit ihren Schwertern in das Holzwerk. Zu gleicher Zeit machten auch Gomez und sein Begleiter, dem Beyspiel der Bande folgend, gewaltsame Versuche, ihre Thüre aufzubrechen; in diesem Zustande wollen wir für jetzt die Posada und ihre Bewohner lassen und uns nach Don Casare umsehen.

Dieser junge Mann — einer der glänzendsten unter den Modeherren und Leuten von Welt in Mexico — verstand sich zwar in höchster Vollkommenheit auf die Führung eines wohlzugerittenen Pferdes, war aber nur wenig gewohnt, ein Maulthier zu reiten, und dieses zumal, zu seinem Unglück, das stöckischste des ganzen Mauleselgeschlechts. Vergebens drückte er ihm die Flanken, umsonst trieb er es mit dem Stachelstocke an, nutzlos verschwendete er die lieblichsten zuredenden Worte — nichts konnte die Bestie bewegen, sich zu sputen und seine Cameraden und seinen Stall zu vergessen. Seine Verzweiflung über sein langsames Fortkommen stieg aufs Höchste; seine geschäftige Einbildungskraft malte ihm unaufhörlich die schwärzesten Bilder vor; wie würde es, dachte er, seinen Freunden, den *Beve-muchos*, wie würde es, vor Allem,



seiner verlobten Braut, der holden *Francesca* ergehen, wenn die ruchlosen Bösewichter aus ihrer Haft brächen . . .?! ihm schauderte vor den Folgen. Der Tag graute schon, und noch hatte er nicht einmal die nähern Umgebungen von *Acajete* erreicht, als plötzlich — wer schildert sein Entzücken! — seine Ohren das Geklingel der Glocken einer *Conducta* \*) vernahmen, einer jener zahlreichen Züge von Maulthieren, welche Baarsendungen von Regierungsgeldern von *Mexico* nach der Seelüste zu bringen haben und stets von einer starken Abtheilung berittener Wachen geleitet werden. Sobald er den befehlhabenden Officier entdecken konnte, eilte er, so schnell wie möglich, auf ihn zu, erzählte ihm in wenig Worten das ganze Abenteuer und begehrte unverzügliche Hülfe. Der Cavalleriecapitän, der *Don Casare* persönlich kannte, stand keinen Augenblick an, seinem Verlangen zu willfahren; er rief seine Leute zusammen, von denen er Einige zur Bewachung der *Conducta* zurückließ, stellte sich selbst an ihre Spitze und jagte mit ihnen, nachdem er auch *Don Casare* ein Pferd verschafft hatte, in größter Hast der *Posada* zu. Ihre Eile wurde noch durch die Hoffnung vergrößert, den Preis zu gewinnen, der auf *Gomez's* Gefangennehmung gesetzt war, da dieser bisher jeden Versuch, sich seiner zu bemächtigen, vereitelt hatte.

In der *Posada* näherten sich inzwischen die Dinge immer mehr einer bedenklichen Entscheidung. Die Bande stand auf dem Puncte, die Thüren ihres Gefängnisses zu erbrechen, und hatte, um sich damit den Ausgang zu sichern, ein Feuer durch die von ihr gemachten Löcher auf den *Marques* und seine Diener eröffnet, dabey übrigens die Überzeugung gewonnen, wie gering an Zahl der Feind sey. Auch *Gomez* und sein Lieutenant hatten ihre Feuerwaffen abgeschossen, und aller Anschein eines günstigen Erfolges war für die Räuber, als *Pepita*, die mit einer Pistole bewaffnet hinter einem Pfeiler im Hofe stand, so kaltblütig und mit sicherem Blick nach einem der Köpfe der Räuber zielte und mit so fester Hand feuerte, daß, wie sie hoch erfreut sah, der Schuß getroffen und wenigstens Einer der Bösewichter das Leben eingebüßt hatte. Dieser Zwischenfall blieb nicht ohne bedeutende Wirkung auf die Räuber, er dämpfte den Eifer ihrer Anstrengungen und kühlte ihren Muth ab. Sie hatte offenbar einen Anführer erschossen; denn, als er fiel, wurde plötzlich Alles ruhig, und dann entstand ein gewaltiges Hinüber- und Herüberschreyen und Gerede zwischen den Räubern und ihrem Hauptmanne. Sie fühlten indessen wohl, daß keine Zeit zu verlieren war und machten sich aufs Neue an das Werk. Schon wichen und splitterten die Thüren; schon hatten sich der *Marques*, seine Gemahlinn und seine Töchter entschlossen, ihren Posten zu verlassen und auf das freye Feld zu fliehen, in der Hoffnung, mit den erwarteten Helfern zusammenzutreffen, schon hatte *Pepita* ihr letztes Pistol abgeschossen — da hörten sie, angstvoll nach der *Acajeter* Straße hinausblickend, immer näher kommende Pferdetritte; ein Mann zeigte sich zuerst Allen voraus, dann die ganze Reiter-schaar. Jetzt war ihre Rettung gewiß; in einem Athem jauchzten sie ihre Freude und Dankbarkeit aus. Es währte keine Minute mehr, so hallte es schon von Menschenstimmen, Pferdegetrappel, Waffengeklirr an der Vorderseite des Gebäudes wieder; und noch hatte *Don Casare* kaum seine Geliebte

\*) Transport. (Der Übers.)



umarmt, war er kaum von dem Marques begrüßt worden, als die Soldaten schon die ganze Bande festgenommen hatten.

Noch blieben indessen der *Capeador* und sein Lieutenant zu ergreifen. Nach dem bekannten verzweifelten Charakter des berühmten *Gomez* mußte man sich auf einen heftigen Widerstand von seiner Seite gefaßt machen; es wurde deshalb über die Art, wie er wohl am sichersten zu fassen seyn möchte, Rath gehalten. Einige stimmten dafür, die Thüre einzuschlagen und mit gesammter Macht einzudringen; Andere waren der Meinung, es würde besser seyn, ihm zuzureden, sich gutwillig zu ergeben, um so mehr, als ja die Hauptabsicht sey, ihn lebendig nach Mexico zu bringen und den Behörden zu überliefern; endlich beschloß man, es mit einer Unterhandlung zu versuchen. Nachdem man die Kiegel außen zurückgezogen hatte, fand man, daß die Thüre von Innen zugesperrt war.

„Öffnet die Thüre dem Stellvertreter der Republik!“ rief der Befehlshaber des Schutzgeleits. Kein Laut gab Antwort.

„Widerseht euch noch eine Minute länger und augenblicklicher Tod ist euer Loos!“ rief der Marques.

Noch immer keine Antwort.

„Bey U. L. Fr. von Guadeloupe! Bey der heiligen Jungfrau!“ schrie *Don Casare*, „ihr habt keine Gnade zu hoffen, wenn ihr nicht hervorkommt!“  
Alles still.

Da, auf einmal, hörte man den Knall einer Musquete und in demselben Augenblicke den schwachen Wehgeschrey eines Weibes aus dem Gemach, in welchem die Familie geschlafen hatte, herüberdringen. Die Meisten stürzten dorthin und fanden hier die unerschrockene *Pepita* in ihrem Blute schwimmend auf dem Boden liegen. Der Befehlshaber des Schutzgeleits blickte sogleich weiter in das Zimmer hinein — da standen, der Eine das Schwert in der Faust, der Andere seine Feuerwaffe wieder ladend, *Gomez* und sein Lieutenant. Der Cavalleriecapitän feuerte unverweilt auf den Lieutenant, welcher fiel, und sprang dann, gefolgt von seinen Leuten, dem flüchtenden *Gomez* in den Corridor nach. Ein heftiger Kampf erfolgte zwischen ihm und dem Räuberhauptmann, der indessen von den Reitern bald überwältigt und festgenommen wurde.

Aller Augen wandten sich dann auf die kühne Magd, die durch ihre Erscheinung am Fenster allen Schwierigkeiten ein Ende zu machen und den Räubern zu zeigen gehofft hatte, wie nutzlos jeder Widerstand seyn würde, aber gerade hiebey von *Gomez's* Kugel getroffen wurde. Sie war indessen, wie man fand, nur leicht am Arm verletzt worden, wenn schon die Wunde heftig geblutet hatte; mit zweckmäßigen Umschlägen wurde sie bald so weit hergestellt, um ihren Dienst bey ihrer Gebieterinn wieder versehen zu können.

Die weitere Reise des Marques nach *San Juan de Ulloa* unterblieb für diesmal und die ganze Gesellschaft kehrte nach Mexico zurück. Einstimmig erkannte man die für *Gomez's* Ergreifung ausgesetzte Belohnung der wackern *Pepita* zu, die der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, und — wie wir noch hinzusetzen wollen — durch ihr heldenmüthiges Benehmen sich so sehr auch die Bewunderung des jungen Cavalleriecapitäns gewonnen hatte, daß er ihr späterhin Herz und Hand bot. Der Marques, der in ihr seine und seiner Familie Retterinn hochschätzte, setzte ihr einen lebenslänglichen Gehalt aus. So gründete diese schlichte Magd durch den Muth, die Treue und die



anpfehlende Ergebenheit, die sie bey jener Gelegenheit bewiesen hatte, ihr eigenes Glück und gab zugleich ein Beyspiel, wie sich oft in den niedrigen Kreisen des Lebens einige der erhabensten und schätzenswerthesten Eigenschaften unserer Natur kund thun.

### Frühlingslied.

Der Guckuck ruft, die Blümlein blüh'n,  
Im Abenddunst die Käfer glüh'n,  
Das Echo scherzt im Erlenthal,  
Und vom verfall'nen Ritteraal  
Steigt heiter ernst die Sage nieder  
Und mischt sich in des Dorfes Lieder.

Im See beschaut der Mond sein Bild,  
Sein Blick ist d'rum so friedlich mild;  
Es wiegt der Schiffer sich im Kahn,  
Ein leiser Zephyr macht ihm Bahn,  
Der kofend mit der Welle spielt,  
Und schalkhaft nach der Matte zielt.

Es steht der Schmerz vom Lager auf,  
Und nimmt zum Walde seinen Lauf;  
Noch wehrt er kalt dem grünen Sinn,  
Doch kaum kommt er zum Walde hin,  
So wird's auch ihm im Herzen grüne,  
Denn duftig blüht ihm hier die Sühne.

Baldamus.

### Streckcharade.

Vom Improvisator Langenschwarz.

(Drehsylbig.)

Meine erste Sylbe ist, so wie sie dasteht, nichts; meine zweite, so wie sie dasteht, nichts; meine dritte, so wie sie dasteht, nichts; — mein Ganzes, so wie es dasteht, nichts, denn es hat an und für sich keinen Sinn; — aber es ist Alles, denn es enthält Alles, es sagt Alles, es macht Alles, es beschreibt Alles, und nur durch mein Ganzes könnt Ihr Euch Nichts vorstellen — und Alles. —

Verdoppelt Ihr bey meiner ersten Sylbe den ersten Buchstaben, so habt Ihr einen Fisch, den Ihr sehr oft nicht mehr habt, indem Ihr ihn zu haben glaubt; verdoppelt Ihr den zweyten Buchstaben an ihr, so habt Ihr wieder Alles, und zwar ein Alles, das jeden menschlichen Verstand übersteigt, dessen Größe unermesslich ist — das aber doch in meinem Ganzen ist, und nur durch dieses Euch versinnlicht werden kann. —

Meine zweite Sylbe ist sinnlos, — doch halt! das ist nicht wahr; denn ich sage Euch: König Pharaos würde unerkant und kleiner, ja, er würde gar nicht vor uns stehen ohne sie, er wäre nie Pharaos gewesen, ohne sie, und wenn sein Name so groß, als man ihn gewöhnlich macht, vor uns stehen soll, so muß die Weltgeschichte sie nennen!

Meine dritte Sylbe ist, als solche und wie sie vor uns steht, ohne Bedeutung. Nehmt Ihr aber den Laut, den sie verkündet, so könnt Ihr sie dem armen Sünder am Galgen, so wie dem ehrlichsten Menschen zurufen, und keiner von Beyden wird sich dadurch gekränkt fühlen. Verdoppelt Ihr an ihr den letzten Buchstaben, so habt Ihr ein altes, deutsches Lager, in dem, so viel mir bekannt, nie ein militärisches Exercitium Statt fand, das aber dennoch dem Tode mehr Opfer übergab, als jemals in einer Schlacht zu fallen vermögen.

Mein Ganzes: Nie wäre mir das Vergnügen geworden, Euch diese Charade lesen zu lassen, wenn es nicht vorhanden wäre; — die größten Männer fast aller Zeiten haben nur durch dessen Benutzung einen Namen hinterlassen; — was wäre die Weltgeschichte ohne dieß Ganze? was wäre Shakespeare und Schiller — kurz, was wäre der ganze Abschnitt irdischer Geistesgröße ohne dasselbe? Leben und Tod, Verdorbenheit und Biedersinn, Höll und Seligkeit — kurz Alles, was Ihr Euch nur denken



könnst, ja sogar Alles, was Ihr Euch nicht denken könnt, bietet Euch das Ganze! — Jede Sprache ist arm, — was sag' ich? arm? nein, jede Sprache ist nichts ohne daselbe, gar nichts! —

Meine beyden ersten Sylben finden sich bey der griechischen, meine Letzte gehört der jüdischen Nation. — Mein Ganzes ist Welt-eigenthum; — Jeder hat Macht darüber — aber Keinem gehört es — Jedem ist es unendlich wichtig — aber kein Mensch macht sich was d'raus; der Jüngling lernt es eher schätzen, als der Greis, und der Knabe liebt es mehr als der Jüngling, aber Alle gehen unaufhörlich damit um, fast ohne daran zu denken.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs May 1833.

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen einige Zeilen zu schreiben über die Festlichkeiten bey der Ankunft Ihrer k. Hoheit, der Prinzessin Maria von Bayern, der geliebten Braut unsers allverehrten Prinzen Mitregenten; doch haben die Zeitungen schon so viel davon erzählt, daß ich hier das schon Bekannte nicht wiederholen will. Zahllos war die Menschenmenge, welche am 21. April ihr entgegen nach Freyberg gereist war, um den dortigen festlichen Vergangzug zu sehen. Die sehr verspätete Ankunft der höchsten Herrschaften verursachte, daß dieser erst in der Nacht um 1 Uhr seyn konnte. Am 22. Nachmittags um 4 Uhr kam die Prinzessin Braut nebst ihrer königlichen Mütter hier an, nachdem sie zuvor schon von der Landesgrenze an, überall auf das festlichste empfangen worden war. Besonders sinnreich und schön waren zwey Ehrenpforten, eine bey Tharand, und eine bey Burgk im Plauen'schen Grunde, diese letztere war ganz aus Steinkohlen errichtet und sehr sinnig geschmückt; Freyherr von Burgk, der Besitzer der dortigen großen Steinkohlenbergwerke, hatte sie errichten lassen, die sämmtlichen Hüttenarbeiter waren festlich darum her geordnet und das liebliche Kind des Freyherrn überreichte der sehnlich erwarteten Fürstenbraut Blumen und Gedicht. Der feyerliche Einzug wurde durch Kanonendonner und Läuten aller Glocken, unserer Residenz verkündet. Besonders erfreulich dabey war ein Zug von 200 sehr gut berittenen Landleuten, die sich aus freyer Willkür es ausgebeten hatten, ihre künftige Landesmutter festlich einholen zu dürfen. Diese Landleute trugen alle Hüte mit Rosen und Silberähren mit Silberblättern geschmückt, von denen lange bunte Bänder herabflatterten mit Silberfranken an den Enden, in die Mähnen und Schweife ihrer Pferde waren auch bunte Bänder eingestochten; General von Leyser, der Abgeordnete des Bauernstandes bey dem Landtag, war an ihrer Spitze und gab nachher diesen biedern Leuten ein frohes Fest. Tausende erwarteten mit Sehnsucht die geliebte Braut unsers allverehrten Mitregenten, alle Fenster waren überfüllt und so mancher Myrthenkranz, mancher Blumenstrauß war bestimmt, ihr huldigend zugeworfen zu werden! Leider aber kam sie im zugemachten Wagen, wegen einer Unpäßlichkeit Ihrer Majestät der Königin Mutter, welche die Prinzessin begleitete; vor dem Rathhause war eine große Ehrenpforte errichtet, an welcher überall die Buchstaben F. und M. prangten, und blaue Kränze (auf Bayerns Farbe deutend) in den Lüften schwebten, während eine Rosenfülle in goldenen Netzen sich zwischen den Säulen wiegte. Unter dieser Ehrenpforte bewillkommten sie der Magistrat und die Communepräsidenten. Nachdem sie in dem Pallast angekommen war, wo der ganze Hof sie festlich empfing, trat sie hernach an der Hand des Prinzen Mitregenten auf den Balcon, wo jubelnder Ruf der Volksmenge sie begrüßte. Am 24. war die feyerliche Trauung um 1 Uhr Mittags öffentlich in der Kirche unter Abfeuerung der Salven und Kanonendonner; ungeachtet des unerhörten Zudranges der Menschen fielen doch keine Unordnungen oder Störungen vor. Am 25. war Abends die ganze Stadt erleuchtet; vor dem Landhause war ein kolossaler Vorbau errichtet, welcher bis an das Dach des Gebäudes reichte und wo auf einer säulengetragenen Vorhalle ein Tempel ruhte mit einem Altar, worauf eine Opferflamme emporloderte, alles war reich umwunden mit farbigen Lampen, und längs dem Gebäude waren hohe Lanzen aufgesteckt mit abwechselnden sächsischen und bayerischen Fahnen. Außer der Ehrenpforte vor dem Rathhause nahm sich auf diesem Platze besonders noch das Haus des Buchhändlers Arnold sehr schön aus durch die reiche Blumenfülle, mit der es geschmückt war. Am 27. wurde ein eigens hiezu gedichtetes und componirtes Festspiel im Theater aufgeführt, die Entrée war frey und die Billets wurden von dem Hofmarschallamte ausgetheilt, der ganze Hof und alle Zuschauer waren



in voller Galla, das Haus dazu äußerst geschmackvoll mit reichen Blumenkränzen geschmückt von oben bis unten und festlich erleuchtet; der Anblick war wirklich zauberisch schön. Die Dichtung war von unserm Theodor Hell sehr glücklich erfunden und sinnig ausgeführt, so daß man nicht leicht ein Gelegenheitsstück finden kann, welches reichern Stoff darböte. Es heißt: „Der Erde reinstes Glück.“ Die Hauptidee ist, daß Oberon und Titania glücklich vereint, sich fragen, ob wohl auf Erden ganz reines Glück zu finden sey? und wo? und wie? Das Eisenpaar ist verschiedener Meinung und kommt überein, jedes durch die Wirklichkeit zu zeigen, wer Recht oder Unrecht habe; sie erlauben sich aus Vergangenheit oder Gegenwart hervorzurufen, was jedem gefalle, um seine Meinung zu beweisen, ohne sich an Raum oder Zeit zu binden. Dem holden Puck und dem reizenden Troll, so wie dem ganzen Eisenvölkchen, wird von dem Sieger zuletzt ein Fest versprochen. Titania zeigt zuerst im Fest des Rosenmädchens in der Provence das Glück reiner Unschuld, wir sehen Aefens Krönung mit Tänzen und Liedern gefeiert, doch sobald das liebliche Mädchen allein ist, spricht sie eine bange, unbestimmte Sehnsucht aus, welche macht, daß Oberon mit Recht bemerkt: im Nochnichtkennen wohne nicht der Bürge für das Glück; er zeigt dagegen das Glück des Helden, dessen Ruhm Mit- und Nachwelt feyert. Alexander, Macedoniens Held, kommt als Sieger bey Arbela zurück, jubelnde Chöre begrüßen ihn, siegestrunken spricht er es in einem glänzenden Gesange aus, wie glücklich er sich fühlt, Waffentänze feyern seinen Sieg, da stürzt Statira herein, ihn beschwörend, ihren Gatten zu retten; der menschlich fühlende Held verspricht es, aber schon kommt die Kunde, daß Darius getödtet ist; in wilder Verzweiflung ruft Statira: „Das ist des Lorbeers toderfüllte Frucht!“ und der Sieger vergießt die erste Thräne des bitteren Kummer! Oberon gewann also nicht den Preis — er nimmt sich vor, nun des Wissens Glück zu zeigen, die Seligkeit des Forschers, der nach höherer Wahrheit strebt. Wir erblicken das Innere des großen Felsentempels zu Luxor in Egypten und im mystischen Dunkel das verschleierte Bild der Isis im Vordergrunde. Bubastis, der Oberprieester und Magier, steht, von Neophiten umgeben, denen er die erste Weihe ertheilt. Um sie zum Haren und Lernen aufzumuntern, läßt er ihnen einen Blick thun in die Sonnenshelle reiferer Offenbarung; auf seinen Wink öffnet sich die Felsentwand und im sanften Rosenlicht erscheinen elysische Gesilde, wo ätherische Wesen sich in reizenden Gruppen zeigen und süße Melodien ertönen; bald verschwindet aber diese Vision, die Neophiten entfernen sich demüthig und der stolze Magier blickt verächtlich auf sie und alles, was er selbst bis jetzt leistete, herab; die Schale genügt ihm nicht, er will den Kern! das Geschaffene zu verstehen, befriedigt nicht seinen stolzen Sinn, selbst Schöpfer will er werden! er rühmt sich seiner Herrschaft über die Elemente; gestaltlos und unsichtbar, im Stromesbrausen, Bligeszucken, Bergsturz und Sturmeswehen warnen ihn die Stimmen der Elemente, umsonst, immer kühner will er den heiligen Schleier der Isis selbst heben, in diesem Augenblick stürzt er vom Blig getroffen nieder und versinkt, alle Elemente brausen zürnend, Wasserfäden strömen von allen Seiten herein, der ganze Tempel stürzt in Flammen zusammen, aus den Trümmern erhebt sich ein schwarzer Obelisk mit der Flammeninschrift: „Vermessenes Wissen,“ und nur das hehre Bild der Natur bleibt ruhig und verschleiert in den Fluten stehen. So schließt wahrhaft groß der erste Theil.

(Der Schluß folgt.)

### Anzeige.

Sonntag, den 19. May, wird Mad. Sophie Schröder, Königl. bayrische Hofschauspielerinn, im k. k. großen Redoutensaale eine musicalisch-declamatorische Unterhaltung geben. Außer verschiedenen Musikstücken, welche zur Abwechslung mit den declamatorischen Leistungen bestimmt sind, wird der k. k. Hofschauspieler und Regisseur Hr. Anschütz einen Monolog von Schiller, Mad. Schröder selbst zwey Monologe von Schiller und Bürger's „Leonore“ (sämmtlich auf der Harfe begleitet von der k. k. Harfenmeisterinn und Kammervirtuosinn Mad. Gollenhofer Müller), dann Schiller's Gedicht: „Die Glocke“ und zum Schlusse: „Worte des Abschieds“ sprechen. — Billets zu 2 fl. W. W. in den Saal, und zu 4 fl. W. W. auf die Gallerie sind in den hiesigen Kunsthandlungen, so wie am Tage der Aufführung an der Cassé zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Dienstag, den 21. May 1833.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb um 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Raphael Morgen.

### Biographische Skizze.

Die Kunstwelt hat abermals eine ihrer vorzüglichsten Zierden verloren, da der ausgezeichnete Kupferstecher, dessen Name vorliegendem Aufsatz schmückt, seinem Zeitgenossen und Kunstverwandten, dem berühmten Longhi, in das Grab nachgefolgt ist. Der Name Morgen genügt, um die Größe des erlittenen Verlustes anzudeuten und überhebt uns jedes weiteren Lobes, denn das Genie hat den neidenswerthen Vorzug, daß schon an den bloßen Klang seines Namens sich eine Reihe von Erinnerungen knüpft, welche in der dankbaren und bewundernden Mitwelt seine Apotheose vorbereiten.

Es ist hier nicht der Ort, in eine kritische Würdigung der zahlreichen Leistungen dieses Kunstheroen einzugehen, — diese muß der Kunstgeschichte vorbehalten bleiben; — aber einige Andeutungen über sein Leben werden ohne Zweifel erwünscht und willkommen seyn.

Raphael Morgen wurde am 14. Juny 1761 zu Portici bey Neapel geboren; sein Vater, Philipp Morgen, war ein geborner Florentiner, und, da er sich ebenfalls eines bedeutenden Rufes als Kupferstecher erfreute, nach Neapel berufen worden, um die Platten jener trefflichen Zeichnungen, welche sein Bruder Elias von den Alterthümern Herkulanums entworfen hatte, in Kupfer auszuführen. Der Werth dieses großartigen Werkes ist allzu bekannt, als daß wir hier mehr, als die Erwähnung desselben bedürften. — Raphael's Mutter war eine Tochter des geschätzten Malers Franz Liani am Hofe König Karls III., auch der Oheim besaß einen ehrenvollen Ruf als Zeichner, welchen er auch, nach den obgedachten Zeichnungen zur Beschreibung von Herkulanum, vollkommen verdiente; auch Anton, Raphaels Bruder, hat sich als Meister des Grabstichels rühmlich hervorgethan, und so kann man mit Recht sagen, daß die Morgen eine geborne Künstlerfamilie seyen; ein Umstand, der übrigens unter dem gesegneten Himmel Italiens keineswegs zu den Seltenheiten zu gehören pflegt.

Raphael's Erziehung war sehr sorgfältig; allein, da sowohl der Vater als der Oheim ihn für ihre Kunst zu gewinnen strebten, so neigte sich des



Knaben Sinn fast ausschließlich zu einer artistischen Richtung hin. Anfänglich schien er jedoch mehr Liebhaberey für die Malerkunst zu äußern und führte einige artige Landschaften in Crayon und Aquarell, später auch in Oelfarben aus; allein bald wandte er sein ganzes Gemüth den Studien seines Vaters zu, der, des Söhnleins Talent schnell erkennend, mit zärtlicher Liebe ihn in den Propyläen der Kunst initiirte.

Die Fortschritte des Kleinen waren so außerordentlich, daß er bereits in seinem zwölften Jahre eine Kupferplatte vollendete, die, nach einem Basrelief im Chor der Metropolis von Florenz, „die Propheten“ von *Vaccio Vandinelli* vorstellte. Diese Erstlingsarbeit war mit einer Sicherheit und Präcision gestochen, welche den glücklichen Vater bald überzeugte, daß sein eigener Unterricht dem Fluge eines solchen Genies nicht Stand halten könne; er entschloß sich daher, obwohl mit blutendem Herzen, sich von dem geliebten Jünglinge zu trennen und ihn unter eine Leitung zu bringen, wie sie das aufstrebende Talent gebieterisch erheischte.

Johann *Bolpato* galt damals für den Wiederhersteller der Incisionskunst auf der ausonischen Halbinsel, welche von seinem Ruhme wiederhallte; zu ihm brachte Vater *Morghen* im Jahre 1778 unsern *Raphael*, welcher damals noch kaum siebzehn Jahre zählte.

*Bolpato* nahm ihn sehr wohlwollend auf, und als er sich kaum mit *Raphaels* Manier und dem Geiste seiner Arbeiten einigermaßen vertraut gemacht hatte, verkündigte er der Welt in ihm einen Künstler ersten Ranges, obwohl er wahrscheinlich kaum erwarten mochte, daß seine Prophezeung in so hohem Maße überflügelt werden sollte. In der That war auch noch kaum unsers jungen Künstlers erste Platte aus jener Epoche, „die Jurisprudenz“ nach *Raphael Sanzio's* berühmtem Gemälde, erschienen, als Italien und ganz Europa bereits erkannte, diesem Geiste werde die Grenze zu eng seyn, innerhalb welcher sich bis dahin die Kupferstecherkunst bewegt hatte. Die Reinheit der Zeichnung, die Großartigkeit und der Ausdruck des Stiches erregten in jener Arbeit allgemeine Bewunderung; aber die Sicherheit und Frische, womit der eigenthümliche Charakter des Originals beybehalten erschien, ward als das *Non plus ultra* der Kunst gepriesen.

*Bolpato*, weit entfernt von kleinlichem Neide, war vielmehr stolz auf einen Schüler von solchen Eigenschaften, und um ihn durch ein dauerndes Band an sich zu fesseln, gab er ihm, wenige Jahre später, seine Tochter zur Gattinn. Diese Ehe ward aber bald durch den Tod der jungen Frau zerrissen und *Raphael Morghen* vermählte sich noch zweymal anderwärts. Eine zahlreiche Nachkommenschaft ging von ihm aus, deren Erhaltung seine Thätigkeit und Fürsorge nicht wenig in Anspruch nahm, welche Pflicht er auch mit musterhafter Treue erfüllte; indessen hinderte ihn die Verwaltung des Hauswesens keineswegs in seinen Lieblingsstudien, so daß ein großer Theil seiner Leistungen jenem Aufenthalte in Rom, wo er fast immer mit *Bolpato* gemeinschaftlich arbeitete, angehören.

Das meiste Aufsehen erregte damals von *Morghen's* Werken: „*Aurora*“, nach *Guido Reni*, deren meisterhafte Ausführung von allen competenten Richtern als höchst werthvoll anerkannt wurde. Von da an bemerkte man eine unverkennbare Annäherung zur Vollkommenheit, welche in fortschreitender Progression sich in der „*Ruhe in Egypten*“, in der „*Zeit*“, nach *Pouss*



fin, in dem Bilde des Generals „Moncada zu Pferd,“ letzteres nach Wandyt, offenbarte. Diese sämmtlichen Piecen haben eine Berühmtheit erlangt, die sie für alle Zeiten auszeichnen wird, und da er in jeder derselben die Wirkung des Grabstichels nach der Verschiedenheit des dargestellten Gegenstandes und dem Charakter des Urbildes berechnete, so kann man füglich behaupten, daß Morghen in obigen fünf Kupferplatten die ganze Gewalt seiner wunderbaren Kunst entwickelte.

Morghen's Verdienste hatten einen warmen Bewunderer an Ferdinand III., damals Großherzog von Toscana, dem unsterblichen Freunde und Beförderer der Kunst, dessen fürstlicher Hochherzigkeit er Vieles verdankte. Einem ehrenvollen und vortheilhaften Rufe an jenen Hof folgend, begab sich Raphael nach der Heimat seiner Vorfahren, woselbst er am 1. May 1793 anlangte. Für die bloße Obliegenheit zur Errichtung einer Kunstschule hatte er Freylogis, eine namhafte Besoldung und volle Muße, sich den Lieblingsbestrebungen seines Genius nach Wunsche hinzugeben. Herrliches Loos der Fürsten! indem sie dem Künstler ein Asyl eröffnen, erhöhen sie den Glanz ihrer Umgebung und steigen zur schönsten Unsterblichkeit empor in den Werken, die gleichsam nur als ein Ausfluß ihrer Huld erscheinen!

In dieser neuen, sorgenfreyen Existenz schien sich Morghen's Kraft und Thätigkeit zu verdoppeln, denn eine unglaubliche Menge der gelungensten Erzeugnisse ging in wenigen Jahren aus seinem Atelier hervor. Fast alle Hauptstädte Italiens wetteiferten, Bestellungen an den berühmten Mann zu machen, und das Talent findet stets eine stolze Genugthuung darin, ehrende Aufträge nicht von sich zu weisen.

Für Benedig lieferte Morghen seine berühmte „Madonna,“ nach Andrea del Sarto, und die „Madonna mit dem Säugling,“ nach Tizian. Die letztere ist mit einer Weichheit ausgeführt, welche den Kupferstich beynahe als ein Gemälde erscheinen läßt, ja man glaubt fast, das zarte Colorit des herrlichen Malers durchschimmern zu sehen, dessen Werke vor allen der Natur am treuesten geblieben sind.

Seit Langem schon hatte unser Künstler sein Gemüth auf eine Arbeit hingewendet, die ihm vor Allem würdig und lohnend vorkam, nemlich: das große Wunder der neuern Kunst, das „Abendmahl des Herrn,“ welches Leonardo da Vinci im Refectorium der Dominicaner zu Mailand dargestellt hatte, mit dem Grabstichel wiederzugeben, ein Werk, von welchem nun leider kaum mehr dürftige Rudimente vorhanden sind. An diesem Kupferstiche arbeitete Morghen drey Jahre und seine Leistung war von der Art, daß seine Zeitgenossen schier verzweifeln mochten, mit diesem Genius gleichen Schritt zu halten. Es dürfte wohl außer Zweifel seyn, daß hier beyde Künstler den Culminationspunct ihres Vermögens erreicht hatten. In der That läßt der fragliche Kupferstich in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig und man findet alle jene Vorzüge, von denen schon einer genügen würde, den Kupferstich unsterblich zu machen, in demselben in der höchsten Potenz vereinigt. Einige wollen zwar der im Jahre 1811 erschienenen „Transfiguration,“ nach Raphael den Vorrang einräumen; allein dieß dürfte nur von dem Obertheile der Platte gelten, deren Vollendung wohl durch Worte nicht bezeichnet werden kann, während die untere Parthie in vieler Hinsicht weit gegen das „Abendmahl“ zurücksteht.

So wählte Morghen nur das Höchste der Kunst zu seiner Aufgabe;



in die Fußstapfen der Malerfürsten tretend, ging er den Pfad des Ruhmes auf ihrer Spur hinan und zeigte sich jederzeit als den entsprechenden Dolmetsch des Gemäldes in dessen Übertragung auf Kupfer, denn es war, als ob der Grabstichel in seiner Hand zum Wettkampfe mit dem Pinsel berufen wäre.

Von den kleinern Arbeiten *Morghe'n's* zu sprechen, würde uns zu weit führen; indessen ist jede derselben mit irgend einem Vorzuge ausgestattet, der den *Meister* verräth, wie z. B. das Porträt des Bischofs von Parma, *Aleodato Turchi*, welchem, auf daß es lebe, nur das Wort zu fehlen scheint. Ueberhaupt zeigte sich *Morghe'n* wie ganz eigen für seine Kunst geschaffen und da ihm auch *Fortuna* ihr Wohlwollen zuwandte, so glich sein ganzes Wirken einem kräftigen Samen in kräftigem Boden, wo derselbe glänzende Früchte hervorbringt.

Inzwischen war *Toscana* unter die Herrschaft des Königs von *Petrurien* übergegangen, welcher den Kunstheroen, so wie nicht minder die Königin und später die Fürstinn *Elise Vacciochi*, mit der auerlesensten Achtung behandelte. Zu zwey verschiedenen Malen ward er, auf der letzteren Veranlassung, nach *Paris* berufen und daselbst ebenfalls mit jener Auszeichnung aufgenommen, welche seiner Kunststufe gebührte: *Napoleon* verlieh ihm sogar den Orden der Wiedervereinigung. Als dieser in der Folge aufgehoben wurde, empfing er zum Ersatz dafür von *Ludwig XVIII.* das Kreuz der Ehrenlegion und später auch die Decoration des *St. Michaelsordens*, von seinem Landesfürsten aber den *St. Josephs-* oder *Berdienstorden*.

Andere Ehrenbezeugungen wurden *Morghe'n* durch die Ernennung zum Mitgliede verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der k. französischen Akademie der schönen Künste und anderer zu Theil, überhaupt erfreute er sich aller jener Auszeichnungen, welche den Künstler ehren und ihm auch jenen äußern Nimbus verschaffen, dessen es, gegenüber der ewig kindischen Welt, bedarf, um sie auf den möglichst richtigen Standpunct zur Beurtheilung eines hervorragenden Zeitgenossen zu stellen.

Vor einigen Jahren erst unterzog sich *Morghe'n* dem Stiche einer Platte nach *Carlo Dolce*: „die Poesie,“ welcher er Verse beysügte, durch die er gleichsam wegen seines hohen Alters von der Kunst Abschied nahm; allein die Trefflichkeit dieser Arbeit ließ keineswegs eine Einwirkung des Alters verspüren, es müßte denn seyn, daß man selbes darin in der Art bemerkte hätte, wie in *Homer's Odysee*, von welcher ein geistvoller *Archäolog* behauptet, sie gleiche dem schönen Abende eines herrlichen Tages. Auch gestattete *Morghe'n's* Thätigkeit nicht die Erfüllung jenes vorschnellen Zurücktrittes und es gingen noch mehrere anziehende Leistungen unter seinem Stichel hervor. Er ließ auch nicht eher ab von seinen geliebten Bestrebungen, als bis die Krankheit, deren Beute er nachmals ward, den schaffenden Stifft seinen Händen entwand.

Das allmälige Sinken seiner Kräfte machte ihn weder traurig noch zaghaft, denn er fühlte, daß er „den Besten seiner Zeit genug gethan“ und seine reine Religiosität erhob ihn durch den Hinblick auf ein besseres Leben.

Im Verlaufe seiner Krankheit äußerte sich die allgemeinste Theilnahme der hohen und höchsten Personen auf die rührendste Weise. Noch erhebender aber wirkte auf den Greis die zärtliche Sorgfalt seiner Gattinn, Kinder und Schüler, welche von seinem Bette unzertrennlich waren und in deren Armen er am 8. April d. J. zur Unsterblichkeit hinüberschlummerte.

Das Leichenbegängniß ward mit dem größten Pompe unter dem Geleit der



Akademie della Crusca und einem außerordentlichen Zulaufe aller Classen be-  
gangen. Jeder eilte, dem Manne die letzte Ehre zu erweisen, den ein groß-  
herziger Fürst in seinen Landen gastlich aufgenommen und der ihnen dann durch  
unvergängliche Werke Ruhm gegeben hatte:

Gibst du dem Genius ein Gastgeschenk,  
So gibt er dir ein schöneres zurück.

Morghen war von sanftem, einnehmenden Betragen, gutmüthigem  
Äußern, voll Gattentreue, Vaterzärtlichkeit, reiner Moralität und warmer,  
ächter Gottesfurcht. Seine Liebe zur Kunst grenzte an Schwärmerey, sein  
scharfer Blick und die feste Hand blieben ihm fast bis zu den letzten Lebenssta-  
gen. Seine letzte Arbeit war die „Madonna della Seggiola,“ welche er in so  
kleinen Dimensionen ausführte, daß sie bey so vorgerückten Jahren für ein  
Wunder gelten kann.

Die vornehmsten Kupferstiche Morghen's, außer den bereits genannten,  
waren: Der „Parnas“ und die „Krippe,“ nach Mengs, „Dianens Jagd,“  
nach Domenichino, die allbekannten Porträts der vier literarischen Heroen  
Italiens, dann jene des Leonardo da Vinci, seines Lehrers Volpato,  
des Bindo Altoviti und der Fornarina. Näheres darüber findet man  
in dem, von seinem Schüler Nicolo Palmerini herausgegebenen Buche:  
„Opere d' Intaglio del Cav. Raffaello Morghen.“

Seinen Grabhügel ziert folgende Inschrift:

„In questa sacra pace riposa Raffaello di Filippo Morghen, nella squisitezza dell'  
intaglio in ramo facilmente principe. La ragione del taglio, la bontà del disegno,  
l'intelligenza dell' effetto, l'armonia generale e un suo fare prezioso e una sua pro-  
pria trasparenza, amabilità e soavità gli acquistano il titolo di divino. La Trasfigu-  
razione, la Cena, il Cavallo, monumenti esimj del suo merito, ai posteri l'eccellen-  
za dell' italiana incisione attesteranno. Artista europea postosi coll' altezza del suo  
genio nel rango dei più sublimi, di nuova immensa luce la patria decorò. Canova,  
chè in quanto all' arte diede nome al suo secolo, lo accetterà in questa gloria  
compagno.“

(„Hier ruht in heiligem Frieden Raphael, Sohn Philipp Morghen's, welchen  
man in der Meisterschaft des Kupferstiches füglich den Fürsten nennen kann. Die Rich-  
tigkeit des Stiches, die Gediegenheit der Zeichnung, die Kenntniß des Effects, die voll-  
kommenste Harmonie und eine unschätzbare, ihm eigenthümliche Durchsichtigkeit, Lieb-  
lichkeit und Anmuth verschern ihm den Titel des Göttlichen. Die Transfiguration, das  
Abendmahl, das Pferd, sämmtlich glänzende Denkmale seines Verdienstes, werden der  
Nachwelt die Trefflichkeit der Kupferstecherkunst in Italien bezeugen. Ein Künstler von  
europäischem Rufe, stellte er sich durch die Höheit seines Talents in die Reihe der erha-  
bensten Meister und schmückte sein Vaterland mit neuem, strahlendem Glanze. Cano-  
va, der seinem Jahrhunderte in Bezug auf die Kunst den Namen gab, hat in diesem  
Ruhme ihn zum Gefährten.“) E. St.

### A b s c h i e d s w o r t e ,

gesprochen von Mad. Sophie Schröder, königl. bayr. Hoffchauspielerinn,  
am Schlusse der von ihr veranstalteten musicalisch-declam. Akademie,  
am 19. May 1833.

Ein rascher Visger eilt der Mensch durch's Leben,  
Der Augenblick, der flücht'ge, nur ist sein;  
Was ihm das Glück mild lächelnd hat gegeben,  
Hüllt dunkel oft die nächste Stunde ein;  
Wie Traumgestalten leicht vorüberschweben,  
Dem Auge schmeichelnd mit erborgtem Schein;  
Und Bande selbst, die Herzen liebend ketten,  
Berreißt die Zeit, der Wunsch nicht kann sie retten!

Wem blieb wohl fremd der herbe Ruf zum Scheiden,  
Welch' Ohr vernahm die bit're Mahnung nicht?  
Wer mußte nie zur Trennung sich bereiten,  
Mit heißer Thrän' auf trübem Angesicht?



Nach! keiner lebt, bewahrt vor solchem Leiden,  
Welch' heit're Kränze sein Geschick auch nicht,  
Und nimmer kann, mag's tausendmal ertönen,  
Die bange Brust das Abschiedswort gewöhnen.

Doch schwerer trifft's, und oft mit harten Schlägen  
Des Künstlers Herz, sein leicht entflammt Gemüth:  
Mit Liebe naht Verwandtes seinen Wegen  
In jedem Land, wohin er wandernd zieht;  
Im fremden Busen darf er Blut erregen,  
Und fühlt sich bald von gleichem Brand erglüht;  
Von Freundeschaaren sieht er sich umrungen,  
Da schlägt die Uhr — er scheidet Schmerzdurchdrungen.

So seh' auch ich, bewegt, zum letzten Male  
Im edlen Kreis, wo mancher Freund mir lebt,  
Und, oft erquickt vom sonnengleichen Strahle  
Der höchsten Gunst, mein Herz in Wonn' erbebt,  
Das nun beengt sich fühlt im weiten Saale,  
Da meinem Mund der letzte Dank entschwebt. —  
O, nehme ihn auf! Laß mich getröstet gehen,  
Und Hoffnung lispelt sanft: „Auf Wiedersehen!“

Eduard Anschütz.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs May 1833.

(S c h l u ß.)

Der zweyte Theil fängt mit einer sehr niedlichen Elfen-scene an, welche recht wohlthuend einen Übergang bildet aus dem strengen Ernst jenes Schlusses; man befindet sich in einem prachtvollen Saal des Lorenzo von Medicis in Florenz, das Elfenvölkchen lauscht herein, sie finden alles noch leer, aber zubereitet zu einem Fest, sie tummeln sich fröhlich herum, vermiffen aber und suchen ihren Puck und Troll, endlich entdecken sie, daß diese sich medelnd so gestellt haben, daß sie Caryatiden zu seyn scheinen, die einen Kamin Sims tragen; diese erzählen nun, daß da Oberon nicht gesiegt habe, Titania nun ihr Vertrauen auf das reine Glück gesetzt habe, welches die Ausübung der Kunst gewähre, und daß heute hier Lorenzo einen Wettstreit aller Künste angeordnet habe. Der Festmarsch nähert sich und die Elfen entfliehen. In aller geschmackvollen Pracht des medicaischen Zeitalters kommen Lorenzo und Clarissa, seine Gemahlinn, und nehmen den Thron ein, vor welchem Michael Angelo Buonarotti, der Dichter Poliziano, die Sängerin Alessandra Scala und der Tanzordner Burchiello, nebst zahlreichem Gefolge sich ordnen. Freundlich fordern Lorenzo und Clarissa sie zum Wettkampf auf, Poliziano beginnt improvisirend, der Stoff, den er zog, ist: „Die Macht der Frauen,“ er führt die Aufgabe in volltönigen achtzeiligen Stanzas aus; darauf folgt die Sängerin Alessandra Scala, welche sich die Aufgabe wählt: „Des Bacchus Weg zur See,“ im Gesang mit wechselndem Rhythmus zu schildern; Burchiello führt sein lustiges Tänzervölkchen herbei, welche, begleitet vom fröhlichen Chorgesang, den „Triumph des Bacchus und der Ariadne“ aufführen. Michael Angelo hat ein großes Gemälde seines Lehrers Ghirlandajo aufgestellt, der Vorhang, der die ganze Hinterwand bedeckte, wird weggezogen und man sieht das Gemälde Ghirlandajo's: „Herodias, wie sie bey dem Abendessen vor ihrem Vater tanzt,“ hier als Skizze zu seinem Frescobild in der Kirche Maria Novella. Clarissa fühlt, daß jeder in seiner Art den Lorbeerkrantz verdiene, leicht spaltet sich die volle Krone in vier einzelne Kränze, sie setzt jedem der Künstler einen aufs Haupt, und da Michael Angelo (der hier noch ganz Jüngling ist) den seinen nur empfängt, um ihn seinem Lehrer zu überreichen, so ertheilt ihm Lorenzo seinen berühmten Siegelkrantz; die Fürsten entfernen sich, betroffen und verdüstert stehen die Künstler — für jeden hat der Krantz, den er mit Andern theilen soll, allen Werth verloren! und Titania sieht ein, daß, so lange sie noch nach Anerkennung strebt und nicht in sich selbst schon reich und selig ist, auch die göttliche Kunst kein reines Glück gewährt! Nun beschließt das Elfenpaar auf gut Glück die Erde zu besuchen und sich der Föhrung des Zufalls zu überlassen. Wir erblicken unsere reizende Elbegegend bey Wackwitz, jenseits des Flusses sehen wir im Hintergrund den Weinberg des Prinzen Mitregenten, und im fernen Duft am Horizont ragen die Häupter der sächsischen Schweiz empor; zwey Hochländer aus Bayern singen



und jodeln fröhlich heran, ein sächsischer Bergmann kommt dazu und stimmt sein Lied mit: „Glück auf!“ an, sie begrüßen einander, sich sagend, daß dasselbe Fest sie herführt; Chöre von Loschwiger Witzern und Witzerinnen versammeln sich und Chöre von bayrischen Hochländern kommen herbey, welche ihre geliebte Landes- und Königs-tochter begleiteten, sächsische Landleute und Fischer vom Tegernsee versammeln sich, sie schließen mit biederer Herzlichkeit das Bündniß der Freundschaft, und im Wechselgesang entströmt beyden Chören das Lob des jungen, bräutlichen Fürstenpaares. Sie sprechen es aus, daß, nur wo sich Liebe findet, Geist in Geist und Blick in Blick, und den Bund für Ewigkeiten stille Segnungen begleiten, da nur wohnt der Erde reinstes Glück!“ Oberon und Titania erscheinen mitten unter ihnen als Gestalten aus der Märchenwelt ihrer Kinderjahre, sie freuen sich, hier endlich gefunden zu haben, was sie so lange vergebens suchten, sie empfehlen das Beyspiel der geliebten Gebieter allen als Vorbild der Treue, der Berufserfüllung und der still freudigen Häuslichkeit. Ein Wolkenwagen, von Schwänen gezogen, erscheint, Oberon und Titania besteigen ihn und erheben sich langsam, Rosen und Veilchen herabstreuend und Segnungen aussprechend; die Scene verwandelt sich in einen glänzenden Tempel der Liebe und des häuslichen Glückes; an einem flammenden Altar im Hintergrund lehnen das sächsische und bayrische Wapen, mit Blumen umwunden, über dem Altar schweben Amor und Hymen, an dessen Stufen stehen Treue und Hoffnung, an diese reihen sich Genien, welche die Symbole der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, des Bergbaues, des Gewerbes ic. tragen; rosenumscheyerte Elfen gruppiren sich davor und die sämtlichen Landleute stimmen Jubellieder an, während alle Säulen des Tempels, die mit aus Gold getriebener, erhabener Arbeit geschmückt scheinen, magisch durchsichtig erglänzen und alles im schimmerndsten Rosenlichte schwimmt. — So wahrhaft schön dieser reichliche Stoff von dem Dichter behandelt ist, so kann man nicht läugnen, daß für die theatralische Wirkung zu viel Lyrik darin vorwaltet, wäre alles kürzer, gedrängter, so würde die scenische Wirkung viel größer seyn; was recht angenehm zu lesen ist, wird auf der Bühne leicht zu wortreich. Die Musik des Capellmeisters Reiffiger hat viele, sehr hübsche Sätze, besonders in den Tänzen und Chören, doch hatte der Tonsetzer auch Mühe, Manches durch so viele Verse durchzuführen, und man hätte die so ganz verschiedenen Zeiten und Charakter gern noch contrastirender auch in der Musik gefunden. Vorzüglich schön ist die Musik zu Alexanders großer Arie, zu dem Waffentanz, zu der melodramatisch behandelten Scene des Vubastis, dem Elfenchor und zu dem Tyrolerlied der beyden Hochländer. Dies Festspiel wurde drey mal wiederholt, jedesmal frey, jedoch, wie billig, mit ausgetheilten Billets, um alle Unordnungen zu vermeiden. Das zweyte Mal war für das ganze gebildete Publicum der zweyten Classe bestimmt; zum dritten Mal, am 3. May, wurde das Haus wieder eben so festlich geschmückt und beleuchtet, wie die beyden ersten Male, und die Billets vertheilt unter die Handwerker und die Landleute der Umgegend, und es war eine wahre Freude, das anständige Betragen dieser wackern Leute zu sehen und den herzlichen, lauten Jubel zu hören, in den sie zuletzt ausbrachen. Leider unterbrach die jetzt bey uns ganz allgemein herrschende Krankheit, die Grippe, alle andern Feste, da fast der ganze Hof selbst daran erkrankt war. Obschon diese Grippe nicht gefährlich ist, so greift sie doch sehr an, und hinterläßt eine furchtbare Mattigkeit; kein Haus ist davon verschont geblieben. Die sehr rauhen Tage im April haben sie unstreitig veranlaßt, so wie der jetzt erfolgte, auffallend schnelle Wechsel der Temperatur, denn von 5 Grad Wärme, die wir hatten, sind wir innerhalb vier Tagen bis zu 22 Grad gekommen! — Ein sehr schönes ländliches Fest, welches unser gute König in Wefenstein angestellt hatte, mußte unterbleiben, so wie auch eine große Fête und Ball bey dem Grafen von Lurburg, dem bayrischen Gesandten. Da schon zu diesen beyden Festen alles bereitet war, so wurden die Speisen unter die Armen vertheilt. Jetzt fängt sich der Gesundheitszustand wieder an zu bessern und der Frühling zeigt sich in voller Anmuth.

### R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastrollen der Mad. Schröder, königl. bayrischen Hofschauspielerinn.

Mad. Schröder hat ihre Gastrollen auf unserer Hofbühne in ziemlich ununterbrochener Reihenfolge fortgesetzt, die meisten derselben, wenigstens die bedeutenderen, zur allgemeinen Freude des Publicums wiederholt und in jeder einzelnen Vorstellung den Sturm von Beyfall sich erhalten, mit dem sie bey ihrem ersten Auftreten empfan-



gen wurde. Der Kreis dieser unnachahmlichen Kunstschöpfungen bildet für die Theaterfreunde Wiens eine ganze Welt von Erinnerungen, und fordert schon deswegen zur herzlichsten Dankbarkeit für die erfreuliche Gegenwart auf; rechnen wir zu diesem positiven Genuß, den wir freylich schon dahin haben, noch den muthmaßlichen Gewinn, den ein solches Vorbild dereinst unserer jungen anstrebenden Künstlergeneration bringen kann, wenn diese mit redlich bescheidenem Sinn es erkennen und sich gestehen will, was ihr noch fehle, was sie abzulegen und was sie hinzuzuthun habe, dann werden wir die Genüsse, an denen wir uns jetzt erfreuen, so wie den hohen Standpunct ihrer Geberinn erst ganz nach ihrem Werthe schätzen lernen. Ob der so gestreute Same dereinst wirklich zur Reife kommen, ob aus der ganzen Zahl der jetzt bewundernden und gutwilligen Schülerinnen auch nur eine einzige Schröder der Zukunft erstehen werde, das müssen wir dem Laufe der Zeit und jener glücklichen Constellation überlassen, die oft durch Zufall ein schlummerndes Saat Korn zur schwellenden Frucht treibt; wir müssen zufrieden seyn, wenn die jungen Künstlerinnen unserer Tage sich wenigstens an das halten, und von der Lehrerin das aneignen wollen, was überhaupt dem Genie abgesehen und abgelernt werden kann, Beobachtung der Grenzen, Vollendung in Form und Sprache. Im Selbsterfinden, im Selbstschaffen muß freylich jeder sich selber helfen; wem da die eigene, innere Stimme nicht zuruft, der wird sich vergebens selbst bey dem vollendeten Meister anfragen; ein Talent seyn lernt sich nicht, höchstens dem Talente ein Gelingen nachmachen. Dankbar aber haben wir auch das Letztere zu erkennen; Aufmerksamkeit, bescheidene Selbsterkenntniß und Fleiß helfen in der Bühnenkunst eine große Strecke vorwärts; und wem in ihr der erste Platz nicht beschieden war, der hat das Seine redlich gethan, der auf seinem zweyten oder dritten Platze alles das erwarb, was dem ersten abzulernen ist. — Die Rollen, in denen Mad. Schröder seit unserm letzten Berichte aufgetreten ist, waren, außer einer zweyfachen Wiederholung der Civa in der „Krone von Cypem“, die der Elvira in Müllner's „Schuld“, der Cusache in der Holbein'schen Bearbeitung des Klei'schen Schauspiels: „Die Waffenbrüder“, dann die der Elisabeth in dem nach Walter Scott's Erzählung bearbeiteten Drama von Lenj: „Die Flucht nach Kenilworth“ und endlich die Sappho in Grillparzer's gleichnamiger Tragödie. Auch diese Rollen gehören in die Reihe jener unvergleichlichen Darstellungen, mit denen Mad. Schröder unser Publicum durch eine Reihe von Jahren entzückt hat, als wir sie noch die unsrige nannten. Das Feuer, die Wahrheit, die Tiefe und Kraft der Empfindung, so wie der unübertroffene Vortrag in Sprache, Geberde und Bewegung sind unverändert dieselben geblieben; mit Bewunderung sehen wir ein Beyspiel von Seelen- und Geisteskraft, an welchen der Hauch der Vergänglichkeit, der sonst wohl den innern Menschen zugleich mit dem äußern beugt, machtlos vorüberging. Über Einzelheiten in diesen Darstellungen wird man uns gerne das Nähere erkassen; die Schönheiten derselben schildern, hiesse, die Rollen bis ins Kleinste zergliedern, oder besser noch, ganz und gar hersehen; zu dem letzteren haben wir keinen Raum, das erstere ist ja oft genug geschehen. Für die Sappho wissen wir keinen bessern Maßstab, als die ewig unvergessliche Medea; die beyden erhabenen Göttergestalten, die sich die Hände reichen, um unserm Dichter den wohlverdienten Lorbeer der Unsterblichkeit um die Schläfe zu winden, haben noch einen Zweig von diesem schönen Kranze zurückbehalten, um damit ihre würdige Stellvertreterin in später Kunstwelt zu schmücken. — Als Melitta erschien bey der Aufführung der „Sappho“ Dlle. Schöller, eine Schülerin der Mad. Schröder. Eine noch zarte Jugend und eine überaus anmuthige Gestalt sind die äußern Zierden der angehenden Darstellerin, die mit regem Gefühle, Einfachheit, Natürlichkeit, Weiblichkeit verbindet. Unter einer Leitung, wie sie ihm geworden ist, kann das nicht zu verkennende Talent der Dlle. Schöller einer fruchtbringenden Zukunft entgegenreifen. Unser Publicum erkannte diese Hoffnungen und ehrte in der Aufmunterung der Schülerin das hohe Verdienst der Meisterin.

(Mit Nr. 21 des Notizenblattes.)

Auflösung der Streckcharade im vorigen Blatte: A l p h a b e t.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 23. May 1833.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

### Zweyte Abtheilung.

Bologna, am 13. Juny 1831.

Ohne irgend Jemanden meine Empfindung aufdringen zu wollen, und nur, um den nächsten Blättern eine Erklärung voranzuschicken, gestehe ich, daß nichts in der Welt mich inniger anspricht und dauernder festhält, als die Kunst. Sie ist das glückliche Kind des Himmels, das ohne Sünde gezeugt und ohne Schmerzen geboren wird. Ihr ist unverwelkliche Jugend zu Theil. Sie allein ist ganz und in jedem Theile sie selbst. Wissenschaft ist irdischer Abkunft; die Kunst aber ein Funken von Oben.

In allen Künsten ist die Kunst eine und dieselbe. Nicht alle aber haben gleiche Mittel, um sie den Sinnen erfassbar darzustellen, und jede bewahrt im Ausdruck irgend einen Vortheil über die andere. Meinem Wesen haben Poesie, Musik, Malerey und Sculptur fast bis zu gleicher Höhe zugesagt, Poesie und Musik aber einen wenig glücklichen Einfluß auf mich geübt, weshalb ich sie fürchte, ohne deßhalb aufgehört zu haben, sie zu lieben. Sculptur und Malerey haben mich nicht wie Geliebte, aber wie Freunde umfangen. Ihrem Umgange gebe ich im ganzen Vertrauen mich hin.

Wenn es keine Kunst gäbe, so fielen die Blüthe vom Lebensstamme ab. Man hat auch sie, die Vertreterinn des ewigen und nothwendigen Frühlings, heruntergezogen in den Schmutz des Marktplazes; aber wie eine Daphne entwischt sie da den lüsternen Händen und wird — nein, nicht zum Lorbeerbaume, sondern zur nährenden Palme.

Bologna gibt viel in Bezug auf Malerey, und wenig in Rücksicht auf Sculptur. Ich habe von dieser schon, was ich wußte, gesagt, und gehe nun zur andern über. Statt von Ort zu Ort, was nur eine zufällige Folge ist, will ich Sie lieber von Meister zu Meister führen, aus der Kindheit in die Jugend, in die Jahre der Kraft, und in die des Verfalles.



Oberflächliche Blicke gleiten leicht über die Verdienste der Meister hinweg, die wir in der Malerey die alten zu nennen pflegen. Die Härte und die Fehler der Zeichnung, die Armuth der Zusammenstellung und des Faltenwurfes, der Mangel an geometrischer Klarheit und an Perspective, die Trockenheit der Färbung verletzen oder ermüden uns. Stolz darauf, mehr zu wissen als diejenigen, von denen wir gelernt haben, verwerfen wir unbedingt Arbeiten, die der bescheidene Denker verehrt und mit dankbarem Fleiße betrachtet. Wenn wir zwischen den Jahren des Rausches unserer Eitelkeit Stunden fänden, um den Stand der Kunst im dreizehnten Jahrhundert mit demjenigen im neunzehnten zu vergleichen, und bedächten, daß die Raphaelen und die Tiziane aus den alten Meistern hervorgingen, wir aber, die wir die Raphaelen und Tiziane vor uns hatten, dennoch diesen Gipfeln der Kunst ferner stehen, als die alten; wenn wir Zeit hätten, dieß zu bedenken, sag' ich, so würden wir uns höchst wahrscheinlich schämen. Oder ist die Behauptung jenes Vorzuges gewagt? darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Wem würde im Ernste einfallen, Fügler, David oder Cornelius über Giotto, Mantegna oder Perugino zu setzen? Die Alten hatten das Ziel nicht erreicht, aber sie gingen auf der wahren Straße. Wir haben das Ziel verlassen und irren außerhalb der Bahn. Der Schlüssel zu dieser Erscheinung liegt nahe: die Alten schufen; wir ahmen nach; sie wurden nicht selten hart, steif und ungestaltet durch Strenge und Unterordnung aller Kräfte zu einem und demselben Zwecke; wir werden erbärmlich durch Verflächung, Oberflächlichkeit und Flachheit.

Selbst die ältesten Meister haben eine Wärme der Empfindung und eine Kraft des Ausdruckes, die man in unsern Prahl-, Effect- und Prachtstücken vergeblich sucht. Darum bleiben jene noch hochverehrt, während diese, kaum geboren, ihr Falterleben auf dem Trödelmarke endigen. Die Natur stand jenen zu Pathe, uns die Mode, diese launenhafteste und verzogenste aller Buhldirnen. Überall fing die Kunst mit der Nachahmung der rohen Natur an und suchte sich derselben möglichst durch Treue zu nähern. Sie schwang sich sodann durch die Wahl des Schönen aus dem Wahren zum Ideal auf. In der dritten Epoche verläugnete sie die Natur, glaubte das Schöne schöner machen zu müssen, verlor die Unschuld der Wahl, errieth die Harmonie der Theile nicht mehr und ging durch Leichtigkeit zur Nachlässigkeit in der Ausführung über. —

Die Zeichnung ist nicht zu trennen von Sculptur und Baukunst, und muß daher auch in dem schönen Lande zwischen den Apenninen, dem Po und dem adriatischen Meere schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt haben. Daß man dasselbe von der Malerey sagen könne, bezweifle ich. Ob diese in der christlichen Zeit ihr Leben empfing, oder nach dem Verfall in barbarischen Jahrhunderten wieder aufgeweckt wurde, laß ich dahingestellt seyn. Was die Bolognesische Schule betrifft, mit der ich mich in diesen Blättern vorzüglich beschäftigen will, so findet man mehrere Madonnenbilder hier, die sicher ins erste christliche Jahrtausend fallen. Sie tragen den Charakter der Stille und Weihe, der die Kraft der Religion in jener Zeit darlegt. Namen der Meister aber reichen nicht über das zwölfte Jahrhundert hinauf. Aus dieser Zeit sieht man in der Kirche zum heiligen Stephan zwey große Gemälde, die „Kreuztragung“ und die „Kreuzigung,“ beyde schön und keck in der Anlage und in Bezug der Ausführung weit heraus aus den Kinderjahren der Kunst. Die Gruppierung ist reich, die Natur gemein, eben



weil sie treu und ängstlich nachgeahmt ist, aber die Empfindung warm und sogar mächtig. Maria, die in die Arme der Frauen sinkt, Christus, der sich tröstend zu ihr wendet, sind mit dem Verstande eines edlen Herzens gedacht. Die Schaar der Missethäter, die man mit dem Heiland zum Tode führt, diejenige der Soldner zu Fuß und zu Ross sind voll Leben, Kraft und Wahrheit. In dem andern Bilde ist durch das in Leid gesenkte Haupt des Gekreuzigten, und durch die Lässigkeit der Glieder ein rührender Ausdruck der Ergebung bewirkt, während die krampfhafte Verzerrung der beyden Mitgekreuzigten den richtigen Gegensatz bildet. Der schöne Gedanke der Engelschen, die neben dem Heiland schweben — der Reichthum an Verschiedenheit im Ausdruck der Gesichter, Stellung und Handlung — die Tiefe der Empfindung in der auf den Boden hingefunkenen, das Haupt auf die müde Hand gestützten Mutter, setzen eine lange Schule oder ein hochbegabtes Talent voraus. Schmutz und Vergoldungen lähmen den Eindruck. Der Name des Meisters ist unbekannt; die Bezeichnung an den Bildern p. f. — Aus Malvasia (Felsina Pittrice. Bologna 1678) wissen wir, daß derselbe Meister in mehreren Kirchen gearbeitet hat, die nun nicht mehr bestehen, und daß er zu Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte. Guido, Ventura und Orso machen den Übergang zu den Meistern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wovon zuerst Franco sich einen Ruf verschaffte, den Dante im 11. Buche des „Purgatorio“ verewigte, und welcher die Schule gründete, aus der Vitale, Lorenzo, Simone, Jacopo und Christofero hervorgingen, Meister, welche die Scheu vor der Natur abzuschütteln, sie mit Wohl zu betrachten, die Schönheit zu errathen, und das Leben von Gedanken und Empfindung in Gestalt und Handlung zu bringen begannen. Die Pinaothek enthält mehrere Bilder derselben. Eine Madonna mit dem Kinde, gegen einen Bethenden geneigt, zwey Engel zur Seite, von Vitale, hat den Anhauch der Schönheit; alles Beywerk ist trefflich und reich ausgeführt; die Zeichnung, obwohl voll Fehler, ist nicht ohne Adel, und selbst die Färbung schon ziemlich warm und wahr. Kräftiger sind die Werke seines Schülers Simon de' Crocifissi, der das Handwerk um ein Beträchtliches vorschob und so der Kunst in die Hände arbeitete. Seine Zeichnung ist gezerret; seine Falten sind naß, aber seine Köpfe voll Mannigfaltigkeit und Ausdruck; seine Handlung oft leck, wie z. B. in der disputa frai Dottori; sein Colorit selbst milde, wie z. B. in der heiligen Christine; sein Gedanke zart, wie in einigen Engelschen, wovon den einen Michel Angelo zum Vorbild genommen zu haben scheint, da er für den Altar in der Capelle des heiligen Dominicus arbeitete. Eines seiner schönsten Werke ist ein Christus am Kreuze, vom Jahre 1370, in der Kirche S. Giacomo. Die Madonna und der Johannes in den beyden Enden des Kreuzarmes sind in jeder Beziehung ein Anfang des Schönen und Wahren, und Christus ist offenbar nach dem Nackten gearbeitet. Die Kirche von Mezzarata, auf einem Hügel außerhalb der Stadt gelegen, wurde für die Trecentisten der Ringplatz der Kunst. Michel Angelo und die Carracci bewunderten und studierten die Arbeiten an den Wänden dieser Kirche. In unsern Tagen hat man einen Theil derselben durch eine ganz unfähige Hand, die sie aufreissen sollte, zu Grunde gerichtet, andere überweist und endlich die Kirche in Stall und Scheune umgewandelt, so daß jetzt nur wenige Bilder und in diesen nur so viel erhalten ist, als genügt, um die Barbarey des gebildeten Jahrhunderts anzu-



Klagen. In diesen Nesten zeigte sich verhältnißmäßig Kühne und Kräftige Zeichnung, ernster, aber freyer Faltenwurf; lebendige und warme Färbung, Adel im Gedanken endlich und eine Weihe, die jede Darstellung durchdringt und zum Ganzen macht. Dieser Weg mußte zu *Francia* führen. Es war der Weg der Frömmigkeit und Demuth.

Denselben bewahrte, zunächst *Lippo Dalmasio*, auch *Lippo della Madonna* genannt, weil er fast nur Bilder der heiligen Jungfrau malte, diese aber mit einer solchen Wärme, daß die Phantasie des Zeitalters viele davon zu wunderthätigen machte, die Andacht der Frommen vor allen übrigen seine Bilder suchte, und selbst *Guido Reni*, dieser große Meister im Schönen, zu sagen pflegte, er fände so viel Übermenschliches in *Dalmasio's* Madonnen, als hätte dessen Pinsel eine höhere Hand geleitet. Woher diese Weihe? Das Leben des Meisters antwortet auf diese Frage: aus dem Glauben. — *Malvasia* führt noch eine beträchtliche Zahl von Bildern desselben in *Bologna* auf, meist Mauergemälde. Nur wenige davon haben sich vor der Cultur unsers Jahrhunderts gerettet. Davon steht eines am *Palazzo Bolognini*, ein anderes in der *Paulskirche*, ein drittes über dem Thore des heiligen *Proculus*, ein viertes endlich in *S. Domenico*. Haltung und Ausdruck erinnern so sehr an *Guido Reni*, daß man diesen den *Dalmasio* des sechzehnten Jahrhunderts nennen möchte.

Die Schüler des *Dalmasio* litten durch die Mode, welche im fünfzehnten Jahrhundert ganz *Italien* mit neugriechischen Bildern überschwemmte. *Lambertini Michele* ist roh im Vergleiche mit seinem Meister, aber Farben und Faltenwurf machen den Übergang zu *Francia*. *Lianori Pietro* steht noch tiefer; seine Zeichnung ist verzerrt, seine Färbung arm, aber viel Ernst in seinen Bildern. *Marcio Zoppo* ragte in Gedanken über seine Zeit; in der Ausführung blieb er schwach. Am Ende dieser Epoche brach endlich *Francesco Francia* die wahre Bahn. Dieser seltene Geist steht mit *Perugino* und *Gianbellino* auf einer und derselben Stufe; kaum weniger warm im Ausdruck als dieser, kaum weniger schön in der Färbung als jener, ist er strenger in der Zeichnung als Beyde und eben so edel. *Bologna* besitzt eine Menge seiner Bilder. Es fällt schwer zu sagen, welches das schönste sey, obwohl mehrere unter dem Werthe anderer stehen und für die Mühe zeugen, die mir in den Werken noch keines dieser drey Meister verhüllt scheint. *Francia* ist nicht reich an Erfindung, aber er verstand seine Figuren auf eine dem Auge höchst wohlgefällige Weise zu ordnen, und die geometrische Klarheit feyerte zuerst in ihm ihren Triumph. Er erreichte die Schönheit nicht, aber er erflehte sie durch eine so heilige Stille und Innigkeit, daß man kaum Zeit hat, ihren Abgang zu fühlen. Seine Zeichnung hat noch einige Mängel und Härten; seine Falten sind streng und durchdacht; das Beywerk ist meisterhaft gewählt und ausgeführt; seine Färbung endlich in hohem Grade verständig, richtig gewählt, einfach, und von durchdringender Wahrheit, obwohl sie eines Reizes dadurch entbehret, daß er aus der Wirkung des Lichts noch nicht die volle Beyhülfe zu ziehen verstand. Das erste öffentlich ausgestellte Bild dieses Meisters steht dermalen in der *Pinakothek* und stellt eine sitzende *Madonna* mit dem Kinde vor, die mehrere Heilige zur Seite hat; am Fuße des Thronessels sitzt ein Engeln und spielt auf einer *Mandoline*, neben demselben aber kniet *Bartholomeo Felcini*, für dessen Rechnung das Bild gemalt wurde. — Neben diesem Werke



steht eine „Verkündigung.“ Die Madonna, mit gefalteten Händen, wie im Gebeth verloren, blickt nach dem Himmel, aus dem der Engel mit unübertroffener Leichtigkeit hervorschwebt. Zwey Heilige stehen zur Seite. — Ein drittes Bild von Fr. Francia, in demselben Saale, ist in der Anordnung dem ersten ähnlich; es wurde bey der Reinigung sehr verdorben und erscheint, besonders, da es neben dem Bilde Perugin's, das an Zauber der Farbe kaum von Raphael übertroffen ist, stehet, schwach und gleichsam nur untermalt. Wenn ich in diesen drey Bildern, so wie fast in allen übrigen dieses Meisters, die seelenvolle Wärme bewundere, die nur Perugino und Giambellino mit ihm theilen und worin nur Raphael und vielleicht Sodoma ihn übertreffen, so verkehrt mich in der „Verkündigung“ der Abgang der Schönheit in der Jungfrau. Weit gelungener ist eine andere „Verkündigung“ dieses Meisters in der Kirche zur Annunziata vor dem Thore di Sta. Mammola; überaus ansprechend, klar, einfach, richtig geordnet ist eine Madonna mit dem Kinde in S. Martino, und ganz herrlich eine Madonna mit dem Kinde in der Capelle Bentivoglio zu S. Giacomo maggiore. Der heilige Johannes in diesem Bilde ist, in Hinsicht des Gedankens, Raphael's würdig; dasselbe möcht' ich von dem Engelchen zur Seite des Kindes, von dem am Fuße des Thrones die Mandoline spielenden und von dem heiligen Sebastian sagen. Die Madonna ist weniger Jungfrau als Mutter, aber sie steht an Schönheit weit über den Zügen der Welt, die den Künstler umgab, wenn ich diese nach den Bildnissen der Familie Bentivoglio und nach den Triumphen des Petrarca beurtheilen soll, die Lorenzo Costa in derselben Capelle in drey großen Wandbildern malte. Die fromme Amuth, welche Francia seinen Engelchen zu geben weiß, entzückt; so z. B. in einem seiner Madonnen, welche die Gallerie Hercolani mit Recht als ihr erstes Bild preiset. Fast jede Privatgallerie in Bologna und mehrere Kirchen besitzen Werke dieses Meisters; die Gallerie Fruli auch sein Bildniß, von ihm selbst gemalt. Es ist eines edlen, freyen und seelenvollen Ausdruckes, der dem Günstling der Natur gebührt.

Welche Achtung Raphael für Francia trug, bezeugt sein in der Kunstgeschichte bekannt gewordenes Schreiben an diesen vom 5. September 1508, worin er die Madonnen Francia's als die schönsten, frömmsten und am besten ausgeführten preiset, die irgend ein Meister gemacht habe. Mehr noch spricht dafür, eben an Francia seine „Cäcilia“ gesendet und ihn mit der Aufstellung dieses unerreichten Meisterwerkes beauftragt zu haben. Dieser Freundschaftsdienst, so geht die Sage, soll zu Francia's Tod die Veranlassung geworden seyn. Wie von Starrsucht gefaßt bey dem Anblick des Bildes, in dessen Vollkommenheit ihm eine mehr als irdische Hand sichtbar schien, versiel er in Schweigen und seine Kunst war ihm kein Trost mehr.

Es gibt auch mehrere Fresken von Francia in einigen Pallästen und hauptsächlich in der Capelle der heiligen Cäcilia, die für seine Schule das wurde, was die Kirche Mezzarata für die Trecentisten und der Hof in S. Michele in Bosco für die Schule der Carracci. Auch hat diese Capelle das Schicksal dieser beyden unersehbaren Orte gehabt; sie ist durch Muthwillen, Nachlässigkeit und Barbarey zu Grunde gerichtet. Was sich von den Fresken des Francia noch erkennen läßt, steht seinen Oelgemälden weit nach.

Die Schule des Francia hielt seine Weise aufrecht, ohne sie zu erreichen, viel weniger der Vollkommenheit näher zu führen. Es konnte überhaupt nur



einen Raphael geben, der aber ging aus Perugino's Schule hervor, und diese Fügung reicht diesem Meister vor Francia die Krone. Giacomo, sein Sohn, Gianbattista, sein Enkel, und Giulio, sein Vetter genossen seines Unterrichtes. Von dem ersten besitzt die Pinakothek vier Gemälde, andere sieht man in den Kirchen S. Petronio, S. Giovanni in Monte, S. Donato, Sta. Cristina, S. Vitale und in andern. Die Arbeit ist leichter, die Färbung frischer, aber die Ausführung weniger warm und weishevoll als in den Bildern des Vaters, mit welchen sie von einem aufmerksamen Auge wohl nicht verwechselt werden können. Gianbattista und Giulio stehen tief unter dem frühern.

(Die Fortsetzung folgt.)

### S a p p h o.

Sappho, groß im Liederfreiten,  
Sappho hielt das Spiel der Saiten,  
Das der Lorbeer reich umwand:  
Sang das Glück, das Götter neiden,  
Von des Dichters stillen Freuden,  
Von der Liebe sel'gem Land;  
Haucht' es aus in Wohltautwellen,  
Wie ein Orpheus hauchen mag,  
Durch der Haine Laubgeflechte,  
Durch den Silberstrom der Nächte,  
Durch den goldbeschwingten Tag.

Ach! so war's, doch ist es nimmer,  
Hin ist jeder Freudenschimmer  
Seit des Schicksals strengem Schluß,  
Und verschmähter Liebe Qualen  
Sind ein Opfer, das sie zahlen  
Oder — dem sie fallen muß! —  
Darum walt sie durch die Haine  
Sonder Zweck und sonder Ziel,  
Ihre Wonnen sind verschwunden,  
Und vom Lorbeer reich umwunden,  
Schweigt das arme Saitenspiel!

O, wen Gros hat verlassen,  
Dem verschließen sich die Strafen  
Nach dem Reich' der Muse bald!  
Und mit trostberaubtem Herzen,  
Wilddurchrobt von tausend Schmerzen,  
Irrt er durch den dunklen Wald;  
Fragt umsonst die strengen Götter:  
„Wer entriß mir eure Gunst,  
Daf' ihr mir den Fluch gegeben  
In dem thränenwerthen Leben  
Ohne Lieb' und ohne Kunst!“

Echo bringt die Klagen wieder,  
Und umsonst den Trost der Lieder  
Sucht die hohe Sängerin,  
Fern vom stillen Musensitze,  
Nach Leukadiens Felsen Spitze  
Treibt es die Verlass'ne hin.  
Dort, anstatt des Geistes Odem,  
Weht das öde Reich der Luft,  
Statt der Dichtung Blumenauen  
Hält umfangen sie das Grauen,  
Wähnt des Meeres weite Gruft!

Und mit schweren Grabgedanken,  
Die noch ungefestigt wanken,  
Starrt sie nach den Fluten hin:  
„Ach! ihr wißt, was ich befehlen,  
Helft, o helft mir nun vergessen  
Was ich war, und was ich bin! —  
Gold'ne Leyer, will dich senken  
Hoch hinab aus meiner Hand,  
Holde Zeuginn bess'rer Zeiten, —  
Ja, beym Dröhnen deiner Saiten  
Schimmert's wie der Lethe Strand!“ —

Sieh! da nah't's wie Sterngefunkel,  
Heller wird's im Meeresdunkel,  
Und Delphine gleiten her;  
Amphitrite, glanzumwoben,  
Von Poseidon's Hand erhoben,  
Theilt das lichterfüllte Meer:  
„Komm' herab! In meinen Armen  
Finden solche Herzen Ruh';  
Bin's, die deine Klagen riefen,  
Führe durch krystall'ne Tiefen  
Dich der heil'gen Lethe zu!“

S i n g e r.

### A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

So wie man zu einem vertrauten Freunde, den man am Morgen spricht, beym Scheiden sagt: „Wir werden uns hoffentlich heute noch sehen!“ — so legt man in der Jugend jedes gute Buch mit dem Gedanken weg: „Wir werden uns einst, und sey es erst am Abende des Lebens, wiedersehen.“

Wenn der Mensch leidend, ohne helfen zu können, eine große Freude oder ein großes Leid erwarten muß; so hebt sich alle seine Thätigkeit auf, und mit gespannter Begierde steht er an dem Strome der Zeit, um die Welle zu erwarten, auf der ihm eine Rose oder ein Dornenzweig zuschwimmen soll.



Der Schlaf ist die wohlthätige Pause in dem Adagio des Lebens — und das rührende Finale ist der Tod. Wer sein Spiel vollendet hat, nimmt noch die Thränen der Zuhörer kalt als den Sold für seine Mühe hin, und geht ab.

Gott gab uns gütig genug Blumen für die Freude, Thränen für den Schmerz, Blüten und einen Mond für die Liebe, Sterne für die Sehnsucht, und die Tonkunst, in welcher wir im klaren Spiegel eines Zaubersees Blumen, Thränen, Blüten und Sterne bezaubernd und ergreifend umher schwimmen.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Sonnabend, den 11. May, zum ersten Male: „Norma.“ Lyrische Tragödie in 2 Acten, gedichtet von Felix Romani, übersezt von J. K. von Seyfried. Musik von Bellini.

Über dieses, für uns, neueste Werk des berühmten und beliebten italienischen Tondichters hat unsere Zeitschrift schon im vergangenen Jahre (Jahrgang 1832. Nr. 35) einen weitläufigen und, wir dürfen wohl hinzusetzen, höchst lesenswerthen Bericht geliefert. Der Verfasser desselben, der für Kunst und Literatur allzu früh dahingeschiedene Ludwig Hallerich, beschreibt darin die erste Aufführung der „Norma“ in dem Theater der Scala zu Mailand, und ergeht sich mit der ihm eigenen Begeisterung für alles Große und Schöne über die Darstellung der Titelrolle durch die unvergessliche Pasta, für welche der Tondichter eigens und beynahe ausschließlich gearbeitet zu haben scheint, um ihrem Talente einen Triumph zu bereiten, der alle frühern verdunkeln sollte. Die Berechnung scheint richtig gewesen zu seyn, denn aus dem hier angeführten Berichte sowohl, als auch aus den Nachrichten späterer Augenzeugen geht hervor, daß Norma die größte und ergreifendste aller Leistungen der Pasta geworden ist, ja, daß ihr das Werk Bellini's den Vorrang vor seinen übrigen Schöpfungen, wenigstens bey seinen Landsleuten, zu verdanken habe. Wir verweisen demnach unsere Leser auf die schon berührte Nr. 35 des vorigen Jahrgangs, auf die lebendige Schilderung ihres wackern deutschen Landsmannes, und gehen nunmehr auf das Werk selbst und seine Erscheinung auf unserm Hofoperntheater über. — Die Handlung ist, der Anlage und Verwicklung nach, zwar höchst einfach, ja man könnte sagen stoffarm, allein es fehlt ihr nicht an dramatisch ergreifenden Momenten, und da das Interesse des Ganzen in der einzigen Person der Heldinn zusammengedrängt ist, so erscheint wenigstens diese in wahrhaft tragischer, zur Entwicklung aller Affecte vollkommen geeigneter Situation. Norma, die Seherinn und Priesterinn im Tempel des Jrmensul, ist in heimlicher Verbindung mit dem römischen Proconsul Severus Mutter von zwey Kindern geworden, wird aber von ihrem eigenen Geliebten hintergangen, indem dieser, in Liebe für die junge Priesterinn Adalgisa entbrannt, Weib und Kinder verlassen und mit seiner neuen Geliebten in seine Heimat ziehen will. Adalgisa, arglos und in Gefühle ihres Glückes, entdeckt Norma ihre Liebe, diese verspricht ihr Lösung des priesterlichen Gelübdes, da erscheint Sever, und sogleich erkennt Norma in dem Verführer ihrer Freundin den eigenen Geliebten und Vater ihrer Kinder. Wuth und Eifersucht machen aus ihr eine zweyte Medea, mit dem Dolche stürzt sie auf die eigenen Kinder, aber ihr besseres Gefühl erwacht; sie übergibt ihre Kinder der glücklichen Nebenbuhlerin, beruft die Priesterversammlung, um ihr Verbrechen mit dem Tode zu sühnen. Da wird Sever gefangen vorgeführt, der, um Adalgisa zu entführen, in das Heiligthum gedrungen und ergriffen worden war. Der Tod des fremden Unterdrückers von dem in seinem Heiligsten beleidigten Volke ist gewiß, retten kann sie ihn nicht mehr, da klagt sie sich selbst der Genossenschaft seines Verbrechens an, und erklärt, daß sie selbst die entweichte, strafbare Priesterinn sey. Vereint mit Sever geht sie zum Holzstoß.

Man ist gewohnt, bey italienischen Opern den Text als Nebensache oder sogar als ganz überflüssig zu betrachten, man achtet kaum mehr darauf, und es gibt Opern (viele darunter sind die beliebtesten in ganz Europa geworden), die man zehnmal nach einander gehört hat, ohne daß man dahinter gekommen wäre, warum sich es denn eigentlich da oben auf der Bühne handle. Das ist nun bey der „Norma“ nicht geradezu der Fall; manches ist wohl auf der einen Seite dürftig, auf der andern gewaltsam behandelt, aber im Ganzen ist doch die Situation selbst klar und verständlich gebracht, die Leidenschaftlichkeit der Heldinn richtig begründet und eben so wahr geleitet, kurz, das



Ganze von eigentlich dramatischer, tragischer Wirksamkeit. Natürlich können unter den gegebenen Umständen manche Längen nicht ausbleiben, schon die unermessliche physische Anstrengung, welche die Parthie der Hauptperson erfordert, indem diese durch zwei Acte beynabe nicht von der Bühne kommt und fortwährend die höchste leidenschaftliche Aufregung verrathen muß, verlangt Ruhepunkte, die für die Sängerin, wie für die Zuhörer zwar gleich nothwendig sind, aber auch das Interesse unwillkürlich abspannen. Schon aus diesem Grunde läßt sich vermuthen, daß die Oper „Norma“ unbeschadet ihrer großen und mannigfachen musicalischen Schönheiten, niemals den Grad von Popularität erlangen wird, dessen manche der frühern Werke Bellini's, vielleicht seine minder gehaltvollen, theilhaftig geworden sind. Von allen dramatischen Tondichtungen des Meisters ist diese wohl im eigentlich tragischen Charakter die am klarsten und strengsten gehaltene. Der hohe Ernst, der durch das Ganze geht, gibt ihm einen gewissen feyerlichen Grundton, die wahre Stimmung für den Schmerz der betrogenen, aber doch versöhnlichen Geliebten und Mutter. Dieser Ton erinnert an die Großartigkeit ähnlicher dramatisch-musicalischer Stoffe; ihn gewährt und festgehalten zu haben, macht allein schon dem ernsten, tüchtigen Kunstsinne des Componisten Ehre. Schon die Introduction (die Ouverture ist von geringerer Bedeutung), wo der Oberpriester Irmensuls mit einem Chor von Priestern und Kriegeren auftritt, ist grandios, einfach, voll Kraft, und, obwohl an frühere Motive Bellini's erinnernd, doch auch in melodischer Beziehung von ergreifender Wirkung. Zu den Schönheiten des ersten Actes gehört außer der herrlichen Introduction und der darauffolgenden Scene der Norma, ein Duett von Sever und Adalgisa, ganz besonders aber der eigentliche Glanzpunkt der Oper und unstreitig die schönste Stelle des ganzen Werkes, das Duett Norma's und Adalgisens, dem sich der hinzukommende Sever anschließt, und so im Terzett das Finale des ersten Actes bildet. Dieses Finale ist eine der gelungensten Schöpfungen Bellini's, und allein schon würdig seine „Norma“ und ihn zu den glänzenden musicalischen Erscheinungen unserer Zeit zu machen. Im zweyten Act zeichnet sich ein äußerst kunstvolles Duett zwischen Norma und Adalgisa aus, vorzüglich aber die überaus schöne Stelle, wo Norma den versammelten Priesterchor abtreten, und mit dem gefangenen Sever in einem herrlichen Duett die Qualen ihres Innern, aber auch ihre Verzeihung und Versöhnung ausdrückt. Diese Stelle bildet den Schluß des zweyten Actes und der Oper. Sie steht an Schönheit dem ersten Finale nicht nach und ist vielleicht von noch tiefer erschütternder Wirkung. — Das Ganze schließt sich jener Gattung von Tonwerken an, die oft gehört und vortrefflich ausgeführt seyn wollen, um ganz verstanden und nach ihrem Werthe gewürdigt zu seyn. Populär und Lieblingsoper des größern Publicums kann sie schon ihres ernsten, beynabe unvermeidlich eintönigen Ganges wegen nicht werden. — Was die Aufführung betrifft, so hat Mad. Ernst als Norma in Kraft, Ausdauer, Kunstfertigkeit und selbst im dramatischen Vortrage etwas höchst Schätzenswerthes, ja oft Außerordentliches geleistet. Die Parthie ist im Gesange, wie im Spiele eine der schwierigsten von allen bisher bekannten. Ihr Fleiß und ihr unverkennbares Talent in beyden verdienen daher die uneingeschränkste Anerkennung. Die Parthie des Sever ist für Hrn. Wild's Stimme, besonders was seine erste Cavatine betrifft, wohl etwas zu hoch, doch trugen in den übrigen Nummern die Kraft und das Feuer seines Vortrags, so wie der wunderschöne Klang seiner Stimme, da, wo er sie in ihrem eigentlichen Bereiche geltend machen konnte, auch heute wieder den entschiedensten Sieg davon. Ull. Löwe, als Adalgisa, legte einen höchst erfreulichen Beweis ihres Fortschreitens in der Kunst ab. Vereinzelt, wie sie jetzt dasteht, und ohne ein Vorbild erster Größe vor sich zu haben, sind die Schritte, die sie ihrem Ziele entgegenmacht, der höchsten Auszeichnung würdig. Überaus schön nahm sich Hrn. Staudigel's Stimme in der kleinen Parthie des Oberpriesters oder vielmehr in der einzigen Scene, die ihm zugetheilt ist, in der Introduction, aus. — Die Chöre und das Orchester behaupteten ihren bewährten Ruhm.

### Modebild XXI.

Négligé von Moule, durchaus mit Crep lissé (geglättetem Crep) gefüttert, nach einem Original des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der Florentiner Hut, mit Blumen und Gazen geziert, nach einem Original von M. Panger in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Sonnabend, den 25. May 1833.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Wittve in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Stalien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

(Fortsetzung.)

Unter den Schülern des Francia, die mit Strenge an den Meister hielten, verdient vor allen Lorenzo Costa Erwähnung. Er brachte den Ernst der Ferraresischen Schule in die mildere des Francia; seine Zeichnung ist sicher und schwungvoll, seine Darstellung weniger gebunden, seine Farben sind nicht selten hart; manchmal aber auch sehr innig vermählt und lebendig. Sein schönstes Bild ist das Altarblatt in S. Giovanni di monte, worin er in Gedanken, Zeichnung und Colorit bis zur Höhe des Francia und Perugino aufsteigt und in Hinsicht auf Schönheit jenen sogar überbietet. Die Anordnung ist vielleicht um ein Weniges zu geometrisch. Ein zweytes Bild in derselben Kirche, die Madonna mit dem Kinde und vier Heiligen, ist höchst verdienstvoll. Die Schatten sind entweder nachgedunkelt oder etwas zu stark gehalten; die Zeichnung ist meisterhaft, und z. B. auch in diesem Bilde der heilige Johannes Naphaels würdig. Dagegen erscheint mir eine „Auferstehung“ in der Pfarrkirche Mascarella etwas verzerrt und ohne innern Verband. Costa arbeitete mit Francia in der Capelle Bentivogli, in jener der heiligen Cäcilia und im Pallaste Bentivogli. Die Pinakothek besitzt ein paar Bilder von ihm, andere stehen in S. Petronio, in Casa Hercolani u. s. w. — Cotignola und Amico Aspertini brachten die Kunst nicht vorwärts. Die Darstellungsgabe des Einen ist klar, die Anordnung verständig, die Zeichnung brav und die Färbung, wenn nicht warm, doch lebendig; die Pinakothek zeigt zwey Bilder von ihm, ein drittes steht in S. Giuseppe. Der Andere gefiel sich im Sonderbaren und im Übermuth der Kraft, wovon ein Altarblatt in S. Petronio und ein anderes in S. Martino zeugen. Die Kunst mußte zurückbleiben in Bologna, auch wenn sie nur stand, um wie viel mehr also, da diese Schüler, trotz theilweisem Verdienste, nicht an ihren Meister reichten, während in Rom der Schüler des Perugino den seinen weit überflog. Schon dieser Zustand, abgesehen von dem Verdienste Naphaels, das unwiderstehlich alle Jünger der Kunst hinter sich herzog, mußten die Maler unserer Stadt nach fremden Mustern arbeiten und



sie dadurch den eigenthümlichen Charakter *Francia's* aufgeben machen. Das geschah durch *Vagnacavallo* und *Innocenzo da Imola*, beyde Nachahmer, aber mit großen Anlagen ausgerüstet, Kosmopoliten der Kunst. Schüler *Francia's*, verließen sie seine Weise und behielten gegen diejenigen, die sie übten, vor den Augen der Welt Recht. Kühner in ihren Gedanken und in der Zeichnung, sprachen sie die laute Welt mächtiger an, aber die Weihe der Frömmigkeit, das beredte Schweigen waren nicht mehr mit ihnen. Manier und Mode wurden sichtbar, und Sucht nach Wirkung, nicht durch die Gesammtheit und Natur des Werkes, sondern durch gekünstelte Haltung, Stellung und starke Gegensätze hervorgerufen. Andererseits machten sie die Fortschritte der Kunst, hauptsächlich in Hinsicht des Colorits, sich eigen, und obwohl das Wesen der Kunst mächtiger in *Francia* war, als in ihnen, hatten sie größern Reichthum an Mitteln, es zu äußern, als er. Die Anfänge der Verderbniß wurden in ihnen sichtbar, aber sie standen zu nahe den großen Meistern, als daß sie nicht Schönheiten in hohem Maße zu Tage legten und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt gewannen. Die Pinakothek besitzt eine heilige Familie von *Vagnacavallo* und zählt sie mit Recht unter ihre herrlichsten Bilder. Sie steht neben der *Cäcilie* des *Raphael* und erträgt diese Nähe. Eine unwiderstehliche Anmuth ist über diese eben so geistreiche als treue Nachahmung des größten Meisters ausgegossen. Zartheit des Gedankens, feine und schwungvolle Zeichnung, Schönheit und eine, wenn nicht ganz wahre, doch höchst glückliche Färbung machen den Zauber dieses überaus reizenden Bildes aus, an dem alles lacht und blüht, wie die heiterste Jugend. In starkem Gegensätze mit diesem steht ein Bild in einer Capelle der Kirche *de' Santi Vitale ed Agricola*, wo *Ramenghi* (das ist der eigentliche Name des *Vagnacavallo*) mit *Giacomo Francia* Seitenbilder, und mit *Franc. Francia* das Altarblatt malte. Die Bilder *Ramenghi's* fangen an selten zu werden in dieser Stadt. In der Sacristey der Kathedrale steht von ihm ein Kreuz, mit *Magdalena* am Fuße desselben, welches die Mißhandlungen der Ausbesserer nicht ganz seiner Schönheit haben berauben können. In *S. Domenico* und in *Misericordia* sind gleichfalls Bilder von ihm, die fast ein ähnliches Schicksal erfahren haben. Im *Palazzo Isolani* zeigt man eine *Madonna* als von *Parinagianino*, die offenbar von *Vagnacavallo* ist. *Li Servi*, in *S. Stefano* und in *S. Michele* in *Bosco* sind meisterhafte Fresken von ihm, aber leider in einem Zustande, als wären *Attila* und seine Horden darüber gezogen.

Mit *Ramenghi* arbeitete *Viagio Pupini* zu Rom und in Bologna. Eine heilige *Ursula* in *S. Giacomo*, eine „Heimsuchung“ im Oratorium des großen Hospitals und ein Altarblatt in *S. Giuliano* zeigen fast dieselbe Weise, stehen aber in jeder Beziehung den Werken *Ramenghi's* und denen des *Innocenzo da Imola* nach, der ebenfalls ein Jünger *Raphael's* geworden war, und demselben so nahe kam, als das Talent dem Genie sich zu nähern im Stande ist. Seine *Madonnen* sind voll Anmuth und Schönheit, seine Zeichnung ist strenger als diejenige des *Ramenghi*, seine Farben sind weniger frisch, aber an Innigkeit geht er diesem vor. Es hat kaum eine Schule einen so liebenswürdigen Maler aufzuweisen; aber seine Phantasie wagte selten den Flug, und man muß diese Bescheidenheit in ihm loben. Stellen aus seinen Werken, wie z. B. der heilige *Johannes* in einem Altarblatte in *S. Giacomo*, sind eines *Raphael* würdig; andere, wie z. B. der Erzengel *Mi-*



hael in einem großen und meisterhaften Gemälde in der Pinakothek, sind nach meiner Ansicht schlecht gedacht; Zeichnung und Colorit können die Schwäche der Idee nicht besiegen, wie trefflich sie auch seyen. In S. Mattia, *Li Servi* und in S. Giuseppe vor dem Thore Saragozza und in den meisten Privatgalerien sind Werke von ihm, alle von einer ihm ganz eigenen Anmuth. Ungleich andern großen Meistern, deren Werke in Oehl vollkommner als diejenigen in Fresco sind, erscheint mir *Innocenzo* in seinen Fresken größer als in den Oelgemälden, wie vorzüglich diese auch seyen — und ich gebe ihm nach meiner Empfindung den ersten Platz unter allen Frescomalern, welche aus der Bolognesischen Schule hervorgegangen sind. Ich behaupte, daß er hierin mehr geleistet hat, als selbst die *Carracci* und deren glänzende Schüler. Beweis hiezu liefern eine Seitencapelle in S. Michele in Bosco, die dermalen, aus Achtung für die Kunst, als Getreideboden verwendet wird, und ganz vorzüglich die Wandgemälde in der Viola, diesem Lusthause der *Ventivogli*, da sie Fürsten von Bologna waren. Der Adel des Gedankens und der Zeichnung, das Geistreiche der Gruppierung und die Glut der Farben sind in diesen Darstellungen der Kämpfe *Apolls* und der *Musen* und anderer mythologischen Scenen auf ihre höchste Höhe gebracht. Leider sind diese und eine Zahl anderer Wandgemälde, von den ersten Meistern in diesem kleinen Pallaste ausgeführt, vor einigen zwanzig Jahren überweist, bemörtelt und zum Theile vernichtet worden. Die Viola ward nemlich zu einem Lehr- und Modellenhause für *Agricultur*-gegenstände eingerichtet. Die Pflugscharen, Rechen, Getreidewinden, Professoren und Assistenten duldeten die unnützen Bilder an der Wand nicht und die Regierung des Königreichs Italien, so aufmerksam für die schönen Künste, gab die Verwüstung zu. Mit Mühe und Kosten haben vor Kurzem einige Freunde der Kunst die Verkalkung wieder abzulösen versucht und nach und nach drey Bilder rein gemacht, um wenigstens die Zeichnung von diesen in Bologna unübertroffenen Darstellungen zu retten.

Größer als *Ramenghi* und *Innocenzo* waren ihr gemeinschaftlicher Schüler *Franc. Primaticcio* und ihre Zeitgenossen *Nicolo di Abbate* und *Pellegrino Tibaldi*. Wenn das Geschick diese großen Meister nicht früh in ferne Länder geführt und dadurch dem Klima der Kunst entzogen hätte, so würden sie die bolognesische Schule auf die Höhe, welche die römische und venetianische zu ihrer Zeit einnahmen, gebracht haben. Von dem Ersten befindet sich ein einziges Gemälde in Bologna und zwar in der Gallerie *Zambecari*; es stellt in drey weiblichen Figuren, mit Tiefe und Leichtigkeit, mit Grazie und Seele ausgeführt, die *Musik* dar. Von *Nicolo di Abbate* enthält dieselbe Gallerie ein Fragment und dieselbe im Pallaste *Vovi* eine Hochzeit des *Peleus*, mit einem Schönheitsfinn gedacht, der sich, nach meiner Ansicht, nur in den Fresken des *Innocenzo* wiederfindet. Die Zeichnung ist eben so streng als leicht und die Färbung ist mit *Tizian'scher* Feinheit und Wärme behandelt. Es herrscht eine Wahrheit der Schatten, eine Einheit und Milde des Lichtes, und eine Kunde des Nackten in den wenigen und kleinen Figuren dieses Bildes, die demselben einen ganz eigenen Charakter geben, und es zum Musterstücke einer besondern Schule machen. Leider hat dieser Schatz unerkannt zwischen Staub und Kalk durch lange Jahre gelegen und nicht wenig gelitten. Was *Nicolo* in Fresco zu leisten im Stande war, ist im Pallaste *Leone* zu beurtheilen. Sechzehn Scenen aus der *Aeneide*, wovon



aber eine zerstört ist, da man eine Thüre durch die Wand schlug, sind in dem einen Saale, zwölf in dem andern. Amoretten bilden die Kariatiden und sind eben so viele Musterbilder des glücklichsten Geschmacks. Die Fresken sind anmuthvoll, kräftig, reich gedacht. Am Impasto der Farben ziehe ich die Carracci'schen im Pallaste Magnani vor. Augustin Carracci verehrte unsern Nicolo so sehr, daß er zu seinem Lobe die in so mancher Beziehung merkwürdigen Verse schrieb:

Chi farsi un buon pittore cerca e desia  
 Il disegno di Roma abbia alla mano,  
 La mosca coll' ombrar Veneziano,  
 E il degno colorir di Lombardia,  
 Di Michel Angiol la terribil via,  
 Il vero natural di Tiziano,  
 Del Correggio lo stil puro e sovrano,  
 E di un Raffael la giusta simetria,  
 Del Tibaldi il decoro e il fondamento,  
 Del dotto Primiticcio l'inventare,  
 E un po' di grazia del Parmigianino.  
 Ma senza tanti studi e tanto stento  
 Si pongo solo l'opre ad imitare  
 Che qui lasciarsi il nostro Nicolino. —

Von Pellegrino Tibaldi zeigt die Pinakothek eine Vermählung der heiligen Katharina, die mir kindlich, aber etwas furchtsam gedacht erscheint. Die Falten sind einfach und leicht, die Zeichnung ist noch etwas unsicher, die Farben sind, nach meiner Empfindung, zu licht gehalten und die Lichter zu sehr verbreitet. Diese Arbeit scheint seiner Jugend anzugehören. Auch die Gallerie Trulli besitzt ein kleines, sehr schätzenswerthes Bildchen von ihm, dem ich, in etwas geringerm Maße, dieselben Fehler vorwerfe. Seine eigentlich großen Leistungen bestanden in Frescogemälden, z. B. in einem Saale der Universität, in den Kirchen S. Vitale, S. Giacomo und Ai Servi, Werke außerordentlicher Art, an Gedanken, Zeichnung, Gruppierung und Colorit meisterhaft und von einer Kraft, die früher in dieser Schule nicht gesehen worden war und welche die Neigung Tibaldi's für Michel Angelo bezeugt.

Unter den vielen Schülern, welche den Zeitraum bis zu den Brüdern Carracci ausfüllen, haben manche sehr Verdienstliches im Handwerke geleistet, die Kunst selbst verfiel in beschleunigter Bewegung. Prospero Fontana, mit vielen Talenten ausgerüstet und von Innocenzo gebildet, trieb die Kunst ohne Weihe. Sie war ihm zum Rechenexempel geworden, das er mit Gewandtheit zu lösen verstand. Kräftig aber ordnungslos in Gedanken, übereilt und nachlässig in der Zeichnung, hart in den Farben, meist ohne Anmuth und fast gemein im Ausdruck, stehen seine Werke in der Pinakothek, in der Kathedrale, in der Madonna del Baracano, in S. Michele u. s. w. als Zeugen des Verfalles da. Ihm galt die Eile als Verdienst, weshalb er zu Reichthum und Ehren stieg, und da er nicht kurz genug lebte, auch von beyden wieder fiel. Mehrere Werke Anderer wurden von ihm vollendet, z. B. einige des Innocenzo, die herrlichen Gemälde Tibaldi's in S. Giacomo, und eine „Beschneidung“ des Nofadella, Schülers des Tibaldi in Sta. Maria maggiore. Seine Anlagen, seine Kenntnisse, sein Gedankenreichthum, seine Leichtigkeit haben der Kunst mehr Schaden als Nutzen gebracht. — Reicher an Colorit, fleißiger, wenn auch nicht richtiger in der Zeichnung und kaum schwächer im Gedanken war seine treffliche Tochter Lavinia. Die Herzoginn Louise von Frankreich von Damen gefolgt, die dem heiligen Franciscus knieend ihr Kind entgegen-



hält, in der Pinakothek, ist von so reicher Ausführung und Färbung, daß man es neben Paul Veronese stellen könnte. *Li Mendicanti*, in *S. Giacomo*, in *Sta. Lucia* und in mehreren Gallerien stehen Gemälde von ihr; eine „Geburt Christi,“ als Nachtstück, in der *Trinita* macht große Wirkung. Die vielen Porträte von der Hand dieser ausgezeichneten Frau übertreffen an Weiche, Harmonie, Auffassung und Ausführung des Einzelnen diejenigen ihres Vaters.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der Wiener an den Frühling.

Zieh' herein, du Götterknaube,  
Zieh' herein in uns're Stadt!  
Zaub're mit dem Blumenstabe  
Auf die Zweige Blüth' und Blatt!

Und mit weißen Pyramiden  
Schmücke des Glacis Allee'n;  
Laß' den Duft der Hesperiden  
Von Akazienblüthen weh'n!

Laß' den Duft der Linde wallen,  
Und der Pappel süßen Hauch,  
Durch der Metropole Hallen  
Streu' deinen Opferrauch.

Auf die Fenster und Balcone  
Pflanze deine besten Gaben,  
Auf der Mädchen Wangen throne,  
Daß sie Herz und Auge laben.

Schlinge deine Feyerkränze  
Durch des Praters heit're Räume,  
Daß der Schmelz der Blumen glänze,  
Der die Stämme farbig säume.

Wehe Weischen auf die Wiesen,  
Wo der Fuß der Freude geht;  
Trostesduft aus Paradiesen,  
Wo der Gram verlassen steht! —

Niederneig' auf Grabesurnen,  
Nah' den Hingeschied'nen, Fernen,  
Blüthenbälle von Birburnen,  
Gleich des Jenseits lichten Sternen.

Lasse Myrthen süßer Liebe  
Treuen Herzen duftig sprießen,  
Und dem ächten Künstlertriebe  
Sich den Lorbeerhain erschließen!

Doch, vor allen, allen Bäumen,  
Und vor aller Blumenpracht,  
Halt' in nah' und fernen Räumen  
Für die Palme treue Wacht!

F. Sibinger.

### Aphorismen.

Von Carl Walther.

Die edle jungfräuliche Seele, welche erhaben über die Fallstricke und Schlingen der Welt hinwegfliegt, und mit der unbesleckten, weißen Blüthe ihrer Unschuld und Tugend aus allen Versuchungen hervorgeht, gleicht der Wunderblume, welche bey uns zur Nachtzeit blüht.

Ein Mensch ohne Kunstgefühl ist ein Baum ohne Blüthe, ein Vogel ohne Gesang, eine Blume ohne Wohlgeruch.

Es ist doch gar zu rührend so Abends beym Aufgange des Mondes an einem Kirchhofe vorüberzugehen. Der Stein ist der bedeutungsvolle Gedankenstreich über den Ruhestätten unserer Entschlafenen.

Nicht bloß Denkmähler vergangener Freuden, sondern auch vergangener Leiden umfaßt der edlere Mensch mit Nührung; denn der Schmerz und sein Urheber verlieren nach geschlagener Wunde, gleich der Biene, ihren Stachel.



Prag, im April 1833.

Eine recht erfreuliche neuere Erscheinung: „Der lustige Rath,“ Lustspiel in 2 Aufzügen, nach dem Französischen von Theodor Hell (welches uns Dlle. Antonia Schikaneder mit einem zweyten Lustspiel: „Die Kunst wohlfeil zu leben,“ nach dem Englischen frey bearbeitet von Lebrün, zu ihrer Benefice brachte), verdankt vorzüglich der vortrefflichen Darstellung des Meister Hugo Bambetto durch Hrn. Polawsky, welcher den Charakter des wadern, schlichten, aber wohlunterrichteten Schulmannes bis in die tiefsten Grundzüge verfolgte, und aus den heterogenen Elementen desselben eine höchst interessante dramatische Gestalt bildete, einen sehr glänzenden Erfolg. Er wurde am Schlusse gerufen, und das kleine Lustspiel dürfte wohl bey Wiederholungen noch in der Gunst des Publicums steigen. Die Beneficiantinn hatte in beyden Stücken nur kleine Rollen, führte sie aber mit dem lobenswerthen Fleiße und der Sorgfalt durch, die wir in allen ihr anpassenden, und selbst in den ihr nicht anpassenden Rollen an derselben loben müssen. Auch die H. Polawsky (Schönburg), Feistmantl (Sommer) wandten in dem zweyten Lustspiel Alles an, ihren Rollen das möglichste Interesse zu geben; doch sprach das Ganze viel weniger an, als es sonst bey Lebrün's Stücken in der Regel der Fall ist.

Zum Vortheile des Hrn. Schikaneder sahen wir zum ersten Male eine von ihm verfertigte Posse: „Die Erdgeister und der Brillenhändler,“ mit Musik von Wenzel Müller. Da diese bereits in Wien gegeben worden ist, so dürfen wir uns bloß auf die Production beschränken, in welcher sowohl Hr. Feistmantl (Augentrost), als Dlle. Gned (Euchen), Hr. und Dlle. Schikaneder (Lebemann und Frau) und Hr. Spiro (Michel) sich lauten Beyfalls erfreuten, und der erstere ein Lied im zweyten Acte repetiren mußte.

An die Stelle des Hrn. Moriz, der uns verlassen hat, um ein Engagement an der königlichen Hofbühne zu Stuttgart anzunehmen, ist nun Hr. Stölzel, sächsischer Hofschauspieler (vor der Hand noch als Gast), getreten, und es ist freylich keine leichte Aufgabe, einen Künstler zu ersetzen, der seit Jahren einer der ersten Lieblinge der ganzen Stadt war, welche Schwierigkeit nur durch zwey Umstände gemildert wird, daß sein Rollenfach durch mehrere Monate zum großen Theile sehr mangelhaft besetzt war, und das Publicum in der Regel ein sehr schwaches Gedächtniß hat. Hr. Stölzel ist von der Natur mit schönen äußern und innern Mitteln ausgestattet; doch ist nicht zu läugnen, und leicht mit seiner Jugend zu entschuldigen, daß er dieselben noch nicht immer ganz zweckmäßig benutzet. Er besitzt nebst einer schönen jugendlichen Gestalt und einem kräftigen, klangreichen Organ auch eine bedeutende Darstellungsgabe, Gefühl und Humor, doch läßt er sich im frischen Jugendmuth noch oft von diesem und jenem hinreißen, in Ton und Geberde zu viel zu thun, und wird sich dieser beyden herrlichen Gaben erst dann in vollem Maße erfreuen dürfen, wenn er selbe wird vollkommen beherrschen gelernt haben. Er erschien zuerst in der durch die Mannigfaltigkeit ihrer Elemente schwierigen Rolle des Richard in „Schauspielers Wanderleben,“ und erfreute darin vorzüglich durch den meist glücklich durchgeführten Anklang von Parodie der citirten Stellen, welche eigentlich, wie es auch hier der Fall war, nur in der Liebesscene mit Sophie mit dem wahren Gefühl verschmelzen sollen, wo dieß dem Ganzen einen poetischen Anklang gibt. In seiner zweyten Rolle: „König Enzio,“ schien uns seine Declamation zu feurig für diesen Charakter. Enzio eigentlich in seiner Passivität — aus welcher er nur einmal durch das Zureden seiner Freunde zu einer scheinbaren Activität geweckt wird — mehr für den Helden eines Romans nach Goethe'schen Grundsätzen als für jenen eines Drama's geeignet, ist das lebende Bild der Resignation, deshalb muß auch der Schauspieler darin auf die Entfaltung mancher Mittel verzichten, und nur durch Klarheit und besonnene Ruhe wirken. Es schien uns in dem rhetorischen Theile dieser Rolle, als habe auf Hrn. Stölzel die längere Nähe des Hrn. Carl Devrient (welcher bekanntlich schön, aber auch viel declamirt) eingewirkt, wie er denn überhaupt manche Ähnlichkeit mit jenem hat, doch viel mehr Feuer, welches in ähnlichen Charakteren nur sehr zu bewachen und zu zügeln wäre, wie sein Humor in der dritten seiner Rollen, Rentheim im „Alpenröslein,“ wo jener sich auf jeden Fall zu fed und muthwillig aussprach, wozu ihn freylich auch die wenig adelige Haltung, die grelle Färbung ihres an sich nicht lieblichen Charakters, welche sich die Baronesse Kautenbof zu Schulden kommen ließ, entschuldigen mag, und vielleicht zum Theil hinriß. Mad. Binder war als Liesli dießmal ausgezeichnet brav. Im Romeo war die Jugendglut der



Empfindung am Platze, nur störte, zumal in den ersten Acten, ein gewisser Anklang von Naivetät, welcher der Anschaulichkeit des nothwendigen Gegensatzes zwischen dem Jüngling und seiner Geliebten Eintrag thut. Julia ist eine Leistung, auf welche Ull. Fr. Herbst stolz seyn kann. Die Darstellung dieses Charakters zerfällt bey den meisten, oft selbst sehr braven Künstlerinnen gewöhnlich in zwey Theile, da entweder die Darstellerinn nicht die tragische Kraft für die letzteren, oder nicht die kindliche Anmuth für die ersteren Acte besitzt. Daß Ull. Herbst die erste Eigenschaft in hohem Grade besitzt, ist uns längst aus zahllosen Charakterzeichnungen der Tragödie bekannt, aber sie ließ auch in der kindlichen Unschuld der ersten Scenen nichts zu wünschen übrig, und gab insbesondere die Scene auf dem Balcon, der übrigens viel zu hoch aufgestellt war — mit einer eben so bewundernswerthen Zartheit und Innigkeit, als die tragischen Scenen mit hinreißender Glut und Kraft. Hr. Polawsky (Capulet) ist in dieser Rolle immer muster- und meisterhaft, doch den übrigen Mitwirkenden hat Hr. Stölzel nicht viel Aufmerksamkeit und Fleiß zu danken, Mercutio und der grimme Tybalt blieben mehrmals stecken, und die Erzählung von der See-Grab verstand man eben so wenig, als insbesondere Alles, was Escalus von dem Souffleur empfing und kaum halb articulirt wieder herausließ. Es ist traurig, daß bey einer Privatbühne zu Stücken mit großem Personale auch die untergeordneten Mitglieder oft sogar in Anstandsrollen benutzet werden müssen, ganz unverzeihlich aber ist es, wenn solche Individuen, den falschen Stolz der ersten Mitglieder nachäffend, auch noch Anstand nehmen, Rollen zu lernen, die nicht das gehörige Gewicht haben. Den Grafen Werther in der „beschämten Eifersucht“ hatten wir unstreitig für die vorzüglichste aller Leistungen des Hrn. Stölzel, die wir bisher gesehen haben; edle, militärische Haltung, jugendlicher Humor, ein Muthwille, der stets in den Schranken der Decenz blieb, so leicht es in dieser Rolle ist, die zarte Grenzlinie zu überschreiten, ganz getreue Auffassung des Charakters und Hervorhebung der pikanten Situationen zeichnete ihn so vortheilhaft aus, daß selbst dem dramaturgischen Mikrologen nichts zu wünschen übrig blieb, als etwa in den Stellen, wo man zu ihm selbst Böses über ihn spricht, zumal in der Scene mit Baron Sturz — den Hr. Polawsky classisch gibt — ein leichter Anflug von Ironie in der Physiognomie. Mad. Binder gab die Julie recht wacker, die übrigen Rollen sind nicht bedeutend. Auch im Georg von Germany in den verhängnißvollen „drey Tagen aus dem Leben eines Spielers“ war Hr. Stölzel sehr lobenswerth und gab besonders den zweyten Act ganz vortreflich, der Altermaske fehlte es etwas an Wahrheit. Vortreflich unterstützt wurde er durch Ull. Nina Herbst (Amalie) und die H. Polawsky (Germany) und Ernst (Dalville). Daß wir die Leistungen des Hrn. Stölzel so genau durchgehen, und ihm auch den kleinsten Fehler nicht nachsehen, mag er als einen Beweis der gespannten Aufmerksamkeit und der Achtung erkennen, die wir seinem Talente weihen, und da er ein bescheidener junger Mann zu seyn scheint, dem es mit seiner Kunst Ernst ist, so hoffen wir, er werde auch unsern Ernst weder verkennen noch mißdeuten.

Ihre liebliche Pianofortevirtuosinn, Ull. Josephine Eder, hat bey uns ein Concert im Plateisaaale gegeben, und von dem so zahlreich versammelten als ausgewählten Publicum die schmeichelhaftesten Auszeichnungen gerechter Theilnahme erhalten, da sie nach jedem Stücke, am Schlusse zweymal hinter einander hervorgerufen wurde. Ull. Eder, welche unstreitig unter die angenehmsten Clavierpielerinnen gezählt werden muß, vereinigt eine große Zartheit und ächt weibliche Milde mit einer wahrhaft männlichen Kraft und Ausdauer, und überrascht nicht minder durch siegreiche Überwindung der Schwierigkeiten als durch Präcision und Ausdruck, Ruhe und Leichtigkeit; einen ganz eigenen Reiz erhält aber ihr Spiel durch die große Klarheit und Besonnenheit, mit welcher sie selbst in den gefühlvollen und passionirten Stellen ihr Instrument beherrscht. Nach der Ouverture aus der Oper „Fidelio“, von Beethoven, spielte die anmuthige Concertgeberinn ein Concert für das Fortepiano von Sigismund Thalberg, und zum Schlusse des Ganzen Variationen von Franz Stadler (ihrem Lehrer, der gewiß eine hergliche Freude über eine solche Schülerinn empfinden muß) über ein Thema aus der Oper: „Die Braut.“ Alles ohne Note, was durch den Anschein einer musicalischen Improvisation die Wirkung auf jeden Fall sehr erhöhen muß, und bey uns zuerst durch Komberg (doch nur in eignen Compositionen) eingeführt wurde. Thalberg's melodiose und brillante Lieder sind seit seiner eignen Anwesenheit schon die Favoriten aller Liebhaber des Pianoforte geworden, und auch Hr. Stadler hat die Forderungen der concertirenden Virtuosität mit jener des Wohlklanges zu vereinen gewußt, so daß die Compositionen nicht minder ansprechen als deren Vortrag.



Von Dlle. Luher war uns auf dem Anschlagzettel bloß eine Arie von Rossini versprochen worden, und je seltener uns jetzt das Vergnügen zu Theil wird, diese angenehme junge Künstlerinn zu hören, mit desto gespannterer Erwartung sahen wir ihr entgegen; doch waren wir sehr unangenehm überrascht, schon wieder einer Arie aus „Tancredi!“ zu begegnen, welche sie zwar mit großer Virtuosität vortrug, und reichen Beyfall erntete; doch sollte eine so gewandte und talentvolle Sängerin immer darauf bedacht seyn, dem Publicum im Concerte nicht Arien darzubringen, die man in der Oper schon bis zum Überdruße gehört hat. Ein Declamationsstück: „Schwarz und Rosenfarb,“ von Castelli, gesprochen von Mad. Binder und Dlle. Fr. Herbst, konnte, selbst bey dem besten Vortrage, nur eine etwas laue Aufnahme finden, da einestheils die Dichtung zu bekannt, andernteils diese Idee mit mehr Ernst und Tiefe aufgefaßt seyn müßte, um Geist und Herz zu ergreifen. Vor Zeiten hörten wir dieses „Schwarz und Rosenfarb“ öfters in Concerten von zwey Schwestern declamiren, welche schon durch ein schwarzes und rosenfarbenes Gewand die düstere und heitere Lebensansicht versinnlichten. Heute erschien Mad. Binder auch im modernen Rosa-Cosstüme, Dlle. Herbst aber hatte statt der Farbe der Trauer ein zartes Grün — der Hoffnung Farbe — gewählt.

### Concert des Hrn. Louis Schunke.

Am Sonntag, den 12. May, gab der Pianist Hr. Louis Schunke im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde das schon vor einiger Zeit angekündigte, durch die Krankheit des Virtuosen aber immer aufgeschobene Concert. Nachdem Beethoven's geistvolle Ouvertüre zum „Prometheus“ das Ganze eingeleitet, trat der Concertgeber mit einem von ihm selbst componirten Fortepianoconcert, bestehend aus einem Allegro, Adagio und Rondo auf. Das Spiel des Virtuosen zeichnet sich durch Geläufigkeit und Fertigkeit in den Passagen aus; an Kraft, Feuer und Ausdruck des Vortrages erschien es weniger bedeutend, was wir jedoch, und wohl mit gutem Grunde, mehr den Einwirkungen einer angreifenden, noch nicht ganz überwundenen Krankheit, als einem natürlichen Mangel jener so nothwendigen Erfordernisse zuschreiben. Unser Publicum, das zwar nicht in bedeutender Anzahl versammelt war, schien mit dieser Ansicht einverstanden, und ehrte das sonst Verdienstliche in dem Spiele des Hrn. Schunke durch wiederholte Auszeichnung. — Als eine stets erfreuliche Erscheinung ward die treffliche Harfenspielerinn, Dlle. Krings von den Anwesenden begrüßt. Sie spielte ein Solo für die Harfe mit ungemeiner Kunstfertigkeit und besonders mit jener Zartheit des Vortrags, welche allein eine vollkommene Herrschaft über das Instrument, verbunden mit einem lebendigen Gefühl, verleihen kann. Wie immer so ward auch heute ihre Leistung mit dem lautesten Beyfalle belohnt. Hierauf sprach Mad. Schröder, von dem Jubel der Versammlung empfangen, Schiller's Ballade: „Der Taucher.“ Was die Redekunst Großes und Gewaltiges leisten kann, das leistete die unübertroffene Künstlerinn, die nun aus unserer Mitte scheidet, und der wir dankbar für Genüsse seltener Art nachsehen. Die Wirkung des heutigen Vortrags brauchen wir wohl nicht weiter zu beschreiben; diese ist immer unzertrennlich, unsehlbar bey allem, was die Künstlerinn thut. Möge sie überall offene Herzen finden, die dieses Gesetz der Nothwendigkeit so gern und freudig anerkennen, als ihre Bewunderer in Wien. — Hr. Schunke beschloß das Concert mit einer Phantasie für das Pianoforte, und erntete für die im Vortrage derselben bewiesene Bravour abermals den Beyfall des Publicums.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Dienstag, den 28. May 1833.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Answärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

(F o r t s e t z u n g.)

Je weiter wir in der Classe der Nachahmer vorschreiten, desto seltener wird die Wahrheit, desto nackter erscheint die Sucht nach Beyfall, desto mehr entweicht vor dem wandelbaren Überreiz der Mode der ewig bleibende, zu allen Zeiten in allen gesund entwickelten Gemüthern wohnende Geschmack am Schönen. Lorenzo Sabbatini und Drazio Samacchini, Freunde unter sich und eines Geistes, durch die hellen Farben des Tibaldi und die wunderbaren Lichter Correggio's verlockt, rissen durch Neuerung im Colorit die öffentliche Meinung an sich. Die tief durchdachte Wahl der Farben, welche von den ältesten Schulen bis an Francia und Raphael's Schüler reicht, wurde aufgegeben, aber was Correggio wagen durfte, mißglückte in der Hand weniger begabter Meister. Die Zeichnung wurde vernachlässiget, die Grazie ging über in Hiererey, der Gedanke blieb nicht selten gemein; harte Schatten reihten sich an harte Lichter und die milden Übergänge gingen verloren. Dennoch griff noch die Kraft der Schule durch und manche Bilder dieser Meister verdienen unsere Aufmerksamkeit und zum Theile unsere Bewunderung. Das vorzüglichste Werk Beyder steht in S. Giacomo; eine Madonna mit dem Erzengel Michael und dem heiligen Johannes von Sabbatini und eine Vorstellung im Tempel von dem Andern. Mehrere Werke von dem Ersten sieht man in S. Martino und in S. Domenico, in den Scuole, in S. Giovanni in monte, in S. Stefano, und Li Scalzi eine heilige Jungfrau, die von einer Schaar von Engeln gen Himmel getragen wird, das anmuthigste Bild, das ich von ihm kenne, und überhaupt eine neue und liebenswürdige Idee, welche die äußerst bewegliche und heitere Phantasie dieses Malers zeigt. Auch in der Pinakothek sehen einige Bilder von ihm und zwar nicht die schönsten, die durch zu vielen Glanz der Farben, flüchtige Ausführung und Unwahrheit verkehren. Ich nehme aus davon ein kleines Bildchen, den todten Christus vorstellend, der von zwey Engeln gestützt wird, ein Studium des Michel Angelo und dessen würdig. Samacchini, in einem großen Bilde, die



„Krönung der Jungfrau durch die Dreieinigkeit,“ das im zweyten Saale der Pinakothek steht, treibt alle Fehler seines Freundes noch weiter. Das Colorit ist fleckig und ohne Einheit, der Gedanke überladen, die Zeichnung sehr flüchtig, und dennoch die Schule großer Meister und das eigene glückliche Talent hervortretend. In Sta. Maria maggiore, in S. Salvatore, in Madonna della Libertà, in S. Domenico, in den Scuole, in der Sta. Trinità, Li Servi, in S. Giovanni, in der Certosa, Li Scalzi und in mehreren Privatgalerien sind seine Werke, in Ohl sowohl als in Fresco.

Unter den Schülern des Sabbatini erwarben sich Felice Pasqualini, Morina, Girolamo Mattioli, am meisten aber der Niederländer Dionisio Calvart einen mehr oder weniger ausgebreiteten Namen. Die Werke des Ersten und Dritten sind selten geworden; nur in S. Bartolomeo di Reno steht man deren noch; diejenigen des Morina sind kaum häufiger; es steht von ihm eine „Auferstehung“ in der Kathedrale, eine „Vorstellung im Tempel“ Li Servi, und in der Pinakothek eine Katharina Vigri. Zahlreich und vorzüglicher sind die Arbeiten Calvart's, bekannter unter der Bezeichnung Il Fiammingo. Einen Funken Geist und Einbildung mehr und er würde der Schöpfer einer bessern Schule geworden seyn. Sein Colorit ist saftiger und wahrer, denn er kehrte auf die Straße der Natur zurück; seine Zeichnung gut, fleißig, obwohl voll falscher Grazie; sein Gedanke richtig, obwohl ohne Schwung. Hundert sieben und dreyßig Meister gingen aus seiner Schule hervor, worunter Albano, Guido und Dominichino, die der schönsten Periode der Kunst in Bologna angehören. In der Pinakothek, in vielen Privatgalerien, in S. Giuseppe, S. Giacomo, S. Gregorio, Corpus Domini, S. Domenico, Sta. Lucia, Li Servi, stehen seine sehr verdienstlichen Werke. Guido rühmte vor allen seinen Erzengel Michael in S. Petronio, den ich jedoch zu tanzend finde. Voll Kraft und Nerv ist seine Vigilanza im Pallaste Zambeccari.

Schüler, die seiner Weise treu blieben, sind wenige. Man kann darunter Vincenzo Spisano, genannt lo Spisanello, und Gianbattista Vertusio nennen; Beyde schwach an Colorit, unsicher und flüchtig in der Zeichnung, nicht ohne Anmuth, aber auch voll Manier. Fast jede Kirche enthält Werke von ihnen in Ohl oder Fresco. Innig gedacht und ergreifend ist von Spisanello der Tod des heiligen Joseph in Sta. Maria maggiore; anmuthsvoll eine Madonna mit dem Kinde in S. Filippo.

Eine Schule für sich bildeten die Passerotti, Bartolomeo, Tiburzio, Gasparo, Aurelio, Passerotto und Ventura. Von den Werken des Ersten sind die Kirchen voll; seltener sind die des Tiburzio; von dem Fünften zeigt man eines in der Misericordia; von den Übrigen nur in den Privatgalerien. Die Stärke des Passerotto war das Porträt. Man verglich Bartolomeo, in dieser Beziehung, mit Tizian, an den er, nach meiner Meinung, lange nicht reicht. Kein Zweifel, daß seine Bildnisse weit die heut zu Tage gemalten übertreffen, das aber will wenig sagen. — Fast auf derselben Höhe stehen die Procaccini, Ercole und Camillo, von denen man in S. Giacomo, in Sta. Lucia, in S. Giovanni u. s. w. einige Werke sehen kann.

Aus der Zahl der Übrigen, welche die Unterthänigkeit theilten, worin die Bolognesische Schule verfallen war, will ich nur noch Bartolomeo Gesi,



Leidende Gemüther verschweigen so gerne ihre Schmerzen, indem sie ihr Geständniß hoffend für eine schönere Zukunft aufbewahren, wo sie an der Brust des Fremdes liegend, alles Ungemach verschwunden glauben. Und doch, ihr armen Sterblichen, betriegt ihr euch so oft, und findet diese geträumte schönere Zukunft meistens erst jenseits des Grabes! —

### Concert des Hrn. Lafont.

Das Concert des Hrn. Lafont am 16. d. M. (wenn es anders nicht das einzige bleibt), hat die heurige Concertsaison beschlossen und das alte Sprichwort: „Ende gut, Alles gut“ wieder einmal seine versöhnende Kraft bewährt. Die Genüsse des heutigen Tages werden allen Freunden wahrer Kunst eine lange, erquickliche Erinnerung bleiben. Der Name Lafont hatte seit länger als zwanzig Jahren in der Masse europäischer Violinvirtuosen als Chorführer, als Stern erster Größe gegolten, und wenn man von Rode, Kreuzer, Baillet sprach, so ward er immer mit, meistens aber vor ihnen genannt; in Wien und in Berlin erinnert man sich noch recht wohl der Erstlinge jenes Ruhmes, der jetzt in voller, üppiger Reife steht. Ob der Künstler seit jener Zeit an Vortrefflichkeit gewonnen oder verloren hat, wissen wir nicht, auch liegt uns wenig daran, es zu erfahren; das aber wissen wir ganz gewiß, daß es gegenwärtig wohl keinen bekannten Violinspieler gibt, der mächtiger, allgewaltiger auf die Empfindung seiner Zuhörer zu wirken weiß, als er. Sein Spiel ist ganz Ausdruck, Seele, Gefühl; sein Ton, seine Melodien sind Gesang, der zärtlichste, beredteste Gesang, der sonst nur in der Menschenstimme wohnt, der ohne Worte überzeugt und hinreißt. Und das ist am Ende doch nur die einzige, die letzte Aufgabe aller Tonkunst; wer ihr aus dem Wege geht, wer den reinen, herzdurchbebenden Silberklang dem Geknitter des unächten, aber prunkenden Nauschgoldes hintansetzt, der hat die himmlische Abkunft weder dieser noch irgend einer Kunst begriffen, der hat in Raphael's „Cäcilia“ nie mehr als ein hübsches, vielleicht gar kokettes Weib gesehen. Bey Hrn. Lafont ist alles, was er versucht und ausführt, dieser schönen, man könnte sagen, heiligen Bestimmung der Musik unterthan; darum verschmäht er alle jene halbsbrecherischen Künsteleyen, bey denen die Empfindung schlechterdings leer ausgeht, die nicht einmal dem Ohre Wohlthun und höchstens die Neugierde, die Erwartung kitzeln; er bürdet dem Instrumente nie mehr auf, als es seiner Natur und seinen Grenzen nach leisten kann, aber alles, was er darauf hervorbringt, ist rein, ist schön, ist vollkommen; auch er weiß Schwierigkeiten zu besiegen, die dem kunstfertigen Violinspieler bedenkliche Aufgaben seyn möchten, aber seine Schwierigkeiten sind immer wohlklingend, harmonisch, wahrhaft künstlerisch; man hört ihm zu nicht allein mit der entschiedenen Freude am Schönen und Vollendeten, sondern auch mit jenem Gefühl von Ruhe und Sicherheit, daß ihm nichts misslingen könne, eben weil er nichts unternimmt, was nicht schön an sich, was er nicht vollkommen auszuführen im Stande wäre. — Das ungefähr ist der Eindruck, den Hrn. Lafont's Spiel auf alle diejenigen hervorgebracht hat, die sich's nun einmal nicht nehmen lassen wollen, Musik und musicalische Leistungen noch mit etwas anderem, als bloß mit dem Ohre zu genießen; gern überlassen wir es den Musikern vom Fach, die speciellen Vorzüge seines Spieles zu zergliedern, und demnach die unvergleichliche Vogenführung, die Reinheit und Rundung seiner Passagen, das meisterhafte Staccato und vor Allem die unübertreffliche Schönheit seines Trillers zu beschreiben. Alle diese Einzelheiten, die dem Kenner so bewunderungswürdig erscheinen und erscheinen müssen, schmelzen für den bloß empfindenden Zuhörer in dem einen Gefühle des Entzückens zusammen, des Entzückens über den reinen, unbefleckten Sieg wahrer Kunst, wahrer Virtuosität. — Die einzelnen Stücke, mit denen Hr. Lafont auftrat, bestanden in einem Concert seiner Composition (Allegro, Andante cantabile und Rondo), in Variationen von Herz über die Barcarole aus „Fra Diavolo“ für Violine und Pianoforte, und endlich einer Phantasie über die beliebtesten Motive aus Auber's „Stimme von Portici.“ — In Betreff des Vortrags oder des Grades von Vortrefflichkeit in der Ausführung wissen wir in der That keinen Unterschied in diesen Leistungen zu machen; das heitere Spiel des Künstlers ist eben so vollendet, als das ernste, nur scheint das letztere vorzugsweise sein Inneres anzudeuten und auszusprechen. Das Adagio in dem erstgenannten Concert wird wohl von Keinem vergessen werden, der es gehört hat. So etwas läßt sich nur mitfühlen, nachfühlen, aber nicht beschreiben, eben so wenig als das Schlummerlied aus der Auber'schen Oper. Es war, als sey das Lied jetzt erst componirt worden oder als habe Hrn. Lafont's Geige heute erst den Text zu der Melodie geliefert. — Im



Laufe des Concerts sang Mlle. Botgorsche eine italienische Arie, und empfing ihren Antheil an den Beyfallsbezeugungen des Tages. — Zum Schlusse unsers Berichts haben wir uns die oben nur angeführten Variationen über die Barcarole aufgespart und das eigens, um unserm unübertrefflichen Claviervirtuosen Volklet ein Wort des Dankes nachzurufen über die Art, wie er in dem Wettkampfe mit seinem großen Kunstgenossen bestand. Im Homer suchte sich immer nur der Würdigste den Würdigsten zum Gegner aus; dann aber unterlag Keiner, beyde kehrten sieggekrönt zu den Ihrigen zurück.

### Preis aufgabe

der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag,  
für das Jahr 1834,  
in welchem die Gesellschaft die erste fünfzigjährige Epoche  
ihres öffentlichen Bestandes feyert.

(Bekannt gemacht im April 1833.)

Die zur Analysis gehörige Frage: ob eine allgemeine Auflösung vollständiger literaler Gleichungen, welche von einem höhern als dem 4. Grade sind, mittelst eines endlichen Ausdruckes möglich sey, muß man noch immer als unentschieden betrachten. Denn einerseits sind die meisten der bisher erschienenen Versuche einer solchen Auflösung allgemein als mißlungen anerkannt worden, andererseits aber läßt sich auch der neuerlich von Ruffini gelieferte Beweis, daß eine solche Formel unmöglich sey, nicht für befriedigend erachten. Gewiß ist es aber ein Uebelstand, daß man bey so vielen glücklich bestiegenen Schwierigkeiten in diesem Gebiete der reinen Mathematik, und selbst nachdem der so lange vergeblich gesuchte Beweis des Satzes von der Zerlegbarkeit jeder ganzen rationalen Function von  $n$  Grade in  $n$  einfache Factoren, durch Hrn. Cauchy's Scharfsinn erfunden, und so ächt elementarisch geführt worden ist, — über die obige Frage allein noch so im Dunkeln seyn solle. Die Gesellschaft wünscht also, daß man nach vorausgeschickter kurzer und kritischer Würdigung einiger auf die obige Aufgabe sich beziehenden Schriften, und namentlich der „Analyse des équations déterminées, par M. Fourier,“ Cines von Beyden leiste: „entweder auf eine vollkommen strenge Art erweise, daß es nicht möglich sey, den Werth des Unbekannten in einer vollständigen literalen Gleichung, die eines höhern als des 4. Grades ist, durch einen geschlossenen Ausdruck darzustellen; oder man soll im Gegentheil eine dergleichen Formel angeben, oder doch ihre Möglichkeit darthun.“

Der Preis für die beste Bearbeitung dieser Aufgabe besteht in 50 kaiserlichen Ducaten in Gold nebst 250 Exemplaren von der auf Kosten der Gesellschaft gedruckten gekrönten Preisschrift. Die in deutscher, lateinischer, französischer oder italienischer Sprache verfaßten Aufsätze der Herren Concurrenten müssen von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel vor Ende Augusts des Jahres 1834 an den unterzeichneten Secretär der k. Gesellschaft postfrey eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber auf Verlangen den Einsendern nach dem Motto zurückgestellt.

Prag, den 25. April 1833.

Dr. Mathias Kalina v. Jäthenstein.  
Secretär der k. G. W.

### Wagenbild II.

Neueste Formen von Sommerequipagen, nach Originalen aus der durch Geschmack, Eleganz und Solidität sich höchst vortheilhaft auszeichnenden Werkstätte der H. Simon Brandmayer und Sohn in der Vorstadt Kofau, Schmiedgasse Nr. 94.

(Mit Nr. 22 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 30. May 1833.

65

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokess-Dfen.

(Schluß der zweyten Abtheilung.)

Die Arbeiten des Agostino und Annibale Carracci sind seltener; doch findet man in der Pinakothek mehrere; so von dem Ersten die Communion des heiligen Hieronymus und eine Assunta, die das Erstaunen ihrer Zeit gemacht haben muß; in S. Bartolomeo die Geburt des Herrn; von Annibale in S. Gregorio eine Taufe Christi, die sein erstes öffentlich ausgestelltes Öhlgemälde war, ein „Ecce homo“ in S. Petronio, mehrere in der Pinakothek und in Privatgalerien; von Beyden die Fresken in den Pallästen Magnani und Sampieri und in der großen Meisterschule zu S. Michele in Bosco, zu unserer Zeit, wo die Achtung für die Kunst so hoch steht, verwüstet und zu Grunde gerichtet.

Diese drey Meister rissen durch ihre Vortrefflichkeit hinter sich alle Malerschulen Italiens her und vereinten die Stärke dieses schönen Landes wenigstens in der Kunst. Ihre nächsten Schüler waren Francesco und Antonio Carracci. In Sta. Maria maggiore steht eine Madonna von dem Ersten, die von großem Talent aber harter Ausführung zeigt; in S. Rocco die Erscheinung des Engels. Von Antonio sah ich in Modena eine Heilung des Blinden, voll Styl und Schule, die seinen frühen Tod beklagen macht. Die glänzenden Blüthen dieses reichen Mutterstammes der Carracci aber waren Domenichino, Albani und Guido Reni. Wenn diese drey Genien aus Francia hätten hervorgewachsen können, so hätten sie die bolognesische Schule — nein, nicht über Raphael erhoben, aber sie würden Raphael mit Lichtglanz wie mit einer himmlischen Glorie umgeben haben.

Guido ist ganz eigentlich der Maler der Schönheit, Albani derjenige der Anmuth und Domenichino der größte Meister der Farbe, den die bolognesische Schule aufgestellt hat; Annibale in seinem Apollo und Guido in seinem Samson reichen an ihn.



Wie Guido sich gebildet habe, wäre schwer auf eine genügende Weise zu erklären. Der Genius trug ihn ins Leben und begleitete ihn, wie Virgil seinen Dante, durch alle Zonen dieser Welt. Die Idee der Schönheit war ihm vom Himmel bey der Geburt in die Seele gelegt worden; sie war in ihm, weil sie war, nicht weil sie wurde. Wenn ein Schüler mit den Versen Petrarca's fragte:

In qual parte del ciel, in quale idea  
Era l' esempio in che natura volse  
Mostrar guaggiu, quanto lassu potea?

so müßte man antworten: in dem Verstande des Herzens. Der ihm eigene Zauber liegt nicht in der Schönheit des Gedankens, der durch die Züge spricht, denn darin ragten Raphael und Andere über ihn hinaus; nicht in dem Schwunge der Zeichnung, denn diesen theilt er mit Mehreren; nicht in der Kraft der Farben, denn hierin steht er Tizian, Correggio und Andern nach: er liegt in dem unübertroffenen Ebenmaß, in dem tiefen Studium der ruhigen Schönheit der Antike, die bey keinem Maler sichtbarer in die Augen fällt, ohne im geringsten zu ermüden (und darin spreche ich einen der größten Lobsprüche aus, die ich ihm zu ertheilen weiß); er liegt endlich in der angeborenen Gabe, die durch die glücklichste Pflege entwickelt wurde. Was seinem Pinsel leicht wurde, war dennoch das Ergebniß langer Beobachtung, eines Gedächtnisses, das seinem Fleiße treu zur Hand blieb und einer Phantasie, die früher schon durch die Antike und Raphael auf dem Pfade des Wahren zu gehen gewöhnt wurde, so daß sie bald gar keinen andern mehr gehen konnte. In dem Ausdrücke der Augen, die er am liebsten nach oben blicken läßt — in den Haaren, die er bald auflöset, bald geschlungen gibt, bald enthüllt, bald verbirgt, — in den Falten der Kleider, in der Haltung und Zusammenstellung lebt eine Kunstfülle, die nur aus einem unglaublichen Reichthum an Studium hervorgehen konnte. In spätern Jahren schlichen sich Übereilung in der Zeichnung und ein unsicheres Colorit häufig in seine Werke, was sich aus seiner Lebensweise, aus der Menge seiner Arbeiten und aus seinem schnell errungenen Rufe erklärt. Dem Spiele und dem Wohlleben ergeben, war er gezwungen schnell zu arbeiten; ja manches Bild, bevor es vollendet war, von sich zu lassen. Die Pinakothek enthält ein solches, einen Beleg seines Genies und seiner Sünden, in der Madonna del Pallione. Sie enthält aber auch unter mehreren trefflichen drey seiner größten Werke: die Madonna della Pietà, den Bethlehemitischen Kindermord und Samson, dem aus des Esels Kinnbacken das Wasser träufelt. Das erste ist in seiner Art unübertroffen; die Zeichnung eben so kräftig als schön; die Färbung klar, rein, mächtig und warm; der Ausdruck wunderbar; die beyden weinenden Engel, die neben der Mutter stehen, gehören unter die schönsten, und rührendsten Gestalten, die jemals gedacht worden sind; die Anordnung dieses Bildes ist dessen schwächste Seite, fällt aber als eine gegebene dem Meister nicht zur Last. Die Strage degl' Innocenti ist auch in dieser Beziehung ein Meisterwerk. So viel Schönheit mit so viel Schrecklichem zu vermählen, das konnte nur Guido. — Samson endlich ragt an Colorit über die andern; mir erscheint er darin so vorzüglich als Tizian's vorzüglichstes Werk. Die Gestalt des Helden erinnerte mich unwillkürlich an den Discuswerfer, überhaupt an die Antiken. Mir ist, als wenn dieses Bild noch nicht genug gepriesen worden wäre. Auch eine Kreuzigung steht in der Pinakothek, an Gedanke und Weichheit der Farbe so schön als die beyden ersten, denen es im Style gleicht. Von



seinen Arbeiten in den Kirchen will ich hier nur des Madonnenbildes in S. Bartolomeo di Porta erwähnen. In sich gekehrter, abgewandter vom verlangenden Geiste der Welt läßt sich kaum ein Antlig denken; aber auch der Schmelz der Farbe, wie wohlthätig! — Eines der herrlichsten Bilder des Guido ist ein Christuskopf mit der Dornenkrone, im Besitze des Conte Salina. Wie groß Guido in der Frescomalerey war, bezeugen seine Antiken im berühmten Hofe zu S. Michele in Bosco, und in S. Domenico. Die himmlische Jungfrau, die das Paradies dem Heiligen öffnet, ist die schönste und erhabenste Führerin, wie sie dem Himmel der Freuden geziemt.

Keinem Meister sind so viele Bilder aufgelogen worden als Guido. Es gibt kaum ein Städtchen im finstersten Winkel von Europa, das nicht einen Guido zu besitzen glaubt. Die Italiener haben sich auf Kosten der Nordländer damit manchen Spaß gemacht.

Wenn ich Albani den Maler der Anmuth nenne, so gebe ich gerne zu, daß er durch die Wahl der Gegenstände diesen Vorzug sich sicherlich nicht erschwerte. Ihn führte sein Instinct, wenn ich so sagen darf, früher schon von allen Darstellungen ab, welche seiner Phantasie nicht bequem, oder seiner Fähigkeit nicht ohne Mühe erreichbar waren. Gatte eines der schönsten Weiber Bologna's, Vater von zwölf liebenswürdigen Kindern, wurde er unvermerkt das, was man heut zu Tage, einen verengenden Begriff damit verbindend, Genremaler nennt, d. h. er gab, was er täglich sah, worin er lebte, was seiner Phantasie zur Natur geworden war. Eben deßhalb war er so reich, war er so lebendig in seinen Reizen, so lieblich und wahr zugleich, so heiter in seinen Gedanken, so mannigfaltig ansprechend und neu in seinen Gruppierungen. Worin liegt der Zauber der Antike als in dem wunderbaren Leben, das nur aus dem Leben geschöpft werden kann? Die Phidias und Praxiteles gaben wieder, was sie um sich sahen und was als ihre tägliche Umgebung Theil von ihnen geworden war. Darin liegt das Räthsel ihres Vorzuges über die spätern Bildner, welche, durch die Gewöhnlichkeit zerstreut, nur ausnahmsweise das Schöne betrachten konnten. Albani zeichnete sich einen beschränkten Kreis vor und trat nicht über denselben. Er blieb an Zeichnung hinter Guido, an Farbe hinter Domenichino, aber seine Erfindung war reicher als diejenige Beyder und jede seiner Bewegungen freyer. In der Madonna di Galiera steht ein Christus von ihm, der von dem himmlischen Vater den Opfertod für die Menschheit sich erbittet, ein Bild von unbeschreiblicher Innigkeit. Die Engelchen, welche den Vater umschweben und die Leidenswerkzeuge tragen oder mit denselben sich beschäftigen, sind in Gruppen geordnet von so hinreißender Anmuth, und dabey solch milden und mannigfaltigen Ausdruckes, daß sich dieser Gegenstand gewiß nicht entsprechender geben läßt. Dort ist auch eine Assunta von vieler Schönheit. In der Kirche Li Servi hüllt ein Andreas, der das Kreuz anbethet, die Schwäche des Meisters auf, in so fern dieß Bild sich als eines darstellt, welches außerhalb dem Kreise der Leistungen lag, wozu ihn seine Natur trieb. Auch ein „Noli me tangere“ in derselben Kirche ließ mich kalt, so reizend es theilweise ausgeführt ist. Eines seiner schönsten, großen Bilder ist ohne Zweifel eine „Verkündigung“ in S. Bartolomeo di Porta Ravennana. Die Maria von großer Schönheit ist dennoch zu viel Weib, und der Erzengel, in dem Augenblick dargestellt, wo er eben den Boden betreten will, noch auf den Flügeln sich wiegt, aber schon ihr die Arme entgegenstreckt, verbirgt hinter dem



Glanz seiner Schönheit nicht ganz die Angflichkeit, welcher der Maler bey der Ausführung dieser kühnen Stellung in sich nicht Meister werden konnte. Voll Innigkeit sind, in derselben Kirche, eine Geburt Christi und ein Entschluß zur Flucht nach Egypten. In der Pinakothek stehen vier Bilder Albani's, wovon das eine, Maria auf dem Throne, schon dadurch sehr anziehend wird, weil es noch ganz der Schule Annibale's angehört, welcher Albani durch längere Zeit fast leidenschaftlich folgte. Ein zweytes, die Taufe Christi, wird unter den größern Werken Albani's für das größte gehalten. Es ist mehr Ludovico als Annibale, möcht' ich sagen, ging aber im Zauber des Colorits weiter und ist ein wirklich wundervolles Werk. Es enthält, in den Engelgruppen hauptsächlich, die Offenbarung von dieses Meisters ganz eigenthümlicher Stärke im Reizenden und Lieblichen; es enthält in der Weiche der männlichen Gestalten aber auch diejenige seiner Schwäche. — Ganz in seiner Welt war Albani dann, wenn er die Reize der schlummernden Venus oder Dianens im Bade, wenn er Scherze und Spiele der Amoretten in blühender Landschaft, an sprudelnder Quelle, in geheimnißvollem Schatten darstellen konnte. Da athmet alles Wollust und Liebe, da ist Schwelgen ohne Ende, da ist Heiterkeit bis in die letzten Falten des Herzens.

Nun noch von Domenichino. Es ist spät und braucht eines so lebendigen Gegenstandes, um mich noch am Tische zu erhalten. Sohn eines Schusters, verfocht er gegen Schläge und Hunger durch Jahre sein Talent und fand, als es ihm durch Beharrlichkeit gelungen war, in die Schule der Carracci sich einzubetteln, in seiner nicht glücklichen Körperbildung und in der Langsamkeit seiner Auffassung neue Quellen der Entmuthigung, die er mit gleicher Seelenstärke überwand. Drey mal den Preis in jener Schule erringend, und drey mal zu furchtsam sich zu dem gepriesenen Bilde zu bekennen, zog endlich Augustin Carracci ihn, den Jüngsten von den Schülern, aus dem Dunkel hervor, und Albani erhob ihn durch Freundschaft zu Muth und Vertrauen in sich selbst. Er brachte ihn nach Rom, wo er durch die Communion des heiligen Hieronymus plötzlich zu solchem Ruhme gelangte, daß die Einen dieß Bild mit der „Verklärung“ von Raphael auf dieselbe Höhe stellten und Andere alle Waffen der Eifersucht gegen ihn in Bewegung setzten. Die Letztern siegten, so lange er lebte, und Domenichino gehört unter die Künstler, die in ihren größten Leistungen, mit Noth und Neid im Kampfe, nur Quellen für Leiden und Demüthigungen fanden. Ein feindseliger Pedantismus legte die herrlichen Werke seines Pinsels auf die verfälschte Wage der Mode. Seine strenge Zeichnung, die unübertroffene Kraft seines Lichtes, die kühne Vertheilung desselben, die Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks, die Grazie der Bewegungen, die Schönheit der Gewänder, die Fülle der Composition wurden abichtlich in Schatten gestellt, um einigen Fehlern den Vorplaz zu geben. Die Nachwelt hat gerechter geurtheilt. Seine Madonna del Rosario, jetzt in der Pinakothek, ist eines der größten Bilder, das von irgend einer Schule gemalt worden ist. Sein Märtyrthum der heiligen Agnes, eben dort, würde an Erfindung, Anordnung, Haltung, Reinheit, Zeichnung, Farbe und Ausdruck das frühere noch übertreffen, wenn ihm gelungen wäre, im Antlitz der Heiligen den Schrecken des Todes durch größere Schönheit zu mildern. Ein drittes Bild von ihm in der Pinakothek ist die Ermordung Peters des Märtyrers, das groß wäre, wenn nicht Tizian in seiner größten Stärke denselben Gegenstand ge-



mal hätte. An Kraft überbot Domenichino alle Schüler der Carracci und diese Meister selbst, weil sie lebendiger aus ihm sprang und er das Übergewicht der Mittel in der Behandlung der Farben und des Lichtes besaß.

„Ne già furtivo invola il solar raggio  
All' alta rota ardente.“

*Belloci.*

### Der Blick nach unten.

In Trauer und Niedergeschlagenheit versunken, saß ich einst — so erzählte mir vor einigen Jahren der in Gulin verstorbene, berühmte Maler Tischbein — an einem nebeldüstern, unbehaglichen Herbstmorgen in meiner Arbeitsstube am Fenster, die Stirn in die Hand gestützt und mehr und mehr in ein fruchtloses Nachsinnen über die Verbesserung meiner häuslichen Lage mich vertiefend, die damals, in ökonomischer Hinsicht, keineswegs zu beneiden und glücklich zu preisen war. So hast du denn, dachte ich bey mir selbst, mit begeisterter Liebe von Jugend auf der himmlischen Kunst dein Leben gewidmet, um zugleich das mit so bitteren Entbehrungen verknüpfte irdische Loos ihrer Anhänger zu theilen; hast, allen Hindernissen und Schwierigkeiten Trotz bietend, mit unermüdlischem Eifer und unerschütterlicher Beharrlichkeit dem vorgesteckten Ziel dich zu nähern gesucht, um endlich, in der Nähe des Greisenalters, dennoch dem Schicksal zu erliegen, das von Tag zu Tag im unaufhörlichen, geistentnervenden Kampf mit Nahrungsforgen, immer aussichtsloser und unerträglicher wird. Was soll aus dir, aus deinem Weib und deinen Kindern werden, wenn deine Bekümmerniß und Unruhe über ein so karg vergoldenes Streben in gänzliche Muthlosigkeit übergeht, und wenn auf gleiche Weise, wie die ungünstigen äußern Verhältnisse dir die geistige Lust an künstlerischer Thätigkeit bereits verkümmern, dich auch die physische Kraft des Wirkens allmählig verläßt? — Ich fühlte bey dieser Betrachtung mich wie von Fieberschauer geschüttelt; voll Wehmuth und Bangigkeit klopfte mir das Herz in der Brust, es schien der Druck der Gegenwart sich zu verdoppeln, und die grauenvollsten Bilder der Zukunft stellten meinem innern Blick sich dar. Unmuthsvoll bereuend, daß ich statt Pinsel und Palette, nicht lieber Hobel und Richtscheit handhaben gelernt, warf ich einen finstern Blick auf die vor mir liegenden Malergeräthschaften, erklärte den von mir erwählten Beruf für den unzuverlässigsten und undankbarsten unter der Sonne, murrte mit dem Himmel und brach über das mir zu Theil gewordene Geschick in bittere Klagen und Verwünschungen aus.

In diesem trübsinnigen Gedankenspiel ward ich auf einmal durch das ätzende Geknarr eines Wagens unterbrochen, der langsam die Straße heraufkam und dicht vor meinem Fenster still hielt. Es war das unansehnliche, von einem spindeldürren Gaul gezogene, mehr Karren als Wagen zu nennende Fuhrwerk eines armen Bauers, der seinen kleinen Vorrath von Torf zum Verkauf nach der Stadt und die Hälfte davon auch bereits glücklich an Mann gebracht hatte. Den dadurch auf dem Wagen entstandenen leeren Raum hatte die Frau des Bauers eingenommen, und es lag ein etwa zweyjähriges Kind mit todblaßem, leidenden Gesicht auf ihrem Schooße, das auf das sorgfältigste in den Leinwandkittel des Vaters vermunnt und eingehüllt war, während dieser in der bloßen Weste sich neben dem Wagen befand, und nachdem er die Zügelleine des Pferdes befestigt, unverwandten Blickes und mit dem Ausdruck verlangen-



der Ungeduld die Straße hinabschaut. Wenige Minuten darauf kam ein zur Familie gehörender, in ärmliche Lumpen gekleideter Knabe barfuß dahergesprungen, und hielt der Mutter ein Medicinglas entgegen, die es hastig in Empfang nahm und unverzüglich von dem darin enthaltenen Säftchen dem auf ihrem Schooß befindlichen kranken Kinde etwas in den Mund stößte. Während dessen begab sich der Bauer nach einem benachbarten Bäckerladen, aus welchem er mit einem eingekauften Brote nach dem Wagen zurückkehrte, wovon er zuvörderst dem hungrigen Barfüßer, der mit gierigen Augen den Zug des Messers verfolgte, ein tüchtiges Stück abschnitt, hierauf die Frau mit einem ähnlichen Mundtheil versorgte, dann dem Gaul sich näherte, um auch ihn, dem vor freudiger Erwartung die dürrn Glieder elektrisch zuckten, an dem gemeinschaftlichen Frühstück Theil nehmen zu lassen, und endlich den noch vorhandenen geringen Rest sich selbst zueignete, indem er auf die Wagendeichsel sich setzte, und den trockenen Brotranst gelassen zu verspeisen anfang. Wahrnehmend, daß er die Theilung auf zu liberale Weise bewerkstelligt und dem zu Folge selbst bedeutend zu kurz gekommen, brach die Frau, um ihn schadlos zu halten, von ihrer eignen Portion ein Stück ab, und hielt mit gutmüthiger Zudringlichkeit es ihm hin; er zog jedoch ein ernstes, fast verdrießliches Gesicht, und war durchaus nicht zur Annahme zu bewegen, worauf sie endlich die dem Vater zuge dachte Spende dem Knaben darreichte, welcher letztere, nachdem er seinen Antheil bereits verschluckt hatte, nicht solche Umstände machte, sondern sogleich mit beyden Händen zugriff und lustigen Muthes aufs Neue die Kinnbacken in Bewegung zu setzen begann.

Ein ganz eignes, aus Wehmuth und Wohlbehagen wunderbar zusammengefestes Gefühl bemächtigte sich meiner bey diesem Anblicke. Aller Augenscheinlichkeit nach mochte, nachdem der Ankauf des Arzneymittels für das kranke Kind und des erforderlichen Mundbedarfs für den übrigen Theil der Familie beschafft worden war, von der aus Verhöckerung der Torffoden gewonnenen Baarschaft nicht eben gar viel mehr vorhanden seyn; dessenungeachtet war hier nicht die entfernteste Spur von ängstlichem Kleinmuth, oder gar von mürrischen Vorwürfen gegen die höhere Fügung zu bemerken, sondern es ward das mühsam erworbene trockne Brot mit einer dankbaren Zufriedenheit verzehret, wie sie wohl schwerlich ein reicher Schwelger bey dem Genuß der ausgesuchtesten Leckerbissen jemals gefühlt haben mag. Beschämt erhob ich mich von meinem Sitze und traf, um noch in der Folge den so eben empfundenen Eindruck auch dem Auge nach Gefallen zu vergegenwärtigen, unverzüglich Anstalt, die Gruppe zu zeichnen. Zwar konnte ich, wegen Kürze der Zeit, nur auf flüchtige Umrisse mich beschränken, doch hab' ich das Ganze so naturgetreu, wie möglich, auf dem Papier darzustellen versucht, und es befindet sich darunter der während der Arbeit mir, wie durch höhere Eingebung unwillkürlich, in den Sinn gekommene und flugs von meiner Hand niedergeschriebene Spruch: „Wenn du glücklich seyn willst, so blicke nicht über, sondern unter dich!“

Das kleine Bild, so wenig es auch, in künstlerischer Hinsicht, auf einen besondern Werth Anspruch machen darf, ist von dem Augenblick an eines meiner Lieblingsstücke geblieben, und hat stets auf meine Gemüthsstimmung die wohlthätigste Wirkung hervorgebracht. So oft späterhin im Gefolge der Sorgen des Tages, mich Verdruß und Misgmuth beschleichen wollten, ermangelte ich nicht, mich vor dasselbe hinzustellen und es mit erneuerter Aufmerksamkeit zu betrach-



ten. Als bald klärte der düstere Nebel sich auf, der mir den Blick zu undunkeln drohte. Bey Erwägung des finstern Erdenlooses so vieler Tausend armer Bedrängten, welchen die Noth zur verjährten Gewohnheit und der Kummer zum unzertrennlichen Gefährten geworden, traten von meinen eigenen Lebensverhältnissen nur die hellern Seiten hervor; es erheiterten sich meine Sinne, und Ruhe und Zufriedenheit lehrten mir in die getröstete Seele zurück.

Pt 31.

### K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 21. May zum Vortheile des Schauspielers C. Dietrich: „Clementine von Aubigny,“ Schauspiel in 4 Aufzügen, von Franz Carl Weidmann. Mad. Sophie Schröder als Gast.

Die Wahl des Beneficianten war auf ein zwar bekanntes, dessenungeachtet aber noch stets wirksames und, man kann es nicht in Abrede stellen, von poetischer Gesinnung durchdrungenes Werk gefallen. Die erhabene Erscheinung der Mad. Sophie Schröder war uns leider durch ein körperliches Uebelbefinden der Künstlerinn getrübt. Das merklich gereizte Sprachorgan versagte manchmal jene Weichheit und Lieblichkeit der Übergänge, welche uns stets als eine Art Verklärung in dem von tiefer Leidenschaftlichkeit so erregbaren Gemüthe der Künstlerinn erschienen. Trotz dem aber behauptete die Kraft des eingebornen Genius seine großartige Haltung, und das Wort, das aus dem Herzen kam, drang wieder zum Herzen. Drey Acte waren großartig, erschütternd, aus dem tiefsten Gemüthe geschöpft. Erst im vierten hatte sich das Unwohlseyn der Künstlerinn so sehr gemehrt, daß sie nur unter der höchsten Anstrengung das Schauspiel zu Ende führen konnte. Wir hoffen, es war vorübergehend. Welcher Enthusiasmus das Publicum ergriffen hatte, dieß mag man daraus abnehmen, daß die Künstlerinn nach jeder Scene, ja beynahe nach jeder Rede, manchmal zweymal gerufen wurde und am Schlusse der Vorstellung abermals auf stürmisches Verlangen zweymal erschien. Sie dankte in sehr bescheidenen Worten, indem sie den Willen für That zu nehmen bat. — Möge uns die herrliche Künstlerinn bald, recht bald wieder geschenkt werden.

Ehrenvoll, selbst neben einer Sophie Schröder, darf das Streben einer noch jugendlichen Künstlerinn genannt werden, welche durch ihre Leistung als Rosalie nicht bloß überraschte, sondern auch entusiasmirte. Es ist Mad. Fischer. War es die Nähe der ersten deutschen Schauspielerinn, welche sie auf Sittigen der Begeisterung emporhob, oder dürfen wir wirklich eine Künstlerinn ersten Ranges in ihr hoffen? Beydes scheint hier zugleich der Fall zu seyn. Wir können dieser sehr jugendlichen Frau aus unserer innigsten Überzeugung versichern, daß sie einen sehr guten Weg geht, — daß die weise Schonung und Mäßigung, welche sie im Ganzen behauptet, als die freudige Bürgschaft ihres künstlerischen Gedeihens und Emporkommens betrachtet werden kann. Ihre Übergänge sind wohl bedacht und richtig gefühlt, und wir erkennen in ihr eine jener seltenen Naturen, welche den Vortrag nicht in pathetischer Declamation, sondern in der Wahrheit des Ausdruckes suchen. Ein herrliches Organ, vortreffliche Repräsentation, Jugend und richtiges Gefühl unterstützen ihr Bestreben — möge sie der gerechte Beyfall ermutigen, unverdienten zu verschmähen, der, leider! so Vielen schon so verführerisch geflungen, daß sie an der Schwelle des Heiligthums umkehrten, um nach den Feengärten der Eitelkeit zu jagen! —

Nebst Mad. Fischer verdient ihr Gemahl, der die Rolle des La Chatre gab, unsere aufrichtige Anerkennung. Er ist nicht bloß ein routinirter Schauspieler, sondern auch ein denkender und nach Wahrheit strebender Darsteller, der dieser Bühne zur Zierde gereicht.

Die H. Fr. Demmer und Walter (Bürgermeister) führten ihre Rollen recht lobenswerth durch.

Der Beneficiant, Hr. Dietrich, wird durch seine Jugend und ein wohlklingendes Organ empfohlen, — er declamirt aber zu viel, um der Wahrheit nahe zu kommen, und dürfte sich auch im Geberdenspiele einer weit ruhigeren Haltung befeissen. Er ward gerufen.



Nach der im vorigen Jahre zu Wien getroffenen Wahl und mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs, wird die diesjährige oder eilfte Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte zu Breslau Statt finden. Indem die unterzeichneten Geschäftsführer recht freundlich und ergebenst hiezu einladen, bemerken sie nur noch, daß sie vom 14. bis zum 18. September, an welchem Tage die Versammlungen beginnen, täglich von 10 — 12 Uhr und Nachmittags von 3 — 5 Uhr im Senatszimmer der Universität gegenwärtig seyn werden, um die ankommenden Mitglieder einzuschreiben und denselben die bestellten oder gewünschten Wohnungen nachzuweisen. Zugleich ersuchen sie noch die Herren Redactoren auswärtiger öffentlicher Blätter, diese Anzeige möglichst bekannt machen zu wollen.

Breslau, den 8. May 1833.

Wendt. Otto.

### Todesanzeige.

Am 25. d. M. hat Wien durch den Tod des Hrn. Johann Andreas Streicher einen wegen seines Charakters sehr achtungswerthen, um die Musik in vielfacher Beziehung hochverdienten Mann verloren. Hr. Streicher hat durch eine lange Reihe von Jahren, und bis er zur Unterstützung seiner Gattinn zur Verfertigung von Clavierinstrumenten überging, als der ausgezeichnetste und gründlichste Clavier- und Gesanglehrer unserer Hauptstadt gegolten; eine große Anzahl von Schülern erinnert sich noch jetzt dankbar seines vortrefflichen Unterrichts. Nachdem er sich ausschließlich der von seinem Schwiegervater, dem berühmten Hrn. Johann Andreas Stein erfundenen Hammerclavierinstrumente mit Auslösung, deren Verfertigung seine Tochter, die Gattinn des Hrn. Streicher, fortsetzte, gewidmet hatte, wirkte er mit rastlos erfinderischer Thätigkeit und vertraut mit allen Forderungen eines Künstlers an die Instrumente, auf deren technische und mechanische Vervollkommnung so glücklich ein, daß es dem vereinten Bestreben mit seinem Sohne, dem jetzigen Besitzer dieses Geschäftes, möglich war, die unter der Firma: Nanette Steicher, geb. Stein und Sohn in ganz Europa bekannten Clavierinstrumente auf einen früher kaum geahnten Grad von Vollkommenheit zu bringen. Von seiner nie ermattenden Liebe zur Kunst, so wie von seiner gründlichen, umfassenden Kenntniß derselben hat er als Schriftsteller und Tonsetzer, durch die Begründung der Singschule an der Kirche der evangelischen Gemeinde A. C. und durch die beynahe alljährigen Aufführungen alter, classischer Musikwerke, zu welchen sich ein zahlreicher Kreis von Schülern und Freunden unter seiner Leitung versammelte, den sprechenden Beweis gegeben. Zu wünschen ist übrigens, daß seine nur die letzte Feile noch bedürftenden Beiträge zur Lebensgeschichte Schiller's, dessen Landsmann und inniger Jugendfreund er war, den Verehrern des großen deutschen Sängers nicht verloren gehen und gewiß öffentlich erscheinen mögen.

### Modellbild XXII.

Kleid von Cot-pali, mit einer rosenfarb gefütterten Unterchemisette von Tulle-  
Anglais, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am  
Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der mit Blumen und Gazebändern gezierte Bashut nach einem Original von M.  
Langer in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Sonabend, den 1. Juny 1833.

66

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung.

Frey nach dem Französischen.

Von Fanny Tarnow.

„Aber, gnädige Frau, ich finde dieß Stück sehr moralisch.“

„Und ich bin gerade der entgegengesetzten Meinung, ich finde es höchst unmoralisch und würde meiner Tochter, oder meiner jüngern Schwester nicht erlauben, es zu sehen.“

„Sollten sich Beyde wohl in der richtigen Mitte mit ihren Ansichten zusammenfinden?“ flüsterte ein junger Mann seiner Nachbarinn zu.

„Das Hübscheste ist,“ antwortete diese, „daß Beyde das Stück noch nicht gesehen haben und nur vom Hörensagen sprechen.“

„Aber Sie haben es gesehen?“

„Ja.“

„Sie waren mit Herrn von Fain im Theater?“

„Das ist wahr.“

„Ohne Ihren Mann, ohne Ihre Mutter?“

„Wer sollte glauben,“ sagte sie gezwungen lächelnd, „daß es in Paris! so schwer sey, einen Abend unerkannt im Schauspieler zuzubringen.“

„Sie wünschten also unerkannt zu bleiben?“

„Das eben nicht — und wenn ich diese Absicht gehabt hätte, so wäre sie ja ganz verfehlt, da Sie darum wissen. Haben Sie selbst die Rolle des Spions übernommen, oder hatten Sie sie einem Andern übertragen?“

„Nicht Ihr Spion, Ihr Schutzengel möchte ich seyn.“

„Ach, das bedeutet fast gleichviel; die Schutzengel sind unsere Seelen-spione.“

Während dieses leise geführten Gesprächs war der Streit über das neue Stück fortgesetzt und eben dadurch eifriger geworden.

„Dem Schauspielerdichter stehen nach meinem Bedünken,“ sagte die Frau vom Hause, „zwey Wege offen, uns zu belehren. Der erste, der mir als der edelste erscheint, wurde von unsern Classikern eingeschlagen, die die Seele durch die Macht großer, erhabener Beyspiele zu läutern und zu kräftigen ver-



suchten. Damals ehrte die dramatische Kunst das häusliche Leben, und keine freche Hand wagte den Schleier wegzuziehen, der die Familienverhältnisse den Augen und dem Urtheil des Publicums entzog. In Frankreich hat jetzt der Verfall der dramatischen Kunst ihre tiefe Entwürdigung herbeigeführt. Ich kann meine Tochter ins Theater führen, wenn „Phädra“ gegeben wird, aber ich darf sie nicht mit mir nehmen, um dieß neue, sogenannte romantische Stück zu sehen, in dem eine gefallene Frau unserm ganzen Geschlecht Hohn spricht und dem männlichen auch; denn ihr Männer macht entweder die Frauen zu dem, was sie sind, oder sie machen euch zu dem, was ihr seyd, und in beyden Fällen liegt in der Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts das Verdammungsurtheil für das männliche. Der andere Weg, auf dem der Schauspieler dichter zur Verbesserung der Sitten beytragen kann, ist der, das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit und mit dem Gewicht seiner unausbleiblichen furchtbaren Folgen darzustellen, daß unsittliche Leidenschaften und Verhältnisse die Erfüllung des Fluches, der auf ihnen lastet, selbst herbenziehen. Dieser Weg wird fast von allen unsern neuern Romantikern eingeschlagen, und wenn ich gleich nicht läugne, daß wir ihnen einige ausgezeichnete Werke voll poetischer Schönheiten zu danken haben, so werden doch stets edle Seelen, die aus dem Kampf der Leidenschaften den Adel ihrer Natur gerettet haben, empfinden, daß das brandmarkende Eisen ein trauriges Hülfsmittel ist, um poetische Wirkung hervorzubringen, und daß der bürgerlichen Gesellschaft wie dem Einzelnen mit reineren, sanfteren und anständigeren Gemälden mehr gedient seyn würde.“

„Erlauben Sie mir bloß die Frage,“ erwiderte ihr Gegner, „ob Sie je ein junges Mädchen gefunden haben, das nach der Vorstellung der „Phädra“ einen klaren Begriff von der in diesem Trauerspiel enthaltenen Moral mit nach Hause genommen habe?“

Mehrere der Anwesenden mischten sich jetzt in den Streit, und der junge Mann knüpfte die leise Unterredung mit seiner Nachbarinn wieder an, für die er sich lebhaft zu interessiren schien.

Eugenie — so hieß sie — war eine der gefeyertsten Frauen in ganz Paris. Wunderhübsch, voll Geist und Anmuth, voll Anstand und Grazie, war sie seit vier Jahren mit einem sehr reichen, aber schon ältlichen Banquier verheirathet und von allen Fallstricken der Verführung umgeben.

Die jungen, reichen, vornehmen Müßiggänger, die dreyßigjährigen gewandten, geistreichen Männer, die vielerfahrenen, eleganten Vierziger, kurz alle, die sich in der großen Welt aus Beruf, Neigung, Vergnügen, Nothwendigkeit, Bedürfniß der Zerstreung in der Rolle eines Courmachers gefallen, drängten sich um Eugenie, und bestrebten sich, sie zu dem zu machen, was man in Paris eine Frau nach der Mode nennt.

Man schien ihren Mann nicht für geeignet zu halten, seine Frau gegen so vielfache Versuchungen gehörig vertheidigen zu können — man glaubte wohl gar, daß sein Alter und sein Betragen gegen sie, ihr die Fesseln der ehelichen Treue verleidet haben müßten — genug man bot alles auf, sie in jenen Wirbel von Zerstreungen zu stürzen, von dem einmal ergriffen, eine Frau durchaus sich selbst nicht treu zu bleiben vermag. Durch eine solche Lebensweise gezwungen, unaufhörlich mit ihrem Geiste und ihrer Liebenswürdigkeit zu kokettiren, um den einmal erworbenen Ruf derselben zu behaupten und von ihren Nebenbuhlerinnen nicht verdunkelt zu werden, behält eine Frau keine Zeit, mit sich



selbst umzugehen. Alles, was sie umgibt, die Menschen, mit denen sie lebt sowohl, als ihre Verhältnisse zu ihnen, theilen die Schuld ihrer Unbesonnenheiten und Verirrungen. Bleibt sie durch Zufall oder aus Klugheit tugendhaft, so entgeht sie doch gewiß nicht der Verleumdungssucht ihrer vorgeblichen Freunde. Sie muß in einer solchen Lage ganz Engel seyn, um den Guten und den Bösen, der Verführung wahr empfundener Leidenschaft und den Fallstricken listig und schlaue berechneter Verführungskünste zugleich widerstehen zu können.

Seit einigen Wochen erst hatte Eugenie angefangen unter der Zahl ihrer Anbether einen jungen Officier, Ernst de Faïn, auszuzeichnen. Er war edel gestaltet, sehr elegant, ohne geckenhaft zu seyn, und hatte von der Natur jene Grazie empfangen, die so leicht Herzen gewinnt. Sein Gesicht zog durch einen leisen Anflug von Schwermuth an und die reine Blässe desselben schien seine tiefe, leidenschaftliche Empfindungsweise zu verbürgen. Eugenie konnte ihn nicht kennen lernen, ohne seine Unterhaltung anziehender zu finden, als die der übrigen Männer ihres Kreises, von denen sich nicht eben viele durch ausgezeichnete Geistesvorzüge bemerklich machten. Ernst gefiel ihr, und eben die Schuldlosigkeit dieses Gefallens bewog sie, kein Hehl daraus zu machen; man mißverstand aber diese Unbefangenheit und begann schon sich ins Ohr zu flüstern, daß sie Hr. de Faïn sehr liebenswürdig zu finden scheine und ihn sichtlich auszuzeichnen beginne.

Ernst konnte sich von einer so gefeyerten Frau nicht ausgezeichnet fühlen, ohne ihr, wie es sein doppelter Beruf als Officier und eleganter junger Mann forderte, entschieden und ernstlich den Hof zu machen. Er fing an sich um die Gunst ihres Mannes zu bewerben. Dieß gelang ihm und er wurde nun von ihm zu allen Gesellschaften und Festen geladen, die er in seinem Hause gab.

Dieß Alles war ganz natürlich und stimmt mit unsern Gebräuchen so überein, daß Niemand darin eine Verletzung des Anstandes oder der Sitte finden konnte; doch dem Menschenkenner konnte es nicht entgehen, daß Eugenie, ohne daß sie es ahnte und mit noch tugendsicherem Schritte, auf der dünnen Eisddecke eines Abgrundes wandelte und vielleicht die Einzige war, die das gefahrdrohende Krachen derselben nicht vernahm.

Wir sehen in der Natur oft eine durch die Wirkungen der Perspective hervorgebrachte Täuschung, die sich in der moralischen Welt gleichsam abspiegelt. Erblicken wir in der Ferne einen Weg, den wir bergab zurückzulegen haben, so erscheint er uns steil und abschüssig — nähern wir uns ihm aber, so senkt er sich so allmählig, daß wir seine Abschüssigkeit kaum bemerken. So erscheint uns auch aus der Ferne die Gefahr irgend eines gefahrvollen Verhältnisses — betreten wir aber nun den Pfad des Verderbens selbst, so geht er so sanft, so allmählig bergab, daß wir seine gefährliche Senkung nicht mehr zu bemerken vermögen.

An diesem Abend nun befand sich Eugenie in einem jener drei oder vier Pariser Salons, wo man sich noch für die Literatur und die schönen Künste interessiert und für das Vergnügen einer glänzenden, geistreichen Unterhaltung empfänglich ist. Der junge Mann, den Eugenie ihren Spion gescholten hatte, spielte in diesem Kreise eine glänzende Rolle und galt für einen der besten mündlichen Erzähler der Zeit; ein Talent, das jetzt, wo man schreibt statt zu reden, zu den allerfeltesten gehört. Er war ein Jugendfreund, ein naher Verwandter Eugeniens, ihr mit herzlicher brüderlicher Treue ergeben und



hielt sich verpflichtet, sie mit der Gefahr bekannt machen zu müssen, der ihr Ruf und ihr Friede ausgesetzt waren. Die Wendung des Gespräches war ihm erwünscht und er nahm es, seine Unterhaltung mit Eugenie unterbrechend, in dem Augenblicke auf, wo man schon im Begriffe war, es fallen zu lassen. „Erlauben Sie mir,“ bat er, „einen Vergleichspunct für Ihre beyderseitige Ansicht auffuchen zu dürfen. Beyspiele sind immer allen Theorien vorzuziehen, und Sie müssen mir auch jetzt erlauben, meine Zuflucht dazu nehmen zu dürfen. Setzen Sie den Fall,“ fuhr er fort, indem er Eugenie einen Blick zuwarf, dessen Bedeutung ihr nicht entging, „es befände sich hier unter uns eine junge schöne Frau, die im Begriff wäre sich dem Eindruck der ersten Liebe hinzugeben und die den Gegenstand dieses erwachenden Gefühls mit allen Tugenden schmückt, die dieß Gefühl zu rechtfertigen vermögen; — aber ich kenne diesen Mann genauer, ich weiß um seine Herzlosigkeit, seinen Mangel an Hartgefühl und Grundsätzen, weiß, daß er diesen Engel grenzenlos unglücklich machen wird — glauben Sie nun wohl, daß ich diese Frau durch Declamation der schönsten Stellen aus Corneille's und Racine's Trauerspielen dahin bringen werde, allen ihren Hoffnungen auf ein nie gekanntes, still ersehntes Glück zu entsagen, und sie der kalten, strengen Pflicht zum Opfer zu bringen?“

Eugenie erröthete hier —

„Nein,“ fuhr er fort, „sie werden keinen Eindruck auf sie machen — aber wenn ich ihr dagegen eine schreckliche, kürzlich vorgefallene Begebenheit erzählte, die ein furchtbares Gemälde der fast unvermeidlichen Folgen einer, durch das Gesetz gemißbilligten Leidenschaft darbietet, so würde sie vielleicht“ —

„Setzen Sie immerhin den Fall als wirklich und erzählen Sie uns die Begebenheit,“ riefen hier alle Damen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Blumen an die Menschen.

Woh! blühen, o Menschen! der Freuden euch viel,  
Im Pallast, im einsamen Thale;  
Hier winken euch Mädchen zum Scherz und zum Spiel,  
Dort zecht ihr beim lärmenden Mahte.

Wir Blumen nur schmücken umsonst uns, bereit  
Zur Labe des menschlichen Lebens,  
Nur Wen'ge vergnügt unser strahlendes Kleid;  
Euch strömt unser Balsam vergebens.

Doch wohl, wer sich gern uns zu Freundinnen wählt, —  
Gefühlvolle werden's nicht rügen —  
Wer unser zu pflegen die Stunden nicht zählt,  
Der findet das reinste Vergnügen.

Wir strahlen euch stets in dem heitern Gewand  
Der Unschuld, der freundlichsten Güte.  
Wir schlingen um Menschen ein schöneres Band,  
Wir führen euch Gott zu Gemüthe.

Die Wunder der Schöpfung enthüllen wir euch,  
Die Größe des Schöpfers im Kleinen;  
Nichts Arges ersinnt ihr in unserm Bereich;  
Rein bleibet ihr unter uns Reinen.



Wenn Schwermuth und Trübsinn die Stirn' euch umzieh'n,  
 Wenn Sorgen euch nagen am Herzen:  
 So schauen wir euch in die Augen so kühn,  
 Und scheuchen die Klagen und Schmerzen.

Wir reden für schüchterne Lippen das Wort:  
 „Dich lieb' ich!“ in Stunden der Weihe.  
 Wir schmücken fein Liebchen am heiligen Ort,  
 Erinnern versprochener Treue.

Wir ehren des Edlen verdienstliche That,  
 Zum Kranz um die Stirn' ihm gewoben;  
 Versüßen des Trauernden einsamen Pfad  
 Auf Gräbern, hindeutend nach Oben.

Wir neiden ja keiner der Schwestern die Tracht,  
 Wir leben im friedlichsten Bunde;  
 Umhüllt uns der Schöpfer in schönere Pracht,  
 Stolz bringen wir's Niemand zur Kunde.

So lernt von uns, frey von dem Stolz und dem Harm,  
 Still eures Verdienstes euch freuen,  
 Und fühlt euch in einsamster Hütte nicht arm,  
 Wenn Schmeichler nicht Weibrauch euch freuen.

Wir beugen das Haupt unter Regen und Wind  
 Mit Muth und gleich heiterer Wonne;  
 Doch, klärt sich der Himmel: so sind wir geschwind  
 Zu trinken die Strahlen der Sonne.

Drum Menschen, so bietet die eiserne Brust,  
 Die Stirne dem wechselnden Glücke;  
 Leert reineres Herzens den Becher der Lust,  
 Hör't's stürmen mit ruhigem Blicke.

Wenn herbstliche Stürme entschütteln das Haar,  
 Die Blüten und Blätter uns rauben:  
 Erseh'n wir verjüngt in dem kommenden Jahr,  
 Und nähren die Hoffnung im Glauben:

„Uns Blumen gleich welket ihr Menschen dahin,  
 Zum Staub, der Verwesungen Schrecken.  
 Doch, wie in dem Lenz wir wieder erglüh'n,  
 Wird euch einst ein Frühling erwecken.“

E. A. Effer.

## A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Alles Schöne im Leben stellt uns die Poesie noch schöner, zarter und vollendeter dar. Durch ihren Zauberhauch wird die Liebe edler, der Frühling befehlender, und ein von ihr wahrhaft durchdrungenes Herz wendet den Blick im Genuße heiliger Sehnsucht hinauf zu den Sternen des Himmels.

Es gibt poetische Gemüther, welche wegen Fülle an Gefühl und Phantasie in diesem Leben nie glücklich werden können. Gleich dem Viede der Nachtigall sind auch die ihrigen voll des Sehns nach Etwas, welches diese Erde mit allen ihren Frühlingen nie bieten kann. Nur im Aussprechen der unendlichen Sehnsucht nach ihrer Heimat jenseits des Grabes, finden solche Gemüther Trost, bis der Sommer schwindet, und sie der Herbst des Lebens, gleich wie die Nachtigall der physische, in schönere Länder abrufft.



Religion, Poesie, Philosophie und Geschichte sind die vier Sterne, welche allmächtig dem Menschen aus bessern Welten entgegenleuchten. Glaube an Gott, Annäherung zur Urschönheit, Erkenntniß seiner selbst, und Erforschung der göttlichen Weisheit in Regierung der Welt sind die Segel im Lebensstrom, und gleichwie vier Jahreszeiten nöthig sind, die Früchte der Erde zur Reife zu bringen, so diese vier Ursonnen, um den Geist des Menschen für eine höhere Welt zu zeitigen.

Wie Viele eifern nicht gegen das viele Schreiben und das seltene Handeln in unsern Zeiten, bey denen wir diese Lehre doch leider auch erst im vierzigsten oder fünfzigsten Bande ihrer sämmtlichen Werke finden.

Es ist in diesem Leben so nothwendig, bey Thorheiten und Fehlritten der Menschen sich recht lebhaft ihrer guten Eigenschaften zu erinnern, und ihnen eben deßhalb jene lächelnd zu verzeihen.

Blumen, welche an Landstraßen dem Staube ausgesetzt sind, gleichen den armen weiblichen Geschöpfen, welche wegen vernachlässigter Erziehung in erster jugendlicher Zartheit ebenfalls im Schlamme des Lebens untergehen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 4. April 1833.

Selten pflegt der Februar bey uns vorüberzugehen, ohne nicht ein paar freundliche und warme Sonnenblicke mitzubringen, die wenigstens das Abschiednehmen des Winters, wenn auch noch nicht die Ankunft des Frühlings verkünden. Rüstige Fußgänger wagten es daher schon von jeher, diese Augenblicke zu benutzen, und in den Mittagsstunden ihre gewohnten Spaziergänge in den Thiergarten wieder anzufangen. Die niedrige Lage dieses Waldes läßt indessen die Fußwege selten vor Anfang des Juny trocken werden, und so gehörte Übung, Muth und verbes Schwereck dazu, um diese Promenaden mitzuwagen. Jetzt hat sich die Sache geändert. In jeder schnee- oder regenlosen Mittagsstunde der ersten Monate des Jahres ziehen Tausende von gepuhten Damen und Herren, Hunderte von Equipagen und Reitpferden den Weg vom Brandenburger Thore bis zum Hofjäger entlang, und wandeln auf trockenem Boden in der buntesten Mischung so lange unter einander umher, bis endlich der Magen zur Rückkehr erinnert, eine Instanz, deren Gründe anzuhören man von Jugend an gewohnt ist. Den Prinzen des königlichen Hauses haben die Berliner diesen erhöhten, täglich wohlgelegten Weg zu danken, den man jetzt den Corso, auch die G-Saite nennt, und fast täglich sieht man sie, mit ihren Gemahlinnen und ihrem Hofstaate, sich in die bunten Reihen mischen, während ihre glänzenden Equipagen mit den herrlichen Trakehner Gestütpferden sich auf den Fahrwegen in ihrer Nähe halten, um sie zur Heimkehr oder bey eintretenden üblen Launen des Wetters rasch aufnehmen zu können. Man hat bemerkt, daß, wenn früh der Corso recht stark besucht war, auch des Abends die Theater und Concerte gefüllte Häuser hatten. An letzteren fehlte es denn in den vergangenen Monaten nicht. Die Singakademie fuhr fort, ihre großen Oratorien aufzuführen, darunter eines von Händel: „Israel in Egypten“, welches bisher in Berlin noch unbekannt war. Fräulein von Schökel, jetzige Mad. Decker, sang in einigen dieser Concerte mit, ohne daß sie jedoch erlaubte, ihren Namen auf die Zettel zu setzen. Die schwache Seite dieser Musikaufführungen ist indessen die Instrumentalbegleitung, die nicht, wie sonst, von der königlichen Capelle, sondern von der philharmonischen Gesellschaft, einem Dilettantenverein, ausgeführt wird. So lange der verstorbene Kammermusicus Riech, der letzte hiesige Schüler Rode's, an der Spitze des Instituts stand, schritt es rasch vorwärts, und versprach etwas Tüchtiges zu werden.

Unter dem Namen eines Künstlers wurde uns von Breslau ein Hr. Rappo zugesandt, der auf dem Königsstädtischen Theater abwechselnd mit dem „Eckensteher Nante“ seine Kunststücke machte. Sie bestanden aus Variationen im Heben und Werfen schwerer Körper und solcher Attituden, die von einer gut geübten physischen Kraft zeugen. Für ein Publicum von lauter Nante's wäre Rappo unbedenklich ein Künstler; so sehr indessen die Besucher des Königsstädtischen Theaters sich jetzt an Hausmannskost haben



gewöhnen müssen, so war ihnen diese doch zu unverdaulich. Es gab leere Häuser, und der von den Breslauer Dichtern so vielbesungene Athlet und Herkules mußte sich bey seiner Abreise von Berlin selbst ein Liedchen pfeifen; wenigstens waren die hiesigen Dichter stumm bey dem Verschwinden dieses Göttersohaes. Hr. de Bach, der bekannte Director einer Kunstreitergesellschaft, brachte überdies einen neuen Herkules hieher, der es noch auf einige Pfunde höher gebracht hat, als der vorige, und jedem 500 Thaler bietet, der ihn zu Boden werfen kann. Man hoffte auf einen Wettkampf, doch Herkules-Rappo war zu edel, um seinen Kunstverwandten ums Geld bringen zu wollen, und stürzte sich im Stillen.

Kaupach, der Unermüdliche, hat außer seinem „Kaiser Friedrich II.“ der sich in seinem dramatisch-poetischen Werthe ganz an seine frühern „Hohenstaufen“ anschließt, jetzt eine historische Tragikomödie auf die Bühne gebracht, die den Titel: „Mulier taceat in Ecclesia,“ führt, und eigentlich nur aus drey großen Dialogen besteht, die indessen von der pikantesten Tendenz sind. Hr. Kott und Mad. Wolff, König Heinrich VIII. von England und Katharina Parr (in dem letztern Stücke) gewannen den Beyfall, der geachteten Schauspieler in dankbaren Rollen nie fehlt. Fräulein von Hagn, seitdem sie als neuengagirte Schauspielerinn den Platz der Ulle. Fournier einnimmt, findet nicht mehr den Applaus, der ihre Gastrollen begleitete. Mlle. Hirschmann aus Dresden und La Roche gastirten auf der Hofbühne gleichzeitig, oft an einem Abend. Die erste als eine talentvolle Anfängerinn, und der letzte als ein hier schon wohlbekannter bühnenfester Künstler, gaben zu manchen guten Vorstellungen Veranlassung und empfingen den ihnen gebührenden Beyfallszoll.

Beym Königsstädtischen Theater, wo es Grundsatz der jetzigen Direction zu seyn scheint, nach und nach alle vorgefundenen Schauspieler zu entlassen, um ein Personal zu gewinnen, welches seine Stellung allein dem jetzigen Unternehmer zu danken hat, kommen so viele Gastspiele und neue Engagements vor, daß das Gedächtniß kaum deren Namen festhalten kann. Was bisher engagirt wurde, ist in der Regel von der Art, daß es nach einigen Wochen mit großen Abfindungssummen wieder entlassen werden muß. Eine Ausnahme davon macht Mad. Schodel, deren Gesang und Spiel in allen ihren Gastrollen Glück machte, und in das etwas schläfrige Personal dieser Oper neues Leben brachte. Mlle. Serwer, eine Opernyrimadonna in partibus infidelium, hat Berlin verlassen, mit einem ansehnlichen Abstandsgehalte, welches ihr Hr. Cerf, um sie andern Theatern zu gönnen, zahlte. Holtei, der mit sich steigendem Beyfall seine Gastrollen fortsetzt, und dessen „Lorbeerbaum und Bettelstab“ binnen kurzer Zeit fünfzehn Vorstellungen erlebt hat, wird kein Engagement hier nehmen, sondern in diesem Sommer eine Kunstreise machen. Als Heinrich in dem vorgenannten Stücke ist er lithographirt worden. Unter allen Theaterfiguren, die hier erschienen, ist dieß die gelungenste.

Doch genug von den Theatern, um zu erfreulicheren Gegenständen überzugehen. Der Orient sendete uns vor Kurzem einen Mann zu, der nicht besser gewählt seyn konnte, um von der fortschreitenden Civilisation in seinem Lande eine Probe zu geben. Es war dieß der türkische Gesandte, Brigade-General Namik-Pascha, der von London kommend, Berlin auf seiner Reise nach Petersburg berührte. Überall, wo dieser gebildete und geistreiche Mann sich zeigte, hinterließ er den angenehmsten Eindruck. Er sprach geläufig französisch, auch im Englischen und Italienischen wußte er sich auszudrücken, sogar das Lateinische war ihm nicht fremd, indem er der Chef einer Chirurgenschule ist, in welcher diese Sprache gründlich gelehrt wird. Seine Fragen waren bestimmt, zeugten von mannigfaltigen Kenntnissen, bey einem fortgehenden Bestreben, sich zu unterrichten, und wurden durch die bescheidene Art, mit welcher er sie that, nie lästig. Ohne die türkische Gravität zu verläugnen, war seine äußere Erscheinung sehr einfach. Ein polnischer Rock, mit Schnüren besetzt, eine leichte orientalische Kopfbedeckung, Pantalons und Stiefeln mit Sporen machten seine Kleidung aus. In Begleitung eines hiesigen Lohnbedienten besuchte er alle für Kunst und Wissenschaft wichtige Institute, auch technische Anstalten, und zeigte in manchem dieser Fächer sich vorbereiteter, als man es sonst in der vornehmen Welt zu finden gewohnt ist. Selbst über die Politik seines Landes sprach er freymüthig, ohne aus dem diplomatischen Tact zu fallen. Als er das hiesige Cadettenhaus besuchte, erkannte er sogleich die Bildnisse Friedrich II. und des Churfürsten Friedrich Wilhelm, und zeigte sich in der Geschichte dieser beyden Fürsten vollkommen bewandert. Er freute sich, daß in dieser Anstalt die Wissenschaften zur Hauptsache und die militärischen Übungen zur Nebensache gemacht würden. Bey dem Mittagstische der Cadetten, an dem er nicht bloß müßiger Zuschauer blieb, bat er sich



ein Stück Brot aus, welches er seinem Diener zur Aufbewahrung übergab; woben er sagte, daß er das Brot als das medium der Verpflegung einer Anstalt ansähe, und dieß daher gern einer genauern Betrachtung seiner Beschaffenheit unterwürfe. Er schied mit der Auserung, daß er seinem Souverain die Einrichtung einer ähnlichen Anstalt vorschlagen werde. — Die Concerte schien er zu lieben, besuchte auch die Aufführung des „Tod Jesu,“ von Kammeler und Graun, und ließ sich von dem Inhalt des Textes unterrichten. Den Wein verschmähte er weder auf der Reise, noch an der Tafel unsers Königs, zeigte auch schon eine ganz hübsche Kenntniß der verschiedenen Sorten. Übrigens war sein Benehmen immer ernst, würdig und seinem Stande und Amte angemessen.

Der Tod des Fürsten Radziwił, Statthalter des Großherzogthums Posen, hat allgemein einen sehr schmerzlichen Eindruck gemacht. Der Verewigte war ein Mann von dem edelsten Charakter, von der feinsten Bildung, und ein unermüdeter Förderer und Beschützer der Wissenschaften und Künste, als deren Vertreter in den höhern Kreisen der Gesellschaft man ihn betrachten konnte. Bey der Todtenfeier, die in der Singakademie zu seinem Andenken veranstaltet wurde, führte man mehrere geistliche Gesänge von seiner Composition auf, die jedem Meister in dieser Kunst Ehre machen würden. Bekanntlich hat er auch den lyrischen Theil aus Goethe's „Faust“ in Musik gesetzt, und sich dadurch in der Kunstwelt ein bleibendes Andenken gesichert.

So viel für heute. Mit nächstem ein zweyter Frühlingsbericht von hoffentlich mehr heiterer Farbe.

### L i t e r a t u r.

„Flora Jadrensis,“ collecta a Prof. *A. Alschinger*. Jadrae 1832. 8.

Was Professor Petter nur namentlich anführte, wird hier aus der Umgebung von Zara, nach Linne's System umständlich beschrieben und den 490 Gattungen und 1222 Arten phenerogamer und 10 Gattungen und 16 Arten farrenartiger Pflanzen werden, außer den systematischen Namen in lateinischer, noch die Trivialnamen in illyrischer, griechischer und italienischer Sprache beygefügt, wodurch dieses Werk außer seinem Interesse für den Botaniker, auch noch für den Philologen Werth erhält. Wir wünschen, daß dieses Unternehmen zu ähnlichen Arbeiten Anlaß geben möge, um uns bald einer vollständigen Flora dieses so pflanzenreichen Landes erfreuen zu können. — Preis 1 fl. 30 kr. C. M. und in Wien zu haben in der Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold am Stephansplatz.

„Botanischer Wegweiser in der Gegend von Spalato in Dalmatien,“ von Prof. Petter in Spalato. Zara 1832. 16.

Diese kleine Schrift, mit einem interessanten 32 Seiten starken Vorberichte, ist ein recht erfreulicher Beytrag zur Flora dieses Landes. Der unermüdete Hr. Verfasser, den Botanikern als Herausgeber seiner trefflichen Herbarien dieser Umgebung bereits bekannt, führt darin 1037 Arten nach alphabetischer Ordnung, doch ohne weitere Beschreibung, mit Angabe ihrer Fundorte, Blüthezeit, Ausdauer, und außer den systematischen Namen auch die in illyrischer Sprache an. Das Buch ist so eingerichtet, daß die darin aufgeführten Pflanzennamen herausgeschnitten, und die von ihm herausgegebenen trockenen Pflanzensammlungen beygelegt werden können. Viele seltne und neue Pflanzen sind darin verzeichnet, und man kann daher verbürgen, daß dieses Verzeichniß von keinem Botaniker durchgesehen werde, ohne den regen Wunsch, sich auch die Originalien, die bey dem Verfasser, empfehlungswürdig erhalten, für den äußerst mäßigen Preis von 6 fl. C. M. für 100 Arten zu haben sind, zur Ergänzung seiner Sammlung zu verschaffen. Der „Wegweiser“ ist um 1 fl. 20 kr. C. M. in Wien zu haben in der Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold am Stephansplatz.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Dienstag, den 4. Juny 1833.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Narbe am Daumen.

R o m a n z e.

Ein Mägdlein lag an des Baches Saum  
Dahingegossen, in süßem Traum;  
Ihr Antlitz spiegelte, lieblich und mild,  
Der schönsten Seele schönstes Bild.

Ein Jüngling zog des Weges einher;  
Er sah sie, — und zog nicht weiter mehr;  
Er sah sie, und sank entzückt in's Knie,  
Anbethend der Schönheit Harmonie.

Und wie er so kniel' und schwärmte' und sah,  
Da rauscht' es im Laube, da schlüpfte' es nah;  
Da biß die garstigste Viper geschwind  
Zu tiefst in den Daumen das schlummernde Kind.

Ein Schrey! — die Jungfrau rafft sich empor;  
Der Jüngling springt, sie zu rächen, hervor;  
Die Viper blutet, — die Wunde schwillt,  
Die Jungfrau jammert, von Angst erfüllt.

Da faßt der Jüngling des Mägdleins Arm,  
Und preßt an den Daumen die Lippen so warm,  
Und saugt und saugt, mit kühnem Muth,  
Aus tiefer Wunde das tödtliche Blut.

Schon dringt in die Adern kein Gift mehr hin;  
Da scheidet der Jüngling mit trübem Sinn.  
Das Mägdlein dankt ihm mit feuchtem Blick:  
Zwey Wunden ließ er ihr wohl zurück.

Die ein' am Daumen vernarbt gar schnell,  
Die and're am Herzen, die bleibt zur Stell'. —  
Es ward auch der Jüngling von dieser Stund'  
Nicht wieder so froh, nicht wieder gesund.



Er schlich durch Wälder, er schlich durch Au'n,  
 Er konnt' allüberall Ein's nur schau'n;  
 Er sah es im Traum', im Morgenlicht: —  
 Die Narb' am Daumen vergaß er nicht.

Nach Monden ging er wieder hinaus,  
 Wo's Bächlein rann vor der Jungfrau Haus;  
 Er faßt' ihr die Hand, sie ließ es gescheh'n: —  
 Die Narb' am Daumen war noch zu seh'n!

„Ach, Jungfrau,“ sprach er mit sehnendem Blick,  
 „Ich kann nicht, — es treibt mich zu dir zurück!  
 „Das Blut, das ich sog mit den Lippen auf,  
 „Das kam wohl vom Herzen im graden Lauf!“

„D'rum ist es, als trüg' ich seither von dir  
 „Ein Theilchen des Herzens herum in mir!  
 „D'rum nimm es zurück, es läßt mir nicht Ruh',  
 „Und willst du, so nimm mich setzber dazu!“ —

Das Mägdlein lächelt, der Jüngling ergreift  
 Zum zweyten Male die Hand mit Hast;  
 Da brauch'ts keinen Trauring, als Symbol,  
 Die Narb' am Daumen ersetzt ihn wohl.

Johann Gabriel Seidl.

### Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung.

(F o r t s e t z u n g.)

„Ungefähr hundert Schritte vor der kleinen Stadt Vendôme,“ fing er an, „liegt an dem Ufer der Loire ein dunkles Gebäude, mit doppeltem schiefergrauen Dache, und mehreren kleinen Thürmen. Es ist rundum von einem Garten umgeben, der sich bis an den Fluß erstreckt — aber man erblickt kaum mehr die Spuren der ehemaligen Anlagen; die Hecken sind wild in einander verzweigt, die Gänge mit Unkraut bewachsen, die seit zehn Jahren nicht beschnittenen Obstbäume vermooset — alles wüßt, alles verwahrloset.“

Doch entdeckt man noch von einem Berge gegenüber, auf dem die Trümmer des Schlosses der alten Herzoge von Vendôme liegen und der der einzige Punct ist, von dem aus man jenen verwilderten Garten zu übersehen vermag, daß in einer nun versunkenen Zeit nichts zu seiner Verschönerung gespart worden war. Man sieht noch Spuren von Lauben, Springbrunnen, Blumenbeeten — man erräth, welch' ein ruhiges, friedliches Daseyn die ehemaligen Besitzer desselben beglückt hat; sanfte, wehmuthsvolle Gedanken beschlichen meine Seele dort und wurden noch durch die Inschrift verstärkt, die einen an der Mauer angebrachten Sonnenweiser umgab:

Fugit hora brevis.

Das Dach des Gebäudes war durchlöchert, die Fensterläden alle geschlossen, zahllose Schwalbennester hingen an allen Vorsprüngen derselben — die Treppe, die zu dem Eingange führte, war mit Gras bewachsen, die Schloffer der Thüren alle verrostet, das Holzwerk verwittert. Tiefes Schweigen herrschte in dem verödeten Gebäude, zu dem nur in der Stille der Nacht, Mäuse, Ragen und Wiesel einen Zugang finden.



Von der Landstraße aus erblickt man das große Schloßthor, in das die Kinder aus der Umgegend viele Löcher gebohrt haben, durch die man in den innern Schloßhof sehen kann. Er ist eben so verwildert als der Garten und mit hohem Grafe bewachsen; die Mauern haben große Risse, Ephen und Schlingkraut kriechen allenthalben daran hinauf; der Strang der Glocke, die ehemals den Pförtner herbeyrief, ist versault, die Dachrinnen zerbrochen — und doch keine Spur von Zerstörung durch Menschenhand — die Zeit allein hat hier gewaltet und in dem ganzen Bezirk ist es schauerlich schweigsam, öde und still wie im Grabe.

Dies öde Schloß ist ein Geheimniß, zu dem Niemand den Schlüssel hat. Es heißt: *La grande Bretèche* und, wie ich später erfuhr, waren seit zehn Jahren die Thore desselben nicht eröffnet worden.

Mir erschien es während meines Aufenthalts in Vendôme noch anziehender wie eine Ruine; an diese knüpfen sich historische Erinnerungen, Thatsachen, deren Wahrheit man nicht bestreiten kann — aber dieß noch stehende, in sich selbst verfallene Schloß war ein Geheimniß, das der Phantasie freyen Spielraum zu ihren abenteuerlichsten Schöpfungen gab.

Im Anfange umkreisete ich auf meinen Spaziergängen nur den Garten; bald aber bahnte ich mir durch die Hecken seiner Einfassung einen Zugang zu demselben und brachte nun fast täglich einige Stunden in diesem herrenlosen Bezirk zu. Selbst um den Preis der wahren Begebenheit, die diesem seltsamen Ereigniß zum Grunde lag, hätte ich bey keinem Einwohner von Vendôme darnach fragen und mir dadurch die Freyheit rauben mögen, mir selbst die Veranlassung dazu zu träumen. Ich überließ mich in der schauerlichen Einsamkeit dieses verwilderten Gartens allen Entzückungen der Schwermuth und schmückte sie mir mit dem reichsten Zauber der Poesie, den meine Phantasie ihr zu leihen vermochte. Diese Einsamkeit war alles, wozu ich sie machen wollte — sie glich der Stille eines Klosters — der Friedlichkeit eines Kirchhofs — der Abgeschlossenheit einer Einsiedelei — ich habe dort oft Thränen geweint und alle Wonne der Wehmuth so rein und tief wie nie früher durchempfunden. Oft schrak ich unwillkürlich zusammen, wenn in der Abenddämmerung der Flug eines Nachtvogels über mich hinrauschte; der Boden war feucht, es wimmelte in dem Garten von Eidechsen, Fröschen und Kröten, die in aller Freyheit der Wildniß darin umherkrochen; — die Sonne war kaum hinabgesunken, so hatte man schon das Gefühl, als senkte sich ein Eismantel nieder, der wie die Hand des Commandeurs in „*Don Juan*“ grausig auf den Schultern lastete. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines Abends, wo mich namenloses Grauen erfaßte; eine alte, verrostete Wetterfahne ächzte im Winde — es klang, als drängen aus dem Schlosse tiefe Seufzer hervor, als solle ein namenloser tiefer Jammer kund werden, in aller furchtbaren Erhabenheit der verhüllten Geisterwelt. — Entsezt eilte ich nach Hause und saß nach dem Abendbrot, in düstere Gedanken versenkt, in meinem Zimmer, als meine Wirthinn zu mir eintrat.

„Gnädiger Herr,“ sagte sie mit einer geheimnißvollen Miene, „Herr Regnault ist —“

„Wer ist Herr Regnault?“

„Wie, der gnädige Herr kennen Hrn. Regnault nicht? — das ist sonderbar.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und ich sah einen langen, stockdürren, schwarz gekleideten Mann zu mir eintreten mit einem spitzigen Kopf und mit



einem Gesicht, das ich mit einem Glase schmutzigen Wassers vergleichen möchte. Sein Rock sah abgetragen aus, aber er trug eine diamantne Tuchnadel und große goldene Ohrringe.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?“ fragte ich.

Er nahm, ohne meine Einladung abzuwarten, einen Stuhl, rückte ihn zum Feuer, legte seinen Hut auf den Tisch und antwortete mir, indem er sich die Hände rieb: „Ich bin der Herr Regnault!“

Ich verneigte mich und dachte: „Il bondo cani! — Such!“

„Und,“ fuhr er fort, „der Notarius hier in Vendôme.“

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Notarius?“

„Geduld! Geduld!“ rief er, indem er zugleich die Hand erhob, als wolle er mir Schweigen gebieten. „Erlauben Sie, gnädiger Herr, erlauben Sie —“ hier räusperte er sich und fuhr dann mit angenommener Wichtigkeit fort — „ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie häufig in dem Garten von La grande Bretèche spazieren gehen?“

„Ja, mein Herr, das thue ich.“

„Geduld! Geduld!“ wiederholte er, — „es ist ein Einbruch — aber ich bin kein Türke und will deßhalb keinen Prozeß mit Ihnen anfangen; ich komme nur als Testamentsvollstrecker im Namen der verstorbenen Frau Gräfinn de Maret, um Sie um die Einstellung dieser Besuche zu bitten. Sie sind ein Fremder, mein Herr, und so ist es begreiflich und auch gewissermaßen erlaubt, daß Sie mit den Umständen unbekannt sind, die mich verpflichten, das schönste Schloß in unserer ganzen Gegend in Trümmer zerfallen zu lassen — aber Sie wissen doch, daß unsere Geseze es unter Androhung schwerer Strafen verbieten, in einen verschlossenen und geschlossenen Bezirk ohne Bewilligung des Besitzers einzusteigen und daß eine Hecke vor dem Gesez gerade so viel bedeutet als eine Mauer. Doch dient der jetzige Zustand des Schlosses und des dazu gehörenden Gartens zur Entschuldigung Ihrer Neugierde und ich wünschte nichts mehr, als Ihnen freyen Eingang und Zutritt in dasselbe verstaten zu können; aber als ernannter Testamentsvollstrecker der Frau Gräfinn de Maret muß ich mir die Erlaubniß nehmen Sie zu ersuchen, besagten Garten nicht wieder zu betreten. Ich selbst, mein Herr, habe seit Eröffnung des Testaments keinen Fuß wieder in das Schloß gesetzt, welches, wie ich schon die Ehre gehabt habe zu erwähnen, zur Verlassenschaft der Frau Gräfinn de Maret gehört. Ich habe nur gerichtlich den Status quo der verschlossenen Thüren und Fenster aufgenommen, um darnach die Abgabe zu bestimmen, die ich jährlich von den Zinsen eines, von der Frau Erblasserinn eigens dazu ausgesetzten Capitals zu entrichten habe. Ach, mein werthgeschätzter Herr, Sie können nicht glauben, wie viel dieß Testament den Leuten zu reden gegeben hat.“

Ich errieth ohne Schwierigkeit, daß die Vollstreckung desselben die wichtigste Begebenheit seines Lebens war, auf die sich sein Ruf, sein Ansehen unter den Bewohnern des Städtchens gründete, und da ich nun doch allen meinen Träumereyen, allen meinen selbst erfundenen Romanen entsagen mußte, blieb ich auch nicht unempfindlich gegen die Aussicht, die Wahrheit auf eine gewissermaßen officielle Weise erfahren zu können.

„Würde es unbescheiden seyn, Herr Regnault,“ sagte ich ihm, „wenn ich Sie um Mittheilung der Gründe ersuchte, die die Gräfinn de Maret zu diesem Testament veranlaßt haben?“



Bei diesen Worten strahlten seine Züge von dem Vergnügen, das ein Mann empfindet, wenn es ihm vergönnt wird, uns sein Steckenpferd vorreiten zu dürfen. Mit einem Anfluge von Stutzerhaftigkeit zog er seine Halsbinde in die Höhe, zog dann seine Tabaksdose hervor, öffnete sie, bot mir eine Prise, und bediente sich, da ich sie ausschlug, selbst desto reichlicher. Man glaubt nicht, wie glücklich der Mann in diesem Augenblick aussah.

Wer so unglücklich ist, kein solches Steckenpferd zu haben, kann gar nicht über den hohen Werth eines solchen Besizes urtheilen. Ein Steckenpferd hält gerade die rechte Mitte zwischen einer Leidenschaft und zwischen einer Nartheit, und in diesem Augenblick erst bekomme ich einen richtigen Begriff von der Freude, mit der, unter Tri m's Beystand, der Onkel Toby sein Parade-pferd bestieg und es tummelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Buchstabenpiel.

Mit B ein mächtiger Verein;  
Mit F trägt's schnellen Vortheil ein;  
Mit H nennt es ein kluges Thier;  
Mit K wird etwas wissend dir;  
Mit M ist's wichtigste Organ;  
Mit R triffst du kein Eckchen an;  
Mit S ist es ein Meeresheil;  
Mit W braucht's Pfaster, dann wird's heil.

E. Haufsch.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im April 1833.

Der Palmsonntag brachte uns hier in dem großen Concert, welches an diesem Tage stets, zum Besten der Wittwen und Waisen der Tonkünstler der königl. Capelle, im Saal des großen Opernhauses aufgeführt wird, einen überaus hohen, seltenen Genuß, indem wir hier zum ersten Male die große Passionsmusik von Sebastian Bach, nach den Worten des Evangelisten Matthäus hörten. Dieses Riesenwerk des tiefstinnigsten, gottbegeisterten Meisters war im Jahre 1729 zur Charfreitagvesper in der Thomaskirche in Leipzig aufgeführt worden, und ertönte seitdem nicht wieder im Vaterlande! Doppelt verdienstlich war es daher von unserm Capellmeister, Ritter Morlachi, daß er, der die hohe Würde deutscher Meisterwerke mit wahrem Enthusiasmus anerkennt, auch hier jedes Hinderniß beseitigte, jeden Zweifel besiegte, jede Schwierigkeit überwand, und so diese herrliche Aufführung zu Stande brachte! Sehr schwierig war dies wirklich; nicht allein ist diese Musik für Sänger und Chöre überaus schwer, es gehört ein doppeltes Orchester dazu, sehr zahlreich besetzt, es ist für mehrere Instrumente geschrieben, die jetzt gar nicht mehr gespielt werden, und also von andern ähnlichen Charakters ersetzt werden müssen, und besonders war bey allen Künstlern der recht bange Zweifel zu überwinden, ob nicht, nach aller rastlosen Anstrengung, die Alterthümlichkeit dieser Musik doch das größere Publicum minder befriedigen und ansprechen werde! Aber das einfach hohe Werk triumphirte über alles, was der Zeit und der Mode unterworfen ist. Diese herrlichen, von Andacht durchglühten Chöre mit dem wunderschönen Gewebe der reinsten Harmonien, diese rührenden, aus tiefstem Herzen ertönenden Choräle rissen alle Zuhörer zu wahrer Begeisterung hin, selbst diese Arien, so fremdartig und seltsam sie uns auch klingen, fesseln doch Ohr und Herz unwiderstehlich; diese sarge Instrumentalbegleitung ist unsern verwöhnten Sinnen so überraschend und neu, und wenn wir die Stimme so allein auf sich beruhend im Aether schweben hören, während nur ein paar Instrumente mit holdem Wohl laut sie keineswegs



unterstützen, sondern in kunstvollen Imitationen die ausdrucksvollen Melodien gleichsam nur umgankeln, so macht diese in der Tonsprache denselben Eindruck auf unser Gemüth, wie in der bildenden Kunst ein meisterhaftes, frommes Bild auf reinem Goldgrund, von zarten Arabeskenranken umflochten. Zugleich bewirkt diese gut gewählte, aber nur aus so wenig Instrumenten bestehende Begleitung der Sologefänge eine jauchbrische Wirkung des Helldunkels; wenn dann plötzlich bey angemessenen Stellen die ganze Fülle der Chöre und Doppelorchester mit donnernder Kraft wieder einfällt, da fühlt man, wie weise jene Sparsamkeit war, und wie gerade dadurch jede Monotonie vermieden ist! Die Recitative sind überaus schwierig für die Sänger, aber voll innern, ächt dramatischen Lebens; alles gestaltet sich, jede Scene schwebt gleichsam sichtbar vor unserer Phantasie vorüber. Alles ist so gediegen, so groß und einzig in dieser Musik, daß man eigentlich nichts Einzelnes herausheben darf; die allerhinreißendste Wirkung that das erschütternde Schlußchor des ersten Theiles und der himmlische Choral: „Wenn ich einmal soll scheiden.“ Ausgezeichnet schön und ganz im ächt alterthümlichen Styl trug unser trefflicher Concertmeister *Kolla* sein Violin solo vor, so weich, so angeschmiegt an den Sinn des Ganzen, daß man den denkenden Künstler hier besonders erkannte. Sänger und Chöre waren trefflich. *Mad. Kraus-Wranitzky* hatte die Gefälligkeit, den ersten Sopran zu übernehmen; sie paßte vorzüglich dazu, da man sich auf die Festigkeit dieser Sängerinn, die wahre Künstlerinn ist, verlassen kann. *Fräul. Schebest* führte die Altparthie und *Hr. Babnigg* die schwierige erste Tenorparthie, Beyde sehr gut aus, alle andern Sänger wirkten mit. Schwerlich hat der ehrwürdige *Vach* selbst je sein Werk so reichbesetzt und so vollendet ausführen hören; die zusammenwirkende Masse der Töne trägt hier viel zu dem Imposanten des Eindrucks bey. Alle Zuhörer hätten innig gewünscht, daß es noch einmal in der Kirche möchte wiederholt werden, um so mehr, da leider diesmal der Zutritt zu der Hauptprobe streng ver sagt war, wo sonst alle Musikfreunde es doppelt genießen.

Einen ähnlichen Kunstgenuß gewährte eine historisch-geordnete Aufführung der Singakademie, die jezt unter des wackern Organisten *Schneider's* Leitung frisch erblüht. Ein einfacher Kirchengesang *Palästrina's* stellte uns den Styl des sechzehnten Jahrhunderts dar; fromm, in reinen Harmonien, wie Seraphslieder aus Paradiesgefilden, ertönte er. Tiefbewegter und kunstvoll verwebt, zugleich aber innig seelenvoll war das achtstimmige „*Crucifixus*,“ von *Locchi*, welches uns die Periode des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnete. Stürmisch jubelnd in einander greifend und in glühenden Harmonienströmen hinfütend war die große Motette für zwey Chöre, von *Sebastian Bach*, aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein Riesenwerk wie alles, was jener wunderbare Geist erschuf, dessen Werke sich nur mit denen von *Veet hoven* vergleichen lassen. Die letzte Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurde durch die Motette von *Schiicht* auf das schöne Lied: „Nach einer Prüfung kurzer Tage“ bezeichnet, sanft und ausdrucksvoll, aber mehr berechnet durch die Virtuosität einzelner Stimmen zu wirken, gerade durch die Künstlichkeit mehr eine veraltete Periode andeutend, als die frühern weit ältern Werke. Höchst interessant war die Zusammenstellung des Ganzen.

(Der Schluß folgt.)

## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

### Gastrollen der *Mad. Schröder*.

*Mad. Schröder* hat nunmehr ihre Gastspiele auf unserer Hofbühne beendet und bereits Wien verlassen, wo man ihrer lange dankbar gedenken wird. Sie trat, seitdem wir das letzte Mal über ihre Darstellungen gesprochen haben, noch als Königin *Elisabeth* in *Schiller's* „*Maria Stuart*“ auf, wiederholte dann noch einmal die Rolle der Fürstinn *Mutter* in der „*Braut von Messina*“ und nahm endlich als „*Sappho*“ von dem Publicum unserer Hauptstadt Abschied. — Der Charakter der „jungfräulichen“ Königin von England ist für die Darstellerinn eine ungemein schwierige, in ungeschickten Händen obendrein gefährliche Aufgabe; das Unschöne der Sinnesart wird nicht einmal durch die überwältigende Glut der Leidenschaft entschuldigt, die Darstellerinn ist dadurch jeder Gelegenheit beraubt, auf gewöhnlichem Wege das Interesse der Zuschauer zu erwecken und festzuhalten. So geschieht es denn hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, daß Schauspielerinnen, die sich über das Alltägliche nicht erheben können, das



Anwidernde des darzustellenden Charakters auf sich selbst und ihre Leistung hinüberziehen, eben so wie, im entgegengesetzten Falle, schon oft die anmuthige, bestechende Zeichnung des Dichters der mittelmäßigen Darstellerin zu Beyfall und Bewunderung verholfen hat. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet man das durch den Ausdruck dankbare und undankbare Rollen, und es kostet oft nicht geringe Mühe einen sonst vielleicht recht verdienstlichen Schauspieler zu einer sogenannten undankbaren Rolle zu bewegen. Das ächte Talent und der wahre Beruf kennt nun freylich diesen Unterschied nicht (denn für diese gibt es gar keine undankbaren Rollen); wenigstens hat eine Sophie Schröder, um nur das zunächst liegende Beyspiel anzuführen, einen solchen niemals fühlen lassen, eben weil sie sich bewußt war, jede Rolle interessant und wichtig und groß machen zu können. Das hat sie auch in ihrer Königin Elisabeth gethan, und mit Bewunderung haben wir gesehen, mit welcher Ruhe, Verständigkeit und Tiefe sie die verstecktesten Züge dieser gleichnerischen Fürstin, man könnte sagen mit historischer Treue, ans Licht zog und zu einem psychologischen Meisterwerke zusammenstellte. Ihrem Verstande macht vielleicht keine ihrer zahlreichen Darstellungen mehr Ehre, als diese.

— Die Fournier erschien heute zum ersten Male als Maria Stuart. Ihre einnehmende Persönlichkeit leistet ihrem Talente in dieser Rolle nicht geringen Vorschub, auch glauben wir, und zwar mit großer Freude, bemerkt zu haben, daß das Beyspiel des großen Vorbildes, welches sie neuerdings zu studieren Gelegenheit hatte, auf ihren Vortrag und ihre Darstellungsweise sehr wohlthätig eingewirkt hat. Schon zu Anfang in den Scenen mit Burleigh, wo sie die Anklage beantwortet, dann in der Scene mit Mortimer zeigte sich dies auf eine erfreuliche Weise, weniger sichtbar in der Scene mit Elisabeth, am unverkennbarsten aber im 5. Acte, den wir vollkommen gelungen, durch Anmuth, Wahrheit und Gefühl tief ergreifend nennen dürfen.

— Die Aufführung der „Braut von Messina“ war in Beziehung auf die Rolle der Fürstin Mutter, wieder ein Genuß, wie nur die höchste Vollendung ihn gewähren kann. Wir ersparen uns jede Wiederholung, rufen aber der großen Künstlerin noch einmal den Dank aller wahren Kunstfreunde in die Ferne nach. Die Schülerin der Mad. Schröder, Ute Schöller, die wir vor Kurzem als Melitta kennen gelernt, spielte heute die Rolle der Beatrice. Der gehaltene, mehr tragische Ernst dieses Charakters scheint ihr weniger zuzulagen, als die leichtere, jugendliche Unbefangenheit des erstern. Man bemerkte etwas Gezwungenes, Eingelerntes, nicht Natürliches, und das stört immer das Beste in der Wirkung. Ihre „Melitta“ sprach im Ganzen mehr an.

— Mad. Schröder schied, als sie nach dem Schlusse der „Sappho mit unbeschreiblicher Wärme von den Anwesenden hervorgerufen wurde, in herzlichen, aus dem tiefsten Innern kommenden Worten. Möge sich die Hoffnung des Wiedersehens, die sie in diesen Worten aussprach, gewiß und bald erfüllen.

### Musicalisch = declamatorische Akademie der Mad. Sophie Schröder.

Der Vollständigkeit wegen und um nichts mit Stillschweigen zu übergehen, was zu den Leistungen der großen Künstlerin während ihres jüngsten Aufenthalts in Wien gehört, glauben wir ein paar Worte über die von Mad. Sophie Schröder im k. k. großen Redoutensale veranstaltete „musicalisch = declamatorische Unterhaltung“ nachtragen zu müssen. Eine Künstlerin wie Mad. Schröder auftreten und sprechen zu hören, ist, unter was immer für Umständen es auch geschehen möge, wünschenswerth und interessant; ihr sieggewohntes Talent, dem nichts widerstehen kann, wird jeden etwaigen Mißgriff in der Wahl und Anordnung des Ganzen unfehlbar vergessen machen. Das hat sich allerdings bey der heutigen Gelegenheit im vollen Umfange des Wortes bewährt, denn gewiß ist jeder von den Zuhörern mit noch erhöhter Verehrung ihrer Künstlergröße nach Hause gegangen; trotz dem aber bleibt ihm doch noch die Frage auf dem Herzen zurück, warum denn überhaupt etwas dargeboten werden mußte, was nur das alles verfühnende Talent der Geberin wieder gut zu machen im Stande war. Über declamatorische Productionen im Allgemeinen den Stab zu brechen, wäre einseitig und unbillig; es gibt Dichtungen in freyer wie in gebundener Rede, die sich beynabe ausschließlich zu öffentlichen Vorträgen außer der Bühne eignen; die Ballade, manche theils lyrische, theils beschreibende Gedichte gehören in diese Gattung; sie schön zu sprechen ist eines großen Künstlers würdig, sie so gesprochen zu hören, einem jeden poetisch erreg-



baren Sinne hoher Genuß; allein auf diese Gattung sollte sich die öffentliche Declamation mit strenger Gewissenhaftigkeit beschränken, und nicht Dinge in ihren Kreis hineinziehen, die nun einmal durchaus nicht in denselben gehören und die, gewaltsam hineingezwängt, auf dem unwirthlichen Boden kümmerlich zu Grunde gehen müssen. Dies gilt namentlich von allen dramatischen Bruchstücken, Monologen oder sonstigen sogenannten „schönen Stellen,“ die aus dem Zusammenhange der Handlung, der Situation, der Charaktere herausgerissen, im Concertsaale, im Concertsaume und endlich in der Concertstimmung ihren ganzen Zweck verfehlen und sich, um es gelind auszudrücken, höchst unvortheilhaft ausnehmen. — Ein solcher Fehlgriß war bey der Anordnung der heutigen Akademie vor sich gegangen, und selbst das unerreichte Talent einer Sophie Schröder, selbst der meisterhafte Vortrag unser's trefflichen Redners Anschütz vermochte es nicht ihn auf eine genügende Weise auszugleichen. Die Stücke bestanden in den beyden bekannten Monologen Johanna's aus der „Jungfrau von Orleans“ und in einem zusammengetragenen Potpourri aus den bekanntesten Stellen der Chöre in der „Braut von Messina.“ Alle diese 3 Stücke, die beyden erstgenannten von Mad. Schröder, das letztere von Hrn. Anschütz gesprochen, wurden von der k. k. Harfenpielerinn und Kammervirtuosinn, Mad. Sollenhofer-Müllner, nach ihrer eignen Composition, auf der Harfe begleitet. — Mit ungetheilte Freude wenden wir uns dagegen zu dem Theil der heutigen Akademie, der eben so richtig und zweckmäßig gewählt, als vortreflich und ächt künstlerisch in der Ausführung sich erwies. Es waren Bürger's Ballade: „Leonore,“ und Schiller's Lied von der Glocke, beyde gesprochen von Mad. Schröder. Es gab wohl wenige unter den Anwesenden, die nicht schon früher diese Gedichte von der Künstlerinn hätten vortragen hören. Dennoch mußten sie Jedem wie neu, wie nie gehört erscheinen; so gewaltig wußte die Rednerinn die Herzen ihrer Zuhörer zu ergreifen, zu fesseln, fort und empor mit sich zu reißen. Es ist in ihrem Vortrage eine solche Vollendung der Redekunst, und zugleich ein so unwiderstehlicher Schwung der Phantasie, daß man völlig überrascht wird über die Menge und die Neuheit der Empfindungen, die sie in jedem ihrer Zuhörer bey den längst bekannten, beynah auswendig gewußten Worten des Dichters zu erwecken versteht. Diese beyden Gedichte sind ein wahrer Triumph der Declamationskunst für Mad. Schröder, so wie sie längst ein Triumph deutscher Dichtkunst waren und bleiben werden für alle Zeiten. Daß wir sie noch Einmal so gesprochen gehört haben, das wollen wir recht innig dankbar anerkennen, denn vor der Hand wird es uns wohl schwerlich wieder so gut werden. — Die übrige Ausstattung der Akademie bestand in einer Arie, gesungen von Dlle. Botgorscheck, die mit recht vielem Beyfall aufgenommen wurde, und zwey Gesangstücken der Dlle. Sabine Heinefetter, nemlich einer Arie von Donizetti und dem Lachner'schen Liede: „das Waldbvöglein,“ mit der von Hrn. Prof. Lewy vortreflich geblasenen Begleitung des Horns. Die herrliche Stimme der Sängerin wirkte wie immer, mit großer Gewalt auf das Publicum, das feinen, leider jetzt so selten gehörten Liebling, mit Beyfallsbezeugungen überschüttete. Im Laufe der Akademie spielte Dlle. Nina Sedlak den ersten Satz eines Hummel'schen Piano-forteconcerts mit recht vieler Fertigkeit, Geschmack und Anmuth des Vortrags. Zum Schlusse des Ganzen sprach Mad. Schröder „Worte des Abschieds,“ gedichtet von Hrn. Eduard Anschütz, welche den Lesern bereits in einem unfrer frühern Blätter mitgetheilt worden sind. Mit sichtlicher Bewegung schied die Künstlerinn aus einem Kreise, in dem das Gedächtniß ihrer Leistungen unvergänglich fortleben wird.

(Mit Nr. 23 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Mittwoch, den 5. Juny 1833.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung.

(Fortsetzung.)

„Ich war,“ sagte Herr Regnault, „früher der erste Schreiber im Bureau des Notarius Chodron in Paris, von dem Sie gewiß eher haben reden hören. Da ich nicht reich genug war, um mich in Paris niederzulassen, wo die Stellen im Jahre 1816 sehr im Preise gestiegen waren, ging ich hieher und kaufte meinem Vorfahr seine Stelle ab. Ich hatte hier in Vendôme Verwandte und unter andern eine sehr reiche Tante, deren Tochter ich heirathete. Ungefähr ein Vierteljahr nach dem Antritt meines Amtes erhielt ich eines Abends, als ich schon im Begriffe war mich zu Bette zu legen, eine Aufforderung von der Frau Gräfinn de Maret, zu ihr nach Schloß Maret zu kommen. Ihre Kammerjungfer, ein braves Mädchen, die jetzt hier im Orte wohnt, hielt in dem Wagen der Frau Gräfinn vor meiner Thüre, um mich abzuholen. Doch — einen Augenblick Geduld — ich muß Ihnen ja noch sagen, daß der Herr Graf, einige Monate vor meiner Ankunft in Vendôme, in Paris gestorben war. Am Tage seiner Abreise nach Paris hatte auch die Frau Gräfinn La grande Bretèche verlassen und dieses stand so verschlossen und verlassen da, wie es noch jetzt ist.“

„In den letzten drei Monaten hatten überhaupt der Herr Graf und seine Gemahlinn eine seltsame Lebensweise geführt. Schemals ging es sehr gesellig im Schloß La grande Bretèche zu; allein in dem letzten Vierteljahre nahmen sie durchaus keine Besuche an; die Frau Gräfinn wohnte im Erdgeschoß, der Herr Graf im ersten Stockwerk. Von dem Augenblick an, da die Frau Gräfinn allein in Maret war, sah man sie auch nur noch in der Kirche und selbst ihren vertrautesten Freunden, ihren nächsten Verwandten schlug sie es ab, ihren Besuch anzunehmen. Es scheint, als sey sie schon sehr krank gewesen, als sie La grande Bretèche verließ, um in Maret zu wohnen.“

„Diese liebe Frau — ich nenne sie so, weil ich diesen Diamant zum Andenken von ihr habe, denn übrigens habe ich sie nur einmal gesehen — war sehr krank und hatte, wie es scheint, gleich im Anfang ihrer Krankheit jede Hoffnung genesen zu können, aufgegeben, da sie gestorben ist, ohne irgend einem Arzte den Zutritt erlaubt zu haben. Sie können leicht denken, daß meine



Neugierde außerordentlich rege wurde, als ich so ganz unerwartet erfuhr, daß sie mich sprechen wolle; auch war ich nicht der Einzige, den diese Aufforderung zu ihr zu kommen, interessirte; ob es gleich schon spät war, sprach man doch noch an demselben Abend in ganz Vendôme von nichts Anderm. Unterwegs legte ich der Kammerjungfer einige Fragen vor, die sie mir aber sehr ungenügend beantwortete; doch erfuhr ich von ihr, daß ihre Gebieterinn im Laufe dieses Tages die letzte Dhlung erhalten habe und schwerlich mehr den Morgen erleben werde.“

„Gegen elf Uhr kam ich in dem Schlosse an; ich stieg die große Treppe mit ihren breiten Stufen hinauf und mußte nun eine lange Reihe hoher, finsterner, kalter Zimmer durchwandeln, eh' ich zu dem Schlafzimmer der Gräfinn kam.“

„Nach allen den Gerüchten, die von dieser Dame im Umlauf waren — und gewiß, mein Herr, ich würde kein Ende finden, wollte ich Ihnen alles mittheilen, was man sich von ihr erzählte — dachte ich sie mir als eine schöne, sehr zierliche und gefallsüchtige Frau; aber es kostete mich Mühe, ihrer in dem großen Himmelbette mit Vorhängen von geblütem Damast, in dem sie lag, auch nur gewahr zu werden; in dem hohen, weiten Zimmer brannte nur eine kleine düstere Lampe, neben dem Bette stand ein kleiner Nachttisch, auf dem ein Thomas von Kempis lag, den ich, beyläufig gesagt, später, so wie auch die Lampe an Madame Regnault geschenkt habe. Außer diesem waren in dem Zimmer nur noch zwey Stühle und ein Schlaffessel für die Wärterinn — weiter durchaus nichts — kein Feuer im Kamin — nichts, gar nichts — man hätte das Inventarium von Allem, was in dem Zimmer befindlich, mit zehn Zeilen aufnehmen können.“

„Nur mit Anstrengung gewährte ich endlich, als ich mich dem Bette näherte, die Frau Gräfinn. Der schwache Schimmer der Lampe fiel gerade auf ihr Kopfkissen; ihr Gesicht war so gelb wie Wachs — sie hatte ein Spizenhäubchen auf, unter dem ihre reichen, schwarz und weiß gemischten Haare hervorquollen, und saß aufrecht im Bette, was ihr aber sehr schwer zu werden schien. Ihre großen schwarzen Augen bewegten sich nicht mehr in den tiefen Höhlen, in denen sie ganz versunken lagen, ihr Blick war schon gebrochen, ihre Stirne feucht und ihre Hände sahen wie die eines mit Haut straff überzogenen Gerippes aus; man sah jede Ader, jede Muskel. Sie soll sehr schön gewesen seyn; aber in diesem Augenblick ergriff mich bey ihrem Anblick ein Gefühl, für das ich keinen Namen habe. Nach dem Ausspruch derer, die sie in den Sarg gelegt und zu Grabe getragen haben, kann ein menschliches Wesen nicht ohne zu sterben zu einer solchen Magerkeit und Leichtigkeit hinschweben — diese Frau war von ihrem Weh innerlich so aufgezehrt, daß nur noch ein Schatten, ein Hauch, ein Gespenst von ihr übrig geblieben war, als sie starb. Ihre Lippen waren blaß violett und die Bewegung derselben kaum mehr sichtbar, als sie mit mir sprach.“

„Ob mich gleich in Paris mein Geschäft oft an das Sterbebette unserer Klienten geführt hatte, um ihren letzten Willen aufzusetzen, und ich daher an diese Art von Schauspielen gewöhnt war, muß ich doch gestehen, daß nie der Jammer einer Familie, nie ein Todeskampf solchen Eindruck auf mich gemacht hat, als diese einsame, stumme, in dem großen Schloß ganz vereinzelt Gestalt. Ich hörte nicht den leisesten Laut, ich sah nicht einmal mehr die Bewegung des Athemholens bey der Gräfinn und blieb unbeweglich und wie erstarrt vor ihrem Lager stehen. — Endlich bewegten sich die großen Augen — sie versuchte die



rechte Hand zu erheben, die aber wie todt auf das Bette zurückfiel — die Worte schwebten mit dem leisesten Hauch von ihren Lippen — ihre Stimme war schon keine Stimme mehr.“

„Ich habe Sie mit großer Ungeduld erwartet.“

„Ihre Wangen rötheten sich von der Anstrengung, die es sie kostete, diese Worte hervorzubringen.“

„Gnädige Frau —“

„Sie winkte mir zu schweigen. Die alte Krankenwärterin stand auf und sagte mir leise: „Reden Sie nicht; die Gräfinn kann nicht das leiseste Geräusch vertragen, und es würde sie zu sehr angreifen, Sie reden zu hören.““

„Nach einigen Augenblicken schien Frau von Muret alle Kraft gesammelt zu haben, die sie noch besaß, und es gelang ihr, ihren rechten Arm bis zur Höhe ihres Kopfkissens zu erheben — sie ruhete nun einige Minuten aus, ehe sie ein versiegeltes Papier unter demselben hervorzuziehen vermochte — große Schweißtropfen standen auf ihrer Stirne.“

„Ich übergebe Ihnen hier mein Testament.“

„Mehr sagte sie nicht. — Sie faßte ein Crucifix, das auf ihrem Bette lag, hob es schnell zu ihren Lippen empor und starb.“

„Mich schaudert noch, wenn ich an den Ausdruck ihres starren Blickes denke. Sie mußte unendlich gelitten haben.“

„Das Testament nahm ich mit. Als es geöffnet wurde, fand sich, daß sie mich zum Vollzieher desselben ernannt hatte. Mit Ausnahme einiger Legate, hatte sie ihr ganzes großes Vermögen milden Stiftungen vermacht; nur über La grande Bretèche hatte sie anders verfügt und mir aufgetragen dafür zu sorgen, daß, von ihrem Todestage an, dieß Schloß fünfzig Jahre lang durchaus so verschlossen bleibe, wie es in dem Augenblick ihres Sterbens sey, daß Jedem, ohne Ausnahme, der Eintritt in dasselbe verweigert, nie die geringste Reparatur daran vorgenommen werde, ja, sie hat sogar ein Capital dazu ausgesetzt, um, wenn es nöthig seyn sollte, einige Wächter zu miethen, die für die unbedingte Ausführung ihres letzten Willens sorgen sollen. Nach Ablauf dieser fünfzig Jahre soll das Schloß mir zugehören, mir oder meinen Erben, wenn die Verfügungen der Erblasserin streng erfüllt worden sind; sonst fällt es an ihre Familie zurück, aber für diese sowohl als für mich mit der Verpflichtung, dann die Bedingungen zu erfüllen, die ein versiegeltes Codicill enthält, das erst nach Verfluß der fünfzig Jahre eröffnet werden soll.“

„Die Erben haben das Testament nicht angefochten, — also —“

Hier sah er mich, ohne den angefangenen Satz zu vollenden, mit einem triumphirenden Blicke an.

Einige Complimente, die ich ihm sagte, machten ihn ganz glücklich. „Sie haben,“ schloß ich, „durch Ihre lebendige Darstellung einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich diese bleiche, sterbende Gestalt, mit den dunklen, gebrochenen Augen vor mir zu sehen glaube und gewiß diese Nacht von ihr träumen werde. Haben Sie aber keine Vermuthung, wodurch die Gräfinn zu diesem seltsamen Testament veranlaßt worden ist?“

„Ich erlaube mir nie,“ antwortete er mit einer komisch ernsten Zurückhaltung, „ein Urtheil über das Betragen von Personen, die mich bey ihrem Ableben mit einem Legat beehrt haben.“

„Eigentlich ist auch der Einfall der Gräfinn keineswegs neu,“ sagte ich nachlässig.



Der Notarius schüttelte hier ärgerlich das Haupt; ich fühlte, daß ich ihn auf seiner schwächsten Seite angegriffen hatte.

„Auf dem Wege von Versailles nach Paris, zwischen Nutereil und Point du Jour, liegt ein auf ähnliche Art verlassenes Haus — nur weiß ich nicht, ob es in Folge eines Testaments, oder eines bizarren Einfalls des noch lebenden Besitzers so verödet ist — selten aber bin ich von Versailles nach Paris gefahren, ohne von einem Reisegefährten die abenteuerlichsten Vermuthungen und Bemerkungen darüber zu hören.“

Ich erzählte ihm nun einige der sinnreichsten dieser Vermuthungen und löste dadurch allmählig die Zunge des gewissenhaften Notars so ganz, daß er mich nun in alle Gerüchte und Sagen einweihte, mit denen sich die Einwohner von Vendôme in Bezug auf La grande Bretèche herumtrugen. Aber diese Geschichten waren so albern erfunden, so dunkel und widersprechend in sich selbst, und Hr. Regnault trug sie nun noch überdem so weitschweifig vor, daß ich, bey allem meinem Interesse an das Ereigniß selbst, bald darüber eingeschlafen wäre und herzlich froh war, als er sich empfahl.

„Ja, ja,“ sagte er bey dem Abschied, „es gibt viele Menschen, die noch gerne acht und dreyßig Jahre leben möchten, doch —“ hier legte er mit einem schlauen Lächeln den Finger an die Nase, als wenn er hätte sagen wollen: „Gib nun recht Acht, ich werde etwas recht Witziges sagen — um das zu erleben, muß man nicht schon sechzig Jahre alt seyn.“

Dieser letzte Zug, mit dem er selbst unverkennbar höchst zufrieden schien zog mich wieder aus der Apathie, in die ich versunken war.

Ich rückte nach seinem Weggang meinen Stuhl vor den Kamin, warf mich hinein und begann aus dem, was ich von ihm gehört hatte, einen Schauerroman zusammenzusetzen, als meine Wirthinn, eine große, wohlbeleibte, redselige, fröhliche Frau hereintrat.

„Nun, gnädiger Herr, wie steht's?“ sagte sie, „gewiß hat Ihnen Hr. Regnault seine Geschichte von La grande Bretèche aufgetischt?“

„Errathen! Madame Debeau.“

„Was hat er Ihnen denn eigentlich davon erzählt?“

Ich wiederholte ihr in wenigen Worten, was er mir von der Gräfinn und ihrem Testamente mitgetheilt hatte.

Mad. Debeau sah mich während dieses Berichts mit dem, den Gastwirthen eigenen Forscherblick an, der die richtige Mitte zwischen dem Instinct eines Gendarmen, der Schlaueheit eines Spions und der List eines jüdischen Krämers hält.

„Sie, liebe Mad. Debeau,“ setzte ich hinzu, „scheinen mir mehr von der Sache zu wissen und ich vermuthete sogar, daß dieß Sie jetzt zu mir führt.“

„Nein, so wahr ich eine ehrliche Frau bin und Debeau heiße —“

„Schwören Sie nicht — Ihre Augen sind aufrichtiger als Sie, und verathen, was Sie läugnen wollen. Sie haben den Grafen Maret gekannt — geben Sie mir doch eine Beschreibung von ihm.“

„Ja, sehen Sie, es war ein schöner Herr, 5 Fuß 7 Zoll groß — man mußte ordentlich zu ihm hinaufsehen — er sah sehr stolz, sehr vornehm aus und bezahlte alles, was er brauchte, immer gleich baar, um mit Niemand in Streit zu gerathen, denn er war gewaltig hitzig. Bey unsern Damen galt er für einen sehr liebenswürdigen Mann, und das muß er auch wirklich gewesen seyn, da ihn seine Gemahlinn allen ihren andern Bewerbern vorgezogen hatte. Die Frau



Gräfinn, müssen Sie wissen, war weit und breit in der ganzen Gegend das schönste und reichste Fräulein. Von der Pracht ihrer Hochzeit erzählen die Leute noch oft — dabey war sie so freundlich und so wohlthätig wie ein Engel. Sie wurde in der ganzen Stadt angebethet.“

„War sie denn mit dem Grafen glücklich?“

„Ey nun, so viel man davon erfahren hat, ja, aber Sie wissen wohl, von solchen vornehmen Leuten erfährt unser Ginz nicht viel von dem, was sie unter vier Augen mit einander abmachen. Die Frau Gräfinn war sehr sanft und hat vielleicht Manches von der großen Heftigkeit des Grafen leiden müssen — aber er war übrigens ein sehr braver Herr, dem Niemand etwas Böses nachsagen konnte und soll die Frau Gräfinn sehr lieb gehabt haben.“

„Es muß aber doch etwas ganz Besonderes unter ihnen vorgefallen seyn, welches sie veranlaßte, sich zu trennen?“

„Ich läugne auch nicht, daß etwas vorgefallen ist, aber ich weiß nichts davon, gnädiger Herr.“

„Und ich bin fest überzeugt, daß Sie es wissen.“

„Und, gnädiger Herr, ich sehe wohl, ich muß Ihnen Alles sagen. Als ich heute Abend Hr. Regnault zu Ihnen hinaufgehen sah, dachte ich mir gleich, er komme nur, um Ihnen etwas von der Frau Gräfinn und von La grande Bretèche vorzuschwätzen, und da kam ich auf den Gedanken, den gnädigen Herrn auch für mich um Rath zu fragen, da Sie viel zu gut sind, um eine arme Frau zu verrathen, die nie irgend Jemand etwas zu Leide gethan hat und die so gerne einen rechtschaffenen Mann um Rath fragen möchte, um ihr Gewissen zu beruhigen. Den Leuten hier im Orte mag ich mich nicht anvertrauen; sie sind allzumal Klatschmäuler; von den bey mir einkehrenden Fremden hat noch nie einer so lange bey mir gewohnt, als Sie, gnädiger Herr, und ich habe mich auch daher noch nie entschließen können, Einem von ihnen die Geschichte von den fünfzehntausend Franken anzuvertrauen.“

„Wenn Ihr Vertrauen, liebe Mad. Debeau,“ unterbrach ich hier den Fluß ihrer Rede, „mich in Verlegenheit bringen kann, so wünschte ich lieber, Sie vertrauten mir Ihr Geheimniß nicht an.“

„Fürchten Sie nichts,“ antwortete sie mir, „hören Sie mich nur an.“

Dieser Eifer, mir das Geheimniß anvertrauen zu wollen, erweckte in mir die Vermuthung, daß ich, trotz ihrer Versicherung, doch wohl nicht der Erste und Einzige seyn möge, dem es mitgetheilt sey, und so nahm ich denn nicht länger Anstand, ihr zuzuhören.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im April 1833.

(S c h l u ß.)

Im Theater verschaffte uns die Kunst unsers Emil Devrient einen Genuß, der allen Zuschauern unvergeßlich bleibt, und über den nur eine Stimme des Lobes und Entzückens ist, er gab den Hamlet! Vollendeter kann keine Phantasie sich die Darstellung dieses so schwer aufzufassenden Charakters denken. Seine ganze Natur paßt schon so herrlich dazu — diese hohe, ideale und dabey so ätherische, so rührende Gestalt, dieser holde Wohlklang der Stimme, und zugleich nun der Fleiß, womit man fühlt, daß er diesen Charakter bis in die leisesten Falten studiert hat! nirgends ein Haschen nach gewöhnlichem Theatereffect, überall ein tief sinniges in neres Spiel; wie sehr bewies dieß z. B. die herrliche Art, wie er den berühmten Monolog so gleichsam halbträumend, in sich versunken sprach! Wunderbar anziehend wurde so der unglückliche Fürstenjüngling,



bald aufstodend in aller Glut der Phantasie, bald in bitterer Ironie tief trauernd über all' die Sünde, die er erlebte, bald die reinen Gefühle seines Herzens schmerzlich versenkend in ein untergegangenes, in der Blüthe zerstörtes Daseyn! Seine Scene mit Ophelia ist an Zartheit und Ausdruck über jede Schilderung erhaben; und ein Buch könnte man darüber schreiben, welches Seelengemälde er von der ersten bis zur letzten Scene so meisterhaft durchführte! Der rauschendste Beyfall, einstimmig und begeistert, erscholl nach jeder seiner Scenen, in der Mitte des Stückes wurde er schon hervorgehoben, und am Schlusse wieder, und doch fühlt jeder, daß kein noch so jubelnder Beyfall die innige Bewunderung ausdrücken kann, die man aus vollem Herzen dem trefflichen Künstler zollt. Hr. Julius, als König, und Mad. Mevius, als Königin, waren brav, und waren die einzigen, die sich neben der Höhe dieses Hamlets zu halten vermochten. Mlle. Berg, als Ophelia, war in den erstern Scenen recht hold und lieblich, die Wahnsinns-scenen gelangen ihr aber noch bey weitem nicht. Laertes wurde leider ganz verfehlt, möchte bey einer nächsten Vorstellung Hr. Pusch dieser Rolle ganz entsagen und Carl Devrient uns die Freude machen, sie zu übernehmen! — Diese beiden trefflichen Brüder entzückten auch bey einer Vorstellung des „Wallenstein,“ wo Carl als Wallenstein und Emil als Max sich den lautesten Beyfall erwarben. Einen großen Verlust erlitt unser Theater durch den am Palmsonntag plötzlich erfolgten Tod unserer allgemein geachteten Mad. Schirmer. Diese Künstlerin wird uns stets unvergesslich bleiben, ihr Anstand, ihre sanfte Weiblichkeit, die Feinheit und das Zartheit ihres Spiels, vereint mit der trefflichen Schule ihres Vaters Christ, machten sie viele Jahre lang zur Zierde unserer Bühne und zum Liebling unsers Publicums; man wird es nun doppelt bedauern, daß sie in den letzten Jahren so selten beschäftigt wurde, da ihre schöne Gestalt sie stets zu einer sehr angenehmen Erscheinung auf der Bühne machte.

Am 12. April gab der Concertmeister Kolla ein Concert im Saale der Harmonie. Er spielte ein Concertino von Pechatschek auf der Violine ganz vortrefflich, mit eben so schönem Vortrag als großer Bravour und reizendem Humor; der Ton dieses Künstlers ist großartig und schön, und sein Spiel hat etwas so eigenthümlich Geistvolles, wie man es selten findet; alles ist genial, voll Feuer, Grazie und Laune; seine Staccato's, seine Doppelgriffe waren höchst gelungen, und er weiß auch fremde Compositionen so originell und reizend vorzutragen, als ob es seine eigenen wären. Er spielte noch die liebliche Phantasie von Herz und Lafont auf die Barcarole aus „Fra Diavolo,“ mit Mad. Pesadori, zwey so vollendete Künstler so eingelebt zusammen zu hören, war ein hoher Genuß. Zum Schluß spielte Kolla noch ganz neue Variationen von Beriot, die eben so glänzend, als originell und interessant waren. Mad. Pesadori: Pechweil spielte außer dem Duo noch die schöne Polonaise nebst Adagio aus dem großen Concert von Moschels ganz vorzüglich schön, mit der Bravour und Stäerheit der großen Virtuossinn, und dem ihr ganz eigenen seelenvollen Anschlag, voll Energie und Feuer, ohne jemals hart oder schneidend zu werden. Die schöne Ouverture des Moses von Lindpaintner eröffnete diese Akademie, ein Duett aus der „Griffel-da,“ von Paer, wurde von Fräul. Veltheim und Mad. Wächter ganz allerliebst gesungen, auch zwey andere Duetts von Bellini wurden von Fräul. Veltheim, Hrn. Pesadori und Hrn. Zezi recht brav vorgetragen. Am 19. gab Mad. Kraus-Wranitzky hier im Hôtel de Pologne ein großes Concert, worin sie ihre große Kunstfertigkeit und treffliche Methode als wahre Bravoursängerinn entfaltete; sie verdiente und erhielt vielen Beyfall; eine schöne Zierde dieses Concerts war auch ein herrliches großes Trio, von unserm wackern Kammermusikus Dogauer componirt, und von ihm und den Hn. Köchy und Beyrer sehr brav auf Violine, Viola und Violoncelle ausgeführt, nebst Begleitung des vollen Orchesters; es war ein Musikstück von gediegenem Werth, und dabey eben so interessant und geschmackvoll, als großartig. Im Theater ließ sich Hr. Capellmeister Schobertlechner auf dem Pianoforte hören, ohne sich jedoch besondern Beyfall zu erwerben; sein Spiel ist kalt und seelenlos, seine Passagen sind wohl überaus rund und nett und pünctlich, aber dieß ist Handwerk, der höhere beselende Geist der wahren Kunst fehlt gänzlich.

Sehr viel Unterhaltung und Belehrung gewährten zwey treffliche Vorlesungen, welche der Hr. Professor Pöppig die Güte hatte im neuen Hörsaale des Zwingerpavillons vor einer überaus zahlreichen Versammlung zu halten. Dieser Naturforscher lebte zehn Jahre in Südamerika, und seine rastlosen Forschungen führten ihn selbst längere Zeit unter Stämme der noch unbezwungenen Indianer zwischen den Andesgebirgen und dem stillen Ocean, südlich von Chili. Seit Kurzem kehrte er erst zurück; seine Beobachtungen über die Patagonier und ihre Sitten, so wie seine höchst materischen Schilder-



rungen der Tropenländer, der Lianengewächse, der Parasitenpflanzen, der üppigen Vegetation und der eigenthümlichen Thierarten, welche diese Urwälder bewohnen, so wie der Wanderungen, die er von dem Thale Atoucha aus machte, sind überaus anziehend. Er hat durch viele merkwürdige Gegenstände, die er mitbrachte, auch das königl. Naturalien cabinet mit mancher Seltenheit bereichert, denn er durchwanderte Gegenden, die noch kein Europäer vor ihm betrat.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Mittwoch, den 22. May, zum ersten Male: „Liebe und Liebelen.“ Lustspiel in 4 Aufzügen, von Dr. Kömer.

Herr von Möllersdorf, ein reicher, geadelter, ziemlich verstandesarmer Emporkömmling, hat seine einzige Tochter Flora dem Neffen eines Jugendfreundes, des Herrn von Saltern, zur Frau versprochen und deshalb Beyde zur Brautschau in die Stadt beschieden. Das Mädchen aber, im Grunde gutmüthig und unverdorben, allein von dem Strudel der vornehmen Welt, in der sie erzogen wurde, fortgerissen, hat sich von den Schmeicheleyen eines gewandten Abenteurers, eines angeblichen Baron Bremont, bethören lassen und diesem ihr Herz und das Versprechen ihrer Hand gegeben. Sie beschließt also, dem Plane ihres Vaters den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen. So kommen denn die erwarteten Gäste in dem Hause des Herrn von Möllersdorf an; der Onkel, ein lustiger, biederer Landedelmann von altem Schrot und Korn, der Nefte, ein einfacher, ernster, dem Scheine nach blöder Jüngling. Flora gefällt ihm bey dem ersten Anblicke, er erkennt wohl ihren Leichtsin, aber ihre Schönheit und ihre trotz jenem durchblickenden Vorzüge gewinnen sein Herz; sie dagegen suat sich gegen den Eindruck, den das männlich ernste Betragen Saltern's auf sie gemacht hat, zu verwahren und den neuen Liebhaber durch angenommene Leichtfertigkeit von sich fern zu halten. Bremont hält es für ein Leichtes, den furchtsamen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen; in einer Abendgesellschaft beleidigt er ihn mit dem frechen Übermuth eines routinirten Salonhelden; allein er hat sich in seinem Gegner gewaltig geirrt, denn dieser trägt den Kopf und das Herz auf der ganz richtigen Stelle, und wirft den unverschämten Spasmacher ohne weitere Umstände zur Thüre hinaus. Sein männlich festes Auftreten bey dieser Gelegenheit hat Flora's Herz noch mehr gewonnen, mehr, als sie sich selbst bewußt ist und ihm gestehen will; allein Herr von Möllersdorf ist über die ärgerliche Scene in seinem Hause dergestalt aufgebracht, daß er sich seines Wortes entbunden glaubt, das ganze Heirathproject für aufgegeben erklärt, ja den alten Saltern sammt seinem Neffen aus dem Hause weist. Flora hat unterdeß Gelegenheit gefunden, sich von der Unwürdigkeit ihres frühern Geliebten auf das unwiderlegbarste zu überzeugen, sie besaußt ihn, ohne zu wollen, in einem Zweygespräch mit einer veralteten Kokette, und ersieht daraus, daß Bremont es allein auf ihr Geld angelegt, und sie mit seinen Verhältnissen, wie mit seiner Liebe zu ihr auf das niedrigste getäuscht habe. In ihrem Schlupfwinkel von ihm überrascht, kann sie sich seiner Zudringlichkeiten kaum erwehren, und dankt ihre Rettung nur dem hinzukommenden Saltern, dessen ganzer Werth ihr nun klar geworden ist. Der Oheim hat sich überdieß ins Mittel geschlagen, da Flora sich ihm anvertraute, und er sie von der bessern Seite kennen lernte; Bremont ist bald entlarvt und muß beschämt mit allen seinen Ansprüchen zurücktreten; Herr von Möllersdorf ist eben so bald versöhnt, und Flora wird in die Arme des glücklichen Saltern geführt.

Wir gestehen ganz offen, daß uns der Titel des vorliegenden Lustspiels schon vorhinein zu dessen Gunsten eingenommen hatte; es war uns eine erfreuliche, Gutes versprechende Erscheinung, einmal wieder auf ein dramatisches Erzeugniß zu stoßen, zu dem der Stoff mehr aus der innern Menschennatur und der Entwicklung von Seelenzuständen, als aus der bunten, willkürlichen Zusammentragung von Begebenheiten und Zufällen hergeleitet schien. Schon ein Versuch dieser Art ist verdienstlich, und hat, selbst wenn er auch noch weniger gelungen ausgefallen wäre, einen großen Anspruch auf Ermuthigung. Das heutige Lustspiel ist ohne Zweifel die Arbeit eines Mannes, der es mit der Sache sehr gut, sehr ernstlich meint, und der über das Wesen und die Bedürfnisse des Lustspiels gewiß recht gesunde Ansichten hat. Das geht aus der Erfindung seines Stoffes und zum Theil auch aus der Behandlung desselben unläugbar hervor. Er führt uns in eine Handlung ein, die lediglich durch die wechselseitige Einwirkung und stufenweise Entfaltung der beschäftigten Charaktere möglich wird. Wir läugnen nicht, daß wir dieß für den richtigen, um nicht zu sagen, einzigen Weg halten, auf dem unser verwahrlostes Lustspiel wieder zu Ehren und Würden gebracht werden kann.



und von dieser Seite besehen, glauben wir das heutige Stück einer besonders ehrenden Auszeichnung werth. Allein es fehlt auf der andern Seite doch noch so Manches, was bey einem vollkommenen Charakterlustspiele nicht leicht entbehrlich ist, daß wir es vielmehr für eine verlässliche Anwartschaft auf künftige Gaben, aber nicht gerade für einen unterschieden ausgiebigen Zuwachs unsers Vorrathes betrachten können. Um das, was uns zu mangeln schien, näher zu bezeichnen, müssen wir eingestehen, daß uns in der Ausföhrung des Ganzen eine gewisse Armuth, eine gewisse Mächtigkeit aufgefallen ist, die mit der trefflichen Anlage des Plans und dem glücklichen Entwurf der Charaktere im Widerspruche steht und welche den anfangs höchst günstigen Eindruck gegen das Ende zu merklich schwächt. Entweder der Stoff reicht für vier Acte nicht zu, oder es fehlt dem Verfasser an jener dichterischen Fruchtbarkeit, die der klar und bedächtigt abgesteckten Pflanzung immer neuen Nahrungsstoff zuföhrt. In Ermanglung des letztern sind sogar lebensgefährliche Surrogate zu Hülfe gerufen worden; die Scene im Gartensalon gehört in diese Gattung, und man verwundert sich mit Recht, wie ein so ruhig besonnener Verstand ein so verzweifelttes Experiment wagen konnte. Die unmittelbare vorhergehende Scene, wo Flora ihren unwürdigen Liebhaber behorcht, streift beynabe an das entgegengesetzte Extrem; das gar gewöhnliche, abgenutzte Hülfsmittel, einem Betrieger auf die Spur zu kommen, sichts gegen das beynabe Unerhörte des folgenden Auftritts feltsam ab. Alle diese störenden Mißlänge haben sich offenbar nur deswegen eingeschlichen, weil der Verfasser den vorgezeichneten Raum nicht mit immer gleich würdigem Material auszufüllen wußte; hätte er den erstern weniger breit ausgedehnt, so würde er mit dem letztern nicht in Verlegenheit gekommen seyn; für zwey, ja für drey Acte hätte das Vorhandene vollkommen ausgereicht, und die, wenigstens nicht überreiche Erfindungsgabe des Verfassers hätte dann nicht auf so bedenkliche Hülfsmittel zu verfallen gebraucht. Troß allem dem ist das Ganze ein achtungswerther Versuch, der von einem ernstern, dem richtigen Ziele fest zugewandten Streben zeugt; und wenn wir auch weniger den fruchtbaren erfindungsreichen Dichter darin zu bewundern finden, so können wir doch dem scharfsichtigen Menschenbeobachter, dem verständigen und gründlichen Charakterzeichner unsere Anerkennung nicht versagen. Die Charaktere sind fast ohne Ausnahme äußerst glücklich erdacht und mit großer Folgerichtigkeit durchgeführt; viele der einzelnen Scenen, wie z. B. die letzte Scene des ersten Actes, die Gesellschaftsscene im zweyten, die Scene des Oheims mit Flora im vierten, sind wahr, tief und wirksam, der Dialog ist leicht, gewandt und nicht ohne einzelne geistvolle Lebens- und Weltansichten, kurz, aus dem Ganzen leuchtet der geschickte, verständige, hellsehende Mann hervor, der unverkennbar auf einem ganz richtigen Wege geht und sicher einmal darauf zum Ziele kommen wird.

Die Aufföhrung auf unserer Bühne hat dem Stücke keinen Abbruch gethan. Das größte Verdienst um dasselbe hat sich Hr. Wilhelm erworben, der den alten Saltern wirklich vortreflich darstellte. Solche verbe, altväterliche Küstammerstücke aus der alten Zeit sind sein wahres Element, und man kann ihn in Darstellungen dieser Gattung nicht genug röhmen. Er war heute ganz an seinem Plage, dieser Platz aber ist ein sehr ehrenwerther. Der Charakter der Flora ist wohl anfangs leicht und leichtfertig, doch in der größern Hälfte des Stückes mehr ernst und sentimental. Dlle. Müller wußte sich deshalb auch viel besser in die erste Hälfte desselben, als in die zweyte zu finden, die nun einmal ihrem Wesen nicht zusagen will. Doch erfreute sie durch das Angenehme und Fierliche ihrer äußern Erscheinung. Hr. Fichter, als Hermann, war wie immer fleißig und gewissenhaft in der Lösung seiner Aufgabe. Ihm und seiner glücklichen Gabe für das heitere Lustspiel zu Liebe hätten wir gewünscht, daß diese Aufgabe selbst etwas mehr heiterer und lebendiger Natur gewesen wäre. Hr. Herzfeld spielte den geschäftigen Charakter des Barons mit so viel Mäßigung und Anstand, daß er allgemeine und verdiente Anerkennung fand. In seiner letzten Scene, wo er seiner Betriegerin überwiefen wird, zeigte er neben der Scham des entlarvten Abenteurers auch herzliche, innige Reue, und ein im Grunde noch besserungsfähiges Gemüth. Wer es wirklich ernstlich mit seinem Berufe meint, der kann eine scheinbar undankbare Rolle zu einer sehr dankbaren machen. — Hr. Costenoble, als Herr von Möllersdorf, war glücklich in Maske und Spiel. Der Charakter ist ziemlich vorgezeichnet in dem Lustspiele eines unserer vaterländischen Dichter. Wie dort, so traf der Darsteller auch hier den richtigen Ton. Mad. Poller spielte das Fräulein von Bernburg mit verständiger Mäßigung. Die Nebenfiguren des Ritters Schrende und des Doctors Frau sind überflüssige, aber nicht entstellende Randverzierungen des Stückes, und wurden von den H. Koberwein und Wothel dargestellt.

Auflösung des Buchstabenspiels im vorigen Blatte: Bund.

### Modebild XXIII.

Kleid von Gaze: Donna-da-Gloria, mit einer Blondecharpe und Rosablondehen geziert, nach einem Original des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der Crepphut mit geknüpften Federn, die Farben von Gaze mit Blonden besetzt, nach einem Original von M. Langer in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Sonnabend, den 8. Juny 1833.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Alpuhara.

Der Mauren Besten liegen in Trümmern rings und leer,  
Das Volk trägt an den Eisen des Slavenjoches schwer:  
Nur in Granada's Nähe, da steht ein Ort noch fest,  
Doch in Granada selber, da wüthet böse Pest.

Auf Alpuhara's Thürmen noch gibt es Streit und Blut,  
Almansor mit den Seinen kämpft in Verzweiflungswuth;  
Kühn pflanzt der Spanier unten die Siegesfahne auf,  
Und morgen droht der Beste des Sturmes wilder Lauf.

Als kaum der Morgen aufwacht, hört man die Erze schrey'n, —  
Grobert sind die Wälle, die Spanier dringen ein,  
Hell flackert rings das Feuer, allüberall ist Blut,  
Und wer dem Schwert entgangen, fällt durch der Flamme Wuth.

Almansor nur der Eine, als er in harter Schlacht  
Die Seinen sah vernichtet durch Feindesübermacht,  
Er hat durch Pfeil' und Schwerter sich eine Bahn gesucht,  
Verschwindend wie der Sturmwind auf unererlter Flucht.

Auf Alpuhara's Trümmern bey Leichen, Schutt und Graus,  
Da hält der Spanier jubelnd Gelage, Tanz und Schmaus,  
Es badet Wein die Gurgel, die mordend erst geheult,  
Und Beute und Gefang'ne, sie werden jetzt getheilt.

Da meldet ihrem Feldherrn die Wache von dem Thor,  
Es steh' aus fremdem Lande ein Rittersmann davor,  
Der um Gehör gar eilig und schnellen Einlaß dringt,  
Weil er geheime Kunde von großen Dingen bringt.

Almansor ist es selber, der Fürst der Mauren'schaar,  
Entflohen dem Verstecke, d'rin er geborgen war,  
Er übergibt sich selber des Feindes Siegerwuth  
Und steht nur um das Eine, sein Leben und sein Blut.

„O Kühne Spanierhelden, ich komme tiefgebeugt,  
„Auf eures Ruhmes Schwelle die Stirne hingeneigt,  
„Ich komme, Eurem Gotte zu widmen mein Gebeth,  
„Und meinen Glauben Jenem, der euch ist sein Prophet.“



„Verkünden soll der Ruf es der ganzen weiten Welt,  
 „Wie jekt sich ein Araber, ein stolzer Fürst, ein Held,  
 „Der Bruder seiner Sieger zu werden fühlt beglückt,  
 „Und fremder Krone Diener, die einst sein Haupt geschmückt.“

Und als die Spanier staunend Almanfor nun erkannt,  
 Da rühmen sie den Helden, den schwer sie übermannt,  
 Empor hebt ihn der Führer, umarmt ihn lang und warm,  
 Und all' die Ritter drücken ihn fest in ihren Arm.

Und gleicher Art begrüßte Almanfor auch den Kreis:  
 Den Feldherren doch vor Allen umarmt' er innig heiß,  
 Schlang sich um seinen Nacken und küßt' ihm Hand und Knie,  
 Und hängt an seinen Lippen, als wollt' er weichen nie.

Doch jekt sinkt er zusammen, die Kraft ist ihm geraubt,  
 Und bebend reißt die Hand noch den Shawl herab vom Haupt,  
 Schlingt um des Spaniers Füße ihn fest und mannigfach,  
 Und schleppt sich auf der Erde mit lautem Röcheln nach.

Dann schaut er auf im Kreise, er starrt sie an so wild,  
 Das Antlitz blaß und bläulich, ein fürchterliches Bild;  
 Zu schauerlichem Lachen verkrümmte sich sein Mund,  
 Und blutig unterliefen die Augen ihm zur Stund'.

„Blickt her, ihr Giauren, sehet, ich bin so blau und bleich:  
 „Nun rathet, wer mich sendet? — Betrogen hab' ich euch!  
 „Ich komme von Granada, das Keiner mehr verläßt,  
 „Sie hat mich hergesendet — ich bringe euch — die Pest.“

„Mit meinen Küssen pflanzt' ich in euer Leben Gift,  
 „Das euch mit seinen Schrecken und mit Verderben trifft;  
 „Kommt her, seht euch verzweifelnd an meinen Martern satt,  
 „Damit ein Jeder wisse, wie er zu sterben hat!“

Er windet sich im Schmerze, die Arme streckt er hin,  
 Als wollt' er alle Feinde an seinen Busen zieh'n,  
 Zur ewigen Umarmung in tiefe Todesnacht,  
 Er lacht, so wie die Rache, mit sich zufrieden, lacht.

Er lachte; — schon verschied er: doch ob sein Herz auch bricht,  
 Die wilden Augen schlossen, es schloß der Mund sich nicht,  
 Und jenes Hohngelächter der Hölle, steh, es war  
 Für ewig angestorben dem kalten Wangenpaar. —

Die Spanier floh'n mit Schrecken von des Verderbens Flur,  
 Doch floh die Pest mit ihnen, bezeichnend ihre Spur,  
 Und eh' sie fort sich schleppten aus Alpuhara's Höh'n,  
 So waren von dem Heere nur Leichen mehr zu seh'n.

Manfred.

### Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung.

(F o r t s e t z u n g.)

„Als der Kaiser,“ fing Mad. Debeau an, „einige spanische Kriegsgefangene hieher sandte, erhielt ich einen jungen Spanier ins Quartier, dem ich für Rechnung der Regierung Kost und Wohnung geben sollte. Er blieb auf sein Ehrenwort hier zurück, da die andern weiter marschiren mußten, und



wurde nur verpflichtet, sich alle Tage bey dem Unterpräfecten zu melden. Es war ein spanischer Grande und ein schöner junger Mann — zwar nur 5 Fuß 2 Zoll groß, aber gut gewachsen, und zu seinem schwarzen lockigen Haare hatte er ein Paar so glänzende dunkle Feuer Augen, daß ich nie schönere gesehen habe. Seine Gesichtsfarbe war blaß, stand ihm aber gut; seine Hände waren klein und wunderhübsch, und seine Wäsche war die feinste, die ich noch gesehen habe, obgleich Prinzen und Prinzessinnen bey mir logirt haben. Essen that er freylich nicht viel, aber er war so artig, so freundlich, daß ich ihn, ob er gleich oft des Tages über kaum drey Worte sprach, doch sehr lieb gewann. Bey dieser Schweigsamkeit war er wie in Träumen, immer tief in sich selbst versunken. Alle Tage hörte er regelmäßig des Morgens die Messe und ging eben so regelmäßig in die Vesper. Sein Stand in der Kirche war an einem Pfeiler, kaum zwey Schritte von dem Kirchenstuhl der Frau Gräfinn entfernt; da er ihn aber gleich das erste Mal, wie er die Kirche besuchte, gewählt hatte, verfiel Niemand darauf, daß dieß absichtlich geschehen seyn könne. Auch sah der arme junge Mann kaum von seinem Gebethbuche auf.“

„Alle Abende ging er spazieren und fast immer nach den Schloßruinen. Dieß war sein einziger Zeitvertreib; die Berge hier erinnerten ihn, wie er sagte, an seine vaterländischen Gebirge. Oft kam er erst spät zurück; im Anfang beunruhigte es mich, wenn er um Mitternacht noch nicht da war; aber wir gewöhnten uns daran, und da er einen Hausthürschlüssel hatte, warteten wir auch seine Zuhausekunft nicht mehr ab, um uns schlafen zu legen.“

„Eines Abends erzählte einer unserer Stallleute, daß er, als er noch in der Dämmerung die Pferde in die Schwemme geritten habe, den Spanier in der Ferne wie einen Fisch im Flusse habe umherschwimmen sehen. Bey seiner Zuhausekunft bat ich ihn, sich sorgsam vor den Untiefen in Acht zu nehmen; er versprach es, aber es schien ihm sehr unangenehm zu seyn, daß man ihn schwimmen gesehen hatte.“

„Endlich, gnädiger Herr, fanden wir ihn eines Morgens nicht in seinem Zimmer; er war in der Nacht nicht nach Hause gekommen. Ich durchsuchte seine Stube und alle seine Sachen aufs genaueste und fand in einem Auszug seines Tisches ein Päckchen mit fünfzig Goldstücken, die man Portugaleser nennt und die 5000 Franken werth waren, und dann noch in einer kleinen versiegelten Schachtel für 10,000 Franken Diamanten. Dabey lag ein Papier, auf dem er geschrieben hatte: das Gold und diese Diamanten sollen unser seyn, wenn er etwa einmal nicht wiederkehren würde; man solle aber dann auch keine weiteren Nachforschungen anstellen, weil sein Außenbleiben beweisen würde, daß er entflohen sey.“

„Mein Mann, der damals noch lebte, ging gleich aus ihn zu suchen und fand, was sehr sonderbar war, die Kleidung des Spaniers auf einem großen Stein in einer Art von Vertiefung, am Ufer des Flusses, nahe bey den Schloßruinen und dem Garten von La grande Bretèche gerade gegenüber. Da es noch so früh am Tage war, daß mein Mann keinem Menschen auf seinem Wege begegnet war, verkramten wir, nach Lesung des Briefes, die Kleider, und er ging dann hin, um dem Hrn. Unterpräfecten das Außenbleiben des Spaniers anzuzeigen. Dieser schickte gleich alle Gendarmen fort, um ihm nachzusehen, aber man konnte keine Spur von ihm entdecken. Mein Mann war der Meinung, er habe sich vorsätzlich ersäuft, ich dagegen glaube, daß er auf



irgend eine Art in die Geschichte der Frau Gräfinn von Maret mit verflochten ist und dieß um so mehr, da Mamsell Rosalie, die vertraute Kammerjungfer der Verstorbenen, mir gesagt hat, daß ein Crucifix, welches ihre Gebieterinn so werth hielt, daß es auf ihr ausdrückliches Verlangen mit in ihren Sarg gelegt werden mußte, von Ebenholz mit Silber ausgelegt war und ich ein solches Crucifix bey dem Spanier in der ersten Zeit seines Aufenthalts bey uns, oft gesehen, später aber nicht mehr erblickt habe. — Entscheiden Sie nun, gnädiger Herr, ob ich unrecht that, die 15,000 Franken zu mir zu nehmen, und ob ich sie mit gutem Gewissen behalten kann?“

„Unbedenklich,“ antwortete ich, „sie sind Ihnen ja geschenkt, und es kann also kein Anderer Ansprüche darauf machen. Haben Sie aber nie versucht, Mamsell Rosalie über diese Begebenheit auszuforschen?“

„O, wie oft, aber sie ist so stumm wie ein Fisch, ob ich gleich überzeugt bin, daß sie alles weiß.“

Mad. Debeau verließ mich und ich fühlte mich von einer romantischen Neugierde und zugleich von einem Bangen ergriffen, welches ich dem schauerlichen Gefühl vergleichen möchte, mit dem wir um Mitternacht in eine Kirche treten würden, aus deren fernsten Gängen uns ein bleiches Licht entgegenschimmert, und nun eine Gestalt in schattenartigen Umrissen uns entgegenschwebt, vor deren geräuschloser Annäherung wir in namenlosem Grauen zusammenschauern.

La grande Bretèche mit seinen verschlossenen Fensterladen, seinen verrosteten Eisengittern, seinen verwitterten Mauern, seinen öden Gemächern, seinem grasbewachsenen Schloßplatz stand schauerlich phantastisch vor mir da — mir war, als müsse ich in das Geheimniß, das es barg, eindringen und das Gift entdecken, welches drey Menschenleben zerstört hatte.

Mademoiselle Rosalie war nun plötzlich in meinen Augen das interessanteste weibliche Wesen geworden und ich beschloß gleich am nächsten Tage, durch Vermittlung meiner Wirthinn, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Es gelang mir und ich las bey dem ersten Blick in ihren Zügen, daß ein Geheimniß auf ihrer Seele lastete. War sie Mitwisserrin oder Mitschuldige des geheimen Frevels, dem ich nachspürte? ihre Haltung war so einfach, ihr Lächeln so kindlich, ihr ganzes Wesen so sorglos hingebend, daß ich an ihrer Unschuld nicht zu zweifeln vermochte, und mich um so fester entschloß Vendôme nicht eher zu verlassen, als bis ich das Geheimniß von La grande Bretèche ergründet habe. Rosalie allein konnte mir den Schlüssel dazu geben, und es war nun mein angelegentliches, mein ausschließendes Bestreben, mir ihr Vertrauen, ihre Zuneigung zu gewinnen.

Vierzehn Tage nach dem Besuch des Hrn. Regnauld, glaubte ich mir eines Abends, als ich allein bey ihr in ihrem kleinen Zimmer war, die Bitte erlauben zu können, mir alles mitzutheilen, was sie von der Geschichte der Gräfinn Maret wisse.

Sie erblaßte und bat mich innig, dieß nicht von ihr zu fordern; aber ich bat so dringend, so herzlich, daß sie endlich meinen Wunsch erfüllte und mir vertraute, was ich Ihnen in einem gedrängten Auszug aus ihrer Erzählung mittheilen werde:

Die Gräfinn von Maret bewohnte in La grande Bretèche ein Zimmer im Erdgeschos, neben dem in der Mauer ein kleines Cabinet von unge-



fähr vier Fuß Tiefe angebracht war, das zur Garderobe diente. Ein Vierteljahr ungefähr vor jenem Abend, dessen Begebenheiten ich Ihnen erzählen werde, war die Gräfinn so ernstlich krank gewesen, daß ihr Gemahl ein anderes Schlafzimmer, eine Treppe hoch, bezog.

Durch einen jener Zufälle, die außer der Berechnung aller menschlichen Klugheit liegen, kam er an jenem Abend zwey Stunden später als gewöhnlich aus dem Club nach Hause, den er alle Abende in Vendôme besuchte, um dort Billiard zu spielen und die Journale zu lesen. Es war an diesem Abende, bey Gelegenheit eines Ministerwechsels, zwischen den Anwesenden zu einem lebhaften Wortwechsel gekommen — der Graf hatte 40 Franken im Billiard verloren; für eine Stadt wie Vendôme, wo alles knausert und die Beschränktheit der Glücksstände die Reinheit der Sitten und die Einfachheit der Lebensweise beschützt, ein ungeheurer Verlust.

Ob sich gleich Hr. von Maret seit einiger Zeit damit begnügt hatte, Rosalie bey seiner Zuhausekunft zu befragen, ob die gnädige Frau schon schlafe und auf die stets bejahende Antwort dann unmittelbar in sein Zimmer gegangen war, kam er doch an diesem Abend auf den Einfall, noch zu seiner Frau zu gehen, um ihr sein Mißgeschick zu erzählen, und vielleicht auch, um sich darüber trösten zu lassen. Anstatt Rosalien zu rufen, die sich mit der Köchinn und dem Gärtner zu einer Parthie Domino niedergesetzt hatte, ging er geradezu nach dem Zimmer seiner Frau. Er trat, wie er gewohnt war, fest und rasch auf und sein Gang war überhaupt nicht leicht zu verkennen.

Schon hatte er die Hand auf die Thürklinke gelegt, als er zu hören glaubte, daß man drinnen die Thüre zu der Garderobe zumachte und doch stand, als er nun eintrat, die Gräfinn an dem entgegengesetzten Ende des Zimmers, vor dem Kamin.

Er glaubte anfänglich, Rosalie sey in dem Cabinet; doch ein Argwohn, der ihm wie Glockenschall ins Ohr läutete, erweckte sein Mißtrauen. Er sah seine Gemahlinn scharf an und glaubte in ihrem Blick etwas Unsicheres, Unstütes zu entdecken.

„Sie kommen sehr spät nach Hause,“ sagte sie —

Ihre Stimme bebte, aber so unmerklich, daß es jedem andern Ohr entgangen seyn würde. —

Der Graf antwortete nicht, denn in diesem Augenblick trat Rosalie in das Zimmer. Ihr Anblick traf ihn wie ein Blitzstrahl, — schweigend ging er mit in einander geschlagenen Armen auf und ab.

„Haben Sie eine unangenehme Nachricht erhalten? sind Sie nicht wohl?“ fragte seine Frau schüchtern, während Rosalie sie auszog.

Er beharrte in seinem Schweigen.

„Geh,“ sagte die Gräfinn zu ihrer Kammerjungfer, „ich will mir die Haare selbst aufwickeln.“

Ohne Zweifel las sie in den Mienen ihres Mannes etwas Unheildrohendes und wollte daher mit ihm allein seyn.

(Der Schluß folgt.)



Prag, im May 1833.

Zum Vortheile der Dlle. Nina Herbst sahen wir zum ersten Male: „Die Krone von Cypern,“ Schauspiel in 4 Aufzügen von Hrn. von Schenk. Ein Werk so reich an Inhalt, daß man bey einer Darstellung nur mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den ganzen Umfang übersehen kann; leider aber ist von diesem Inhalt nur der kleinste Theil eigentliche Handlung, und so erhält dieser Stoff, der sich seiner Natur nach viel besser zu einer Novelle als zum Drama gestalten hätte, nur in den wichtigsten Momenten, wo die vermunnte Königin bedeutend hervortritt, ein wahres Interesse. Was die Charaktere betrifft, so ist Civa sichtlich mit eben so viel Geschick und Kenntniß des Effectes als Liebe, und zwar für die Individualität einer Künstlerin gearbeitet, weshalb auch nur Künstlerinnen vom ersten Range in derselben stets eine ihrer glänzendsten Rollen finden werden, andere aber sehr leicht daran scheitern können, wenigstens in artistischer Hinsicht, wenn gleich das Publicum den Kraftstellen überall zuklatschen wird. Dagegen zeigte sich der Verfasser gegen die Umgebungen seiner Heldinn sehr vaterlich gesinnt. Von Amalrichs Grausamkeit, von seinem Durst nach dem Blute seiner Unterthanen, dessen mehr vergossen als in Cypern Wein gekeltert wird, hören wir beständig sprechen, ohne einen einzigen Beweis davon zu sehen. Im Gegentheil würde ein ächter Tyrann nicht allein die kühnen Reden des Pano und der Civa mit augenblicklichem Tode bestrafen, sondern ein Fürst, der so schnell Mörder zu finden weiß, dürfte wahrscheinlich auch seinen Zorn gegen Athemar nur in seinem Blute gefühlt haben. Wir sehen Amalrich eigentlich nur einmal, in der Schlusscene, thätig, und das zwar in einem Acte der Justiz, denn anders kann man doch den Mord des doppeelten Verräthers nicht nennen, so sonderbar es auch ist, daß der Dichter die Handhabung der poetischen Gerechtigkeit dem Tyrannen zutheilt. Athemar und Amadea, Zulco von Villarets und Vassan sind nur mehr Skizzen als ausgeführt, und besonders erwartet man in den ersten Scenen vom Pano viel mehr, als er nachher leistet. Was die Aufführung betrifft, so entwickelte Dlle. Herbst eine seltene Kraft des Organs, ja ich möchte fast sagen, sie ging verschwenderisch damit um, und für meinen Theil hätte ich mehr durchschimmernde Hoheit und königliche Würde gewünscht. Sie erhielt stürmischen Beyfall, und wurde wiederholt gerufen. Hr. Polakowsky (Amalrich) machte, was sich aus einem defecten Tyrannen machen läßt, und sowohl Dlle. Fr. Herbst (Amadea) als die Hh. Ernst (Athemar) und Grabiner (Zulco) wirkten fleißig zum Ganzen mit. Hr. Bayer (Pano) war in der Vorstellung, der ich beywohnte, sichtlich unwohl; doch schien es mir, er lege den Charakter etwas zu simpel an. Ein Witzler, der sich in Staatsgeschäfte mischt, darf schon etwas höher gestellt werden. Ein paar der kleinen Rollen waren wieder so mangelhaft besetzt, daß sehr ernste Stellen Lachen erregten.

Dlle. Hirschmann, königl. sächsische Hofschauspielerinn, hat ihre Gastrollen mit der „Emilia Galotti“ recht hoffnungsvoll eröffnet. Es erregt bey dem tiefer Eindringenden ein gutes Vorurtheil für eine junge Schauspielerinn, und erweckt Vertrauen auf ihren Kunstsin und redliches Kunststreben, wenn sie zu ihrer ersten Erscheinung eine Parthie wählt, die, ganz entblößt von allem, was die neuere dramatische Poeterey an Knalleffecten, Abgängen u. s. w. im Übermaße erfunden hat, ihr die schwerere Aufgabe darbietet, einen Charakter darzustellen, und zwar einen solchen, der mit seinen wenigen Scenen seit einer Zahl von Decennien gleichsam einen Zankapfel unter den Kritikern bildet. Vorzüglich wurde seit einer geraumen Reihe von Jahren ein sonderbarer Streit über den Umstand geführt, ob Emilia wirklich für den Prinzen etwas fühle oder nicht? Die Möglichkeit des Zweifels darüber kann wohl nur aus der wahrhaft verkehrten Art hervorgegangen seyn, mit welcher in der Regel die Emilia ihren Charakter auffaßten, und uns in derselben die italienische Nationalität im Vorhinein ausschließend, eine larmoyante, in hohlem Pathos declamirende Mondscheinheldinn darstellten, die eigentlich nichts liebte, und in den schönen Worten und Gesinnungen, welche Lessing seiner modernen „Virginia“ in den Mund legte, herum schwammen, wie der Schwan im Silberteiche. Durch diesen Fehlgriß wurde selbst das Geständniß ihres innersten Gefühls, welches in den inhaltsschweren Worten liegt: „Ich habe Blut, mein Vater!“ u. s. w. in bloße „Worte, nichts als Worte“ verwandelt, und ich gesehe selbst, daß ich erst, nachdem ich die Emilia der zu früh hinübergegangenen Sophie Müller gesehen und durchgeföhlt, jenen Streit so recht vollkommen komisch fand, da sie wohl die erste deutsche Künstlerinn war, die uns eine



italienische Emilia Galotti gab. Die Heldinn dieses Trauerspiels ist tugendhaft, aber noch mehr unerfahren, und ihr tiefes Gemüth sagt ihr selbst, daß ihre Tugend nicht unerschütterlich ist, aber die Energie ihrer Seele läßt sie den Tod selbst schon der Gefahr, ihre Ehre zu verlieren, vorziehen. Der einfachste Schlüssel zu Emilien's Charakteristik sind Claudia's Worte: „Sie ist die Zaghafteste und Beherzteste ihres Geschlechtes.“ Entsetzt bey dem ersten Anblick der Gefahr, wird sie schnell mit derselben vertraut, und besiegt kühn eine jede durch die Stärke ihres klaren jungfräulichen Gemüthes. Auch Ull. Hirschmann gab die Emilie ganz, als Italienerinn und als geistige Heldinn. Sie zeigte bereits in den ersten Reden mit Claudia, daß sie ihre Aufgabe vollkommen gefaßt habe, und löste selbe, von den äußern Gaben einer angenehmen Gestalt und eines kräftigen metallreichen Organs, wie von den innern, Gemüth und jugendlicher Phantasie, unterstützt, mit eben so viel Gefühl als Verstand, Klarheit und Besonnenheit. Vorzüglich gelang es ihr die Übergänge von der bewegten Stimmung zur Ruhe, ja selbst zum Anflug von Humor in den Scenen mit Appiani künstlerisch zu motiviren, und wenn sie in der letzten Scene manchmal aus der innern Heldinn auch an die äußere Heldinn streifte, so mag man dies wohl ihrer Tugend zu Gute halten; mit längerer Bühnenroutine wird sie, wie man mit Zuversicht hoffen darf, auch die volle Kunstruhe und Beherrschung in allen Momenten erwerben, die sie schon jetzt in manchen schwierigen Stellen an den Tag legte. Was die Umgebungen des Gastes betrifft, so zählen wir seit Jahren den Marinelli und Appiani unter die besten Leistungen der H. H. Polawsky und Ernst. Hr. Stölzel gab die äußerst schwierige Rolle des Prinzen mit Gefühl und lobenswerthem Streben nach adeliger Repräsentation, und leistete viel Schönes, wenn gleich das Ganze noch nicht aus einem Gusse war, und die sichtliche Bemühung nach der noblen Haltung, so wie die Anstrengung, welche es ihm kostete, über die gewöhnliche allzu große Lebhaftigkeit seiner Bewegungen Herr zu werden, die Wirkung schmälerte. Mad. Brunetti (Claudia) leistet das Mögliche in dem ihr nicht ganz zusagenden tragischen Fache, wenn gleich ihre Kräfte für die Scene des dritten Actes nicht ganz zureichen wollen. Odoardo gab sich uns, wie er sich selbst vom Souffleur erhielt; wenn also etwas zu wünschen übrig blieb, so müssen wir uns an diesen, nicht an jenen halten. Je mehr ich gern erkenne, daß Ull. Nina Herbst alle äußern Mittel besitzt, die zur Darstellung der Orsina gehören, desto mehr muß ich zugleich bedauern, daß sie, in glänzender Verirrung, den weiblichen Adel, den sie, wie sie oft bewies, in ihrem Busen trägt und wiederzugeben vermag, gewaltsam unterdrückt, und uns ein rasendes aber kein liebendes Weib, auf keinen Fall jedoch eine Dame darstellt. Traurig ist es, daß die Anstrengung eines kräftigen Organs die „Gründlinge“ im Parterre immer zum Jubeln und Hervorrufen bringt, und doppelt traurig, daß schon größere Künstlerinnen und Künstler durch diesen Sirenenruf taub gegen die Wahrheit und Schönheit wurden, folglich wird auch Ull. Herbst nicht glauben wollen, daß sie diese Rolle ganz von Neuem studiren muß, wenn ihr auch der Beyfall der Gebildeten wie der Ruhm zu Theil werden soll, dasjenige geleistet zu haben, was sich Lessing in seiner „Orsina“ dachte. Die zweyte Rolle der Ull. Hirschmann sollte Leopoldine von Strahlen im besten Ton seyn, da aber

„Mit der Infuenza Mächten  
Gar kein fester Bund zu flechten,“

und diese Dame täglich eine wechselnde Liste von Kranken auf dem Komödientettel liefert, so ist dies mehrmals abgeändert worden, und sie wird nun zuerst als Olga in dem Raupach'schen „Isidor und Olga“ unsere Bühne wieder betreten.

Bernard Romberg hat im Theater drey Concerte gegeben und einen Enthusiasmus erregt, dessen sich seit Jahren kein Tonkünstler zu erfreuen hatte. Da der Patriarch des Violoncell's von Ihnen zu uns gekommen und hier auch beynahe dieselben Stücke gespielt, womit er Wiens Kunstliebhaber erfreut, so würde ein Detail seiner schönen Leistungen Ihrem Publicum wahrscheinlich sehr überflüssig scheinen. Mit den Worten: „Romberg war da,“ ist Alles gesagt.

#### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 25. May zum ersten Male und zum Vortheile des Hrn. Pöck: „Die Müllerinn,“ komische Oper in 2 Aufzügen, von Paisiello.

Die Beliebtheit des Beneficianten versammelte zu dieser Vorstellung ein zahlreiches Publicum. Schade, daß seine Wahl eben auf eine Oper gefallen war, welche weder der Heraushebung seines eigenen Kunstvermögens besonders förderlich noch sonst geeig-



net war, durch Neuheit oder wenigstens durch die Anpassung ihrer Formen die Bedürfnisse des Zeitgeschmacks zu befriedigen. Nicht als ob Paisiello's Composition hiedurch in ihrem Verdienste geschmälert werden sollte, denn bey den angeführten Umständen muß solches in der That desto sicherer vorausgesetzt werden, je offener bey dem ganz unbedeutenden Buche diese sich durch ihre eigene Kraft bey weitem über ein Menschenalter auf der Bühne aller Nationen erhielt; dies hinderte aber nicht die Macht der Zeit, des Geschmacks, der Mode. Ue. Heinemann sang die Müllerinn mit aller jener Anmuth und Vollkommenheit, welche wir an dieser Meiserinn gewohnt sind; wir heben hier besonders das „Nel cor più non mi sento,“ mit den darauffolgenden Variationen heraus, welche sie, von einem Sturme des Beyfalls aufgefordert, wiederholen mußte, ein eingelegtes Duett von Donizetti, in welchem sich nebst der genannten Künstlerinn auch Hr. Preisinger die lauteste Anerkennung erwarb, und die am Schlusse eingelegten Variationen von Rossini. Der Beneficiant, Hr. Pöck, als Notar und die übrigen Mitwirkenden führten ihre Partien mit lobenswerthem Ineinandergreifen durch. Das Publicum war mit der Vorstellung so sehr zufriedengestellt, daß es zum Schlusse sämtliche Mitwirkende hervorrief.

### L i t e r a t u r .

„Dorat's Tod,“ von M. Enk. Wien, gedruckt und im Verlage bey C. Gerold. 228 S. Der Verfasser dieser Schrift hat sich durch seine frühern, theils philosophischen, theils belletristischen Schriften einen geachteten Namen in der literarischen Welt begründet. Seine neueste — des eben angeführten Titels — sieht jenen weder an Darstellung noch an Schärfe des Verstandes nach. Indessen scheint sie mit ihren Vorgängerinnen auch ein anderes Schicksal zu theilen. Man mag nemlich nicht leicht ein treueres Gemälde jener Schrecknisse finden, in welche der mit sich selbst einmal zerfallene, von einer vorgefassten Idee beherrschte und seinem eigenen Hang überlassene Menschengestalt geräth, wenn er in einer jener Stunden, in welchen er sich und seinen Beruf mißverstehet, seinen Zweifeln über alle Blumen des Lebens hinweg nachhirt, und dann über ihre Vergänglichkeit klagt, weil er sie zertrreten sieht, als eben in Hrn. Enk's Werken entworfen wird. Auch „Dorat's Tod“ hinterläßt bis auf einen gewissen Punct einen beynahe tragischen Eindruck: wir sehen die edelsten Naturen unter den Trümmern ihrer eigenen Größe verschüttet, wir sehen einen Kranken, der die Wirkungen aller Gifte mit größtem Scharfsinne prüft, um sich zu erweisen, daß es keine Arzneyen gibt, bis der rechte Arzt ihn mittelst des Glaubens heilt.

In unsern Tagen, wo alles enthüllt wird, was die weisen Alten mit einem milden Schleier bedeckten, sind Erscheinungen nicht befremdend, welche die Gebrechen unsrer Natur nackt zur Schau stellen. In einer solchen Zeit verdient ein Werk besondere Beachtung, welches den Gang der Zeit mitgeht, und da, wo der auf sich selbst bauende Zweifler plötzlich verlassen erscheint, auf die Regionen des Glaubens hindeutet. Der Verfasser leitet hauptsächlich aus der inductionsweißen Ausstellung einzelner Beispiele von irrigen Begriffen und verfehlten Bestrebungen den Satz her, daß es kein Glück gibt, welches dem Menschen in der Art zugewiesen wäre, daß er dadurch den Zweck des Lebens zuverlässig erfülle, d. i. lebe. Er glaubt deswegen, daß die Beantwortung der Frage: „Was ist Leben?“ unerlässlich einem höhern Richter unterworfen und nur an den Pforten der ewigen Weisheit zu vernehmen sey.

Bey dem Umstande, daß er ziemlich lange bey dem Vordertheile seines Postulates verweilt, würde ein düstres Licht theils auf das Werk, theils auf die Gemüthsstimmung des Verfassers zurückfallen, wenn nicht eben der Nachsatz wieder mit all der Wärme ausgeführt wäre, deren ein nur für wahrhaft Gutes empfängliches Herz fähig ist. Auch können wir zu seinen Gunsten anführen, daß selbst jenes düstere Gemälde des Vordergrundes durch reizende Fernsichten, die uns der Verfasser mit einer ausbreiteten Belesenheit in alle Gebiete der Weltweisheit eröffnet, von Zeit zu Zeit unterbrochen und erheitert wird.

Die Ausstattung von Seite des Verlegers verdient empfohlen zu werden.

### V e r i c h t i g u n g .

In einigen Exemplaren des letzten Blattes (Nr. 68) ist der 5. May statt des 5. Juny angelegt, was man zu entschuldigen ersucht.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Dienstag, den 11. Juny 1833.

70

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Bruchstück aus einer Pariser Abendunterhaltung.

(S c h l u ß.)

Als Rosalie sich entfernt hatte, oder vielmehr, als man sie entfernt glaubte, — denn sie fand es, ihrem eignen Geständnisse nach, für gut in der Nähe der Thüre zu bleiben — trat der Graf gerade vor seine Frau hin und sagte ihr kalt, aber seine Lippen bebten und sein Gesicht war todtenbleich: „In Ihrem Cabinet ist Jemand versteckt?“

Sie sah den Grafen mit einer schrecklichen Ruhe an und antwortete ihm ganz einfach: „Nein, mein Herr.“

Dieses Nein zerriß ihm das Herz, denn er glaubte ihr nicht und doch war sie ihm nie reiner und frommer erschienen, als in diesem Augenblick.

Er wandte sich, um die Thüre des Cabinets zu eröffnen — da ergriff sie seine Hand, um ihn aufzuhalten — mit tief bewegter Stimme und mit einem unaussprechlich rührenden und schwermuthsvollen Blick sagte sie ihm: „Bedenken Sie wohl, daß jedes Band zwischen uns zerrissen ist, wenn Sie Niemand darin finden.“

Die Würde ihrer Haltung, ihr Blick und Ton erneuerten in seiner Brust die hohe Verehrung, die er von jeher für sie gefühlt hatte. —

„Du hast Recht, Josephine,“ sagte er, „ich werde diese Thüre nicht öffnen; dieser Schritt würde uns sowohl in dem einen, als in dem andern Falle unausbleiblich trennen. Ich kenne die ganze Reinheit deiner Seele, du würdest selbst dein Leben nicht durch eine Untreue erkaufen wollen.“

Sie blickte ihn starr und wild an. —

Nach einem augenblicklichen Schweigen fing er wieder an, indem er ein Crucifix, das an der Wand hing, genauer betrachtete: „Sie besitzen da etwas sehr Schönes, das ich früher nie bey Ihnen gesehen habe.“

Es war von schwarzem Ebenholz, mit Silber ausgelegt und sehr kunstvoll gearbeitet.

„Ich habe es von Duvi vier gekauft,“ antwortete sie, „der es im vorigen Jahre, als der Zug spanischer Kriegsgefangenen durch Vendôme kam, von einem derselben erstanden hat.“



„So!“ sagte der Graf.

Er hängte das Crucifix wieder an den goldenen Nagel, an den seine Frau es aufzuhängen pflegte und klingelte Rosalien, die nicht lange auf sich warten ließ. Bey ihrem Eintritt zog er sie in die Vertiefung des Fensters, das nach dem Garten ging, und gebot ihr leise, den Maurergesellen Gorenflot zu wecken, der wegen einer im Schlosse vorzunehmenden Arbeit darin übernachtete, und ihm zu befehlen, daß er mit seiner Maurerkelle und andern Handwerksgeräthe sogleich zu ihm kommen solle. „Sorge aber dafür,“ setzte er hinzu, „daß Niemand sonst im Schlosse wach wird; sein Glück und auch das deinige ist gemacht, wenn ihr schweigt und gehorcht.“

Rosalie ging. Er rief sie noch einmal zurück:

„Da, nimm meinen Hauptschlüssel.“

„Louis!“ rief der Graf mit einer Donnerstimme den Gang hinab.

Louis, sein Diener und sein Vertrauter, kam und erhielt den Befehl, dafür zu sorgen, daß Alles im Schlosse zu Bette gehe und Niemand aufbleibe. Ein Wink gebot ihm näher zu treten: „Wenn Alle eingeschlafen sind,“ setzte sein Gebieter flüsternd hinzu, „aber nicht eher, verstehst du mich, dann komm hieher und bringe mir Nachricht davon.“

Hr. von Maret, der in dieser ganzen Zeit seine Frau keinen Augenblick aus den Augen gelassen hatte, kam nun ruhig zurück und setzte sich neben ihr vor dem Kamin nieder. Er erzählte ihr die Begebenheiten des Abends, seinen Verlust im Billiard, seinen politischen Streit, und als Rosalie zurückkam, fand sie den Grafen und seine Gemahlinn traulich mit einander plaudernd.

Der Graf hatte kürzlich die Decken in den Zimmern des ersten Stockes neu mit Gyps bekleiden lassen; er wußte, daß noch eine Tonne desselben vorräthig war, und dieß hatte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken gebracht, den er jetzt ausführen ließ.

„Gorenflot ist da, gnädiger Herr,“ sagte Rosalie.

„Laß ihn hereinkommen.“

Die Gräfinn erblaßte, als sie den Maurer erblickte.

„Gorenflot,“ sagte der Graf, „im Wagenschoppen liegen Steine; hole so viel davon, als du bedarfst, um die Thüre zu diesem Cabinet zuzumauern. Du kannst dich des noch vorräthigen Gypses als Mörtel bedienen.“

Er zog den Maurer bey Seite. „Diese Nacht bleibst du hier, Gorenflot,“ sagte er ihm, „morgen früh aber erhältst du einen Paß, um dich nach den Niederlanden zu begeben, und ich werde dir die Stadt bestimmen, wo du dich niederlassen sollst. 6000 Franken gebe ich dir mit, wenn du dich verpflichtest, zehn Jahre im Auslande zu bleiben. Gefällt es dir in der Stadt nicht, die ich dir bestimmen werde, so steht es dir frey, dir in den Niederlanden irgend einen andern Wohnort zu erwählen. Du wirst von hier nach Paris gehen und dort auf mich warten. Ich werde dir eine Verschreibung geben, der zufolge du nach Ablauf der festgesetzten zehn Jahre noch andere 6000 Franken erhalten sollst, wenn du die Bedingungen unsers Contractes treulich erfüllst und über dein in dieser Nacht vorzunehmendes Geschäft das tiefste Stillschweigen beobachtest. — Was dich betrifft, Rosalie, so sollst du 10,000 Franken von mir erhalten, wenn du dich gleichfalls zum Schweigen über die Vorfälle dieser Nacht verpflichtest.“

„Rosalie,“ rief hier die Gräfinn, „flechte mir die Haare ein und gib mir meine Nachthaube.“



Der Graf ging ruhig im Zimmer auf und ab, kein Blick, keine Miene verrieth ein für seine Frau beleidigendes Mißtrauen, aber er ließ sie, Rosalien und den Maurer nicht aus den Augen.

Gorenflot konnte seine Arbeit nicht beginnen, ohne einiges Geräusch zu machen; die Gräfinn benutzte einen Augenblick, wo der Maurer die herbegetragenen Steine niedersetzte und der Graf am andern Ende des Zimmers stand, um Rosalien zuzulüftern: „Hundert Thaler jährlich auf Lebenszeit, wenn er einige Steine los einsetzt.“

„Geh doch hin, Rosalie,“ setzte sie laut mit furchtbarer Kälte hinzu, und hilf ihm, daß er bald fertig wird.“

Der Graf und die Gräfinn blieben stumm, so lange Gorenflot's Arbeit dauerte. Dieß Schweigen war von dem Grafen darauf berechnet, seiner Gemahlin jede Gelegenheit zu entziehen, irgend ein doppelsinniges Wort zu sprechen und sie schwieg dagegen vielleicht aus Klugheit oder aus Stolz.

Als die Mauer, die vor der verschlossenen Thüre aufgeführt wurde, zur Hälfte vollendet war, benutzte der Maurer einen Augenblick, in dem der Graf sich abgewandt hatte, um eine von den beyden Glasscheiben der Thüre einzustoßen. — Da gewahrte er auf eine Secunde nur, hinter dem sich dadurch verschiebenden Vorhang, ein bleiches Männergesicht, mit dunkelglühendem Blick.

Die Gräfinn hatte es gleich ihm bemerkt — sie winkte ihm mit den Augen zu: „Hoffe!“ und es verschwand. —

Gegen vier Uhr Morgens war der Maurer fertig. Louis erhielt von dem Grafen den Auftrag ihn nicht aus den Augen zu lassen, und dann legte sich der Graf ruhig in dem Zimmer seiner Frau zu Bette.

Als er am andern Morgen aufstand, sagte er mit sorgloser Miene: „Ich muß nur gleich wegen des Passes nach der Mairie gehen.“

Seine Frau erbebt bey diesen Worten innerlich vor Freude.

„Er geht zu Duvi vier,“ dachte sie.

Sobald er fort war, schellte sie nach Rosalie. „Um Gotteswillen,“ rief sie ihr furchtbar zu, „schaffe mir ein Brecheisen — ich habe gestern Gorenflot genau zusehen, wir werden Zeit haben, das Loch wieder zuzumachen, nur geschwind, geschwind. —

Und sie warf sich nieder und begann mit ihren zarten Händen den Gyps abzukragen — Rosalie brachte ihr das geforderte Werkzeug und mit einer Hefigkeit, einer Anstrengung, von der nichts einen Begriff zu geben vermag, machte sie sich ans Werk. —

Schon war es ihr gelungen, einige Steine loszubrechen, und eben bot sie alle ihre Kräfte zu einem noch gewaltigern Stoß auf — da erblickte sie ihren Gemahl hinter sich — stumm — blaß — drohend.

Sie sank in Ohnmacht.

„Bringe die gnädige Frau zu Bette, ihr ist nicht wohl,“ sagte er kalt zu Rosalie.

Seine vorgebliche Entfernung war nur ein Fallstrick für seine Frau gewesen, und er hatte sich begnügt an den Maire zu schreiben und Duvi vier zu sich bescheiden zu lassen.

Dieser erschien jetzt, als die Unordnung im Zimmer schon wieder beseitigt war.

„Haben sie nicht,“ fragte ihn der Graf, „von den Spaniern, die hier im vorigen Jahre durchgingen, einige Crucifixe eingekauft?“



„Nein, Herr Graf.“

„Ich danke Ihnen und bitte um Entschuldigung, Sie bemüht zu haben.“

„Louis,“ sagte er nach der Entfernung des Juweliers zu seinem Vertrauten, „du wirst heute Mittag hier im Zimmer der Frau Gräfinn den Tisch decken; sie ist nicht wohl und ich werde sie vor ihrer völligen Herstellung nicht wieder verlassen.“

Vierzehn Tage lang blieb der Schreckliche Tag und Nacht in dem Zimmer seiner Gemahlinn, und wenn man in den ersten sechs Tagen in dem vermauerten Cabinet ein Geräusch hörte und sie ihn um Barmherzigkeit ansehen wollte, ließ er sie nie zu Worte kommen.

„Sie haben mir erklärt, daß Niemand darin sey,“ war alles, was er ihr sagte.

„Nun, meine Damen,“ fragte der Erzähler nach einer Pause, „finden Sie in dieser Erzählung nicht ein Gemälde von der Furchtbarkeit der Angst, zu der die Nothwendigkeit der Lüge verdammt, die die unausweichliche Folge eines strafbaren Verhältnisses ist? Und doch ist diese gräßliche Begebenheit für mich weniger schrecklich, als der Anblick einer jungen, schönen Frau, die, noch rein und unentweihet, im Begriff ist, die Beute eines herz- und sittenlosen Verführers zu werden.“

„Ist die Geschichte wahr?“ fragte die Frau vom Hause.

„Ja,“ antwortete er, „darauf kommt es aber eigentlich nicht an.“

Er stand auf und setzte sich neben Eugenie. Sie schien tief bewegt und benutzte den ersten Augenblick, wo sie sich unbeobachtet glaubte, um in ein Nebenzimmer zu gehen.

Er folgte ihr.

„Sie sind,“ sagte sie ihm gerührt, „schon seit längerer Zeit mit Herrn de Fa in bekannt?“

„Ja.“

„Und Sie kennen seinen Charakter genau?“

„Sehr genau.“

„Dann danke ich Ihnen für die Warnung, die ich von Ihnen erhalten habe. Sie sind mein wahrer Freund und Sie haben mich überzeugt, daß kein Glück, und sey es noch so wonnereich, die geheime Folter und Qual zu vergüten vermag, denen eine strafbare Leidenschaft uns preisgibt.“

### Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Anfangs May 1833.

Bey uns ist es Sitte, am Charfreitage spazieren zu gehen, zu fahren, zu reiten. Die schönste Witterung an andern Tagen lockt die Leute nicht aus ihren Häusern, aber der Charfreitag, und wenn es regnet oder stürmt, bezaubert alle Weine; in den Stunden von 3 Uhr bis zur Thorsperre wird man auf dem Walle rings um die Stadt geschoben, so gedrängt ist es dort von Frentagsläufern. Alle Wirthslocale sind überfüllt mit Besuchern, und wenn auch nirgend Musik Statt finden darf, so ist doch der Lärmen mit Gläsern, Stühlen und dergleichen hinlänglich, den Tag um sein Prädicat „still“ zu bringen. Woher sich diese Sitte schreibt, weiß ich nicht; sie muß sehr alt seyn, weil sie die Wurzeln so fest in die Erde geschlagen hat, daß sie, volksthümlich wie sie einmal ist, so leicht nicht ausgerottet werden könnte. Auch am vergangenen stillen Frentag war wieder die halbe Bevölkerung auf den Füßen, und man sah die Schaaren sich mit vieler



Anstrengung durch den heftigen Ostwind und den von Wagen aufgeregten Staub durchkämpfen, um nur ja den allgemeinen Spaziergang mitzumachen. Der Anblick der wogenden Menschenmenge von einem erhöhten Punct aus gewährt Vergnügen und man wundert sich in der That darüber, wie ein stillschweigendes Übereinkommen so prompt wirken kann, daß zu einer bestimmten Stunde ganze Colonnen aus den Straßen auf die Wälle strömen, die vorher so spärlich belebt waren, wie an allen andern Tagen. Ich kann auch von einer Unterhaltung nichts entdecken, die man etwa fände; es geht alles so ernsthaft und geschäftsmäßig einher, als ob irgend ein Gesetz zum Laufen nöthige, und wenn sich Personen zu freuen haben, so sind es nur die Wirthe und etwa die Schuhmacher, die Ersten wegen der ergiebigen Geldernte, die Letzten in der beglückenden Hoffnung, die Steinchen und der Sand des Walles werden ihnen in die Hände arbeiten. Die Lustwandelnden müssen schon ihr Leiden ertragen, denn von gutem Wetter ist an diesem Tage, so lange ich die Ehre habe, ihn in Hamburg zu kennen, noch niemals die Rede gewesen.

Ein sehr lieber Gast beschäftigt jetzt die Theilnahme der Theaterliebhaber: Mad. Schröder-Devrient. In Beethoven's „Fidelio“ feyerte diese Sängerin einen wahren Triumph. Ich muß gestehen, daß ich sie in Hinsicht des dramatischen Ausdruckes nur die Pasta an die Seite stelle, vorzüglich wenn sie in deutscher Musik wirkt. Sie singt mit einer Gemüthstiefe, mit so herzerschütternder Empfindung, daß das volle Haus bey ihrem Vortrag in Weinen ausbrach, eine Wirkung, deren sich die Oper wahrlich nicht oft zu rühmen hat. Nicht so gelingen ihr Parthien in italienischen Opern, die weniger auf Nührung als Sinnenblendung berechnet sind. Die Desdemona halte ich von den hier gegebenen Rollen für die schwächste. Im „Don Juan“ fand ein herrlicher Wettstreit zwischen dem Gaste und unserer trefflichen Walker Statt. Die letzte, obgleich die schwierige Parthie der Elvira singend, drang mit ihrer markigen, klangvollen Stimme durch, und das Publicum, den heimischen Liebling enthusiastisch bewillkommend und fortwährend mit Applaus begleitend, sagte damit deutlich, daß, wenn es Besucher nach Verdienst feyert, das Verdienst der ihm Angehörigen keinen Augenblick darüber vergessen wird. Wir werden nun bald diese unsere beliebteste Sängerin auf einige Zeit entbehren müssen. Sie geht auf Urlaub nach Berlin und Breslau; auch verlautete früher von einer Reise nach Wien. Wie dem auch sey — wir müssen sie sehr ungen, und wenn sie auch durch den glänzenden Empfang, den sie überall finden wird, nicht gerade von uns abgehen wird, so wird sie uns doch stark abgehen — acht Wochen lang.

Eine der sogenannten Gesangsheroinnen, Mad. Neumann: Sessi, gab in der großen Michaeliskirche ein zahlreich besuchtes geistliches Concert. Das „Stabat mater“, von Pergolese, wurde meist von Dilettanten ausgeführt. So sehr der Zuhörer von Achtung vor der Concertgeberin durchdrungen seyn mochte, so mußte er doch wünschen, daß Mad. Sessi ihrem eigenen Ruhme zu Liebe, nun nachgerade die schmeichelnde Erinnerung ihrer Triumphezeit dem öffentlichen Auftreten vorzöge. Sie scheint mit einiger Befangenheit zu singen, da ihre Stimme den Jahren ihren Tribut hat zahlen müssen, und diese Befangenheit stört ungemein den Eindruck bey einem Musikwerk, das nur erwärmen kann, wenn es mit der markigen Stimme einer Catalani vorgetragen wird. Auch war die Kleidung der Sängerin (sie trug einen rosafarbenen, großen Seidenhut mit weißen Federn) der feyerlichen Haltung des Constücks äußerst ungünstig. Es muß das Abtreten von der öffentlichen Bühne sehr schwierig seyn, da so viele Künstler lieber das Decrescendiren des Beyfalls ertragen, als bey Zeiten einen glänzenden Abschied nehmen. Alle diese kommen mir vor, wie Gäste, die an sich ehrenwerth, durch ihr zu langes Dableiben in einem Hause den Wunsch erwecken, ihnen anzukündigen, daß der Wagen da sey. Es ist viel schöner, dann schon nach Hause zu fahren, wenn wir am interessantesten unterhielten und unsere Abwesenheit schmerzlich empfunden wird.

Unsere Gemäldeausstellung findet die lebhafteste Theilnahme und immer noch kommen Nachzügler an Bildern dazu. Die Genreclasse verdient wohl den Preis vor allen übrigen, obgleich auch die „Landschaft“ manche sehr gelungene Werke darbietet. Das schönste Genregemälde hat der Maler Benz aus Kopenhagen geliefert: „Münchener Künstler in einem Kaffehause.“ Es gehört dies Kunstwerk zu denen, die einen Zauberkreis um den Beschauer ziehen, in welchen er unwillkürlich zurückgebannt wird, wenn er sich anderswohin wenden will. Kaum gewinnt man bey der Betrachtung Ruhe genug, die Wirkung einer einzigen brennenden Kerze gewagt zu finden, oder einige etwas gesuchte Effecte hinwegzuwünschen. Wenn man sich dem Künstlerkreise nähert, so erscheinen die kleinen Mängel wie Flecken in der Sonne: hier ist alles trefflich, charaktervoll,



kräftig und doch so weich gemalt. Eines nur stört die Bewunderung vor diesem Bilde, der trübe Gedanke, daß sein Schöpfer nicht mehr lebt. Er war ganz geeignet, die etwas übertriebene Werthschätzung der Alten durch Achtung vor den neuen Malern zu paralysiren. Auch Professor Oppenheim in Frankfurt a. M. hat ein niedliches Genrebildchen eingesendet, er nennt es ein Conversationsstück. Die Familie eines italienischen Wirthshauses, in der Thür plaudernd, ist darin versinnlicht. Was mag der Gegenstand des Gespräches seyn, bey welchem die Frau etwas verlegen lacht, das erwachsene Mädchen sich schalkhaft sichernd versteckt, der alte Mann sein heimliches Behagen in einer Contenancepriese verbirgt, der kleine dumme Junge aber theilnahmlos in die blaue Luft stiert — ich weiß es nicht. Vielleicht finden Diejenigen, welche die Conversation errathen, das Conversationsgemälde voll Leben und Wahrheit. — „Ein öffentlicher Schreiber,“ von Weller in Rom, gehört zu den besten Bildern, die mir noch vorgekommen. Zu dem (in der That) öffentlichen Schreiber (denn er arbeitet an der StraÙe) kommt ein italienisches Mädchen, und trägt ihm auf, ihr den Absagebrief an den Geliebten zu verfassen, während sie den Ring zum Verschließen auf den Tisch legt. In der StraÙe lauscht ein schöner Mann, wahrscheinlich der undankbare geliebte Verräther. Die Figur des Schreibers darf allen Charakterchauspielern zum Studiren empfohlen werden, da fehlt nichts zu einer vollendeten Charakterzeichnung, von der Kohlenpfanne unter den Füßen bis zu dem mit weißem Zwirn zusammenge nähten Filzhut. Auch das Mädchen ist trefflich gehalten; die in die Seite gestemmte Hand, der eifrige Blick, mit welchem sie der Feder folgt — wie psychologisch richtig und naturgetreu! Der Pinsel dieses Malers ist ungemein energisch. Meine Lieblinge im Fache der Landschaftsmalerey, Fries und Schelfhout, blieben ein wenig hinter ihren frühern Leistungen zurück; damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht noch weit vor vielen andern Malernorgetreten sind. Schelfhout hat ein wenig flüchtig gemalt und Fries in seinem großen Landschaftsbilde: „das Schloß bey Heidelberg,“ die innere Harmonie zu gering geachtet, so daß das viele Meisterhafte, was diese Werke enthalten, nicht ganz anerkannt worden ist. Der hiesige Maler Gensler hat sich in Wassergeraden sehr hervorgethan und Porth in Porträts. Unter den Zeichnungen nenne ich vor andern Dingen Kizerow's ähnliche und schön gearbeitete Köpfe und zwey Pläne zu einem hier zu erbauenden Museum. Es wäre allerdings eine große Bewegung nach der ästhetischen Stelle hin, auf welcher andere große Städte sich befinden, würde die Idee realisiert; aber die Ausführung wird über so manchen Berg zu schreiten haben. „Wir sind ein handeltreibend Volk“ und ein Gebäude, das ausschließlich dem Schönen geheiligt werden soll, darf doch keineswegs ein solches Interesse zu erregen hoffen, als der Bau einer Börse, nichts desto weniger ist für den Letzten noch nicht ein Stein getragen worden. Könnte man aus Phrasen ein Gebäude bauen, so wäre die Börse längst vollendet — geredet und gedruckt wurde genug darüber; aber es gehört etwas mehr dazu als Kopf, Feder und Papier; sonach steht die alte wie eine große verkörperte Ironie ruhig auf ihrem Plage und hofft an Alterschwäche einmal sanft und selig zu verschwinden. Die Direction des Kunstvereins, namentlich Hr. Senator Siercking, ein wegen seiner vielseitigen Bildung allgemein geachteter Mann, läßt sich das Museumproject sehr angelegen seyn, dieß berechtigt denn schon zu günstigen Erwartungen, und erhalten wir eine der Kunstbildung so vortheilhafte Anstalt, so danken wir diese ähnlichen Einflüsse. Der Ausländer muß sich wundern, daß Hamburg sich noch bey dem Plan zu dergleichen aufhält, und ich kann ihm nicht Unrecht geben, da wir hier Mittel zum Inswerklichen von Allem, was gut und schön ist, den eigentlichen Nerv, reichlich besitzen. Indessen, wer Gelegenheit hatte zu beobachten, wie gerne der hiesige Bürger sein Scherzlein auf den Altar des Guten hinlegt, der sieht ihm sein Bögern, wo es das Schöne betrifft, mit Freuden nach.

Auch bey uns ist die Zeit ziemlich ungesund. Ob wir die Grippe haben, weiß ich nicht, daß aber das Scharlachfieber, vorzugsweise unter Kindern, sehr grassirt, weiß ich, so wie, daß wir vielleicht (um mich einer imposanten Darstellung zu bedienen) 40000 Schnupfenbehaftete zählen. Ich lasse mich aber auf keine Garantie für diese Zahl ein, auf ein paar Tausend mehr oder weniger kommt es dem Berichterstatter nicht an, das können wir alle Tage aus den politischen Zeitungen entnehmen. — \* —



## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

## Deutsche Improvisation des Hrn. Langenschwarz.

Wir haben bey Gelegenheit des ersten öffentlichen Auftretens des Hrn. Langenschwarz in Wien (Jänner, 1833, Nr. 14) unsere Meinung bestimmt und, wir hoffen, auch verständlich, aber mit großer, sichtlich zurückhaltend ausgesprochen; nicht als ob uns damals auch nur der leiseste Zweifel über die Sache und ihren Werth geblieben wäre, sondern lediglich um nicht gar zu weit hinter der gastfreien Schonung unseres überaus wohlwollenden Publicums zurückzubleiben. Es gibt Rücksichten, die auch der strengste Wahrheitsfreund ehren darf, und denen er, wenn auch nicht anders als durch Stillschweigen, gern nachgibt, um dem Broterwerb dessen, der sie in Anspruch nimmt, nicht hinderlich zu werden; allein Forderungen der Art dürfen nicht mehr als einmal gemacht werden, sonst läuft man Gefahr, vor lauter Rücksichtnehmen eine Pflicht zu verletzen, die immer die erste und wichtigste von allen seyn muß, da in der Erfüllung derselben allein die Ehre und der gute Name eines öffentlichen Blattes gesichert ist. Wir sind gefonnen, dieser Pflicht nach bestem Gewissen nachzukommen, und werden deshalb, wenn auch weniger entschuldigend, doch nicht minder wahr als das erste Mal, die Ergebnisse der heutigen Leistung bezeichnen. Was wir damals zu finden vermochten, das haben wir auch heute wiedergefunden, die Fähigkeit oder, wenn man will, Fertigkeit, ein paar Duzend Zeilen deutscher Wörter in kurzer Zeit mit Endreimen zu versehen, und diese gereimten Zeilen ziemlich ohne Anstoß öffentlich herzusagen. Denjenigen, bey welchen Poesie und Verse nicht tiefer als bis ins Trommelfell zu dringen pflegen, muß das allerdings höchst verdienstlich, ja bewunderungswürdig erscheinen, und wir sind weit entfernt, ihnen das Entzücken darüber zu vergällen, besonders wenn sie sich daselbe privatim, fern von der öffentlichen Bühne, verschaffen wollen; als öffentliche Leistung betrachtet, ist es eine Entweihung der Sprache, des Geschmacks, der Poesie, vor dem versammelten Publicum einer deutschen Hauptstadt sogenannte Gedichte zu verfertigen, denen, außer dem Reime, alles abgeht, was das Wesen der Dichtkunst ausmacht, wenn anders die Welt über die Bedeutungen der Wörter: Empfindung, Gedanke, Phantasie, Begeisterung, noch einverstanden ist. Ohne diese Materialien aber Verse machen, dichten wollen, heißt sich versündigen an der heiligen Kunst, die doch wahrhaftig zu hoch steht, um als Dampfmaschine gebraucht zu werden, welche man, nach Gefallen oder nach Bedürfnis, der leichtgläubigen Menge ansehen darf, um aus ihr den Lohn herauszupressen, der dem bescheidenen, ächten Verdienste allein gebührt. — Natürlich ist es dem Gedächtnisse eines Zuhörers nicht zuzumuthen, daß es Einzelheiten aus einem Ganzen festhalte, dem es an allen geistigen Anhaltspuncten fehlt, eben weil es nur aus „Worten, Worten, nichts als Worten“ besteht; das unfrige, gestehen wir, reicht für diese Aufgabe nicht aus, obwohl es für wirkliche Eindrücke, für Empfindungen und Gedanken, Vortrab noch ziemlich wohl erhalten ist und auch heute Stand gehalten hätte, wenn dieser Theil seines Erinnerungsvermögens durch das Gehörte nur einigermaßen in Unlossen gesetzt worden wäre. Das erste der heute gelieferten Gedichte, nach dem Zettel vermuthlich eine Iyrische Stegreifdichtung, über den erhaltenen Stoff: „Am Grabe der Mutter“ hatte vor den beyden folgenden wenigstens eine Art von Zusammenhang voraus und wurde mit Geläufigkeit vorgetragen. Aus eben diesem Grunde halten wir uns zu einer Bemerkung verpflichtet, welche die Ansicht sehr vieler Augenzeugen ausdrückt, und die, wenn sie beherzigt wird, dem Improvisator künftighin gewiß nur nützen kann. Es wäre nemlich sehr rathsam, daß er die Unverächtlichkeit der Wahl wie der Entscheidung jener freyen Improvisationen ohne gegebenen Refrain und Reim, etwas einleuchtender, etwas überzeugender einrichten möchte; so wie die Procedur heute war, bleiben dem unbefangenen Beobachter allerley bedenkliche, sehr verzeihliche Zweifel zurück. Es ist gar so auffallend, wenn von den eingegangenen Stoffen alle speciellen, dem Zwecke eigentlich entsprechenden, übergangen, dagegen nur die allgemeinen, weniger interessanten, durch einzelne Stimmen angenommen werden, aus den so angenommenen aber ein dem Improvisator zur eigenmächtigen Auswahl übrig bleibt. — Das folgende Gedicht sollte wohl die Aufgabe lösen, das Glück der Ehe zu schildern; der Stoff war: „Der Hagesolz,“ und der dazu gegebene Refrain hieß, wenn wir nicht irren: „Saget was ihr wollt, die Ehe ist der schönste Bund der Welt.“ — Diese zwey Zeilen haben wir richtig am Schlusse jeder Strophe wiederkehren gehört; da wir außer dem darin enthaltenen Gedanken, in den übrigen Versen keinen weiteren zu entdecken vermochten, so haben wir wenigstens diesen einen behalten. Nicht so gut ist es uns mit dem zunächstfolgenden Gedichte gegangen, welches aus gegebenen Endreimen zusam-



mengesetzt wurde; wir waren im Augenblicke der Entstehung eben so wenig im Stande, als wir es jetzt in der Erinnerung sind, auch nur im Entferntesten zu ergründen, wovon in diesem Gedichte eigentlich die Rede war. Wenn Reime hinreichen, dem Zuhörer Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß uns diese Reime in dem Augenblicke am besten gefallen haben, wo sie nach der Eingabe hinter einander verlesen wurden, also noch ehe die nichtsagenden, holprigen Verse dazu kamen, denen sie angehängt waren. Dieselben Reime wurden noch einmal zu einem andern Gedichte verwendet, dessen Sinn uns aber nicht minder unklar, als der des ersten geblieben ist. Eine kurze, gereimte Dankrede an das Publicum schloß das Ganze. — Hr. Langenswarz hat an dem heutigen Abend öfter lauten Beyfall erhalten und ist nach den einzelnen Leistungen wiederholt hervorgerufen worden. Das scheint mit dem vorstehenden Bericht im Widerspruche zu seyn, oder ein arges Compliment gegen den Kunstsinns unsers Publicums zu enthalten. Allein das Räthsel wird sich jedem Unbefangenen genügend lösen, wenn er es nur über sich gewinnen will, die Sache beym rechten Namen zu nennen. Es gibt (und das Wiener Publicum besitzt diese liebenswürdige Eigenschaft mehr als irgend ein anderes) es gibt selbst in der großen Masse einen Grad von Wohlwollen und Gutmüthigkeit, der so weit geht, daß man es nicht über's Herz bringen kann, da auch nur zu schweigen, wo schon das Stillschweigen weh thun und entmüthigen würde. Wer aber schwach genug ist, den Ausdruck der Schonung mit dem der Anerkennung oder gar der Bewunderung zu verwechseln, der darf sich wenigstens nicht beklagen, wenn ihm endlich noch zur rechten Zeit die Binde der Täuschung, und wäre es auf eine scheinbar unsanfte Art, hinweggenommen wird. Es ist der schönste Beruf der Kritik, dem verkannten Verdienste zu dem ungerath vorenthaltenen Lorbeer zu verhelfen; allein sie würde sich selbst und ihre Bestimmung entwürdigen, wenn sie sich bequemte, dem Dünkel und dem Außenscheine die unverdiente Ehrenthüre aufzubauen.

### L i t e r a t u r.

„Balladen und Romanzen“ von G. A. Frensh. von Maltiz. Paris, bey Heidehoff und Campe. 1832. 90 Seiten.

Diese kleinern epischen Dichtungen des rühmlich bekannten Verfassers erfreuen durch glückliche Vereinigung einer lebhaften Phantasie mit vieler Gemüthlichkeit. Schöne Diction und wohlklingende Versification sind eine würdige Ausschmückung der größtentheils sehr anziehenden Stoffe. Zu den vorzüglichsten Stücken dieser Sammlung rechnen wir den „grauen Gast“, worin die Anekdote von Mozart's Requiem einfach und rührend erzählt wird, den „Kunstreiter“, den „Waidmann und die Nixe“, „Simonia von Fragenstein“, den „Sturz“ und „Gisela's Grab.“ — Wir zweifeln nicht, daß diese romantischen Dichtungen nicht nur der Lesewelt, sondern auch Tonsehern und Declamatoren eine angenehme Gabe seyn werden.

„Erzählungen“ von Gustav Nagel. Leipzig, bey Chr. E. Kollmann. 1832.

Diese Erzählungen gehören zwar nicht zu den ausgezeichneten, doch aber zu den bessern. Wir finden hier keine ergreifenden Schilderungen von Charakteren und Situationen, aber eine warme, anziehende Darstellung, keine besondere Tiefe, aber eine anmuthige Oberfläche, nicht viel Neuheit in Plan und Handlung, aber eine gute Durchführung, und aus allen leuchtet ein reines Gemüth und eine klare Verständigkeit hervor.

(Mit Nr. 24 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 13. Juny 1833.

71

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Boren und das Bullenhegen.

Skizzen englischen Lebens.

Ich trat in einen Divan — nicht in eine Versammlung türklischer Reichsräthe, sondern in eines jener Kaffehhäuser, in denen man, wie in den Kaffehhäusern anderer Länder, eine einzelne Tasse Kaffeh haben kann. Diese Divans sind neuere Etablissements; in den eigentlichen Kaffehhäusern werden Kaffeh, Thee &c. nur in ganzen Portionen verabreicht; die Langeweile, die man während der Bereitung, von aller Welt abgetrennt, in seinem Stalle \*) aussteht, bekommt man in den Kauf.

Ich nahm an einem Tische Platz, an dem noch Niemand saß; — wer in England, und vorzüglich in London, an öffentlichen Orten es wagt, sich zu Unbekannten zu setzen, muß immer auf Handel gefaßt seyn, wie er sie sich in Halle oder Jena zuziehen würde, wenn er sich erlühnte, renommirenden Studenten den Weg auf dem breiten Steine zu vertreten.

Man brachte mir meinen Kaffeh, und ich machte eben einen Cigarro naß, um ihn anzuzünden, als Jemand von hinten mich auf die Schulter klopfte: — es war mein alter Herr, in einem Aufpuge, in welchem, hätte er nicht selbst sich zu erkennen gegeben, ich ihn schwerlich erkannt haben würde.

Statt des netten schwarzen Anzugs, und der feinen Wäsche, die den hübschen alten Mann so gut zu kleiden pflegten, trug er einen weißlichen, ziemlich abgetragenen Kalmucküberrock, mit großen birnförmigen Metallknöpfen zugeknöpft bis unter's Kinn, als müßten Hemd und Weste das Tageslicht scheuen, und um den Hals ein braun und gelb gestreiftes Tuch. Die Stolpen seiner Stiefeln hatte das Alter geschwärzt; in der linken Hand trug er einen Hut, den ein Trödeljude aus seinem Sacke verloren zu haben schien, und mit der Rechten stützte er sich auf einen knotigen Prügel.

„Wie gefalle ich Ihnen,“ sagte er, über meine Verwunderung lächelnd, „sehe ich nicht aus, wie ein tüchtiger Fleischer aus den Labyrinth der fields, der auf den Kälberhandel zu gehen gedenkt?“

\*) In den englischen Wirths- und Kaffehhäusern sind die Sitze der Gäste durch Ver-  
schläge von einander getrennt, diese Verhältnisse heißen stalls, wörtlich: Ställe.



Auf meine Frage, was es mit dieser sonderbaren Masquerade für eine Verwandniß habe, erwiederte er:

„Ich bin im Begriff einen Freund auf seiner einige Stunden von der Stadt entlegenen Villa zu besuchen.“

„Und ist dieser Freund ein Viehmäster, dem Sie den Hof zu machen gedenken, indem Sie sich das Ansehn von seines Gleichen geben?“

„O nein,“ entgegnete lächelnd mein alter Herr. „Er ist ein Gentleman von der Scheitel bis zur Sohle. Aber in der Nachbarschaft seiner Besitzung soll diesen Nachmittag ein Boren und Bullenhegen Statt finden: um bey diesem würdig zu erscheinen, habe ich mich so gepuht. Das bey dergleichen Veranlassungen sich versammelnde Publicum besteht zum großen Theil aus Individuen, die allem Ehrbaren und Feinen so gram und abhold sind, daß Jeder, der verständiger als sie selbst aussieht, mit Gewisheit darauf rechnen kann, gerächt, das heißt, praktisch geneckt zu werden, durch scheinbar zufälliges Abschlagen des Hütes, Treten auf die Füße, und Stöße mit den Ellenbogen. Viele treiben den Spas noch weiter und confisciren Uhren, Börsen, Briestaschen, alles nicht Niet- und Nagelfeste, was Einer bey sich trägt, sobald es mit Manier, das heißt auf eine Weise, daß es die Polizey nicht merkt, geschehen kann. Gegen alle diese Artigkeiten soll mein Anzug mich schützen.“

„Und ist es denn von einigem Interesse, sich unter eine Gesellschaft zu mischen, die, wie Sie selbst sagen, größtentheils aus Gaunern besteht?“

„Von sehr großem, denn es gibt Gelegenheit, den Ausschuß der Bevölkerung Londons, jene Classe von Menschen in der Nähe zu sehen, die täglich zu Tausenden erwachen, ohne zu wissen, wo sie einen Biß Brot zum Frühstück hernehmen werden, und die in ihren finstern Wohnungen an den fernem, schmutzigen Enden der Stadt aufzusuchen, selten Jemand Lust, noch seltener den Muth hat. Lassen Sie Börse und Uhr daheim, stecken Sie bloß einige Weiße und Braune \*) zu sich, und begleiten Sie mich; mein Freund ist gastfrey, er wird Sie artig aufnehmen.“

Ich ging mit meinem alten Herrn nach seiner Wohnung, wo er mir aus dem Ausschusse seiner Garderobe einen dem feinen ziemlich ähnlichen Anzug zusammenbrachte. Mit dem Schlage zwölf hielt der bestellte Wagen vor dem Hause; wir ließen ihn nicht warten, und rollten durch Gassen und Gäßchen davon.

Der breite Fußweg neben der Straße, die wir fuhren, als wir die dichteste Häusermasse der Stadt im Rücken hatten, war bedeckt von Gesindel jeder Art, das mit uns in gleicher Richtung dem Boren zusteuerte und gedungen schien, alle Hader und Fegen, die London gerade vorräthig hatte, zum Lüften oder zur Schau auszutragen. Ich wußte, daß London eine in jeder Hinsicht sehr reiche Stadt sey, für so reich an Lumpen hätte ich es aber doch nicht gehalten. Fallstaff's Truppen würden sich neben den damit Behangenen ausgenommen haben, wie reich gekleidete Cavaliere; die ihnen entströmenden Übelgerüche verdarben die Luft in einem Grade, daß einen das Athemholen verdros, und konnten lange Zeit selbst von dem Tabaksdampfe, der Tausenden von Pfeifen entstieg, nicht besiegt werden. Nur als wir uns weiter von der Stadt entfernten, sungen sie an minder lästig zu werden, entweder weil Gewohnheit unsere Geruchsnerven stumpfer gemacht, oder weil der frische Wind

\*) Schillinge und Pence.



unsere Nachbarn nach und nach zu Marcissen fächelte. Der größte Theil des schönen Schmuckes war einer Menge unnützer Jungen zugefallen, denen „Futter für den Galgen“ deutlich an der Stirn zu lesen war.

Die Notablen des Pöbels, Kneipenwirthe, Höcker und dergleichen Leute, gingen nicht zu Fuß, sondern fuhren in offenen Wägen, die man für ambulante Altäre hätte halten können, denn es entstiegen einem jeden die Weihrauchdämpfe wohlriechenden Krämerknastens, welche die Eigenthümer mit unverwüßlichem Wohlbehagen aus ihren Pfeifen in die Lüfte sandten. Hercules schien die Gottheit dieser Herren zu seyn, denn sie trugen statt der Stöcke Keulen.

Schon bey unsrer Abfahrt vom Hause hatte mein alter Freund mir gesagt, daß noch ein Dritter, Herr Gales, der berühmte Boxer, von dem Leute, die das Ding verstehen, versichern, er theile Püsse mit großer Annuth aus, zu uns stoßen würde. Diesen Herrn fanden wir in einem Kaffeehause am fernem Ende der Stadt, und mehr als einmal hatte ich Ursache, die Vorsicht zu preisen, die meinen alten Freund bewogen hatte, ihn einzuladen. Er diente uns als Schutzengel in den Augenblicken der Gefahr, deren dieser Tag gar viele zählte. Machte ein pick-pocket Miene sich uns etwas zu vertraulich zu nähern, so hatte Hr. Gales einen Blick für ihn in Bereitschaft, der ihn über die Entfernung, in der er sich zu halten habe, keinen Augenblick in Zweifel ließ. Wo die Sprache seiner Augen nicht überredete, da halfen die Arme nach; es war diesen eine gewisse Bewegung eigen, der Gehorsam zu verweigern der kühnste Ritter vom Orden der langen Finger nicht den Muth hatte.

Aber noch um einen Vierten sollte unsere Gesellschaft vermehrt werden: unter den zu Fuße Wandelnden erblickte nemlich Hr. Gales Hrn. Storton, einen der Helden, die im bevorstehenden Kampfe Proben ihrer Stärke und Mannhaftigkeit ablegen sollten. Hr. Gales sprach von ihm als von einem seiner hoffnungsvollsten Jüglinge, und auf eine Weise, die leicht errathen ließ, wie gerne er ihn bey sich hätte; mein alter Freund ließ daher halten, um den jungen Mann aufzunehmen. Ein leibhafteres Bild der Unbefangenheit und Sorglosigkeit ist mir nie vorgekommen. Er zeigte die größte Bereitwilligkeit unsere Fragen über seine Herkunft und Verhältnisse genügend zu beantworten, konnte sich aber durchaus nicht bestinnen, wer eigentlich seine Eltern wären, oder wo er zur Welt gekommen: er reichte mit seinem Gedächtniß um keine Spanne weiter rückwärts, als sechs Wochen. Vor sechs Wochen, sagte er, habe er die Dienste eines Gypsarbeiters verlassen, weil dieser keine Arbeit mehr für ihn gehabt, um sich der edlen Kunst des Boxens zu weihen. Er schien eine unbestimmte Vermuthung zu hegen, daß er siebzehn Jahr alt sey, wußte aber auf ein Haar, daß er acht Stein wiege. Seine Bescheidenheit hielt ihn nicht ab, uns zu versichern, daß er schon öfter, einmal sogar öffentlich, vor allem Volk in einem regelmäßigen Ringe, Proben der Kraft und Fertigkeit seiner Fäuste abgelegt. Das letzte Mal, sagte er, habe er es mit einem Bäcker, der einen halben Stein mehr als er selbst gewogen, zu thun gehabt; gleichwohl habe er ihm eine ganze Stunde und zwanzig Minuten Widerpart gehalten, und nicht eher „basta“ gesagt, als bis sein Gegner ihm einen Schlag versetzt, der ihn völlig blind gemacht, so daß er damals geglaubt, er werde das Tageslicht nie wieder schauen. Dieser Bäcker, fügte er in einer erklärenden Note hinzu, befinde sich jetzt im Zuchthause, weil er seitdem einen minder ehrenvollen Gebrauch von seinen Händen gemacht.



So lehrreich und anziehend dieses Gespräch aber auch war, so konnte es meinen alten Freund und mich doch nicht abhalten, zuweilen einen Blick aus dem Wagen auf die Straße nach den Wanderern zu werfen, die einzeln oder truppweis, bald spleenisch schweigend, bald laut schwägend mit uns desselben Weges zogen. Es war Thauwetter, und die Fußgänger sanken bis über die Knöchel in den Koth; das veranlaßte ungemein viel Fluchens und Schwörens, übrigens herrschte die rosigste Laune. Die Bekannten begrüßten einander mit Spignamen und allerley Schabernacke kamen zum Vorschein, deren jedoch keiner böse gemeint schien, und selbst Leute, deren Äußeres das Schlimmste fürchten ließ, benahmen sich, als wäre Arges ihnen nie in den Sinn gekommen.

„Da haben Sie,“ sagte mein alter Freund, „einen neuen Beweis von der Allgewalt der Hoffnung. Sie sehen hier eine Menge Volks der untersten Classe versammelt, denen es bey uns an der Lust zum Unheilstiften nie fehlt; es befinden sich Diebe und Taugenichtse in großer Zahl darunter, und doch fällt kein Grief, kein das Gefühl verletzender Auftritt vor; die Ursache hievon ist keine andere, als die Hoffnung auf Vergnügungen: sie stimmt diese Leute fröhlich, und ein fröhliches Herz denkt nicht auf Böses.“

Als wir dem Felde, wo die Kurzweil Statt finden sollte, näher kamen, nahmen wir große, an Pfosten befestigte Placate wahr, die da verkündeten, daß gegen Alle, die sich in tumultuarischer Weise versammelten, um zu boren, oder sonst etwas den öffentlichen Frieden Störendes vorzunehmen, nach aller Strenge der Geseze verfahren werden würde.

Für so unerfahrene Sünder, wie mein alter Freund und ich waren, klang das sehr niederschlagend. Wir hielten Rath mit Hrn. Gales, und seine Gründe, vor allem aber der Umstand, daß die angeschlagenen Zettel keine Unterschrift hatten, bestimmten uns weiter zu fahren. Das Verbot konnte ja — wann fehlt es dem Menschen wohl je an einem Mäntelchen für seine sündlichen Neigungen! — das Verbot konnte ja von einem Unberufenen herrühren, der sich den böshafsten Spas hat machen wollen, dem Volke seine Freude zu verderben.

Alle unsere Gefährten auf dieses Tages Zuge schienen unsere Ansicht zu theilen: den Zetteln nur geringe Aufmerksamkeit beweisend, drängten sie sich in Masse dem zum Kampfplaz bestimmten Felde zu.

Hier hatte man aus Wägen, Karren, Eggen, Pflügen ic., die man zusammengeschoben, eine Art von Circus gebildet, in welchen zu gelangen, Alle, die zu Wagen oder zu Pferde kamen, ein Eintrittsgeld bezahlen mußten — die zu Fuße Ankommenden kletterten über die Wägen, oder krochen darunter weg. Die Äste der umherstehenden Bäume trugen statt der Früchte Menschen, und in wenigen Augenblicken waren die Gestelle, Dächer und Räder der Wägen, jedes Plätzchen, wo nur eine Hand sich festhalten, oder ein Fuß fußen konnte, gleichfalls mit Leuten in den possierlichsten Gruppen bedeckt.

Man säumte nicht den Kreis für die Kämpfer, nach dem Kunstausdrucke, den Ring, zu bilden; das geschah auf eine höchst originelle Weise. Ein Duzend handfeste Kerle mit großen Peitschen erhoben ihre Stimmen in der Mitte der dichten Menschenmasse, um das verehrliche Publicum zu ersuchen, sich ein wenig zurückzuziehen; ihre Ausdrücke waren höflich, ihre Stellungen theatralisch und gut gewählt. Die sanften, in fast flehendem Tone vorgebrachten Worte der Bitte waren aber kaum über ihre Lippen, als ihre Artigkeit sich plötzlich in die roheste Ungeschlachtheit verwandelte: sie hieben mit ihren Peitschen herum wie



rasend, und brüllten dabey wie Besessene. Auf diesen Paroxysmus der Ungezogenheit folgten unmittelbar, und ohne irgend eine Schattirung im Übergange, wieder höfliches Bitten und charmanthes Wesen. Als auf diese Weise, durch freundliches Zureden, Fluchen und Peitschenhiebe, der für die Kämpfer erforderliche Raum gewonnen war, faßten die Voranstehenden einander unter den Armen, um die, welche hinter ihnen standen, am Vordringen zu hindern.

Noch besserten die Herren mit den Peitschen durch einzelne Hiebe an der Form des Ringes, wenn dessen geometrische Verhältnisse durch die allzu große Schaulust einzelner Zuschauer verletzt wurden, als drey Herren, die zu Pferde gekommen waren und am Eingange des Circus ohne Widerrede die von ihnen verlangte Anzahl Schillinge erlegt hatten, mitten in den Kreis ritten, und in höflichen, aber sehr bestimmten Ausdrücken erklärten, es könnte weder Boren noch Bullenhegen, noch irgend etwas von den Gesetzen Verbotenes gestattet werden. Sie gaben sich als Bezirksbeamte und Deputirte des Friedensrichters zu erkennen, und ersuchten die versammelte Menge sich zu entfernen. Ich hörte deutlich, wie die Herren sich einige Mal mit großer Theilnahme nach Herrn Gale's erkundigten, und da weder mein alter Freund noch ich es für eine große Ehre hielt, ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen zu können, uns auch überhaupt gar nicht darnach gelüstete, unter Umständen wie die gegenwärtigen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so setzten wir uns in unsern Wagen und schlugen den Weg nach der Villa ein, von deren Eigenthümer mein alter Freund eingeladen worden war.

Eben so willig wie wir, fügte die Menge sich dem Ausspruche der Magistratspersonen. Nicht das leiseste Murren, kein unzufriedenes Wort ward gehört; lachend und schreyend schickte Jeder sich an, den weiten, schmutzigen Rückweg anzutreten. „Fürchten Sie nichts,“ sagte ein ziemlich zerlumpfter Gentleman zu meinem alten Freunde, der einiges Bedenken zeigte, von der Decke seines Wagens auf den schlüpfrigen Boden zu springen, „fürchten Sie nichts, mein Herr, der Boden ist so weich, daß, Sie mögen fallen wie Sie wollen, Sie sich durchaus kein Leid zufügen können — höchstens riskiren Sie lebendig begraben zu werden.“

Ob nun aber gleich in wenigen Minuten jedes Antlitz London zugekehrt war, so war darum das Spiel noch nicht zu Ende; guter Rath, von dem es sonst gewöhnlich heißt, er sey theuer, ward hier von allen Seiten und völlig umsonst angeboten: als der beste erschien Allen der, das Gebiet, über welches der oben erwähnten Störenfriede Gerichtsbarkeit sich erstreckte, zu verlassen, und den Schauplatz der beabsichtigten Lust auf neutralen Grund und Boden zu verlegen. Als solcher ward eine kleine Hutung in der Entfernung einer halben Stunde erklärt, und dorthin machten Boyer und Publicum sich auf den Weg, während mein alter Freund und ich, ohne Hrn. Gale's und Hrn. Storton, den unsrigen verfolgten.

Das Ziel unsrer Fahrt war einer jener eleganten Landstige, deren es in den unmittelbaren Umgebungen Loadons so viele gibt, und auf die oft sehr bedeutende Summen verwendet werden. Lautes Hundegebell, das aus einem Nebengebäude, in dem sich wohl die Ställe befinden mochten, zu kommen schien, tönte uns entgegen, als wir näher kamen. Es schien die gewöhnliche Weise zu seyn, auf welche Fremde gemeldet wurden, denn noch waren wir nicht am Thore angelangt, als dieses schon durch einen schmucken, blauröckigen,



rothhosiigen Bedienten mit weißgepudertem Haupte weit geöffnet ward. Ein stattlicher Stalldiener gab einem seiner Gehülften Befehl, für unsere Pferde und unsern Kutscher Sorge zu tragen, und der sinke Blauröck mit der rothen Hose führte uns sogleich nach dem Speisezimmer, wo wir den Herrn vom Hause fanden. Es war ein schöner Mann von mittlern Jahren, mit dunkelblondem Haare, blauen verständigen Augen, und einer Stirne à la Canning. Er trug einen knapp anliegenden Jagdrock von dunkelgrünem Manchester, dessen Schnitt eine Meisterhand aus den westlichen Regionen Londons verrieth. Hoch heraufgehende Schuhe, die dem Fuße so genau paßten, daß sie ihn, ungeachtet ihrer Dauerhaftigkeit und Derbheit, um nichts größer machten, und bis zum Knie reichende Kamaschen von Leder schienen wohl berechnet, die Beine gegen alle Fährlichkeiten zu schützen, denen sie zwischen Dornen und Hecken, und durch loses Gestein ausgefekt seyn könnten. Das Benehmen des Mannes entsprach vollkommen seinem Außern, es war voll Urbanität, gleich frey von steifer Zurückhaltung und jener seyn sollenden französischen nonchalance, deren viele Engländer, die auf guten Ton Anspruch machen, sich jetzt sehr linkscher Weise befeißigen. Als mein Freund mich unserm Wirthe vorgestellt hatte, stellte unser Wirth uns seinen zahlreich versammelten Gästen vor, und lud uns freundlich ein, Theil an dem aufgetragenen Mahle kalter Gerichte zu nehmen. Rebhühnerpastete, Wildpret, wildes Geflügel, Rinderbraten, Austern, mehrere Gattungen Fische, und eingemachte Früchte und Gemüse standen auf einem großen, elegant gedeckten Tische in der Mitte des Zimmers. Auf einem Schenkentische an der Seite ward vortreffliches Ale, und noch vortrefflicherer Franzbrauntwein aus zierlichen Fäßchen in schön geschliffene Gläser und silberne Schalen verzapft. Das Zimmer war so behaglich elegant, daß man ihm das so oft gemißbrauchte comfortable mit vollem Rechte beylegen konnte. Außer einigen schätzenswerthen Gemälden, die für des Eigenthümers Geschmack und Kunstsin sehr ehrenvolles Zeugniß ablegten, enthielt es nichts, was bloß zur Zierde da gewesen wäre, aber alles, was es enthielt, war sehr zierlich. Der Boden war mit einem Teppich belegt, eine Sitte, die in allen guten Häusern durch ganz England herrscht, und die man auch in andern Ländern, namentlich in Deutschland, wo das Trappen der gewöhnlich schwer bestiefteten Dienerschaft oft recht störend ist, einführen sollte.

(Der Schluß folgt.)

#### St. Peters Freyhof in Salzburg.

Bey der Felswand, die vor mehr als tausend Jahren  
 Nach der Sag' der erste Strahl des Lichtes traf,  
 Das der Slaven zentnerschwere Kette sprengt',  
 Reihen sich die Grabesmonumente an einander,  
 Wohl geziert, mit Sprüchen reich bedeckt,  
 Wo die Asche der geliebten Hingeshied'nen,  
 Oft benezt von mancher wehmuthvollen Thräne,  
 Die dem Aug' der Lieb', der Treu', der Freundschaft  
 Sanft entquillt, in bunte Kinder Florens  
 Schön verwandelt wieder in das Leben steigt! —



## Correspondenz-Nachrichten.

London, im April 1833.

Da die Eitelkeit des sogenannten starken Geschlechts mindestens eben so groß ist, als die des schönen, des so höchst ungalanterweise schwach genannten, so thut es mir sehr leid, nicht im Stande zu seyn, Ihnen, zum Besten und Frommen der Elegants unter Ihren Lesern, sagen zu können, was im Laufe des herannahenden Sommers Mode werden wird, und mich mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen zu müssen. Das erste Erforderniß für einen Fashionable ist hier zu Lande Originalität; bey uns hält es ein ächter Dandy für unter seiner Würde, der Mode zu folgen, er gibt ihr Gesetze, schafft sie, ruft sie aus dem Schatze seiner Ideen, aus dem Nichts hervor. Dieses Streben nach Neuem und Ungewöhnlichen fördert manches Lächerliche zu Tage, hat aber auch das Gute, daß unsere Modeherren nicht aussehen, als wären sie in Compagnien und Regimenter eingetheilt, oder als würden sie, wie die Zöglinge zu Schneypenthal, alle von einem Schneider nach einer und derselben Patrone bekleidet. Unter den berühmtesten unserer Tonangeber zeigt sich eine große Vorliebe für die Kleidertrachten aus den Zeiten Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers; auf einigen der glänzendsten Bälle erschienen in der letzten Hälfte des Winters mehrere dieser Herren in violetten Sammtmänteln von sehr antikem Schnitte, reich mit schön gearbeiteten Knöpfen von mattem Golde verziert, und in Westen und kurzen Beinkleidern von weißem Atlas. Zu dieser Tracht wurden immer dreieckige Hüte getragen; die elegantesten hatten eine breite Einfassung von durchbrochener Silberborste.

Erquisites, die ihre Ideen aus minder antiken Quellen schöpfen, erscheinen in eleganten Abendgesellschaften gewöhnlich in blauen Tuchfracks mit gelben Knöpfen, Pantalons von weißem Casimir, Westen von weißem Moire, Hemden mit gewaltigen Bruststreifen und Cravaten von weißem Atlas; oder in schwarzen Fracks, knapp anliegenden Pantalons von schwarzem Tuch, Westen von schwarzem Atlas, und Halsbinden von schwarzem Sammt. Die Originalität dieser letztern Herren zu erkennen, erfordert eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit derselben, denn sie verräth sich nur durch längere oder kürzere Rockschöße, breite oder schmale Aufschläge, die Form des Kragens, oder die Zwischenräume zwischen den Knöpfen. Zu den eben beschriebenen Anzügen trägt man gewöhnlich einen chapeau de poche, nemlich ein Ding aus Sammt, Atlas, drap de soie, oder pluche de soie, das einer excentrischen Nachtmütze so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern.

Die Vorliebe für das Veraltete — in der Kleidertracht — herrscht auch unter den Damen; in allen Gesellschaften, für die eine ausgezeichnete Toilette zu machen sich der Mühe verlohnt, begegnet man Elegantinnen à la Pompadour, à la Montespan, à la Valière, à la Sevigné.

Unsere beyden großen Theater, Covent-Garden und Drury-Lane, über deren Bühnen wir bisher gewohnt waren, nur die Geschöpfe heimischer Dichter schreiten zu sehen, sind jetzt von Fremden, von einer deutschen Opern- und von einer französischen Tänzergesellschaft in Beschlag genommen. In Drury-Lane, wo deutsche Opern aufgeführt werden, gab es mehre Abende hinter einander einen gewaltigen Lärm. Capitän Polkhill, der Unternehmer, hatte im Parterre einige Stalls angebracht, das heißt, er hatte eine gewisse Anzahl Plätze durch unübersteigliche Barrieren von den übrigen Sizen abgetheilt und verkaufte die Villers dazu für eine halbe Guinee. Diesen Einfall auf ein Gebiet, das als sein ausschließliches Eigenthum zu betrachten es sich für berechtigt hielt, wollte das Parterrepublicum sich durchaus nicht gefallen lassen; es schrie, pochte und lärmte, im Theater wie in den Zeitungen, so arg und laut, daß Hr. Polkhill sich genöthigt sah, die Stalls wieder wegräumen zu lassen. Jetzt sieht man deren nur noch an den beyden Enden des Orchesters, wo niemand sie ansieht, weil sie auf neutralem Boden stehen.

„Don Juan“ ist das Beste, womit uns die deutsche Operngesellschaft, die übrigens aus Deutschen und Engländern besteht, bewirtheht hat. Im Allgemeinen haben die Sänger große Ursache, Mozart für seine göttliche Musik dankbar zu seyn, denn nur ihrem Zauber haben sie es zuzuschreiben, daß ihr größtentheils sehr mittelmäßiger Vortrag beim Publicum so viele Nachsicht fand. Braham, der den Don Juan recht gut singt, ist nichtsdestoweniger zu alt für die Rolle: es thut Einem weh, zu sehen, wie er sich abmüht, jung und lebhaft zu thun; er tummelt sich auf den Brettern herum, wie ein von einem muthwilligen Knaben bis zur Ungebühr gepeitschter Kreisel. Frau von Meric singt, so flüstert unser Patriotismus uns zu, die Rolle der Anna nicht so gut, wie



Mrs. Wood die der Zerlina. Von der Gesellschaft der französischen Tänzer sind nur Mad. Duvernay, Mons. Gilbert und Miss Vallin ausgezeichnet gut zu nennen. Mad. Duvernay besitzt viel von der Grazie und Leichtigkeit der Taglion; die Zeitungen haben ihre Tugendhaftigkeit mit großer Breite besprochen. In Gilbert erblickt das Publicum einen hinter einem französischen Namen versteckten Engländer. Miss Vallin ist unsere Landsmänninn. Von den übrigen Mitgliedern hegen Leute, denen man nichts recht machen kann, nicht die günstigste Meinung; sie behaupten von Mad. Augusta, sie würde sehr wohl thun, ihre Schritte zu verkürzen und ihre Kleider zu verlängern; von Mad. Ancelin, sie sey garstig und sündige gegen die gute Sitte; von Mons. Paul, er sey zu fett, und von Mr. Wood, er sey zu hölzern.

Die vorzüglichsten Ballets, welche die Gesellschaft bis jetzt gegeben, sind: „La Belle au Bois Dormant“ und „The Maid of Cashmere.“ Das letztere ist eine schlechte Bearbeitung des Werkes der H. Kuber und Scribe, „Le Dieu et la Bayadere,“ zu welcher Bishop eine nicht sehr gelungene Musik geliefert hat. Unsere Literatur erinnert an Ihres Schiller's Wort: „Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Beynahe jedes ihrer neuen Erzeugnisse tischt uns das Alte wieder auf: seitdem Mrs. Trollope uns in ihren dicken Bänden zu verstehen gegeben, wie shocking für eine Dame von superfeiner Bildung der Aufenthalt unter den Amerikanern ist, haben mehrere neue Reisebeschreiber uns abermals versichert, daß man Knechte und Mägde in Amerika nicht Knechte und Mägde, sondern helps nennt, und einer der neuesten berichtet mit sehr ernsthaftem Gesichte, wie man sich in jenem Lande wäscht und auf welcher Seite man in die Postwägen steigt. Es ist nicht zu beschreiben, von welchem Kleinlichkeitsgeiste der Theil unserer gebildeten Welt, dem eine gewisse Classe von Schriftstellern angehört, befangen ist. Er schätzt am Leben nichts als dessen Comforts, ein Name, den man oft den größten Lappalien beylegt, die der wahrhaft Genußfähige, weil sie ihm hinderlich sind, viel lieber von sich wirft als aufsucht. Unstreitig haben die Franzosen den blühenden Zustand, dessen gegenwärtig ihre schöne Literatur sich erfreut, zum großen Theile dem klugen Gebrauche zu verdanken, den ihre guten Köpfe von den Meisterwerken unserer ältern classischen Schriftsteller zu machen gewußt; jetzt sollten unsere Büchermacher über den Canal schiffen, um bey den Lehrlingen ihrer Väter in die Lehre zu gehen.

#### K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 1. Juny beschloß Ue. Sabine Heinefetter ihre Gastspiele im k. k. privil. Theater in der Josephstadt mit dem „Barbier von Sevilla.“ Das Publicum hatte sich sehr zahlreich zu einem Abschiede eingefunden, bey dem noch einmal all die schönen Erinnerungen erneuert werden sollten, welche ihm die Künstlerinn in diesem freundlichen Musentempel bereitet. In der That war die heutige Darstellung dieser Oper eine der schönsten und Ue. Heinefetter machte uns ihren Verlust eben durch die Trefflichkeit ihrer heutigen Leistung doppelt fühlbar. Die im zweyten Acte eingelegte Paccinische Arie und das liebliche Nel cor più non mi sento mit den Variationen waren die Glanzpunkte der Darstellung. — Es versteht sich wohl von selbst, daß das Publicum die scheidende Künstlerinn mit den lautesten Zeichen von Anerkennung und Bewunderung überhäufte. —

#### Modestbild XXIV.

Der Herr rechts trägt einen olivenbraunen Frack, ein Piquetgilet à Shawl, mit Bouqueten an den Theilen und am Kragen, dann eine weiße Leinentripantalon. Der Herr links einen Landrock mit doppelten Taschen an dem Schooß und mit matten Bronzeknöpfen. Die Beinkleider sind von röthlich trappfarbenem Sommerstoffe. Beyde nach Originalen von Hrn. Jos. Gunkl, bürgl. Herrenkleidermacher am Graben, Nr. 1108.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 15. Juny 1833.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

An Seine Excellenz,

den hochwürdigsten Herrn Patriarch-Erzbischof von Erlau etc. etc.

Ladislauß Pyrker von Felső-Gör,

Erbauer des Domes zu Erlau\*).

Die Völker nannten Salomon den Weisen,  
Der, als der Herr noch sprach aus Ungewittern,  
Ihm einen Tempel baut, ihn zu lobpreisen,  
Wo spät die Zeiten seinen Grund erschüttern.  
Und damals scholl aus glüh'nden Blütheskreisen  
Doch sein Geheiß noch bey der Berge Zittern,  
Noch schauten ihn Propheten in Gesichtern,  
Und Israel sah sein Strafen und sein Richten.

\*) Das Bisthum zu Erlau, von Stephan dem Heiligen gegründet, hatte schon unter den ersten Königen Ungarns eine ansehnliche Kathedrale. Als aber diese durch die Einfälle und Schreckenszüge der Türken, zum Theile durch die eigenen Vertheidiger der Festung (die Türken waren über 90 Jahre im Besitze derselben) zerstört worden, mußte das mit dem Bischöfe zurückkehrende Capitel (1689) eine neue Kathedrale bauen, welche auch in der untern Stadt, jedoch von geringer Größe errichtet wurde. Carl Graf Esterházy, der letzte Bischof von Erlau (indem das Bisthum i. J. 1804 zum Erzbisthum erhoben wurde), gründete das prächtige Erlauer Lyceum und nur sein früher Tod verhinderte sein frommes Vorhaben, unter dem Verstande des Capitels ein neues Gotteshaus von genügender Pracht und Größe zu erhöhen. Dieses fromme und erhabene Werk blieb daher dem jetzigen Erzbischof, Sr. Excellenz dem Herrn Patriarchen Ladislauß Pyrker, der allenthalben, wo er bisher gewohnt, das segnenreichste Andenken seines Namens und Wirkens hinterlassen, vorbehalten. Der neue Bau begann im März 1831 und wurde seither, unaufgehalten von den schrecklichen Verheerungen der Cholera, mit rastlosem Eifer fortgesetzt, so zwar, daß noch heuer die Wölbung und Deckung der Kirche, das nächste Jahr aber bereits aller Wahrscheinlichkeit zufolge das ganze Meisterwerk vollendet seyn wird. Die innere Länge der Kirche beträgt 42, die Breite 19 und die Kuppelhöhe 20 Klafter. Die Mitte wird von den beyden Seitengebäuden durch eine Reihe runder Säulen getrennt, die einen majestätischen Anblick gewähren. Zwanzig Stufen führen in die großartige Vorhalle, in welcher acht Säulen, fünf Fuß im Durchmesser und neun Klafter hoch, den Eintretenden mit einem gewaltigen Eindrucke empfangen. Joseph Hild, der verdienstvolle Bauberr der Pesther Börse, der sich in Rom zum Architekten gebildet, führt den Bau dieses Meisterwerkes, dem man vor manchen ähnlichen Unternehmungen noch zum Verdienste anrechnen kann, daß seine Vollendung auf menschliche Kräfte berechnet ist.



D'rauf, als das Blut des Heilands war geflossen,  
 Und aufgegangen war das Reich der Thränen,  
 In dem viel' Tausend blut'ge Blumen sprossen; —  
 Da ward der Erde tiefinbrünst'gem Sehnen  
 Ein neuer Glaubensstempel aufgeschloffen,  
 Dess' Säulen an die Ewigkeit sich lehnen;  
 War's nicht, als noch die brünst'ge Liebe brannte,  
 Was bautest du so riesig, o Bramante?!

Gedachtest du voraus der eh'rnen Zeiten,  
 Wo durch der Erde dämmerdüst'res Grauen  
 Die Schatten der Zerstörung würden schreiten,  
 Geseh, Symbol und Denkmal zu zerhauen?  
 Sahst du voraus der Wogen wildes Streiten,  
 Das wir jezt im Gewühl der Städte schauen?  
 Sahst du schon an der Grenze deines Landes  
 Das Kriegsheer des abtrünnigen Verstandes?

Ein heiliges Geheimniß gibt's auf Erden,  
 Sie schwangen wild die Fahn', es zu entschleuern,  
 Und war ihr einzig' Müh'n — Gott gleich zu werden;  
 Selbstliebe drängt sich kühn zum Ungeheuern,  
 Das stolze Wissen läugnet den Gefährten,  
 Das Schiff zieht aus — der Sturmwind mag es steuern;  
 Viel' alte Kirchen wurden eingerissen —  
 Man wird wohl manche wieder bauen müssen! —

D'rum, hoher Herr, der Du im Christenthume  
 Ein Bauberr bist, hast weise Du gegründet  
 Solch einen Dom, der Deines Landes Blume!  
 Die Kraft, die er in Deinem Herzen findet,  
 Wird ihn erheben hoch zu Gottes Ruhme!  
 O möge, bis der letzte Stern entschwindet,  
 Der Pilger hier zum heil'gen Opfer gehen,  
 Das Kreuz auf seiner Kuppel flammend wehen.

Und. Schumacher.

## Das Boren und das Bullenhezen.

(S t u f.)

Das Mahl hatte kaum begonnen, als neues Hundegebell neue Gäste verkündete. Der Bediente meldete die Angekommenen, und herein traten die drey Herren, die das Boren nicht hatten zugeben wollen. Sie erinnerten sich sogleich uns schon gesehen zu haben, das heißt, sie erinnerten sich dessen, sobald unser Wirth uns ihnen vorgestellt hatte — so lange man einem Engländer nicht vorgestellt worden ist, kennt er Sinen nicht, hätte man ihn auch, um ihn vom Ertrinken zu retten, bey den Haaren aus dem Wasser gezogen, oder mit Gefahr des eigenen Lebens auf dem eigenen Rücken aus einem brennenden Hause getragen. Sie waren sehr artig, und bedauerten, uns in die Nothwendigkeit versetzt zu haben, ein halbes Stündchen weiter fahren zu müssen, wenn wir anders noch gesonnen wären, das Boren mit anzusehen. Sie versicherten, sie würden sich gewiß nicht störend in die Sache gemischt haben, wenn sie zu igno-



iren ihnen möglich gewesen wäre; es wäre aber eine Anzeige gemacht worden, und da öffentliches Boren nicht erlaubt sey, so hätten sie, ohne sich großer Verantwortlichkeit auszufegen, auch das heute beabsichtigte nicht zulassen können. Aus ihren Reden hätte man schließen können, daß der Fingerzeig, die außer ihrer Gerichtsbarkeit liegende Hütung betreffend, von ihnen selbst gekommen sey.

Nach beendigtem Frühstück machten wir uns, in Begleitung mehrerer Herren, deren Bekanntschaft wir bey unserm Wirthem gemacht hatten, auf den Weg nach dem Kampfsplatze. Der Ring war bereits gebildet, als wir ankamen, und man trug eben einen Hut herum, um für die Kämpfer zu sammeln. Als das geschehen war, ward, wie bey einem Turnier, Wind und Sonne getheilt, das heißt, es ward durch's Loos bestimmt, welcher der Kämpfer mit dem Gesicht gegen die Sonne stehen sollte. Nachdem man auch über die übrigen Bedingungen, z. B. über die Zeit, die den Kämpfenden zur Erholung gestattet seyn sollte, wenn sie niedergeworfen worden, einig geworden war, entkleideten die beyden Bursche, die boren sollten, sich von oben bis zur Mitte. Sie banden die Weinkleider über den Hüften mit seidenen Schnupftüchern fest, und warfen bis zum Beginn des Kampfes ihre Röcke über die Schultern, ohne sie anzuziehen. Als auf diese Weise alles vorbereitet war, traten ein Mann mit einer Hemmuhr, und für jeden der Kämpfer ein Secundant und ein Flaschenhalter in den Ring, in welchem außer diesen Niemand geduldet ward. Einer der Kämpfer, ein Matrose, schleuderte seinen Hut in die Luft, zum Zeichen der Herausforderung, und unser Reisegefährte, Hr. Storton, that augenblicklich dasselbe, um Kund zu geben, daß er sie angenommen. Unmittelbar darauf begann das Balgen.

Die Bursche boxten und rangen, und führten Stöße auf einander, die einen Stier hätten zu Boden strecken können, gewöhnlich aber mit großer Geschicklichkeit parirt wurden. Während des Kampfes bestand die Gruppe aus den beyden Kämpfenden, ihren vier Begleitern, die sich in ziemlich gleicher Entfernung von einander und von jenen hielten, so zwar, daß die Secundanten den Borenden zunächst standen, und aus dem Zeitangeber, der sich am weitesten entfernt, gewissermaßen außer dem Bereiche des Gefechtes hielt.

In kauender Stellung, und mit vorgebogenem Oberleibe, bewachten die Secundanten mit Falkenblicken jede Bewegung derer, denen sie zugegeben waren. Ward einer der Kämpfenden zu Boden geworfen, so fing sein Secundant ihn in seine Arme auf, setzte ihn sich auf die Knie, und warf eine Bedeckung über ihn, die auch den Kopf mit einhüllte. Er reichte ihm etwas Wasser mit Branntwein gemischt, beseuchtete ihm mittelst eines Schwammes Stirne, Schläfe und Lippen, rieb ihm sanft das Innere der Hände, und that überhaupt alles, was in seinen Kräften stand, ihn zu erfrischen und zu ermutigen, bis der Mann mit der Uhr „Zeit“ rief, auf welches Signal der Kampf augenblicklich von Neuem begann.

Das Gefecht dauerte ziemlich lange, und alle Kunstverständigen versicherten, daß die, zwischen welchen es Statt fand, große Geschicklichkeit bewiesen; aus wie vielen rounds \*) es bestand, weiß ich jedoch nicht mehr zu sagen. End-

\*) Der Kampf von einem Falle eines Kämpfers bis zu einem andern, heißt: „round.“



lich ersah Storton seinen Vortheil und brachte seinem Gegner einen Schlag hinter den Ohren bey, der ihn zu Boden streckte und ihm die fernere Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte.

Nachdem die Boxer, von Freunden und Gönnern umgeben, sich entfernt hatten, ward der Stier herbeigeführt, der bisher einige hundert Schritte vom Ringe entfernt gehalten worden war. Bey seiner Annäherung erhoben die Bullenbeißer, deren wohl gegen hundert von ihren Herren mitgebracht worden wären, ein schreckliches Getöse; unter fürchterlichem Heulen und Knurren suchten sie sich von den Stricken, an denen sie festgehalten wurden, los zu machen: ihre Augen sprühten Feuer, und die Wuth, mit der sie ihre feindseligen Gesinnungen gegen das rüstige Thier zu erkennen gaben, war durchaus nicht zu befänftigen.

Es ward der Pfahl in die Erde getrieben und der Stier an einem  $1\frac{1}{2}$  Zoll dicken und ungefähr 30 Ellen langen Seile daran gebunden; die Spizen seiner Hörner waren umwickelt, daß sie nicht in das Fleisch der auf ihn losgelassenen Hunde dringen konnten. Der Stier war für einen Meisterkämpfer bekannt, und bewährte auch dießmal seinen Ruf: er wies die Angriffe der auf ihn gesetzten Hunde mit eben so viel Kraft als Geschicklichkeit zurück. Mit großem Tact errieth er immer, auf welchen Theil sein Gegner es abgesehen. Fuhr ein Hund ihm nach der Nase, so senkte er den Kopf, einwärts gebogen, so tief, daß er kaum einen Zoll vom Boden entfernt, und von vorne nichts zu sehen war, als die buschige Stirn und die Hörner. Auf diese stürzte der Hund sich mit wüthender Kampfgier, und ward vom gewaltigern Gegner, entweder zappelnd hoch in die Luft, oder weit fort den Boden entlang geschleudert. Trotz dieser unsanften Zurückweisungen, versuchten doch die meisten Hunde mehrere Angriffe, und wurden nur, wenn wiederholte sie erschöpft und ihren Eifer abgekühlt hatten, von andern abgelöset. Suchte ein Hund den Stier bey der Wamme zu packen, so hatte er es mit des Gegners Beinen zu thun, die ihn so unsanft zurückwiesen, wie dessen Hörner. Auch zwey Hunde, wenn sie zugleich angeheßt wurden, schickte der Stier, ohne daß es ihm größere Anstrengung zu kosten schien, mit einem einzigen Stoße in die Luft. Gewöhnlich wurden die Hunde, ehe sie im Fallen den Boden erreichten, von ihren Herren aufgefangen, die sich in dieser Absicht den Kämpfenden oft so sehr näherten, daß es ihnen leicht hätte gefährlich werden können. Immer waren es die Hunde, welche den Kampf begannen; der Stier griff nie an, sondern begnügte sich die Angriffe seiner Gegner abzuschlagen.

Beide Parteyen kamen ohne sichtbaren Schaden davon. Der Stier ward, als es anfang dunkel zu werden, ganz wohlbehalten dem heimatlichen Stalle zugetrieben, und von den Hunden war keiner so sehr verlegt, daß er außer Stand gewesen wäre, seinem Herrn nach Hause zu folgen, obgleich mancher recht tüchtige Stöße davon getragen hatte.

Die Versammlung zerstreute sich, um sich, wie es nach solchen Festen gebräuchlich ist, in schwerem Raß\*) gütlich zu thun, und mein Freund und ich fuhren nach dem Hause zurück, wo wir gefrühstückt hatten, um dort die Nacht zuzubringen. Den ganzen Weg entlang vernahmen wir den Gesang der Heim-

\*) Porter.



ziehenden; alle fangen eine und dieselbe Melodie, die mein Freund die Newgate-Weise nannte, und von der er meinte, die meisten der Singenden würden sie wohl an dem Orte gelernt haben, der ihr den Namen geliehen.

Bey unserm Gastfreunde fanden wir eine noch zahlreichere Gesellschaft, als wir am Nachmittage dort verlassen hatten: Diplomaten, Militärs, Faustkämpfer, Landedelleute, Journalisten, Rentirer, Kaufleute, Bürger aus der City und Weltbürger, lauter gentlemen of the fancy, Mitglieder des Bundes der wunderlichen Gelüste, deren der wunderlichsten eines das Vorex ist. Wie es in Spanien Männer von Rang und Reichthum gibt, die einen Ruhm darcin setzen als Toreadores aufzutreten und einen Stier zu bekämpfen, so gilt es in England für eine Ehre, sich mit berühmten Vorexern von Profession gemessen zu haben, und so kann es sich gar leicht treffen, daß, wie Washington Irving sagt, der Lord und der cousin germain eines am Galgen baumelnden Mörders einander die Hände schütteln.

Daß in solcher Gesellschaft dem Vorex nur Liebes und Gutes nachgesagt werden dürfe, fühlte Jeder, und die anwesenden Fremden hüteten sich wohl anderer Meinung als die Einheimischen darüber zu seyn. Nur ein Einziger, ein junger Franzose, machte eine Ausnahme, und nannte es schlechtweg eine rohe barbarische Sitte. Das veranlaßte einen der ihr Zugethanen zu einer feurigen Lobrede: „Das classische Rom,“ sagte er, „hatte seine Athletenkämpfe, durch welche dem Volke von der Bühne herab Barbarey, nicht Gleichgültigkeit bloß gegen fremde Leiden, sondern Freude daran gelehrt ward; der stolze Spanier hält es nicht für unter seiner Würde, seine Tapferkeit im Kampfe mit einem Stiere zu erproben. Diese und ähnliche Gebräuche in andern Ländern haben ihre Lobredner gefunden: Viele erblicken in jenen öffentlichen Mezeleyen der Römer die Quellen des Muthes und der Todesverachtung, die ihnen die Herrschaft über die Welt erwarben, und in den Stiergefechten der Spanier, das sicherste Mittel dem Volke seinen Rittersinn zu bewahren. Mehr läßt sich, und mit größerem Recht, zum Vortheil des englischen Brauches sagen. Unter den bessern Ständen dient das Vorex, gleich dem Billiardspielen, Ballschlagen und Kegelschieben, als Zeitvertreib, oder als Mittel sich Bewegung zu machen, unter den niedern ist es von wahrhaft wohlthätigem Einflusse; es lehrt ihnen die zwey großen Principien der Landesmoral: „„Erlaube Jedem ehrlich Spiel,““ und: „„Werde nicht hizig.““ Der ärgste Strauchdieb, der keinen Begriff hat von Ehre und Großmuth, muß den Gesetzen der erstern folgen, und die zweyte üben, wenn er boxt, denn ließe er sich von den Eingebungen seines bösen Willens hinreißen, einen fallenden oder schon zu Boden gestreckten Gegner zu schlagen, so würde er von den Zuschauern, gehörten sie auch sammt und sonders dem Abschaume der Bevölkerung an, mit Schimpf und Hohn aus dem Ringe gejagt werden, und kein besseres Loos würde den treffen, der sich weigern wollte, seinem Gegner, wäre er auch blind und lahm von ihm geschlagen, zum Zeichen, daß er keinen Groll gegen ihn hegt, nach geendigtem Kampfe die Hand zu reichen. Die Ausdauer endlich, mit welcher der gemeine Engländer die größten Mühseligkeiten und Beschwerden erträgt, sobald er sie für unvermeidlich erkennt, macht er sich nur durch das Vorex eigen.“

„Es mag seyn,“ erwiederte der Franzose, „daß das Volk sich nicht in allen Provinzen in gleichem Grade verwildert zeigt; daß aber in einigen große



Barbareyen verübt werden, unterliegt keinem Zweifel: in Yorkshire und Lancashire bin ich selbst Augenzeuge gewesen, wie Ringer den Zeigefinger der rechten Hand in das Haar des Gegners verwickelten, und ihm mit dem Daumen ein Auge ausdrückten.“

Um das Gespräch, das eine unfreundliche Wendung nehmen zu wollen schien, abzubrechen, fragte der Wirth seine Gäste, ob sie sein Studierzimmer sehen wollten. Dieß war das sonderbarste Gemach, das ich je gesehen habe, und wahrscheinlich je in meinem Leben sehen werde: es kam mir vor, wie das Innere der Hütte eines Dandy, der sich in einem Anfälle von Spleen in den Kopf gesetzt, den Robinson zu spielen. An der Wand, der Thüre, durch die wir eintraten, gegenüber, hingen 12 bis 15 Flinten, von allen Größen und Calibern, mit doppeltem und mit einfachem Laufe, eine über der andern. An der nemlichen Wand stand eine Bank, auf welcher ein Schraubstock befestigt war, und unter und neben derselben lagen Feilen, Schrauben, Hammer, aus einander genommene und zusammengesetzte Flintenschlösser, und eine Menge andere Dinge, mit denen ein Büchschmied umgeht. Auf einem Schranke von Mahagonyholz stand ein ganzes Heer von Pulverflaschen, und aus den Schubladen, von denen keine ganz zugeschoben oder ganz offen war, hingen Bindsfaden, Netzwerk, Lederriemen, und eine Menge anderer nicht zu beschreibender Dinge. Ein anderer Schrank enthielt unsers Wirthes Handbibliothek: Scott's, Moore's, Byron's, Voltaire's, Racine's und Pigaut le Brun's Werke in musterhafter Unordnung neben Büchern über Waidwerk, Jagdrecht, Hufbeschlag und Anweisungen, wie den Hunden der Wurm zu nehmen. Die Wand der mit Flinten behangenen gegenüber, schmückten Angeln, Jagdtaschen und Jagd-, Reit- und Schlittenpeitschen, und auf einem Tische auf derselben Seite des Zimmers lagen Knäule, Bindsfaden und Pferdehaar, Nadeln zum Netzstricken, Federkiele, künstliche Fliegen, Korkholz und Angelhaken. In einer Ecke des Zimmers stand ein Ankleidespiegel, in welchem der größte Grenadier von des großen Friedrichs Garde sich vom Absatz der benagelten Schuhe bis zum Trottel der spitzen Mütze hätte besehen können. Vor einem Sofa, so elastisch gepolstert, daß der Blick sich schaukelte, so oft er darauf fiel, lag auf einem Lesepulte von Rosenholz eine mit gothischen Lettern gedruckte und schönen Holzschnitten verzierte Bibel. Ein elegant gebundenes Copierbuch, glattes und gepreßtes, mit Herzen, Liebesgöttern, Blumenguirlanden und Goldschnitt versehenes Papier, wohlriechendes Siegellack jeder Farbe, Cameo-Oblaten, Goldsand in schönen Gefäßen, verschiedene Petschaste mit Wappen, mit Devisen, mit zärtlichen und ernstern Motto's, bedeckten fast die Oberfläche eines zierlichen Schreibtisches. Dieses Chaos der Eleganz erleuchteten grüne und rothe Wachskerzen auf Leuchtern von Perlmutter.

Die Gäste beschäftigten sich mit dem, was sie am meisten anzog. Einige nahmen die Flinten von der Wand, legten sie an, wobey das linke Auge unwillkürlich sich schloß, ließen die Hähne schnappen, und untersuchten die Schlösser. Andern gab ein künstlicher Sprungriemen, oder ein schön gedachtes Nasenband Veranlassung zu lehrreichen Abhandlungen über die beste Methode widerspenstige Pferde zu bändigen. Ich guckte in den Bücherschrank, und den schon erwähnten jungen Franzosen begeisterten die schönen so reichlich vorhandenen Schreibmaterialien zu einem sehr zärtlichen Liebesbriefe an sein Vaterland.



## Das Vater=U n s e r.

Legende von Johann Gabriel Seidl.

Ein Weib, das den Herrn in kindlicher Lieb' umfing,  
 Und an ihm, wie ein Kind am Vater, hing,  
 Trat, abendlich, wenn es dunkel war,  
 Im Kirchlein vor den Hochaltar,  
 Und warf sich voll Ergebung hin,  
 Und schütter' aus den tiefsten Sinn,  
 Und dankte für Lust, erkannte das Leid  
 Mit kindlicher Unterwürfigkeit,  
 Gestand jedweden Fall und Fehl',  
 Und hatt' auch das Kleinste selbst nicht hehl.  
 Zum Schlusse spricht sie ein kurz' Gebeth,  
 Worauf sie still von hinnen geht.

Der Küster, der das Weib allda  
 In jeder Abenddämmerung sah,  
 Steigt einmal, wie sie kommt, auf's Chor,  
 Und legt sich lauend auf das Ohr.  
 Und sieh! das Weib kniet wieder hin,  
 Und schüttet aus den frommen Sinn,  
 Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,  
 Und spricht zum Schluß ein kurz' Gebeth.  
 Und wie sie's spricht, da rollen ihr  
 Die heißen Thränen für und für,  
 Und glänzen bey der Ampel Schein,  
 Als sollten's ächte Perlen seyn.  
 Und sieh! ein Täublein, wunderbar,  
 Schwebt auf sie nieder vor'm Altar,  
 Pickt weg die Thränen, wie sie sind,  
 Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach,  
 Und fragt sie, wech' Gebeth sie sprach,  
 Daß Gott, wie er es selbst geseh'n,  
 Solch' Wunder laß an ihr geseh'n? —  
 „Ach,“ sagt das Weib, „ich weiß nur Ein's,  
 „Das Vater=U n s e r, weiter kein's!“

„Das Vater=U n s e r nur? — Ey seht,  
 „Das ist ja das allermind'ste Gebeth,  
 „Doch lerntet Ihr einen Psalm gar ein,  
 „Wie würd' erst da Gott gnädig seyn!“

Dem Weibe geht dieß Wort zu Sinn,  
 Und Tag' und Wochen bringt es hin,  
 Lernt einen Psalm, gar schwer und lang,  
 Den schönsten schier, den David sang,  
 Und geht ins Kirchlein mit frohem Muth,  
 Und denkt, nun frucht' es doppelt gut!  
 Und wie sie sich abmüht, wie sie spricht,  
 So leicht ums Herz wird ihr doch nicht,  
 Und keine Thränen brechen hervor,  
 Kein Täublein sieht der Küster im Chor.



D'rum, als sie wieder bethen geht,  
 Da steht sie, wie sie sonst gesiehet,  
 Und bringt, ergriffen wunderbar,  
 Gott nur ihr Vater-Unser dar.  
 Und alsbald wieder rollen ihr  
 Die heißen Thränen für und für,  
 Und wieder steigt das Täublein d'rauf,  
 Und pickt die klaren Perlen auf;  
 Und schier vernehmbar weht sie's an:  
 „Ein jeder bethe, wie er kann;  
 „Nur warm und wahr, von Trug entfernt,  
 „Nicht wie aus Noth, nicht eingelernt;  
 „Gott hört auf das Vater-Unser gern:  
 „Es ist ja das Gebeth des Herrn!“

### A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Gleich dem Blümlein am Bache leuchten die Sterne vom Himmel herab in des Menschen Herz, und predigen ewig: Vergiß mein nicht! — die sind die Anfangsbuchstaben in dem unendlichen Buche der göttlichen Liebe.

Die Liebe ist für den Menschen, was die Sonne für die Erde. Sie schafft ihm einen Frühling, läßt ihn Früchte tragen, und zieht dann immer entfernter von ihm, bis er nach einem lauen Herbst in der Kälte des Winters erstarrt.

Es ist ungemein rührend am Abende, wenn in Städten und Dörfern Alles ruhet, von allen Thürmen andächtig die Glocken ertönen, nach der Gegend hinzugehen, wo hinter fernen Bergen unsere Lieben wohnen. Mit jedem Schritte tritt ihr Bild dann deutlicher vor unsere Seele, und alle Freuden und Feste der seligen Kinderjahre tanzen mit den unzählbaren Insecten lustig und rührend noch in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vor uns her.

Die Weltgeschichte ist ein Tableau, in dessen Vorgrunde die Herren aller Zeiten, und in dessen Hintergrunde die Völker stehen — ein Concert voll Virtuosen, mit wohlbesetztem Orchester — ein Drama mit Chören — und die Nachwelt ist als Zuschauerin da, bereit zu loben oder zu tadeln, zu applaudiren oder zu pfeifen.

Der Mensch erlebt Stunden, wo er in Nacht gehüllt, einsam steht — kalte Stürme sausen durch das weite Chaos hin, die bisweilen nur das Brausen des ewigen Stromes der Zeiten unterbricht — der Himmel ist in Wolken gehüllt, kein Stern leuchtet, nur ein spärlicher Strahl aus der untergehenden Sonne seiner glücklichern Jahre fällt auf die Gräber seiner Geliebten, die um ihn her aufgeschüttet sind.

Die wahre Philosophie ist der Commentar zu dem Theile der Glaubenswahrheiten, deren Erkenntniß uns schon dießseits gegönnt ist.

Jugend ist das Streben den Diamant der Religion rein zu erhalten von den Schlacken des Lebens, auf daß die ewige Ursonne sich klar und ungetrübt in ihm abspiegele.



## Correspondenz-Nachrichten.

München, im May 1833.

Sie vermuthen wahrscheinlich, daß ich seit meinem letzten Berichte die Augen wo nicht zugeschlossen, doch eine geraume Zeit mit einer Art Resignation zuge drückt habe, da ich Ihnen aus unserer königlichen Residenzstadt schon lange nichts mittheilte. Ich kündete Ihnen in meinem jüngsten Briefe die Veränderung an, welche bey der königlichen Hoftheaterintendanz Statt haben sollte; ich nahm Abschied von dem würdigen Vorstande derselben, von dem als Tonseker rühmlich bekannten Freyherrn von Poissl, und machte Sie aufmerksam, daß Herr Hofrath von Küstner die Leitung der königlichen Theater übernommen habe. Der in jeder Beziehung vortheilhafte Ruf, der dem neuen Hoftheaterintendanten voranging, berechtigte zu den schönsten Erwartungen; seine ausgedehnten Kenntnisse, seine vollendete dramaturgische Bildung und sein kräftiger Wille, eine seit Jahren blühende Anstalt zu noch größerer und höherer Entwicklung zu führen, können natürlich nicht wie mit einem allmächtigen Zauberstreiche diese oder jene Reform schaffen; seine Aufgabe gehört nicht zu den leichten, die sich in einigen Monaten lösen läßt; er muß alle seine Umgebungen, die im Kunstgebiete mit ihm und unter ihm wirken, aufs genaueste kennen lernen und die Geschmacksrichtung eines großen Publicums einer Residenzstadt, wo eine Masse von Intelligenz und Kenntnissen sich vorfindet, mit eigener, scharfer Prüfung verfolgen. Freylich zählt unsere königliche Hofbühne solche Mitglieder, die sich durch ihre ausgezeichneten Leistungen nicht nur eine große Berühmtheit, sondern einen bleibenden Ruhm im eigentlichen Sinn erworben haben. Hr. Hofrath von Küstner übernahm die Direction zu einem Zeitpunkte, wo Abwesenheit, Krankheit oder Tod einzelner Mitglieder eine vorübergehende Pause in dem Kunstgenusse veranlaßten. Der verdienstvolle Urban, dem wir bereits Blumen des Dankes auf den Grabhügel streuten, ist noch nicht ersetzt. Sein Abgang ist höchst fühlbar, und wir vermiffen das schöne Talent, das uns eine Reihe von Jahren einen *Mar Piccolomini*, einen *Don Carlos*, einen *Mortimer* und *Egmont* u. s. w. so vollendet darstellte! Sein nach *Shakespeare* bearbeitetes Bühnenstück, das bereits mehrere angesehene Bühnen des Auslandes zur Aufführung brachten, war das Schwanenlied dieses so früh verbliebenen Künstlers. — Hr. Glair raffte sich wieder auf, er entrang sich den kalten Umarmungen des Todes und entfaltete wieder mit verjüngter Kraft seine gewohnte Meisterschaft in einigen Dramen, die unter der neuen Direction gegeben wurden. Mad. Schröder, die *Medea*, diese begeisterte Meisterinn, groß neben der Größe *Glair's* stehend, verließ uns mit diesem und debutirt beurlaubt im Auslande. Ullé, Hagn nahm in Berlin Engagement, wo die Schwester unserer gefeyerten *Schöner* dieser nacheifert und die ersten Kronen des Beyfalls erntet. Mad. Sigl *Vespermann* scheint sich ganz zurückgezogen zu haben, da ihre Gesundheit sehr erschüttert ist.

Hr. Hofrath von Küstner darf nun im Augenblicke ein neuer Proteus seyn, um alle Lücken auszufüllen und neue Künstler hervorzurufen, wenigstens durch Substitutionen eine Zeitlang den Anforderungen des gebildeten Publicums zu entsprechen. Er hat Künstlerdupletten zu schaffen. Lassen Sie die Urlaubsperiode ablaufen und den Kranz aller Künstler sich wieder füllen, und wir sehen mit allem Recht den schönsten Leistungen wieder entgegen, denn nur im großen Gesamtvereine, im großen, harmonischen Zusammenwirken aller Künstlerindividualitäten tritt die Kunst in ihrem glänzenden Triumphe hervor.

Die H. *Vespermann*, *Mayr* und *Meyer*, *Heigl* und die Schauspielerinnen: *Mlle. Senger*, *Mad. Pellegri*, *Mad. Fries* u. s. w. vereinten sich mit den übrigen Mitgliedern ruhmvoll zu einem wirksamen Ensemble. *Mad. Kraus-Wranitzky* erfreute uns inzwischen durch ihren schönen Gesang in mehreren Opern!

Unter den neuesten Bühnenneuigkeiten bemerke ich Ihnen das Lustspiel Ihres Dichters, *Hrn. Deinhardstein*, ich meine „*Garrik*“, der im feingebildeten, urtheilsfähigen Publicum sehr viel Anklang fand.

*Kaupach's* neueste Lustspiele, so wie *Müllner's* Komödien gingen wieder in frischer Lebendigkeit an uns vorüber. Selbst der halb vergessene *Kohle* regte sich schon zweymal wieder in seinen „*deutschen Kleinstädtern*“, und erinnerte uns an unsere deutschen Schwächen und Schwachheiten mit der nie vergänglichlichen Heiterkeit seiner schalkhaften Muse. *Rossini's* Opern: „*Wilhelm Tell*“, köstlich ausgestattet durch ganz neue, äußerst gelungene Decorationen, und sein „*Othello*“ gewährten uns einen außerlesenen Genuß.



Da ich nun einmal ganz warm in der dramatischen Welt stecke, so darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß der bekannte Novellist, Hr. Lewald, ein Israelite, seit einiger Zeit „Theaterunterhaltungen“ herausgibt. Wir erleben nebst vielen schmerzlichen Todesfällen zugleich auch die sogenannten literarischen. Die liebe „Stora,“ von einem gewissen Hrn. Birch durch unsichere Palliative gekräftet, legte sich mit der „Cos“ zu Grabe. Letztere gab seit Jahr und Tag viele gediegene Aufsätze und trat mit männlichem Ernste dem hyperconstitutionellen Unsinne entgegen. Aber auch eine Blätterauferstehung erleben wir, und Müllerer fände sich widerlegt, wenn er seinen Ausspruch, den er auf manches Blatt schleuderte: „Todtgeborne Kinder!“ absolut geltend machen wollte. Der so beliebte „Bazar“ Sapphir's erhob sich wieder aus seinem Starrkrampfe und erneuete sein Leben als ein wohlgeartetes Kind, das sich nicht zum zweyten Male die Finger verbrennen wird. Er schmückt seinen „Bazar“ mit einer humoristischen Zugabe in zweyter Potenz, mit dem Beyblatte: „Finessen-Seppel,“ einer Personage, die noch bey Lebzeiten sich in München einen Namen gemacht hatte. Diese seltsame Figur, durch ihre Sonderbarkeiten und durch einen oft glücklichen Witz bekannt, erwartet noch ihren Amadäus Hoffmann, wenn nicht Hr. Sapphir bey dem Reichthume seiner Laune ihre Biographie liefert. Um Hrn. Sapphir dreht sich hier das Conversationsleben, wenn auch nicht aus allen Ständen, wie um eine Achse. Er ist der Mann des Tages und seine witzige Laune, wenn auch nicht immer sein Humor, geben immer einige Würze zur Prosa des Lebens. Da das Publicum nicht immer recht weiß, was der Humor sey, da nicht Alle einen Störche, Swift und Jean Paul kennen, so hängt er über seine Aufsätze das glänzende Schild: „Humoristisch.“ Sie werden mir zugeben, daß sowohl der Bayner, als der Herrerreicher geborne Humoristen sind, sie sind es, ohne das Wissenschafts- oder Kunstgewissen zu fragen; denn der Humor wurzelt von Natur aus tief in ihrer nationellen Individualität! Dieß im Vorbeygehen, da ich Ihnen heute das Bild unsers Lebens etwas näher rücken will und mich nicht als Theaterreferent auf eine Wolke stellen kann.

Immer sind unsere Blicke nach Griechenland gerichtet. Bayern athmet nun auch so zu sagen ein transatlantisches, ein Doppelleben, denn unser gefeyertes Otto, der junge Hellaskönig, zog so viele Herzen mit sich, daß wir zugleich auf ihren Schlag auch in weiter Ferne sorgsam aufmerken. Hauptmann von Trenkini wird mit Ungeduld erwartet, und nur die heitere Stimmung des königlichen Hofes, die frohe, schaffende Thätigkeit unsers allgeliebten Königs, und der Königin heitere Miene stoßen die erfreulichsten Hoffnungen ein!

Der Wonnemonat May stieg heuer in seiner angestammten, seit vielen Jahren leider so oft getrübtten Herrlichkeit auf unsere Höhen und Ebenen nieder. Wir haben anhaltend sonnenreiche Tage, immer lächelt die reine Azurbläue und die Blüthen drängen sich in solcher Fülle hervor, als gälte es, uns für so viele misrathene Mayen schadlos zu halten. Die ganze Münchnervelt pilgert hinaus nach allen Richtungen, die Lieblingsorte: Menderschweig, Großhesselohe, der chinesische Thurm und Mathildensruhe sehen fast täglich die zahlreichen Karavanen, die lebensfroh nach jedem blühenden Strauche, nach jeder grünen Stelle und nach den erquickenden Schatten jungbelaubter Bäume begierig haschen.

Unsere literarische Productivität liefert im Fache der Ästhetik nicht viel Neues. Graf Platen, der sich als Rhythiker zum Nachtheile seiner garten, sonst so tief empfundenen Dichtungen einen Namen machte, las hier in auserlesenen Circeln sein „Neapel“ vor und reiste schon wieder nach Venedig. Er scheint sich allmählig, satt des Gartens der Hesperiden, in München fesseln zu lassen, wo sich die Poesie zusehends mehr entknospet.

Wir sehen interessanten Tableaux entgegen, die uns Münchener Künstler, die nach Nauplia zogen, von dorthier mittheilen werden. Der talentvolle Maler Hess, mit ihm manche andere Begabte, läßt nur vollendete Leistungen erwarten. So wird einst der Zug unsers Otto dem Dichter und dem Maler wie eine herrliche Sage den reichsten Stoff bieten und das Lied und der Zauber der Farben werden ein Ereigniß feyern, das in den Annalen sich als ein Glanzpunct hervorhebt. Ich gedenke bey dieser Gelegenheit eines Romanzenfranzöses: „Das Lebewohl,“ dem König Otto geweiht. Diese Lieder sind ganz im einfachen Volkstone, in jenem der alten Romanze gedichtet. Sie umfassen die Hauptmomente der Trennung, und die Verlagsbandlung kündigte sie sehr originell an: „in kurzen (?) Worten ergreifend.“ Nächstens Vieles über die herrliche Kunstausstellung in dem neuen Residenzbaue!



## Die letzte Kunstausstellung in Mailand.

Es ist zwar ein mißliches Ding um die trockene Beschreibung von Bildwerken und Gemälden, wenn nicht ein ausführliches Kunsturtheil hiezu verbunden werden kann; ich darf mir aber wenigstens eine flüchtige Andeutung dieser Ausflüsse des geistigen Lebens und Wirkens nicht versagen, in dem ich den Leser, welcher sich hierüber näher unterrichten will, auf einen vor Kurzem hier erschienenen, von den Journalen bereits mannigfach benützten, ausgezogenen und übersetzten Almanach \*) verweise. Unmittelbar nach der in der Brera, dem Pallaste der Akademie der Künste und Wissenschaften, in Gegenwart Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Vicekönigs, seiner erlauchten Gemahlinn und einer zahlreichen Versammlung, welche durch die bedeutsame Anwesenheit Thorwaldsen's erfreut wurde, durch den Hn. Gouverneur vorgenommenen öffentlichen Preisvertheilung an die Zöglinge der Akademie wurden die für die Kunstausstellung bestimmten Säle den Besuchern geöffnet; auch dieses Mal hatten sich die eingesendeten Kunstwerke zu einer solchen Fülle angesammelt, daß sie der weite, zu deren Aufnahme eingerichtete Raum nicht zu fassen vermochte. Wir beginnen mit den Werken der Bildnerkunst, für welche sich hier ein besonderes, die Künstler in ununterbrochener Wirksamkeit erhaltendes Interesse ausspricht, und erwähnen hiebei billig zuerst der Leistungen des gepriesenen Meisters und Professors an der hiesigen Akademie, Pompeo Mar chesi. Man ist bereits gewohnt, bey der jährlich wiederkehrenden Ausstellung die Fruchtbarkeit und unermüdete Thätigkeit dieses Künstlers in einer zahlreichen Reihe neuer Schöpfungen zu bewundern, welche seine reiche Erfindungsgabe, so wie die Kraft und Feinheit seines Meißels in vollendeter Behandlung des spröden Stoffes bezeugt. Gleich im Säulenhofe der Brera war von ihm eine kolossale 6 Mailänder Ellen hohe Statue des h. Ambrosius, Mailands Schutzheiligen, aufgestellt. Abweichend von der herkömmlichen Sitte, diesen Heiligen auf stampfendem Rosse, mit Mitra und Pluvial angethan, und zornigen Blicks die Geißel schwingend über die niedergeschmetterten Feinde, abzubilden, kehrte Marchesi zu der Legende zurück, welche ihn als einen standhaften Verteidiger, zugleich aber milden und beredten Lehrer des Christenthums schildert. Dieser Ausdruck ist in Physiognomie, Gestalt und Kleidung festgehalten. Ein weites römisches Gewand schmiegt sich in einfach schönem Faltenwurf an die edle hohe Gestalt; die rechte Hand lehrend ausgestreckt, in der linken ein Kirchenbuch haltend, das Haupt vorgeneigt, spricht Ambrosius in ruhig würdiger Haltung zu dem Volke. Die Überzeugung der Wahrheit und Anmuth ist in den Zügen dieses Antlitzes ausgedrückt, und von seinen Lippen scheint die sanfte Beredsamkeit des Evangeliums zu strömen. Bey diesem Werke lieferte Marchesi zugleich einen seltenen Beweis künstlerischer Bescheidenheit. Die Bildsäule ist bestimmt, eine der innern Seiten am Hauptthore des Domes auszuschnücken; als Gegenstück wird das kolossale Standbild des andern Schutzheiligen der Stadt, des h. Carl Borromeo, dessen Modell der Bildhauer Gaetano Monti bereits vollendet hat, dienen. An der großen Treppe, welche aus dem Hofe in zweyfacher Abtheilung zu den Sälen führt, erblickte man zwey Statuen desselben Künstlers, die Gerechtigkeit mit der Wage und der Lanze, und die Eintracht mit doppeltem Fruchthorn und einer Schale, nach antiken Münzen ausgeführt. Die Municipalität ließ dieselben verfertigen, um sie an der neuerbauten Barriere der Porta Orientale aufzustellen; wo die Künste so in das öffentliche Leben eingreifen, und von demselben Nahrung und Richtung erhalten, da müssen sie fröhlich gedeihen, und ein Gemeingut der Nation bleiben. Wir treten nun in die Säle, und unser Blick begegnet auch hier zahlreichen, höchst mannigfachen Werken unsers Meisters. Ein heiliger Joseph in Lebensgröße, den Blick zum Himmel gehoben, stellt, anstatt nach üblicher Weise das Jesuskindlein in den Armen zu halten, den Heiland in der Gestalt eines h-rangewachsenen Knaben, welcher seine Hand segnend ausstreckt, dem Volke dar. Die würdige Haltung, der edle Ausdruck in den Physiognomien, der wohlgeordnete Faltenwurf, das Kreuz und der mystische Blütenkranz, als sprechende Denkmale vollenden das Charakteristische dieser Gestalten. In einem aus sechzehn Figuren bestehenden Basrelief wird der Tod dieses Heiligen dargestellt. Sterbend ruht der h. Pflegeva-

\*) Sein Titel ist: Le belle Arti e l'Industria in Lombardia. Almanacco per l'Anno 1833 di Defendente e Giuseppe Sauti. Ein anderer Almanach: Le Glorie delle belle arti esposte nel palazzo della Brera behandelt in seinem siebenten Jahrgange ausschließlich die Kunstwerke der heutigen Ausstellung, und versinnlicht die bedeutendsten derselben in artigen Kupferstichen.



ter auf seinem Lager, zu seinen Füßen der Heiland, ihm mit einer Hand die Stirn berührend, die andere bethend zum Himmel erhebend; diesem gegenüber kniet die h. Jungfrau, in stille Trauer versunken, einige Apostel vollenden die Gruppe. Im Hintergrund sind in verschiedener Stellung mehrere Engel angebracht, deren einer dem Sterbenden die Lilie reicht, ein anderer das Betttuch aufzuheben bemüht ist. Ganz unten gewahrt man als zierliche Episode zwei Engel, welche sich um die Werkzeuge des Heiligen streiten, während ein dritter, den Finger auf dem Munde, sie zur Ruhe ermahnt. Das Ganze ist mit reicher Phantasie ausgedacht; die Wirkung wird durch die verschiedene Erhöhung der Figuren, je nach ihrer Bedeutung verstärkt. Man will jedoch an dieser Composition die Vermischung des Symbolischen mit dem Historischen tadeln, und findet in dieser Beziehung besonders die Episode, wenn sie gleich höchst lieblich ausgeführt ist, und die Mannigfaltigkeit des Bildes erhöht, nicht am geeigneten Orte. Die beyden letztern Werke werden einen Altar in der Kathedrale von Como zieren. Von dem selbigen Versehen eines Heiligen führt uns *Marchesi* in einem andern, gleich jenem in carrarischen Marmor gearbeiteten Basrelief, welches vier Figuren in halber Lebensgröße enthält, zu einer Scene irdischen, durch vollendet künstlerische Darstellung veredelten Schmerzes. Ein sterbender Jüngling nimmt Abschied von seiner Braut und seinen Eltern. Mühsam sich aufrichtend von seinem Lager, drückt er mit der Linken die Hand seiner Braut, die, Jungfrau und Gattin zugleich, mit dem Verlobungsringe bezeichnet ist, an sein Herz, und reicht die Rechte seiner im Vordergrund sitzenden Mutter, auf deren Stuhl gelehnt der Vater, den Blick auf den Scheidenden geheftet, ihm die Hand entgegenstreckt. Die höchste Wahrheit, der innigste Schmerz drückt sich in den edlen, den lebenden Vorbildern ähnlichen Physiognomien aus. Verschieden malt sich die Trauer, je nach dem Charakter der einzelnen Personen, auf ihren Antlitz; der durch langes Siedethum entkräftete Leidende, die Braut, welche in der Fülle der Jugend und der Schönheit mit ihrem nach langem Kampfe errungenen Geliebten ihr Lebensglück für immer schwinden sieht, die gebeugte Mutter, über den Verlust ihres einzigen Sohnes in tiefen Kummer versunken, der Vater, welcher mit männlicher Kraft und würdevoll seinen Harn in sich verschließt, alles dieses vereint sich zu einem wunderbar veredelten Charakterbilde. *Thorwaldsen*, seines Kunstgenossen Meisterschaft anerkennend, zollt diesem Werke besonderen, aus solchem Munde um so bedeutsameren Beyfall; das Publicum aber fand sich durch den hinreißenden Ausdruck dieser Composition um so mehr ergriffen, als die Meisten das traurige hier dargestellte Ereigniß, und die hiedurch betroffenen Personen genauer kannten. Hr. *Mylus*, ein deutscher hier ansässiger Kaufmann, setzte dieses würdige Grabdenkmal seinem Sohne. Aber nicht bloß erhabenen und ersten Conceptionen weiß *Marchesi* Gestalt und Leben zu verleihen; er ist vor allem der Bildner der Anmuth und des Liebreizes, wie er es auch in dieser Ausstellung, gleich wie bey früheren, durch vollgütige Proben bewährte. Eine *Flora* in Gestalt eines schönen Mädchens, dessen jugendlich frische Formen nur geringen Theils von einem leichten Gewande verhüllt werden, pflückt, auf das rechte Knie niedergekniet, eine Nelke für ihr Blumenkörbchen, das sie in der Linken hält, während ein zarter Lufthauch ihren Schleier hebt. Doch die allerbüßlichste Gruppe, welche, wenigstens in diesem Jahre, aus *Marchesi's* Hand hervorging, und eine Hauptzierde der Ausstellung bildete, stellt ein Mädchen mit einem Hunde, als Symbol der von der Treue beschützten Unschuld dar. Das holde Kind liegt schlafend an den Hund gelehnt; es hat das Köpfchen auf den einen Arm gesenkt, während es in der andern Hand ein Band hält, das um den Hals des Hundes geschlungen ist. Es wiegt sich in lieblichen Träumen, die das reizende Antlitz beleben. Der Hund, auf die Hinterfüße gestützt, erdrückt mit den vordern eine Schlange, die sich sterbend krümmt. Meisterhaft ist in diesem Bilde die wachsame Treue versinnlicht. Unbeweglich ruht der Hintertheil des Körpers, um die Unschuld nicht in ihrem süßen Schlafe zu stören, während Kraft und Leben sich in dem Vordertheile zusammen drängt; der erhobene Kopf des Hundes spricht die Gefahr aus, die dem seiner Treue anvertrauten Wesen droht, und die kräftige Pfote vernichtet den Feind, der sich tückisch heranschleicht. Die ganze Gruppe ist so schön gedacht, vortrefflich gezeichnet, und vollendet durchgeführt, daß sie mit Recht den vorleuchtenden Mustern antiker Kunst zur Seite gestellt werden kann. Außer den oben angedeuteten Werken brachte *Marchesi* noch eine kleine *Venus* in liegender Stellung, Nachahmung einer früher von ihm in größerer Dimension ausgeführten hierorts sehr bekannten Statue, und sechs Büsten, die sich durch sprechende Ähnlichkeit auszeichnen, zur Ausstellung. Viele andere Bildhauer, die wir hier nur ihren Namen nach nennen können (*Vittorio Nesti*, *Gaetano Ven-*



soni, Giuseppe Croff, Antonio Galli, Giovanni Labus, Girolamo Rusca, Nicola Marchetti, Pandiani) zieren die Säle mit ihren Werken, und im Oratorium der Brera sah man ein großes Grabmonument, dessen Figuren von Claudio Monteleone gearbeitet waren; reiht man hieran noch jene Künstler, deren im Laufe dieses Jahres vollendete Bildwerke nicht zur Ausstellung kamen, so dringt sich gewiß die Überzeugung auf, daß die edle Bildnerkunst kaum in einem andern Lande so viele Verehrer und Freunde zählen dürfte, als in der Lombardie. Es ist hier der Ort, der vortrefflichen Werke in getriebener Arbeit von Desiderio Cesari zu erwähnen; sie bestehen in zwey kleinen, scharf, genau und doch weich gearbeiteten Bildnissen und einer zierlichen Suppenschale, mit schönen Arabesken und Blumen ausgeschmückt. Cesari erinnert in diesen Werken an die großen Florentiner Meister seiner Kunst.

Nun aber wenden wir uns zu den Gemälden, und beginnen mit jenen, zu welchen sich die Beschauer am dichtesten hindrängten. Es sind dies die Werke des Historienmalers Hayez, des Liebblings der Mailänder, welcher seine Bilder mit allem Reize der Farben auszuschnitten versteht. Da er sich besonders auf die Darstellung heftiger Gemüthsbewegungen und starker Leidenschaften verlegt, weshalb er vorzugsweise „Il pittore degli affetti“ genannt wird, so fand er sich durch die Schicksale der unglücklichen Maria Stuart insbesondere angezogen. Bereits in einem früheren Bilde, dem allgemeine Bewunderung zu Theil ward, hatte er den Moment aufgefaßt, wie diese Königin die Stufen des Schaffottes hinaufsteigt; nun führt er sie uns in einem großen Gemälde (von Drittel Lebensgröße) vor, wie sie in ihrem Kerker das Todesurtheil vernimmt. Links nächst der Thüre stehen die beiden Grafen Shrewsbury und Kent mit dem Sheriff, welcher kalt und gleichgültig die Sentenz herabliest. Maria hat sich vom Stuhle erhoben, mit der rechten Hand auf die Bibel hinweisend, die Linke behauernd zum Himmel emporgestreckt; ihr Blick nach oben zeigt uns den tiefsten Schmerz, getragen mit der Würde der Unschuld. In den beiden Frauen der Königin drückt sich der Kummer und die Überraschung auf verschiedene Weise aus; die eine kniet mit gefalteten Händen an der Lehne des Stuhls, und ist in dumpfes Sinnen versunken, während der andern, vom Schmerze betäubten, die Spindel, mit der sie eben beschäftigt war, aus der Hand entsinkt, und sie sich mit Schauern gegen die Eingetretenen wendet. Dieses Mädchen im Vordergrunde ist so reizend dargestellt, und zieht in ihrer mit der Anordnung des Ganzen nicht völlig übereinstimmenden Stellung den Blick dergestalt auf sich, daß viele hierin die Hauptfigur des Gemäldes erblicken, dadurch aber den Tadel begründen wollten, daß der Maler, zum Nachtheile des Hauptindrucks, die Aufmerksamkeit des Beschauers durch zu große Hervorhebung der Nebenfiguren zu sehr zertheile. Einige Soldaten in dem etwas zu hell gehaltenen Hintergrunde vollenden die Gruppe. In einem zweyten, lebensgroßen Bilde zeigt sich Hayez als vollendeter Porträtmaler; es stellt die unglückliche Braut, welche uns Marchesi an dem Todtenbette ihres Geliebten vorführte, dar, wie sie in wehmüthiger Trauer die Büste des Dahingegangenen vor sich, des kurzen Sonnenblickes ihrer einst so hoffnungsreichen Liebe gedenkt. In diesem schönen Antlitz, das sich überdies durch wunderbar täuschende Ähnlichkeit auszeichnet, scheint der Maler die volle Kunst seines Pinsels versucht, und allen Zauber seiner Farben vereinigt zu haben. Das Colorit des Fleisches in allen unmerklichen Abstufungen der Färbung, die Zeichnung, besonders der Hände, endlich die unübertreffliche Behandlung der Beywerke, des Sammtes, des Pelzes und der Ausstattung des Gemaches, haben dem Künstler, der dieses Bild mit sichtlich Vorliebe ausführte, die laute und gerechte Bewunderung des Publicums zugewendet. Noch wären sieben andere Gemälde von Hayez in kleinen Dimensionen, des Meisters in jedem Betracht würdig, umständlicher zu beschreiben, doch müssen wir uns hier auf eine kurze Andeutung ihres Inhaltes beschränken. Apelles, wie er für Alexander den Großen die Campaëne malt, dabey aber von der Macht ihrer Schönheit überwältigt, seine eigene Neigung verräth; eine Magdalena zu den Füßen des Gekreuzigten; eine Flucht der Pargioten, verkleinerte Copie des großen Gemäldes, womit Hayez die vorige Ausstellung zierte; das Brustbild eines jungen Griechen in türkischer Tracht mit gezücktem Dolche; endlich Carl V., wie er Tizian zum Gemälde sitzt, und den Pinsel des alten Meisters zu großem Erstaunen der Hofleute aufhebt; dies sind die in den fünf ersten Bildern behandelten Gegenstände. Die zwey andern stellen Scenen aus der venetianischen Geschichte dar; die für das Kloster bestimmte Valenzia Gradenigo, welche den Messer Grande, den Aufseher der Staatsgefängnisse, bestochen hatte, um zu ihrem im Kerker schmachtenden Geliebten zu gelangen, wird von jenem, anstatt dahin, in den Saal der Inquisition geführt, und stürzt, in dem Grofsinquisitor ihren Vater erkennend, besin-



nungslos zusammen. Das andere Gemälde zeigt den Abschied Giacomo Foscaris von seinem Weibe, seinen Kindern und seinem Vater, dem großen Dogen, nachdem er verbannt, aus bloßer Sehnsucht, die Seinigen und die Heimat wiederzusehen, sich fälschlich des Einverständnisses mit den Feinden Venedigs schuldig bekannt hatte; er wurde zwar, wie er es wünschte, nach Venedig zum Verhöre gerufen, aber nur um aus dem Gefängnisse in die ewige Verbannung zu wandern, und es ward ihm bloß vergönnt, die Seinigen zum Abschiede zu umarmen. — Das Bild aber, welchem die allgemeine Stimme des Publicums, so wie der kritische Ausspruch der Kenner den Preis zuerkannte, war eine historische Darstellung in halber Lebensgröße von *Diotti*, Professor an der Akademie zu Bergamo; er behandelte darin den eben so allgemein beliebten als für die Malerkunst höchst schwierigen Gegenstand: Ugolino im Hungerturme zu Pisa nach *Dante's* Erzählung im 33. Gesange der Hölle. In dem schrecklichen Thurme weilt der ehemalige Gewalttherrscher, mit seinen Söhnen und Nefen dem Hungertode geweiht, dessen furchtbare Anzeichen sich allmählig gesteigerten Grades in dem Hinschmachten der jugendlichen Körper kundgeben. Es ist der Augenblick gewählt, wo am Ende des vierten Tages *Gaddo*, der Jüngste, mit den Worten: „Vater, warum hilfst du mir nicht?“ dem Grafen, sterbend zu Füßen sinkt. *Ugucione*, sein älterer Bruder, sucht, den Blick auf den Vater geheset, den Todten aufzurichten. Zur Rechten *Ugolino's* sieht *Brigata*, den Kopf an seine Seite gelehnt, der Arm hängt kraftlos über *Ugolino's* Schenkel hin, und das matte Auge wendet sich mit Anstrengung nach des Alten Antlitz. Vergeblich will sich an ihm *Anselmuccio*, der Vierte, emporrichten; verschnachtend sinkt er vor ihm hin, und läßt das Haupt auf *Brigata's* Knie fallen. In der Mitte dieser Jammercene sieht *Ugolino* auf einer Erhöhung der Kerkerwand, das eine Bein auf den Boden hingestreckt, während er das andere etwas hinaufgebogene Knie mit beyden Händen umschlungen hält, um mit der letzten Kraft den Körper aufrecht zu halten. Wie vortreflich auch die ganze Composition der Gruppe erfunden ist, so verdient doch die Hauptfigur vor allem das meiste, höchste Lob. Wahrer, edler, treffender konnte der Zustand *Ugolino's* nicht dargestellt werden, welcher, seiner Missethaten sich bewusst, sein Unglück mit der ungebeugten Kraft eines festen, ausdauernden Charakters trägt, und der, zu stolz zu wilder Verzweiflung, unmöglich, seinen verschnachtenden Kindern zu helfen, seinen ungeheuren Schmerz in sich verschließt. Der Kopf *Ugolino's* ist ein Meisterstück der Seelenmalerey, man erkennt darin das finstere, grausame Gemüth des Volksunterdrückers, aber auch den Adel einer starken Seele; die aufgeschwollenen und gespannten Muskeln zeugen von dem Widerstreite der heftigen, zurückgedrängten Gemüthsbewegungen, die, wenn sie ausbrächen, in Wuth und Raserey übergehen müßten. Aus dem glanzlosen Auge starrt der sfire Blick, auf seinen Gegenstand gerichtet, seinen erkennend, der wahrhafte Ausdruck der kalten, weder durch Hoffnung, noch durch Furcht bewegten Ruhe der Verzweiflung. Das Geleir, welches bey solchen Scenen so leicht die Grenze des Schönen überschreitet, ist dem Gegenstande vollkommen angemessen, und nicht minder vortreflich als die Erfindung des Gemäldes. Insbesondere wird das Gemüth angeregt durch die lebhaft verfinlichte und doch edel gehaltene Steigerung in dem Verschnachten der Knaben; die Todtenblässe auf den Gesichtern, das welke Fleisch, die schlaffen Muskeln, die abgekehrten jugendlichen Gestalten, hie und da noch ein matter Schimmer der verlöschenden Lebensflamme, sprechen lebendig zu dem Herzen, und rühren Frauen bis zu Thränen. — Stüchtigen Blickes; die andern großen Theils gediegenen historischen Gemälde überschauend, erwähnen wir einen *Achilles*, wie er, den *Patroklus* zu rächen, die Waffen ergreift, vom Prof. *Liparini* aus Venedig; den sterbenden *Bayard*, die Tröstungen des *Connetable* von Bourbon zurückweisend, von *Sigismondo Noppi*; *Gabriel Medici*, welcher in einem Treffen auf dem See von *Lecco* fällt, von *Paolo Vriochi*; den Tod des von seiner Familie vergifteten Tyrannen *Barnabo Visconti*, eines der besten Stücke der Ausstellung von *Carlo Urenti*; eine andere Scene aus dem Leben *Barnabo's*, wie er an der Brücke von *Melegnano* den päpstlichen Abgesandten, welche ihm eine Zuschrift überbringen, mit den Worten: „Mangiate o bevete die schmähliche Wahl lieh, die Schrift mit Pergament, Siegel und Bley zu verschlingen, oder in den Fluß *Lambro* geworfen zu werden, von *Cesare Poggi*. Die beyden Venetianer Künstler *Schiavoni*, Vater und Sohn, hatten in ihrer bekannten verschwimmenden Manier drey Gemälde hergesendet, darunter *Raphael*, wie er die *Fornarina* malt, von *Felice Schiavoni*. Das ganze Bild, insbesondere aber die Gestalt der *Fornarina*, gehört zu dem Reizendsten, was die Kunst der Farben hervorzuzaubern vermag. *Fornarina* hat sich von ihrem Sitze erhoben, um die Arbeit ihres Geliebten zu betrachten; liebevoll theilt sie den Blick zwischen dem Werke



und seinem Urheber, ihre Augen verkünden, was sie denkt und fühlt. Diese Gestalt vereinigt in sich das Jugendlich-Mädchenhafte dieses Antlitzes mit dem vollen ausgebildeten Körper einer blühenden Frau; ist auch diese Fornarina den vorhandenen Bildnissen derselben nicht ähnlich, so hat sie bey der Veränderung gewiß nicht verloren, und jedermann würde sich mit solch einer Fornarina, in Fleisch und Blut verwandelt, zufrieden stellen. — Der beliebte und ausgezeichnete hiesige Porträtmaler *Molteni* hat sich in diesem Jahre zuerst in Genrebildern versucht; es sind Scenen aus dem hiesigen Leben, meist der niedern Volksclasse angehörig, welche größtentheils durch ihre Wahrheit und ihren epigrammatischen Ausdruck ansprechen. Dieß gilt besonders von zwey Schornsteinfegerjungen, wovon einer auf den andern klettert, um einen Anschlagzettel herabzureißen, dann von zwey weiblichen Gestalten aus der Mittelclasse, einer geschäftig dahinschreitenden Mutter mit einer allerliebsten Tochter, welche heimlich von einem Knaben ein Liebesbillet empfängt. In seinen zahlreichen Porträts, die fast immer eine täuschende Ähnlichkeit bewahren, zeigt sich *Molteni* als Meister in Vertheilung des Lichtes und Schattens, so wie in ihrer gegenseitigen Verschmelzung; doch wird von Kennern die Flüchtigkeit seines Pinsels geradelt, welche ihn hindert, überall der Natur treu zu bleiben, und seinen Werken den erforderlichen Grad der Vollendung zu geben. In einem lebensgroßen Bilde stellt *Molteni* einen Gensfenjäger dar, wie er, in dem seiner Lebensart eigenthümlichen Costüme, in Begleitung eines Gefährten das Wild auf den Alpen verfolgt, und eben zum Schusse anlegt. Die wildschöne Landschaft in voller Alpengatur, die Freyheit der Stellungen, die aus dem Gemälde hervortretende Kraft und Frische gewähren ein treues Abbild romantischer Wirklichkeit. Unter den Porträts muß aber eines lebensgroßen Bildes von dem russischen Maler *Carl Bruloff* besonders rühmend gedacht werden; es stellt ein Mädchen vor, das zu Pferde sitzt, und welchem noch ein anderes jüngeres Mädchen von einem Balcon zusieht. Das reitende Mädchen wird in Erfindung und Ausführung als ein Muster ähnlicher Darstellung gepriesen; das Pferd ist in der Perspective mit meisterhaften Verkürzungen gemalt. Ausnehmend richtig in dieser schwierigen Stellung gezeichnet, mit effectvoller Vertheilung des Lichtes und lebhafter Färbung, glaubt man, daß dieses Ross lebe und sich bewege, mit verhaltenem Feuer sich bäumend und wiehernd. Lieblich sicht von dem muthigen Thiere das engelschöne Mädchen ab, welches auf dessen Rücken zu schweben scheint. — Unreichsten waren aber in der Ausstellung die Landschaften bedacht; sie zählten verhältnißmäßig die meisten Nummern; gibt es aber auch wohl ein Land, welches den schaffenden Künstler mit solcher Gewalt zu dem Stilleben der Natur hinzöge, als das paradiesische Italien mit seinen hohen Alpen und lieblichen Hügelreihen, mit seinen üppigen Gärten und den vielgestaltigen Meeresküsten, erfüllt von den großartigen Werken antiker und moderner Baukunst? Die Lombardie allein muß dem Landschaftsmaler als eine Welt gelten, in welcher ihm die lieblich erhabene Natur die Vorbilder zu allen Aufgaben seiner Kunst darbietet. Wie sehr diese Bilder benutzt und studiert würden, davon lieferte die Ausstellung den erfreulichsten Beweis, welche zugleich die Behauptung rechtfertigte, daß hier die Landschaftsmalerey in den letzten Jahren mit gewaltigen Schritten ihrer Vervollkommnung entgegensteht. Noch ist es nicht lange her, daß *Gozzi* in der Landschaft und *Migliara* in der Perspective hier als die einzigen Meister von anerkanntem Rufe galten; diesen hat sich eine bedeutende Zahl junger aufstrebender Künstler in der letzten Zeit angeeignet, die sich größtentheils bereits durch vollendete Leistungen die allgemeine Anerkennung erworben haben. *Marco Gozzi*, der Nestor der hiesigen Landschaftsmaler, zeichnet sich aus durch seinen Geschmack, eine unübertrefflich fleißige Ausführung und jene sinnige Anordnung, welche die Frucht seiner reichen Erfahrung ist. Nicht minder besitzt der Professor der Landschaftsmalerey an der hiesigen Akademie, *Giuseppe Visi*, eigenthümliche Vorzüge. Er ist einer der glücklichsten und getreuesten Nachbildner der Natur; der warme Ton seiner Bilder, die liebliche Färbung, die reine durchsichtige Luft, alles dieses spiegelt anziehend und wahr den italienischen Himmel ab. Sein Baumschlag und die natürlich effectvolle Art seiner Beleuchtung mögen als Muster gelten. Wenn wir nun noch den fleißigen *Villeneuve*, der heitern gefälligen Ansichten vom *Gardasee Bassilets* und mehrerer großartigen Schweizerseenen *Wegels* gedacht haben, bleiben uns noch die beyden Lieblinge des Publicums, *Cannella* und *Ugello* zu erwähnen übrig. *Giuseppe Cannella*, ein junger Maler aus Verona, ist so eben von seinen Reisen in Spanien, Frankreich und Holland zurückgekehrt, und brachte eine reiche Ausbeute seiner Studien, Landschaften aus Spanien und Frankreich, zur Ausstellung. Die sprechenden Schönheiten seiner Bilder, der geniale Ausdruck, welcher



unverkennbar aus denselben hervorleuchtet, versammelte Kenner und Nichtkenner vor seinen zahlreichen Gemälden. Mit gleicher Meisterschaft, das Architectonische, wie die eigentliche Landschaft behandelnd, weiß er eine unendliche Mannigfaltigkeit in seine Darstellungen zu bringen. Selbst die Behandlung der schwierigsten Gegenstände seiner Kunst, welche häufig bey den ersten Meistern so manches zu wünschen übrig lassen, wie z. B. in dem Durchscheinen des Wassers und der Vaporosität der Luft, ist er vollendet, und seine perspectivische Kraft, die nur von dem unerreichbaren *Migliara* übertroffen wird, bringt eine nicht minder ergreifende Wirkung hervor. Ein großer Vorzug dieses Künstlers liegt in der wirksamen Handhabung der Halbinten, in all ihrer Mannigfaltigkeit und Abstufung; so bleibt er der Natur vollkommen treu, und fesselt das Auge, ohne es durch den scharfen trügerischen Gegensatz von Licht und Schatten zu blenden. Seine Bilder scheinen zum Theil auf den ersten Anblick nur flüchtig gemalt; bey näherer Betrachtung gewahrt man die fleißige Behandlung selbst bis auf die kleinsten Figuren, die er häufig anbringt, aber auch durch sie eine besondere Wirkung erzielt. Jener Wahrnehmung liegt die Leichtigkeit, mit welcher *Canella* arbeitet, zum Grunde; und wenn man ihm auch Einförmigkeit im Baumschlage vorwirft, so muß dagegen wieder der gefällige abwechselnde Ton seiner Bilder, besonders aber die staunenswerthe Anwendung von Verkürzungen gradier Linien, der Straßen, Canäle *cc.* gerühmt werden. Unter den zahlreichen Nummern nennen wir nur eine Ansicht von *Caen*, und die durch allgemeine Bewunderung hervorgehobene Darstellung des *Pontneuf* in *Paris*. Letzteres ist in der That ein treues Miniaturbild des großstädtischen Lebens; eine unendliche Menge von Personen, ein Volk treibt sich auf diesem Quai herum, alle scheinen sich zu bewegen, im Gewühle sich fortzudrängen, und es ist, ob man alle Augenblicke erwarten müßte, daß diese dahin eilenden Carossen die Leute über den Haufen fahren. Nach dem eben Angedeuteten wird die Behauptung nicht übertrieben scheinen, daß *Canella* einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler unserer Zeit zu werden verspricht, auf den sein Vaterland stolz seyn darf. Der *Marchese Massimo d'Azeglio* zeichnet sich in der historischen Landschaft aus; eine kräftige feurige Phantasie, ein energischer Charakter sprechen sich in seinen Bildern aus. Ohne in das Manierirte zu verfallen, weiß er seine Landschaften im Ganzen und in den einzelnen Theilen der dargestellten Handlung genau anzupassen, so daß beyde, mit einander übereinstimmend, als ein innig verbundenes Ganze erscheinen. Seine Gruppen sind voll Leben und Ausdruck, fleißig und mit großer Sachkenntniß ist das Costüme der Figuren behandelt. Das bedeutendste von ihm zur Ausstellung gebrachte Bild stellt die Scene dar, wie die *Casentinischen* Gebirgsbewohner in einer engen Bergschlucht den *Grafen Lando* (einer jener *Condottieri*, welche sich mit ihrer Schaar als Miethlinge dem Bestzahlenden verkauften, oder auch auf ihre eigene Faust die Lande raubend und plündernd durchzogen) und seine Bande überfallen, den Grafen gefangen nehmen, letztere aber durch Herabrollen von Steinen oder Baumstämmen vernichten. — Nachdem wir in gedrängter Kürze die vorzüglichsten Kunstwerke, welche in der heurigen Ausstellung zu schauen waren, angezeigt, müssen wir des Gegenstandes halber auch noch derjenigen erwähnen, die man mit Leidwesen daselbst vermisse. Es sind die Schöpfungen *Palagi's*, eines der bedeutendsten hiesigen Historienmaler, und *Migliara's*, der in Darstellung architectonischer und perspectivischer Gegenstände dem allgemeinen Urtheile nach unter den lebenden Künstlern wohl kaum seines Gleichen haben dürfte. Ersterer schickte seine Gemälde schon seit geraumer Zeit nicht mehr in die *Brera*, und letzterer hatte in diesem Jahre seine sämmtlichen Arbeiten zur Ausstellung nach *Turin* gesendet, da er aus *Piemont* gebürtig ist, und von dem dortigen Könige mit einem Orden geziert wurde, eine Auszeichnung, die jüngst auch unserm Bildhauer *Marchesi* zu Theil wurde. Ej.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schickh.*

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 18. Juny 1833.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

Dritte und letzte Abtheilung.

Bologna, am 8. July 1831.

Unter den zahllosen Meistern der bolognesischen Schule dieser Epoche machen drey jeder eine Classe für sich, Guercino durch seine ungeheure Naturkraft, Simon da Pesaro durch die Unabhängigkeit seines Verstandes und Tiarini durch die strenge Aufrechthaltung der Carracci'schen Lehre. Guercino war eines der Wunderkinder, welche gelehrt vom Himmel gefallen sind; einer der Menschen, welche die Malerey nicht als etwas Anergogenes, sondern als ein durch die Gestaltung der Organe in ihnen Nothwendiges, mit und in ihnen Aufwachsendes darlegen. Die daraus hervorgehende, ungeheure Leichtigkeit, womit sie die mechanischen Schwierigkeiten überwinden, beeinträchtigt die Vollkommenheit ihrer Leistungen. So groß diese auch immer seyen, lassen sie der Überzeugung Raum, daß der Meister noch Größeres hätte leisten können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, weniger schnell zu arbeiten. Guercino hat allein fast eben so viel geliefert als alle deutschen Maler zusammengenommen; über hundert große Altarblätter, mehrere hundert andere Bilder, zahllose Handzeichnungen und Studien, viele große Frescogemälde sind von seiner Hand, und, ganz unähnlich hierin mit andern Meistern, ließ er keine einzige seiner Arbeiten unvollendet. Seine Sicherheit in der Zeichnung war so groß, daß er Frescogemälde nicht selten ohne Carton ausführte; seine Schnelligkeit ging so weit, daß er in einem und demselben Nachmittage, in Gegenwart seiner Kunstgefährten in Bologna, zwey Köpfe in Oehl begann und endete, die noch dazu unter seine herrlichsten gehören; die Kenntniß der Farben war so eingewachsen in sein Gedächtniß, daß er, um das große Altarblatt für die Nonnen von Jesu-Maria am Tage des Festes dieser Kirche aufstellen zu können, in der Nacht vor diesem Tage die Figur Gottes des Vaters beym Fackelschein malte. Seine Kraft ist die Farbe. Er versuchte mehrere Wege, um ihre Wirkung mit der Wahrheit in Einklang zu bringen; hieraus entstanden die drey Methoden dieses Meisters, wovon die eine gleichsam eine Nachtbeleuchtung, die andere eine Sonnenbeleuchtung und die dazwischen liegende eine Verschö-



nung dieser beyden Extreme oder der Übergang von der einen Methode in die andere ist. In der ersten stellte er die stärksten Lichter den stärksten Schatten gegenüber und opferte nicht selten die Umrisse; in der zweyten verschmolz er beyde mit großer Milde, ründete und hob die Gestalten mit seltener Meisterschaft, ein Bestreben in der Malerey, das dem Michel Angelo die wichtigste Aufgabe schien; in der dritten näherte er sich gleichsam dem Style Guido's, steigerte aber den Ausdruck.

Die Schule hat gegen Guercino den Vorwurf ausgesprochen, daß er ein Naturalist sey. Als wenn das eine Sünde wäre und nicht gerade hierin die Beglaubigung des wahren Berufes läge! — Fügler und David sind freylich keine Naturalisten. Man konnte Guercino nicht verzeihen, daß er, ohne irgend eines Meisters Anleitung, im achten Jahre seines Alters, eine Madonna auf die Wand seines Vaterhauses malte, welche bald das Erstaunen der ganzen Umgegend wurde; daß er, zwey Jahre später in die Schule geschickt, darin nur wenige Monate aushielt und sich in dieser Zeit eigentlich mit gar nichts beschäftigte, als die Stoffe, die Mischung und die Wirkung der Farben kennen zu lernen; daß er, damals in höchster Bewunderung für Ludovico Carracci, sich herausnahm, dessen Kunst und Vorgang durch eigenes Nachdenken zu erforschen, nicht aber die Erklärungen der Meister vom Stuhle abzu hören. Ich erinnere mich vor Kurzem gesehen zu haben, wie ein deutscher Maler, mit dem ich in der Pinakothek, vor einem mächtigen Bilde Guercino's, dem heil. Bruno, stand, mitleidig die Achseln zuckte, und dabey mit einiger Gelehrtheit ausrief: „Er ist ein Naturalist!“ Ich erzählte ihm darauf, was ich aus Malvasia wußte, daß, als der Künstler noch ein Jüngling von 22 Jahren war, alle Meister der damals so kunstreichen Stadt nach Cento, seinem Geburtsorte, zogen, um dessen Werke zu sehen; daß zwey Jahre später ein von ihm zu Bologna öffentlich ausgestelltes Bild, der heil. Matthäus, von allen Kennern für ein Werk der Carracci gehalten wurde; daß Ludwig Carracci, dieser strenge Meister der Kunst, über einen Herkules, den Guercino al fresco im Hause Zanari gemalt, den Ausspruch that: „Keine Summe reiche hin, um diese Arbeit würdig zu bezahlen;“ daß Tiarini, dieser strengste aller Schüler der Carracci, von Guercino zu sagen pflegte: „Die andern Maler leisten, was sie können; der aber leistet das, was er will;“ — daß Palma, als ihm Guercino, um sein Schüler zu werden, seine Zeichnungen vorlegte, in die Worte ausbrach: „Du bist der Meister und ich bin der Schüler; daß sein Ruf so groß bey seiner Mitwelt war, daß ihn der Herzog von Mantua und der Papst zum Ritter schlugen und die Könige von Frankreich und England sich vergeblich um ihn bemühten.

Auch ich ging nach Cento und zwar vor wenigen Tagen. Ich nahm dahin den Weg über Modena. Unter vielen herrlichen Bildern im herzoglichen Palaſte stehen vier Meisterwerke Guercino's, zwey der ersten Art, nemlich das Märtyrthum des heil. Petrus, und Thamar; eines der zweyten, nemlich die Vermählung der heil. Katharina, und eines der dritten, Venus und Mars, an Gedanke, Zeichnung, Farbe wunderschön und wie getaucht in Licht. Der Weg führt durch das reizendste Land am Kloster Nonantola vorüber, das in der eisernen Zeit der Ghibellinen und Guelfen so oft zwischen Modena und Bologna die Veranlassung blutiger Kämpfe geworden war; weiter nach S. Giovanni, wo in der Hauptkirche, einer der schönsten Albano's, eine Madonna in Glorie mit S. Sebastiano und S. Rocco, — auch ein treffliches Bild von Cavedone,



die Geburt des h. Johannes, und, im Stadthause, ein h. Johannes von Fr. Francia zu sehen sind; endlich nach Cento, das von Werken Guercino's voll ist. So gut ging es nur wenigen Künstlern, daß sie den Tempel ihrer Jugend schmücken und wie Priester in demselben leben konnten! — In der Kirche del Rosario stehen einige derjenigen Bilder von ihm, welche am klarsten seine Meisterschaft beurlunden; aber insbesondere höchst anziehend für den Forscher ist eben da auch das Bild von Ludovico, und dasjenige von Gennaro zu finden, an welchen Guercino seine Schule machte. Das erste ist eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von Engeln und Heiligen; eines der tüchtigsten, was Ludovico je gemalt hat, und eines der wenigen von ihm, worin Schönheitsgefühl sich kund gibt. Es steht hierin mit der Madonna de' Scalzi, die es in der Behandlung übertrifft, auf einer und derselben Höhe. Das andere ist das Mahl in Emaus, streng, ernst und tüchtig. Neben diesen Bildern, aus denen Guercino sein kräftiges Colorit und die kühne Behandlung der Schatten seiner ersten Methode nahm, hängen von ihm aus eben dieser Epoche S. Bernardino di Siena, aus der des Überganges eine Madonna mit dem Kinde vor sich auf den Wolken, und der h. Petrus, dem Christus die Schlüssel und ein Engel die Tiara bringt, voll Licht und Weisheit; aus der dritten Epoche ein Christus, wie er der Mutter erscheint. Der Schmerz und die Freude in ihren Zügen, die Ruhe und Milde in den seinigen sind da auf unübertreffliche Weise vermählt. In der Kirche selbst (denn die erstgenannten Bilder hängen in der Sacristey) sieht man in seiner starken Manier einen Johannes in der Wüste, einen Christus am Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena, so wie, als Deckengemälde, den ewigen Vater mit Franciscus und Johannes; in der dritten Manier aber eine Madonna mit dem Kinde, wunderbar beleuchtet durch das durch ein Fenster geführte Licht und ein Hell Dunkel fast in der Weise Leonard o's. In der Casa Chiarelli findet man auch viele Fresken aus seiner ersten Jugend, so saftig an Farbe, daß Viele sie für Oelgemälde hielten, darunter eine Venus mit Amor an der Brust, von unglaublicher Zartheit, die er als Namenstagsgeschenk der Frau des Hauses gemalt haben soll. In Pieve, eine halbe Stunde von Cento, sprach mich eine „Verkündigung“ von ihm ganz ungemein an. Die Jungfrau kniet, in ein Buch bethend versunken; darüber schwebt der Engel, der das Wort vom ewigen Vater abnimmt. Ein Guido in demselben Orte ließ mich kalt.

Bologna ist reich an Werken Guercino's. In der Kirche della Madonna di Galliera stehen ein heil. Filippo Neri und eine Madonna, die beyde sehr gelitten haben; in S. Paolo ein h. Gregor, der den Leidenden im Fegfeuer den Heiland, die Jungfrau und den Vater im Himmel zeigt; in S. Domenico ein h. Thomas von Aquino; in der Trinità ein h. Rochus, der zur Jungfrau steht; in S. Giovanni in monte die h. Joseph und Hieronymus. In der Pinakothek sind acht seiner Bilder, darunter der h. Wilhelm, Herzog von Aquitanien, wie er aus den Händen des h. Bernard den Habit nimmt, eines der Werke, das durch großartige Anlage, durch die Kraft der Farben und durch die Vertheilung des Lichtes so schlagende Wirkung that, daß kein Maler seiner Zeit, selbst Ludovico nicht, eines der ihrigen daneben stellen wollten. Dort ist auch S. Pietro martire, S. Bruno, S. Giovanni Battista; dort auch das in einer Nacht gemalte Bild Gottes des Vaters, dessen ich oben erwähnte. Fast alle Privatgalerien haben Bilder von diesem Meister; so steht im Palazzo Ercolani das herrliche Bild des David und der Bethsabe. Im Pallaste Zam-



beccari sind Meisterwerke seiner ersten Art, ein h. Hieronymus und eine Magdalena. Im Pallaste Tanari stehen ebenfalls Bilder von ihm, die den Stempel der Meisterschaft tragen. Mehrere Madonnen Guercino's gingen durch die Missionäre nach dem Orient und bis nach Indien. Kein Reisender erzählt, einem derselben begegnet zu haben. — Wo sie hingekommen sind? — In den Theilen des Orients, die ich gesehen habe, ist mir kein europäisches Bild aus guter Zeit aufgestoßen, wenn ich einen Palma in Bethlehem ausnehme. —

Der andere Meister dieser Epoche, der, obwohl nach langem Wählen und Sträuben einen eigenen Weg ging, ist Simon da Pesaro, nach der Stadt so genannt, in der er geboren war. Im Gegensatz mit Guercino lieferte er verhältnißmäßig wenige Arbeiten und von diesen ist die Mehrzahl nur als Studium zu betrachten, in so ferne er nur spät erst von der Nachahmung sich zu entfernen wagte. Die Zeichnung schien vor allem sein Augenmerk und er wurde nicht satt, sich hierin nach Ludovico zu üben. In der Farbe zog ihn zuerst Varocci an, dann aber Guido, dem er sich als Schüler übergab. Er trug in seiner Seele eine Unruhe, die ihn bald Jedermann unbequem machte, und nach und nach ihn selbst mit feindseligem Hochmuth erfüllte. Was ihn auszeichnet, ist die Kühnheit seiner Composition, die Trefflichkeit der Umrisse, die Grazie des Ausdrucks und die Wahrheit des Colorits, das er jedoch hie und da, ich möchte sagen absichtlich, vernachlässigte oder mit einem grauen Tone verdarb. Die Pinakothek hat von ihm einen h. Hieronymus, ein meisterhaftes Porträt Guido's und eine h. Jungfrau, die von Engeln zum Himmel getragen wird, unter sich Johannes den Evangelisten, die heil. Eufemia und den heil. Nicolaus von Tolentino. Aus dem Palazzo Caprara brachte ich eine Skizze dieses Meisters an mich, die h. Jungfrau, um welche Engelchen flattern, mit dem Kinde vorstellend, dem der h. Antonius kniend sich naht; S. Filippo Neri, der heil. Joseph und Dominicus und ein Johannes als Kind bilden eine Gruppe um die Haupthandlung; die Madonna ist im Style des Ludovico gehalten. Eine wunderbare Kraft des Ausdruckes in Haltung und Bewegungen, so wie in den Köpfen befeelt diese Skizze. — Im Pallaste Zambeccari sind ein Johannes und einige Engelchen von meisterhafter Ausführung.

Nun will ich noch von Tiarini reden, einem im Auslande und selbst in den übrigen Theilen Italiens weniger bekannten Meister, obwohl er unter die ehrenwerthesten der bolognesischen Schule gehört. Ich spreche diesem Meister Genie ab; Talent aber besaß er so viel als selbst Ludovico, der zwar nicht sein Lehrer, aber sein Vorbild war. Bey ihm ist nichts höhere Eingebung und glückliches Errathen, sondern alles Berechnung und Wissen. In Zeichnung streng, in Anordnung höchst gewandt, neu und mannigfaltig, im Ausdruck ernst und mäßig aber wahr, in der Färbung kalt, in allem Beywerk vollkommen, im Faltenwurf reich und sicher, in der Perspective meisterhaft, wird er jeden aufmerksamen Beobachter festhalten, aber, weil ihm Schwung und Schönheitsinn fehlen, nur selten die Brust erwärmen. Erst wenig geschätzt und dann durch seinen ungemainen Fleiß den Meistern Schätzung abnötigend, kam er aus Florenz in seine Vaterstadt Bologna zurück, wo sein erstes, öffentlich ausgestelltes Bild, das Altarblatt einer Capelle der Petroniuskirche, die heilige Barbara war, ohne Einheit in der Anordnung, ohne Kraft in der Farbe, und deßhalb scharf getadelt. Aber dieser Tadel schob den Meister um eine bedeutende Strecke auf der Bahn der Entwicklung vorwärts. In derselben Kirche



steht eine h. Franzisca Romana von ihm, in jeder Beziehung vorzüglicher als das erstgenannte. Als er in S. Domenico eines der Wunder dieses Heiligen, die Erweckung eines Knaben vom Tode, aufstellte, errang er durch die Kühnheit der Zeichnung und Gruppierung die Bewunderung Ludovico's. Sein drittes Bild, die Einführung in den Tempel mit der h. Anna und dem h. Joachim, in der Kirche de' Servi, wurde ob der Weisheit der Anordnung und Strenge der Ausführung bereits für ein Werk Ludovico's gehalten. Noch vorzüglicher erschien, wegen ihres großartigen Charakters, der Harmonie der Farben, ihres meisterhaften Hell dunkels, der Würde der Anordnung die Pietà, welche in dem Collegium von Montalto aufgestellt wurde und nun in der Pinakothek sich befindet. Seine natürliche Richtung, die Wissenschaft in der Kunst, trat immer mehr hervor; so in Joseph und Maria ai Mendicanti, — im S. Martino Bescovo in S. Stefano — in dem Sposalizio di S. Catarina, das einst die Kirche zur h. Agnes zierte und nun mit mehreren andern Bildern Tiarini's in der Pinakothek steht, — in der V. B. del Rosario, in Sta. Maria maggiore, — in den Propheten und in der V. B. addolorata in S. Benedetto — in der Flucht nach Egypten, die in S. Giorgio steht — in der Geburt Christi in der Kirche zum Erlöser — in den Fresken in S. Michele in Bosco und an mehreren andern Orten. Die Fähigkeit in Benützung der Räume, die kluge Vertheilung der Figuren und Gegenstände, die Natur in den Verkürzungen, die Achtung für die Strenge der Zeichnung, die Vermeidung gesuchter Wirkung, der entsprechende Ausdruck, die Mäßigkeit in allen seinen Leistungen, die Faßlichkeit derselben, die Unmöglichkeit, an dem was er gab etwas zu tadeln, und vielleicht selbst der Umstand, daß keine seiner Arbeiten etwas Herausforderndes hatte, und dem Maler, der Genie in sich fühlte, den Sieg in der höhern Sphäre hoffen ließ, machten Tiarini zur eigentlichen Quelle des Studiums für alle seine Kunstgefährten und sicherten ihm ein unbestrittenes Lob. Er überlebte sich, wie man in mehreren seiner spätern Arbeiten sehen kann, z. B. in zweyen der Kirche S. Filippo und Giacomo; in dem h. Antonius in S. Bartolomeo di Porta und in mehreren andern.

Die Gallerien Creolani, Zambeccari und Salina besitzen herrliche Bilder von ihm. Das vorzüglichste aber aus allen, die zu Bologna in Händen von Privaten sich befinden, ist wohl die Grablegung im Palazzo Malvezzi-Bonfigli.

(Die Fortsetzung folgt.)

## A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Je weniger der Mensch von diesem Leben fordert, je mehr er es bloß als Prämisse zu einem schönen Schlußsage betrachtet, in je größerer Entfernung er sich an dem Anblicke der Blumen und Blüthen erfreut, ohne sie zu pflücken und zu pressen; desto glücklicher schlägt das Herz.

Nur mit tiefer Nüchternung kann ich jedes Mal im Herbst die giftigen Zeitlosen betrachten. Es liegt schon in dem Ausdrücke Stoff zu unendlicher Wehmuth.

Die gute Seele, welche sich jedem befreundeten Herzen mit der reinsten, wärmsten Liebe hingibt, welche nichts zurückbehält, sondern Alles in den ersten seligen Augenblicken in die verwandte Seele überträgt, wandelt sich durch den Erwerb eines neuen Freundes fast jedes Mal alle bisherigen in Feinde um, weil sie nicht halb, sondern nur ganz lieben kann.



## L u d w i g L ö w e.

Seht den Vulcan! Aus seinem Krater wogen  
 Mit Sturmesbrausen Flammen himmelan,  
 Von Blütheschlängen ist die Nacht durchzogen,  
 Dem Donner zischen leuchtend sie voran;  
 Hin durch des Aschenregens glüh'nden Vogen,  
 So weit der Blick, reicht der Verheerung Bahn;  
 Die Wellen eilen bebend in den Hafen,  
 Kein Schiffein schließt das Auge, zu entschlafen.

Da flüchtet hin die Nacht, im Rosenrothe  
 Schwebt über Land und Meer das Morgenlicht,  
 Und den Vulcan umiauchzen hundert Boote,  
 Ein Schlummerlächeln malt sein Angesicht;  
 Sein Blick, der gestern noch Verderben drohte,  
 Hat sich gesenkt, die Krater lodern nicht,  
 Und neben ihm, von Wellenschaum umspühlet,  
 Schläft seine Lava, sanft vom Ost gekühlet.

Und seht, nach des Vulcanes Erbeben  
 Verjüngt der Boden sich in neuer Kraft:  
 Der Ölbaum grünt nun frischer und die Reben  
 Durchzittert jetzt ein dreymal süß'rer Saft;  
 Denn das ist der Natur geheiligt Streben,  
 Daß aus dem Tode sie das Leben schafft,  
 Daß, ihre Kräfte all' zu offenbaren,  
 Selbst der Vulcan muß dem Gesetz willfahren.

Und wie Natur dort herrscht in dem Vulcane,  
 So lebt die Kunst in Deiner Geistesthat!  
 So donnernd ist dein Horn, daß man nicht ahne  
 In deiner Brust der Liebe Frühlingsaat,  
 Und so begeistert singst du, gleich dem Schwane,  
 Dein Sterbelied, wenn deine Stunde naht,  
 Wenn in dein Herz des Schicksals Blitz geschlagen,  
 Der Dichtung Todeschauer dich umragen.

Vom Phönix klang in jedes Ohr die Sage,  
 Er selbst verbrenne sich von Zeit zu Zeit;  
 Er sammelte Gold und Perlen sich und trage  
 Den Schatz auf einen Herd, dem Tod geweiht,  
 In dessen Blut am letzten seiner Tage  
 Er sich verjüngt für die Unsterblichkeit,  
 Um als ein neuer Phönix durch das Leben,  
 Der Taube aus der Arche gleich, zu schweben.

Soll ich noch mehr von dieser Mythe singen?  
 Zur Wahrheit, Mime, wurde sie in Dir!  
 O, daß den Menscheng Geist nur Dädalschwingen  
 Zur Sonne tragen dürfen für und für!  
 So lange nicht die Glockenblumen klingen,  
 Blüh'n alle Blumen fort als Räthsel mir;  
 Denn ist das Leben selbst nicht eine Mythe,  
 Ein Klang, ein Gruß, ein Lächeln, eine Blüthe?

Braun von Braunkol.



## Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende May 1833.

Zum Vortheile der Ute. M. Emmering beschritten: „Die Montecchi und Capuletti,“ tragische Oper in 2 Aufzügen, von Romani, Musik von Bellini, unsere Breiter; da ich aber einestheils noch keineswegs in die Mystereien dieser Handlung eingedrungen, anderntheils weit von der Annäherung entfernt bin, ein bedeutendes musicalisches Werk nach einer Vorstellung (in der ich überdies noch wenig Tragisches entdecken konnte) zu beurtheilen, so behalte ich mir den Bericht über dasselbe für die nächsten Wiederholungen vor. Das Publicum nahm den ersten Act sehr lebhaft auf, und rief nach dem lebendigen Finaquintett die beiden Hauptpersonen (Romeo, Ute. Emmering, und Giulietta, Ute. Luher) hervor. Im zweyten Acte ging der Beyfall diminuendo und hatte sich am Schlusse auf Null reducirt. Doch braucht man der Oper deshalb noch kein übles Prognosticon zu stellen. Oft erhalten sich Werke am längsten und festesten in der Gunst der Zuhörer, welche sich dieselbe erst durch öftere Wiederholungen allmählig erwerben, während andere Opern, die bey ihrer ersten Erscheinung stürmisch aufgenommen wurden, nur gar zu bald wieder vom Repertoire verschwinden. „Fra Diavolo“ ist bey der ersten Aufführung sehr lau aufgenommen, und mit jeder wiederholten Production immer mehr der Liebling des Publicums geworden.

Ute. Hirschmann hat zu ihrer zweyten Gastrolle die Olga in dem bekannten Raupach'schen Trauerspiele gewählt, und es darf ihr zu desto größerem Vergnügen gereichen, auch in dieser schwierigen Parthie die Zufriedenheit des Publicums errungen zu haben, und durch dreymaliges Hervorrufen für ihr sorgfames Kunststreben belohnt worden zu seyn, als sie in derselben drey gefährliche Vorgängerinnen gehabt, die verewigte Sophie Müller, welche dieß Trauerspiel bey uns einführte, Mad. Schmidt und Ute. Friederike Herbst. Besonders steht die schöne Leistung der letzteren noch aus den Gastrollen des Hrn. Seydelmann in so frischem als erfreulichen Andenken. Wenn nun gleich Ute. Hirschmann in der zärtlichen Scene mit Isidor etwas zu lebhaft war, und uns jene Ruhe und Milde vermissen ließ, die so nothwendig ist, um die stille Größe, welche die fromme Olga in den folgenden Stürmen des Schicksals offenbart, im Voraus zu verkünden, so gab sie dagegen die wichtigen Momente des Charakters mit einem so tiefen und wahren Gefühl, mit so viel ächtem naturgemäßen Pathos, daß der Beyfall, welcher ihr gezollt wurde, nur gerecht genannt werden muß.

Hr. Stölzel gab den Wladimir noch angegriffen — wie er, als er, nicht ohne Opposition, gerufen wurde, in einer Harangue an das Publicum sich selbst entschuldigte — von einer achttägigen Unpäßlichkeit, was man jedoch an den Kraftäusserungen seines Organs, dem er an diesem Tage fast das Unmögliche zumuthete, nicht bemerkt hätte. Er schien im Gegentheil mehr sthenisch als asthenisch. Ubrigens scheint er, von jeder Unpäßlichkeit abgesehen, diesen Charakter von einem Standpuncte zu betrachten, aus welchem weder Wahrheit noch Einheit in denselben zu bringen ist. Wladimir ist von Natur nicht böse; doch im höchsten Grade leidenschaftlich und heftig, und von den ihn umgebenden Leibeigenen so sehr an slavische Unterwürfigkeit gewöhnt, daß ihn der erste Widerstand, der ihm in seinem Leben entgegentrifft, zur Grausamkeit des Thieres herabsinken läßt. Hr. Stölzel versäumte es in der ersten Scene durch rasche Wildheit die folgende Entwicklung des Charakters zu motiviren, und gab die ruhigen Stellen mit so gemessener Declamation, daß sowohl die stürmische Weise, wodurch er uns seine Leidenschaft — vorzüglich vor den Abgängen — kund gab, als der durchaus unmännliche Ton der Klage und Reue mit jenem Grundton unvereinbar war, und er uns eigentlich nur ein Gemälde von grellen Licht- und Schattenmassen darstellte, welches der verbindenden Mittelstinten ganz entbehrte. Mit eben so viel Würde als ruhig edlem Gefühl gab Hr. Ernst den Isidor; er scheint seit der letzten Vorstellung des Trauerspiels noch so reiflich über seinen Charakter im Ganzen nachgedacht zu haben, daß er nichts Erhebliches zu wünschen übrig ließ, als, daß er sich doch das übelklingende „U“ abgewöhnen möge, womit er so oft den Vers beginnt, und Jamben in Trochäen verwandelt. Hr. Grabinger gab den Ossip, und wenn er die vortreffliche Grundansicht Seidelmann's von diesem Charakter angenommen, und ihn nach derselben durchgeführt hat, so darf dieß wohl um so weniger Copie genannt werden, als er einestheils die ganze Parthie seiner Individualität angepaßt und die Seydelmann'sche Darstellung nur als fruchtbringendes Studium benutzte, anderntheils ich es für Pflicht des jungen Darstellers halte, große Künstler mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten, und ihnen so weit nachzufolgen, als es angeht, ohne in slavische Afferen zu verfallen, die freylich auch schon manches gute Talent im Keime erstickt hat. Hr. Gra-



singer übertraf — die Gäste ausgenommen — die Ossipp's, die wir bisher gesehen haben, weit, und das Trauerspiel hat durch seine Übernahme dieser Rolle nur gewonnen.

Als Leopoldine von Strahlen im besten Ton hat Ull. Hirschmann bewiesen, daß es ihr auch keineswegs an Humor gebricht; doch scheint sich ihre Natur mehr der tragischen Gattung zuzuwenden. Hr. Polawsky stellte den alten Brausekopf Oberjägermeister wie gewöhnlich mit der treuesten Charakteristik und drastischen Wirksamkeit vor, und glänzt vorzüglich durch die geistreiche Ironie in den Scenen, wo er vor seinem Neffen den alten Bruder Liederlich spielt. Hr. Stölzel gab den Major von Warren, und ließ wieder den männlichen Adel und die militärische Haltung sehr vermissen.

Die hiesige Tonkünstlergesellschaft hat bey ihrer heurigen Frühlingsakademie vorzüglich auf Neuheit der Tonstücke Rücksicht genommen, leider aber zeigte es sich, daß diese Eigenschaft ohne sorgsame Wahl nicht immer Wohlgefallen erregt, und dieses Concert stand ihren gewöhnlichen weit nach; es wurde eröffnet mit einer Ouverture von Chelard (aus „Macbeth“), welche dem großen Rufe dieser Oper nur schwach entsprach, da sie weder poetisch noch tragisch, weder originell noch planmäßig ist, und vorzüglich durch Mangel an Erfindung und Schwung, Einheit und Ganzheit mißfiel. Sie ging spurlos vorüber, und ein ähnliches Schicksal theilte mit ihr die große Festouverture und Siegesmarsch für das Niederrheinische Musikfest in Cöln 1832, componirt von Ferd. Ries. Beyde waren auf dem Anschlagzettel mit dem Zusatz „neu“ angekündigt. In einem neuen Concertino für die Violine, componirt und vorgetragen von Hr. F. W. Piris, gab sich dieser tüchtige Meister jenes Instrumentes mit allen seinen Vorzügen wieder aufs deutlichste zu erkennen. Hr. Prof. Hüttn er spielte diesmal: Introduction und Variationen für das Violoncelle von Merf, worin er vorzüglich das Adagio mit seinem ihm angeborenen Gefühl ausstattete, und beynah gleich Beyfall mit dem vorigen erntete. In einer ganz modernen Arie von Raimondi, vorzüglich vorgetragen von Ull. Luzer, entfaltete die junge Künstlerin ihre ganze Kehrlängigkeit, die den Beyfall nie verfehlen kann. Ein zweytes Gesangsstück, das gleichfalls lebhaft ansprach, war ein Duetto von Rossini (aus „Semiramide“), sehr wacker vorgetragen von Ull. Emmering und Hr. Strakaty. Hr. Prof. Bauer trug ein Divertimento für die Oboe von Braun nicht allein mit bedeutender Kunstfertigkeit, sondern auch mit einem so ausgezeichnet schönen Tone vor, wie er auf diesem schwierigen Instrumente nichts Gewöhnliches ist. Auf Verlangen wurde das Sertett (Allegro: alla Marcia, Pastorale und Rondo mit Echo) für sechs chromatische Waldhörner, componirt von Hr. Fr. D. Weber, welches schon in dem Concerte der Sögelinae des Conservatoriums so vielen Beyfall fand, mit gleichem Erfolg wiederholt. Den Beschluß machte eine große Phantasie für das Pianoforte, mit Orchesterbegleitung und Chor von Ludwig van Beethoven, die Pianoforteparthie vorgetragen von Ull. Herrmannsfeld. Der Zettel sagte: „von der Tonkünstlergesellschaft zum ersten Male gegeben,“ doch wollen ältere Musikfreunde behaupten, sie sey vor langer Zeit schon einmal gehört worden. Auf jeden Fall scheint es ein Jugendwerk des großen Tondichters zu seyn, das mit seinen Meisterwerken keinen Vergleich aushält, und Publicum und Kenner kalt ließ. Ull. Herrmannsfeld trug die Principalstimme rein und präcis im Geiste der Composition vor.

Die interessanteste Nummer in der Akademie für dürftige Hörer der Philosophie war eine Arie, aus der Oper: „Norma,“ von Bellini, mit großer Virtuosität vorgetragen von Ull. Luzer. Eine zweyte Arie aus „Jessonda“ von L. Spohr, gesungen von Hr. Strakaty, ist, wie die meisten Spohr'schen Arien, nicht geeignet, aus dem dramatischen Zusammenhange gerissen, und als Concertstück gebraucht zu werden. Die Instrumentalconcertisten waren Dilettanten, die als solche recht Lobliches leisteten, und auch ein paar Declamationsstücke: „Es schickt sich nicht,“ Gedicht von J. Vogel, gesprochen von Mad. Binder, und: „Die rothen Lippen,“ Romanze von G. Seidl, gesprochen von Hr. Stölzel, fanden ihr günstiges Publicum. Zwen Ouverturen aus der Oper: „Die Vestalinn,“ von Spontini, und dem „Bambus“ von Lindpaintner, bildeten einen erfreulichen Prolog und Epilog der musikalischen Ausstellung.

(Mit Nr. 25 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Donnerstag, den 20. Juny 1833.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auktivwärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristlieutenant v. Prokess-Osten.

(F o r t s e t z u n g.)

Bologna, den 12. July 1831.

Es geht mit der Kunst wie mit dem Wasser; je weiter es sich verbreitet, desto seichter wird es. Es gibt keine Vererbung in der Kunst. Sie wird nicht erworben, sondern gefunden. Aber es waltet nicht Zufall, sondern Vorsehung über den Finder. Wer sie findet, ist ihrer würdig. So ging es den Carracci. Es gibt aber auch Jahreszeiten für die Kunst, wie für die Blumen. Sind sie vorüber, so fehlt das wahre Leben; was erzeugt wird, ist krank. Man hat demnach Unrecht, so scheint mir, gegen Künstlerakademien zu Felde zu ziehen. Sie können das belebende Princip nicht in die Schüler übertragen; aber sie verzögern den Verfall. Selbst in den drey großen Schülern der Carracci, in Guido, Albano und Dominichino, welche wie herrliche Blüthen im vollen Farbenschmucke am reichen Stamme prangen, sind die Erscheinungen schon merkbar, die auf das nahe und nothwendige Welken der Pflanzen weisen. Eine Linie über die Grenze und Guido artet in Charakterlosigkeit und Hudeley, Albano in Leere und Flachheit, Dominichino in Überladung und Hunger nach Wirkung aus. Das aber sind eben die Krankheiten, welche den Körper der Carracci'schen Schule befielen.

Unter denen, die daraus hervorgingen, habe ich bereits oben den natürlichen Sohn Augustins, Antonio genannt, in dessen Armen Annibale seinen Geist aushauchte, und dem dieser große Meister sein Grab neben Raphael in dem Pantheon zu Rom verdankt. Ich muß von ihm noch ein Bild anführen, S. Francesco, den Teufel unter, die Engel über sich, in S. Solombano, das mit Geist ausgeführt ist. Er starb in der Blüthe der Jahre. Fast eben so wenig weiß ich von Balthasar Aloisi, von dem eine „Heimsuchung“ in der Carità steht, die aber so schlechtes Licht hat, daß ich sie eigentlich gar nicht sah. Von Gio. Luigi Valesio findet man ai Medicanti eine „Verkündigung,“ die wenig Talent zeigt, und sehr verblaßt ist; von ihm ist



auch ein h. Sebastian und ein h. Fabian in S. Gregorio, und eine Steinigung des h. Barnaba in S. Nicolo. Kräftig, geistreich, von der Lehre seines Meisters durchdrungen, schnell und gewandt ist Lanfranco, ein Mann der Schule und des Lebens. Ihm lagen die Geheimnisse der Kunst frey vor den Augen; er kannte sie und das war sein Unglück. Er hatte das Schöne auf algebräusche Ausdrücke gebracht; wie sollte es seinem Herzen ein Zauber Spiegel seyn? — Er war großartig in der Composition; aber wenn man seine Bilder näher und öfter besteht, so werden sie kleiner. Die Behandlung von Schatten und Licht ist kühn und oft von hinreißender Wirkung; aber sie ist von Außen hinaufgelegt, nicht aus dem Innern des Gegenstandes hervorgegangen; sie ist Manier. Dennoch thun sich große Anlagen in diesem Meister überall kund. Das Gefühl der Würde der Kunst offenbart sich in allen seinen Arbeiten. Seine Anordnung, sein Faltenwurf sind edel, sein Colorit ist in sich verbunden, seine Zeichnung, wo sie nicht sorgsam ist, aus Überlegung der Wirkung geopfert. Man findet in Bologna von seinen Bildern nur in einigen Gallerien. Ich erinnere mich eines heil. Andreas von ihm, der im königl. Museum zu Berlin steht, und seines „Paradieses“ in der Gallerie von Parma, beyde geeignet, um seine Weise an Tag zu legen. In Parma lernt man auch einen andern Schüler der Carracci und namentlich des Annibale kennen, Badalocchi, von dem Lanzi mit Recht sagt, daß er weniger leistete, als er leisten konnte. (Storie pitt. V. 139) — Sein h. Franciscus ist kräftig wie im Dominichino. Verbreiteter sind in Bologna die Werke des Leonello Spada, eines Menschen voll der größten Anlagen aber gemeiner Natur. Vom Farbenreiber wurde er Zeichner, und machte die Meister durch seine Auffassung staunen. Seine Wandgemälde grau in grau, die nun sämmtlich zu Grunde gegangen sind, gaben ihm Namen durch die täuschende Nachahmung des Reliefs. Sein erstes größeres Oylgemälde steht dormalen in der Pinakothek, Melchisedech, welcher den Abraham segnet, — sein zweytes sieht man in der Kirche de' Poveri, es stellt die hh. Dominicus und Franciscus vor, welche zur Madonna stehen, damit sie den Zorn ihres Sohnes beschwichtige. Man könnte es für ein Werk Ludovico's halten. Sein Colorit artete durch grelle Zusammenstellung der Farben, der Lichte und Schatten aus; er folgte hierin und überbot Caravaggio. Er war wie im Leben, so in der Kunst ein Emporkömmling, leicht, geschickt, gewandt, ohne Fleiß, voll Übermuth. Er liebte die Kunst ohne Achtung für sie. Für diese Behauptung, so wie für seine außerordentlichen Anlagen zeugen eine heil. Familie in S. Colombano, — sein h. Dominicus, wie er die heidnischen Bücher verbrennt in der prachtvollen Grabcapelle desselben, — sein Hieronymus in eben dieser Kirche und vorzüglich seine Fresken in S. Michele in Bosco.

Ruhiger, bescheidener in seinen Darstellungen ist Lorenzo Garbieri, aber die finstere Richtung seines Gemüthes führte ihn zu dem dunkeln und schweren Colorit, zu dem Leonello aus natürlichem Wohlgefallen am Außergewöhnlichen und Übertriebenen gelangt war. Seine Zauberinn Circe, in der Pinakothek, hat eine gewaltige Kraft des Schrecklichen. Seine Fresken in S. Michele in Bosco, der h. Benedict, der als Knabe in die Wüste zieht, und Valerian von Papst Urban getauft, zeigen eine strenge Schule der Zeichnung. Das Colorit darin ist fast zerstört.

Nicht fähiger als die Erstgenannten, nicht strenger in der Zeichnung, nicht



reicher oder wahrer im Colorit, ist *Cavedone* und dennoch verweilt das Auge mit größerer Befriedigung auf seinen zahlreichen Bildern. Er hat eine Natürlichkeit der Darstellung, eine Faßlichkeit des Gedankens und eine Annehmlichkeit der Ausführung, die dem Betrachtenden den Gegenstand gleichsam in die Hände legen. Er schmeichelt überdies, wenn ich so sagen darf, mit den Lichtern, glücklicher hierin als *Baroccio*, dem ich seine Auflagen von Roth nie vergeihen kann. Er bediente sich weniger Farben, steigerte diese aber so weit er konnte, und suchte hierin die *Venetianer* zu erreichen. Mehrere seiner Werke, z. B. die Geburt Christi und die Anbethung der Weisen in *S. Paolo*, seine Jungfrau mit dem Heiland, welche dem heil. *Petronius* in einer Glorie von Engeln erscheint, in der *Pinakothek* u. s. w. wurden von Meistern dem *Tizian* an die Seite gestellt. Seine Propheten und sein *S. Antonio Abbate* in der Kirche der *Benedictiner*, sein Christus in *S. Giacomo maggiore*, seine heil. Familie in *Maria delle Laudi*, sein h. *Stephan* in *Labarum Coeli* sind schätzenswerthe Bilder, haben aber meist sehr nachgedunkelt. Seine Fresken ai *Mendicanti*, in *S. Giacomo* und vorzüglich im Hof von *S. Michele* in *Bosco* sind großartige Arbeiten. In seiner letzten Zeit, durch den Tod eines Sohnes und andere Unglücksfälle tief gebeugt, lieferte er nur Mittelmäßiges; dahin gehört seine Himmelfahrt in *S. Martino*, und manches andere in den Gallerien befindliche Bild.

Im Grunde weniger Veruf als *Cavedone* hatte *Lucio Massari*, aber seine Werke verrathen Schwung und die feinere Bildung, die jenem fehlten. Sie sind heiter, leicht und anmuthig, und gehen im Colorit dem *Annibale* nach, so wie in der Anordnung dem *Albano*, dessen Freund er war. Er machte kein Handwerk aus seiner Kunst, malte nur, wenn er Lust hatte, blieb häufig leicht und oberflächlich, entwickelte aber manchmal viele *Grazie*. Man hat in der *Pinakothek* eine *Pieta* im ersten Saale aufgestellt und ihm dadurch Unrecht gethan, denn dieß annehmlische und verdienstvolle Bild hält die Nähe der *Guido*, *Francia*, *Perugino*, *Bagnacavallo* und *Raphael* freylich nicht aus. In *S. Benedetto* steht ein *Sposalizio* di *S. Caterina*, ein allerliebsteß reizendes Bild; in *Madonna* di *S. Colombano* eine h. *Martha* mit Christus, vor welchem *Magdalena* kniet, und ein Engel, wie er der h. *Ursula* die *Palme* reicht, sind beyde sehr ansprechend; eine *V. V.* mit mehreren Heiligen in *S. Gregorio* ist liederlich gemalt; dagegen wieder voll Verdienst die *Communion* des h. *Hieronymus* in *S. Paolo*. Sein schönsteß Bild ist wohl das *Noli me tangere* bey den *Cölestinern*. Daran reihen sich eine *Heimsuchung* in *Sta. Cristina*, und ein *S. Gaetano* in *Bartolomeo* di *Porta*. In der *Pinakothek* stehen fünf Bilder von ihm; eines auch in der *Annunziata* vor der *Porta Mammolo*, eine *Epiphanie*, die mich kalt ließ. Seine Fresken in *S. Martino*, *S. Paolo* und *Michele* in *Bosco* gefielen mir wenig, obwohl sie von Vielen gelobt worden sind. — Ein anderer Schüler des *Annibale*, *Pietro Facini*, spricht durch die Lebendigkeit und Wahrheit der Bewegungen, so wie durch die Zartheit seiner Fleischfarben an. Er war mit entschiedenen Anlagen für die Kunst geboren; aber deutlich zeigen sich Mangel an Ausdauer und Fleiß, eine liederliche Zeichnung und Gleichgültigkeit. Ich kenne nur ein einziges Bild von ihm, eine h. Jungfrau mit dem Kinde, dem die h. *Katharina* schmeichelt; die *Schutzheiligen* der Stadt stehen unten; Engel tragen das Bild der Stadt und scherzen mit den *Emblemen* der Heiligen. Es herrscht viel Un-



muth in diesem Wilde und eine fast venetianische Farbe besonders in den Engeln, aber es ist doch ein oberflächliches Werk, ohne Weihe gemalt.

Noch will ich von zwey Schülern der Carracci sprechen, Brizio und Mastelletta, welche unter die besseren gehören. Dem einen fehlt es manchmal an Ausdruck, der andere hat dessen zu viel; der eine hat Schönheitsfuss und Unmuth, der andere Kraft und Bewegung; beyde sind sehr gewandt in der Zeichnung, der eine oft nachlässig und der andere übertrieben im Colorit. — Fr. Brizio war so umfassend als Künstler, daß er in anderer Zeit vielleicht einer der größten geworden wäre. Seine Arbeiten sind leicht, schwungvoll und höchst angenehm. Man begreift, wenn man sie betrachtet, daß ihn bedeutende Meister und Kenner in manchen Beziehungen dem Guido und Tiarni vorziehen und neben Dominichino stellen konnten. So sind die Schutengel in S. Martino und das Kreuzwunder in der Kirche zum Erlöser voll schöner Stellen; in hohem Grade anziehend aber durch eine Glorie von Engeln, die sich auf das lieblichste bewegen und in Sonne getaucht scheinen, ist eine Katharina in S. Domenico. Das Licht ist so behandelt, daß Correggio daran seine Freude gehabt haben würde. Das vorzüglichste Bild von ihm steht in S. Petronio (wo auch noch ein paar andere von diesem Meister zu sehen sind), die Krönung des Gnadenbildes der Madonna del Borgo, so schön gedacht und geordnet, so streng, fleißig und glänzend ausgeführt, daß es in Deutschland für sich allein eine Reise von hundert Stunden verdiente. In der Pinakothek stehen drey mittelmäßige Bilder von Brizio. Seinen Fresken im Hofe von S. Michele gehört vor denen aller übrigen Schüler der Carracci die Krone.

Wenn ich Mastelletta ausspreche, so nenne ich ein Compendium von Kraft und Uebermuth in Gedanken, von Tact und Leichtfuss in der Anordnung, von Verstand und Schwäche in der Zeichnung, von Wirkung und Frechheit in der Farbe. Er war und blieb oberflächlich nicht aus Mangel an Urtheil, sondern weil er wenig gelernt und die Erfahrung gemacht hatte, daß es wenig braucht, um die öffentliche Meinung mit sich zu reißen, wenn man sie einmal zu erschüttern versteht. Was er langsam machte, war schlecht. Er ist unter den Malern seiner Zeit, was de Pradt unter den Publicisten unserer Tage. Er floh die Klarheit der Zeichnung, wußte Malerkünste in Menge, häufte die Effecte und bediente sich dabey der dichtesten Schatten so wie der grellsten Lichte. Eine Flucht nach Egypten ai Mendicanti, — eine Erscheinung Christi in Sta. Cristina, — eine Madonna in der Wüste von Engeln bedient, in der Pinakothek, vor allen sein mächtiges Bild in der Grabcapelle des h. Dominicus und die Fresken eben dort sind mehr als hinreichend, seine Tugenden und Laster zu erkennen. Vorzüglicher, ja hinreißend ist seine h. Irene in der Kirche der Solestiner. Schönheitsfuss und Milde thun sich kund in diesem Bilde und man muß den Meister bewundern und beklagen, wenn man es betrachtet. Leider hängt es schlecht, und ist, wie überhaupt jedes seiner Bilder, sehr nachgedunkelt. Die Werke seiner zweyten Epoche, worin er eine strengere Zeichnung und ein freyeres Colorit versuchte, sind mißlungen; so die Kreuztragung in S. Paolo, die Geburt des Johannes, die Predigt in der Wüste und die Taufe Christi ai Servi. Er war nicht gemacht, um die rechte Straße zu gehen. Eine seltene Kraft ging mit ihm unter. Sein Leben glich seinen Bildern.

Von vielen andern Schülern der Carracci könnte ich noch sprechen, denn



über zweyhundert Meister gingen aus ihrer Schule hervor. Ein großer Theil derselben zog nach Rom und Neapel, oder goß sich über andere Theile Italiens aus. Andere beschäftigten sich nur mit einzelnen Zweigen der Malerey, und brachten dieselben auf eine rühmliche Höhe, so Girolamo Curti (il Dentone), Michel Angelo Colonna, Mitelli u. a. die architektonischen Darstellungen. Mit Ludovico Carraeci starb seine Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

### C h a r a d e.

Die ersten fünf Reichen.

Fünf Reichen nennen einen Fluß im Norden  
Von Deutschland dir. Er ist nicht sehr berühmt geworden;  
Wie billig: denn er ist fast nur ein Bach;  
Such' nur auf deiner Karte nach.

Die fünf letzteren.

Jüngst kam mein Freund Arist zu mir.  
„Sag' an, Arist, was fehlt dir,  
Dein blaßes Ausseh'n kummert mich.“  
Erst schwieg er, und bedachte sich:  
„Schlaf,“ sprach er dann, „und Eßlust schiehen mich;  
Was immer sonst Vergnügen mir geschafft,  
Spricht Alles jezt mich wenig an;  
Bin reizbar, launisch, grillenhaft,  
Und nur zufrieden, wenn ich — wachend träumen kann.“  
„Steht's so,“ rief lachend ich im Nu,  
„Die Krankheit ist nicht schwer zu kennen;  
Ich will sie gleich dir mit fünf Lauten nennen,  
Kein Zweifel ist, mein Guter, du —“  
D'rauf hab' ich seine Krankheit ihm genannt,  
Vermuthlich ist sie aus Erfahrung euch bekannt.

Das Ganze.

Erst gestern hat er Hochzeit gemacht;  
Und als er den niedrigsten Schmuck in's Haus  
Lucinden zum Hochzeitgeschenke gebracht,  
Da rief entzückt sie das Ganze aus.

M. Ent.

### A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Es gibt zwey Arten die Wissenschaften zu betreiben. Der eine müht sich in des Tages Last und Hitze unten in den Thälern ab, um ihre Früchte zu genießen, und sein Blick begnügt sich mit einem beschränkten Horizonte — der andere begibt sich auf die Höhen, beobachtet ihre Verzweigungen, schaut hinunter in die Thäler, und holt sich aus ihnen nur Früchte, um sie zu beschauen und zu bewundern.

Mit Wehmuth betrachten wir in Zeiten des Unglücks Alles, was uns in schönern Tagen umgab, was wir im Schiffbruche der Zeit gerettet haben. Kaum



getrauen wir uns auch nur die geringste Änderung an derley theuern Gegenständen vorzunehmen. Mit welchem Schmerze nehmen wir Alles aus dem Reiseskoffer, in welchem die Hand einer liebevollen Mutter, oder eines theuern Freundes Alles niedlich und nett schlichtete, während den Augen der Geliebten so manche Thräne entfiel.

Weder für düstere noch für völlig erleuchtete Gegenstände hat das Auge ein gültiges Maß, weder in der Nacht noch beyhm hellen Tage sehen wir klar; gewiß ist die Construction unsers geistigen Auges in diesem Puncte der des physischen ganz analog, und unser Leben ist die Dämmerung zu einem einstuigen Morgen.

### K o m i s c h e r  I r r t h u m .

Ein rein literarischer, übrigens lebhafter Streit erhält seit einiger Zeit den Baron St... g und den französischen Gelehrten R... R..., beyde durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, in voller Bewegung. Wie überhaupt Wissenschaft da nicht mehr gewinnt, wo reine Persönlichkeit ins Spiel tritt, so ist es unser Zweck gar nicht, den, sonst nicht unbekanntem Gegenstand dieses Streites, auf irgend eine Seite uns neigend oder gar schieferichterlich, berühren zu wollen; ganz einfach wollen wir nur einen komischen Irrthum bezeichnen, den wir dadurch in einem ernsten Werke veranlaßt finden. — Mit heisendem Wuthe wollte einer der Streiter, in seiner gedruckten Verteidigungsschrift (*Quelques mots sur une diatribe etc.*), seinen Gegner aufmerksam machen, daß auf diesem Wege für ihn keine Kränze des Ruhmes blühen, und wählte dazu eine kleine, als Bignette angebrachte Zeichnung, worin ein junger Mann mit einer Schriftrolle in der Hand, mit einem ganzen Kästchen voll Schriftrollen (seinen Werken) vor sich auf der Erde, der Göttinn des Ruhmes naheist und sie zu erfassen strebt: diese flieht aber mit gleicher Schnelle, während sie mit der einen Hand den Kranz weit weg hält, und mit der andern eine fast nicht zu verkennende Bewegung einer langen Nase am Gesichte macht. Das Ganze, in der Art der Zeichnungen auf den altgriechischen Vasen gehalten, mit griechischen Benschriften PHMH u. s. w. ausgestattet, wurde gegeben als die, wenn wahr, allerdings merkwürdige Vorstellung eines neu ausgegrabenen altgriechischen Gefäßes. Der Scherz blieb da auf den kleinen Kreis der ohnedies mit der Sache vertrauten Männer beschränkt, und verschwand so ruhig mit der übrigen Fülle der Tagesereignisse: da tritt ein ernster Gelehrter (*Pittura di Vasi fittili etc. Poligrafia Fiesolana MDCCCXXXII.*) mit einem Werke auf, worin er zu einem Überblick alle die Vorstellungen der altgriechischen Vasen vereinigen will; obige Gelegenheitschrift fällt in seine Hände, und vom trügerischen Glanze der Neuheit gebendet, erscheint erwähnte Bignette tab. XIII. in seinem Werke, mit ausführlicher Erklärung S. 28 ff., beydes so wenig an seinem Platze als irgend möglich. Das Neueste ist nicht immer das Beste, warum dieses unbezähmte Haschen darnach, da die Wissenschaft so sehr vieles des Werthvollsten, noch lange nicht nach seinem ganzen wohlthätigen Einflusse erschöpften, darbietet? — Das könnte man allein dem, ohne weiteres Verschulden, irre geleiteten Verfasser zurufen wollen.

### R. R. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 24. April zum ersten Male: „Der Müller und sein Kind.“ Volksschauspiel, von G. Kaupa ch.

Die Direction des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt entwickelt allmählig die Kräfte ihres Schauspiels vor unsern Blicken und führt uns zuerst in diesem wenn gleich düstern, doch ächt poetischen Werke Kaupa ch's einige interessante, uns bisher nur ihrem Rufe nach von Grätz her bekannte Mitglieder ihrer Gesellschaft vor. Wir können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses Theater eine besondere Fürsorge für das Schauspiel an den Tag legen und besonders durch eine zweckmäßige Auswahl neuer Dichterwerke mit möglichster Enthaltung von Übersezungen französischer Effectstücke den für die Kunst empfänglichen Theil des Publicums fortwährend zu befriedigen suchen möge. Da wir aber nicht zweifeln, daß die Direction hierüber mit



uns ganz derselben Meinung ist, so wollen wir es an dieser Andeutung genügen lassen, ohne die Vortheile weiter aus einander zu setzen, welche besonders für diese Bühne durch Cultivirung des edleren Zweiges des recitirenden Schauspiels entspringen.

Was das heute zur Aufführung gebrachte Werk *Kaupach's* anbelangt, so enthalten wir uns einer ins Einzelne eingehenden Beurtheilung aus dem Grunde, weil dasselbe bey der Aufführung im k. k. Hoftheater schon Gegenstand weitläufiger Erörterungen geworden, und bemerken hier nur, daß wir die Meinung derjenigen theilen, welche den „Müller und sein Kind“ ein ächtes Volksdrama und eine der glücklichsten Productionen *Kaupach's* nennen, der sich durch dieses Werk ein ganz eigenthümliches Verdienst um unsere Bühne erworben hat, — ein Verdienst, nach dem *L. Tieck*, *Fr. Kind* („Schön Elia“), *Maler Müller* („Genoseva“) und viele andere ausgezeichnete Talente mit bey weitem geringerem eventuellen Erfolge rangen. Freylich gibt es aufgeklärte Schriftsteller, welche alles, wo der Volksglaube, das Wunderbare und Gespenstige zu poetischen Zwecken benutzt ist, ohne erst viel Federlesens zu machen, als plebejisch beurtheilen, — es scheint aber, daß Gespenstergeauen, Ahnungen u. dgl. mit unserm moralischen Leben in irgend einem faßlichen Zusammenhange ständen, und gleichsam wie Blasen auf der Oberfläche einer gährenden Flüssigkeit den Zustand innerer Unruhe verkünden — eine Annahme, welche dem Bedürfnisse des Dramatikers gar sehr entgegenkommt. Daß hiebey die poetische Gerechtigkeit zuweilen einer noch poetischeren Ungerechtigkeit aufgeopfert wird — warum sollte dies nicht geschehen, wenn es der Dichter nothwendig findet, auf eine höhere Gerechtigkeit, denn jene der Erde, auf das Weltgericht zu verweisen? —

Unter den Darstellenden muß zuerst *Mad. Fischer* (*Marie*) als die wichtigste Erscheinung des Abends genannt werden. Diese von einem angenehmen Ausern unterstützte Künstlerin scheint gesonnen, auf eigenthümlichem Wege vorwärts zu schreiten. Die Ruhe ihres Vortrags in Situationen, welche sich der leidenschaftlosen Alltäglichkeit mehr annähern, läßt fast vermuthen, daß sie allen überflüssigen Aufwand von Declamation geringschätze. Mächtig und erschütternd spricht sie in andern Momenten ans Herz und eine wundervolle Modulation der Stimme malt den Affect um so überraschender, je schärfer er gegen die vorausgegangene Ruhe contrastirt. — *Hr. Fischer* (*Reinhold*) wich in seiner Darstellung von jener Vorstellung, welche uns bisher bey dieser Rolle geworden, völlig ab. Der vierte Act war sein Glanzpunct und von durchgreifender Wirkung. Sowohl er als seine Gattinn wurden vom Publicum mit den aufmunterndsten Beweisen von Anerkennung erfreut, und wiederholt gerufen. *Mad. Schmidt* als Witwe *Brining*, *Hr. Dietrich* als *Konrad*, *Hr. Demmer* als *Todtengräber* und *Hr. Walter* als *Rector* waren wirksame und achtbare Erscheinungen.

Am 2. Juny zum ersten Male: „Der Herr im Hause durch Intriguen,“ Lustspiel in 3 Aufzügen, von *E. Lebrun*.

Ein Mann, der unter der Herrschaft seiner Frau steht, übt sein Herrenrecht durch die ganz einfache Intrigue aus, von seiner Frau, deren Widerspruchsgeist er kennt, stets das Gegentheil dessen zu verlangen, was er beabsichtigt. Diese sowohl, als die ziemlich willkürliche und zusammenhanglose Liebesintrigue entbehrte eines sehr wesentlichen Reizes — der Neuheit nemlich. Man kann an dem ganzen Lustspiele nichts Erhebliches finden, weswegen dasselbe gewiß nur unter weit günstigeren Umständen gefallen kann, als hier gewaltet. Es ist nemlich leicht möglich, daß man in Oesterreich eben so schwer zu pommer'schem Wize, als in Pommern zu österreichischer Gemüthlichkeit hindurchdringt, weswegen das Stück vielleicht in Pommern sehr wichtig ist, ohne daß wir das hier begreifen. Von der Aufführung ist nichts Besonderes zu melden, als daß uns *Mad. Dietrich* bey dieser Gelegenheit das erste Mal in der Rolle des Berliner Stubenmädchens vorgeführt und daß sie sehr beyfällig aufgenommen wurde.

Am 4. Juny ging *Jos. Weigl's* (k. k. Hofcapellmeisters) komische Oper (in 2 Aufzügen): „Der Corsar aus Liebe,“ in die Scene.

Die verdienstliche, von Humor durchdrungene Composition unsers trefflichen Meisters hätte längst eine Reprise verdient, da sie eben nicht mehr veraltet ist, als manche Compositionen *Rossini's*, welche von dem französischen, auf Situationen und Ausdruck hinstrebenden Geschmacke allmählig verdrängt werden. Die Aufnahme dieser Oper war um so beyfälliger, als die Kräfte der *Stöger'schen* Gesellschaft für diese Oper auszureichen vermochten, darum auch die Besetzung einiger Rollen vorrefflich genannt



werden muß. Hr. Preisinger muß vor Allen rühmlich erwähnt werden. Er ist in den Geist der italienischen Buffo's wirklich auf eine staunenswerthe Weise eingedrungen. Sein Cifellante belebte die ganze Darstellung mit übersprudelnder Laune. Dlle. Dlesken (Claretta) war in Spiel und Gesang eine anziehende Erscheinung. Dlle. Krattky (Lucilla) wurde nach ihrer (im 2. Acte) eingelegten Arie gerufen. Die H. Demmer (Dorimonte), Vorschitzky (Libonio) und Emminger (Merlino) vollendeten das Ensemble. Die Aufnahme dieser Oper war sehr freundlich. Sämmtliche Mitwirkende, und nach diesen noch Hr. Preisinger insbesondere wurden am Schlusse gerufen.

Am 8. Juny ging eine Übersehung aus dem Französischen: „Isaura, oder Furcht und Täuschung,“ Schauspiel in 3 Aufzügen, übersetzt von C. W. Koch, in die Scene.

Man darf es der Bearbeitung des Hrn. Koch wenigstens nachrühmen, daß sie an vielen Stellen, wo die französische Muse das Schreckenspanier schwang, mildern Mittel schritt. Wir enthalten uns übrigens einer Angabe des sehr verwickelten Inhalts um so billiger, da wir die Isaura weder insbesondere zu erheben, noch sonderlich zu verdammern gesonnen sind, und nur im Allgemeinen auf die bekannten Vor- und Nachteile dieser Gattung französischer Komödien hindeuten, welche von jeher der Abscheu aller wahren Kunstfreunde waren, und stets eine große Geschmacklosigkeit ihrer Übersetzer bewähren, wenn man die Sache nicht aus dem erhabenen Gesichtspuncte des Proterverbes entschuldigen will. Ubrigens hat die Piece auch alle Vorzüge ihrer Gattung, das heißt, sie überrascht und quält, so viel zartfühlende Seelen sich dieß nur immer wünschen mögen.

Mad. Fischer löste ihre Aufgabe in der Titelrolle auf die ehrenvollste Weise; wir bemerken aber im Allgemeinen, daß die Nothwendigkeit, in solchen Rollen Auszeichnung zu suchen, auch das größte Talent früher oder später auf Abwege führen muß.

### Bildende Kunst.

Das Beyspiel unsers berühmten Malers, des Hrn. Agricola, der zuerst auf den Gedanken kam, Porträts in überaus kleinem Formate zu Ringen, Busennadeln u. dgl. in Stahl sich auszuführen, und dessen höchst gelungenes, durch die Ähnlichkeit, wie durch den künstlerischen Werth gleich ausgezeichnetes Bildniß des verstorbenen Herzogs von Reichstadt mit so allgemeinem und verdienten Beyfall aufgenommen wurde, hat bereits verschiedene, mehr oder minder erfolgreiche Nachahmer gefunden. Unter die interessanteren Versuche dieser Gattung sind wohl die neuerdings erschienenen Blätter von den H. Hoffmann und Krepp zu zählen, welche dem obenerwähnten Vorbilde zwar nicht gleich, doch auf eine schon ehrenwerthe Art nahe kommen. Die bis jetzt gelieferten Blätter enthalten die Porträts Sr. Majestät des Kaisers, Sr. Majestät des jüngern Königs von Ungarn, die Porträts von Schiller und Goethe, und endlich das der bekann- ten Sängerin Dlle. Sabine Heinemann. Die Ähnlichkeit der Köpfe ist wohl nicht in allen gleich sprechend, doch nach Maßgabe des ungemein kleinen Formats überall unverkennbar, die technische Ausführung des Stichs dagegen in sämmtlichen Porträts höchst rühmendwerth.

### Modebild XXV.

Kleid von Battistclair, mit einer gelb gestickten Bordüre, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhose Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der mit Marabouts gezielte Gaze-Iris-Hut, nach einem Original von M. Langger in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Sonabend, den 22. Juny 1833.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Wundersee.

Krainerische Sage.

Bey Reiffniz, tief im Walde,  
Wie alte Sagen künden,  
Da ist ein See verborgen,  
Den Wenige nur finden.

Wer sich mit eitlem Stolze  
Durchbricht die Bahn des Strebens,  
Und meint, er muß ihn finden —  
Der sucht ihn doch vergebens.

Nur wer mit frommen Sinnen  
Der Selbstsucht kann entweichen,  
Wer anspruchslos ihn sucht,  
Der wird den See erreichen.

Der sieht die gold'nen Fischlein  
In den kry stall'nen Fluten;  
Der sieht das Blumenuser  
Im Glanze milder Gluten.

Der steht in klarer Mitte  
Den Ahornbaum erhoben,  
Der abwärts lehrt die Blüthen,  
Die Wurzeln hebt nach Oben.

Und an des Ufers Rande  
Sind Schindeln ausgestreut,  
Damit des Armen Hütte  
Ein Schutzdach sey gebeut.

Es ist der See im Walde,  
Im Bild' das Ziel des Lebens,  
Das mancher sucht mit Stolze  
Und darum — sucht vergebens.

Doch wer den See gefunden,  
Trotz Leiden und Entbehren,  
Dem werden seine Wunder  
Die deutungsvollsten Lehren.



Der klare Wasserspiegel,  
Er ist des Geistes Leben,  
Die Fischlein sind die Freuden,  
Die munter uns umschweben.

Die Blumen an dem Ufer,  
Die bunt den See begrenzen:  
Sie sind des Frommen Thaten,  
Die ihn im Tod bekränzen!

Dem Ahorn gleich des Sees  
Ist vieler Menschen Walten,  
Ihr Geist senkt sich nach Unten,  
Da frey die Lüfte schalten.

Die Schindeln an dem Ufer,  
Die sind des Glaubens Spende,  
Wer d'raus sich Hütten bauet,  
Sieht ruhig auf sein Ende.

Dr. G. A. Ullepitsch.

## B r i e f e a u s I t a l i e n .

Vom Obristlieutenant v. Prokesch-Osten.

(F o r t s e t z u n g .)

Bologna, den 14. July 1831.

Wenn ich über die Schüler der Carracci ein paar Worte zu sagen beabsichtige, so geschieht es aus Pedantismus, die angefangene Sache nicht aufzugeben, so lange sie Athem hat. Kritiker und Advocaten kommen schwer an den Schluß, die einen aus Instinct der Gerechtigkeit, die andern aus irgend einem andern. Aber ich will kurz seyn.

Die Schüler Guido's, über zweyhundert an der Zahl, verstarben an seiner ohnedies lebensschwachen Manier, oder verließen dieselbe, und gingen auf andern Wegen zu Grunde. — Giacomo Sementi wird für einen der vorzüglichsten gehalten; sein h. Sebastian in S. Michele de' Leprosetti spricht nicht dafür. Höchst lebendig, thätig, gewandt, geistreich, aber flüchtig war Fr. Gessi, dessen Bildern und Fresken man bey jedem Schritte begegnet, und die oft schön gedacht und eben so gruppiert, auch an Ausdruck mannigfach und klar, aber in der Zeichnung von akademischer Unnatur und in den Farben nicht selten so sind, als hätten Spindel und Radwerk wie in einem der Jahrhunderte der Vollkommenheit, denen wir entgegengehen, nicht aber Hände, durch die das Herzblut läuft, die Pinsel geführt. — Seinen Gestalten fehlen aus Weiche und Zärtlichkeit nicht selten die Knochen, und sie verblaffen, wie hysterische Damen. Man muß sich, neben diesen Fehlern, im Vergleiche mit den heutigen Meistern, jedoch immer eine große Überlegenheit an Phantasie, an Geist, an Gruppierung, an Schule vorstellen. Während jetzt die Kinder zu malen anfangen, bevor sie zu einiger Sicherheit in der Zeichnung gelangt sind, herrscht in Gessi und seinen Gefährten die größte Bewegungsfreyheit, eine durchgreifende, gerade in den schwierigsten Aufgaben bewährte Fähigkeit, und daneben eine Liederlichkeit und Nachlässigkeit, welche man bey neuern Meistern, ein paar ausgenommen, gar nicht bemerken würde. Unter die tüchtigsten Ar-



beiten des Gessi gehören der Fischzug Petri und die Vertreibung der Mäcker aus dem Tempel, in der Certosa; es waren diese lebenvollen Erzeugnisse seine letzten. Mit Guido zu verwechseln ist dieser Meister in einem h. Franciscus in der Kirche der Annunziata, im h. Antonio in Sta. Maria delle Muratelle, in der Sendung des h. Geistes in S. Filippo, und in ein paar Bildern, die in der Pinakothek stehen, wo aber auch ihm die Stelle schadet, wo sie aufgestellt sind, nemlich in dem Saale der größten Meisterwerke. Voll Anmuth, obwohl etwas geziert, vor andern Bildern ausgezeichnet durch Fleiß, ja vielleicht dasjenige, worin man die Eigenheit Gessi's am besten erkennen kann, ist das Martyrthum der h. Katharina in der Kirche dieser Heiligen in Strada maggiore. S. Carlo, der in Mitte der Pestkranken das Kreuz anbethet, in der Kirche ai Poveri, ist ein treffliches Bild; so auch der Erlöser in S. Salvatore, obwohl es selbst durch die Nachhülfe des Guido nicht von dem Unvermögen in der ersten Anlage geheilt werden konnte.

Meisterhaft in einigen Figuren und in der Behandlung des Perspective war Dom. Canuti, wie man dieß hauptsächlich im Palazzo Pepoli, in seiner Nacht oder Grablegung in S. Michele in Bosco und im jüngsten Gerichte in der Certosa sehen kann. Mit welcher Seele er Guido zu copiren verstand, beweiset die Magdalena desselben in der Sacristey eben der Kirche S. Michele, einer Kirche, die man wie ein Schatzkästlein bewahren sollte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Maler dieß herrliche Bild treuer wiedergab.

Desubleo, ein Flammänder, der in Bologna lebte, schwankte zwischen Guercino und Guido, wie dieß zwey seiner Bilder in der Pinakothek dathun. Er war unter den Ausländern, die Guido zum Meister wählten, ohne Zweifel der begabteste. Die beyden Bolognini, Giambattista und Giacomo, erwarben sich als Nachahmer Ruf. Man sieht von dem Ersten einiges in der Mascarella, in S. Paolo, in Sta. Lucia und in S. Giovanni in Monte. Von dem Andern ist mir nichts vor Augen gekommen. Guido Cagnani mit eigenem Talente gerüstet, bildete die spätere Manier Guido's auf seine Weise aus. Er stemmte sich gegen die eingerissene Verflächung derselben, suchte die Anmuth außerhalb der Schwäche und war überhaupt eine günstige wenn auch kurzwirkende Erscheinung. In Bologna sind mir nur zwey Bilder von ihm bekannt, die Entauptung des Johannes im Pallaste Ercolani und eine h. Agatha im Pallaste Isolani. In Wien stehen deren mehrere, da er Hofmaler des Kaisers Leopold geworden war.

Ein sehr tüchtiger Schüler Guido's war Gianandrea Sirani. Guido legte die helfende Hand an viele seiner Bilder, und er setzte dafür manche Arbeiten Guido's fort, so z. B. das große Bild des h. Bruno in der Certosa. Eben dort ist von ihm das Mahl des Pharisäers und eine Magdalena zu den Füßen des Heilandes, beyde in der stärkeren Manier Guido's und reich ausgestattet. In andern Arbeiten hielt er sich mehr an die zweyte Manier dieses Meisters, wie man dieß in der Pinakothek sehen kann, auch im Spofalizio in S. Giorgio.

Der Name Sirani ist mit Recht in Bologna hochgefeiert. Er gehört zu den Schätzen der Stadt, die sie im Cabinet ihrer Erinnerungen aufbewahrt und mit Stolz den Fremden zeigt. Drey Malerinnen führten diesen Namen, Anna, Barbara und Elisabetta, Töchter des Andreas. Die beyden ersten sind fast verschollen, wenigstens konnte ich von Anna gar kein und



von Barbara nur ein einziges Bild auffinden, nemlich ein „*Ecce homo*“ in der Servitenkirche; aber die dritte gehört unter die größten Genien ihrer Zeit und ist die größte Malerin, welche irgend eine Schule Italiens aufgestellt hat. Wäre sie um ein Jahrhundert früher geboren worden! wäre sie eines *Francia*, eines *Perugino*, eines *Tizian* Tochter gewesen! — Jeder Zug aus dem Leben dieses unvergleichbaren Mädchens deutet auf die größten Anlagen, auf eine fast unbegreifliche Willenskraft, auf einen durchdringenden Verstand, auf Seele und Geist. Ihre Leistungen sind eben so erstaunlich durch ihre Zahl als durch die bis ins Kleinste mit größtem Fleiße vollendete Ausführung. Nach einem Verzeichniß, von ihrer Hand geschrieben, hat sie im Laufe von zehn Jahren an zweyhundert Bilder gemalt. Dieß Verzeichniß beweiset die Einfachheit und Klarheit ihres Wesens, den dichterischen Schwung ihrer Gedanken, die Wahrheit ihrer Empfindungen. Aber davon will ich ja nicht sprechen. Also hier über ihr Leben nur noch das. Sie war gehoben, gepriesen, angebethet von ihren Zeitgenossen. Keine Leidenschaft als die für die Kunst hatte noch in ihrem Herzen Raum genommen — „*Fui Donna in terra e non conobbi amore*“ — als der Tod sie überraschte. Sie starb im 26. Jahre, durch Gift, und wurde begraben neben *Guido*, der nicht ihr Lehrer durch mündliche Mittheilung, wohl aber durch seine Werke war, und den sie vor allen Malern liebte und zum Vorbild nahm. Sie folgten dessen zweyter Methode in Hinsicht der Farbe, verstärkte sie aber und erhöhte die Wirkung. Ihre Zeichnung war rein und sicher. In Erfindung, Anordnung, Bewegungen war sie reich, schnell und edel. Wäre sie Mann gewesen, so würde sie alle Schüler des *Guido* und ihn selbst weit überflügelt haben. Das früheste Bild, was dormalen von ihr in Bologna zu sehen ist, steht in *ai Servi* und ist vom Jahre 1657, also in ihrem 19. Jahre gemalt. Es behandelt den schwierigen Gegenstand der zehntausend Gekreuzigten, der mehrere Male von ihr versucht wurde. — Gelungener in jeder Beziehung und gleichsam durchglüht vom Feuer des Geistes in Hinsicht der Anordnung ist die im 20. Jahre gemalte Taufe Christi in der *Certosa*. Eine der Heiligen zur Seite, und zwar die nach dem Himmel blickende, ist ihr eigenes Bild. In *Madonna di Galliera* und in der *Pinakothek* sind mehrere Bilder von ihr, alle fein gedacht und mit Sorgfalt ausgeführt. Fast alle Privatgalerien besitzen von ihren Werken, darunter der *Pallast Ercolani* ihr Bild mit dem ihres Vaters vereinigt; *Marescalchi* eine höchst edle h. *Agnes*; *Zambecari* eine *Magdalena* von großer Schönheit und einen h. *Hieronymus*. Die schönsten aber stehen in andern Städten Italiens.

Mit ihr bildete sich eine Schule von Malerinnen, wie *Veronica Franchi*, *Vincenzia Fabri*, *Lucrezia Scarfaglia*, *Ginevra Cantofoli* u. a. m. Von der Letzten steht ein Abendmahl in *S. Procolo*. Verglichen mit ihr kann eigentlich nur *Lavinia Fontana* werden, Tochter des trefflichen Malers *Prospero Fontana*, von dem ich in einem früheren Briefe gesprochen habe.

Von den Schülern des *Dominichino* ist in Bologna nichts zu sagen. In Rom zog er einige auf, hier aber wagte keiner ihm zu folgen. Dagegen hatte *Albano* hier eine bedeutende Zahl von Schülern, von denen ich zuvörderst den *Bibiena* nennen will, seinen treuen Nachahmer, anmuthig und lebhaft, wie die Bilder und Fresken in *S. Giacomo maggiore*, in *S. Bartolomeo di Porta* und in der *Certosa* bezeugen. Aus der Schule *Albano's* ging aber auch *Cignani* hervor, welcher die Kunst in ihrem Verfall aber-



maß anhielt und obwohl mit geringeren Mitteln und Kräften der Ludovico des achtzehnten Jahrhunderts wurde. Davon zu seiner Zeit.

Guercino verlor früh einen geistreichen Schüler in Fulgenzio Mondini, von dem in S. Petronio, ai Servi und in der Annunziata einige Arbeiten zu sehen sind. Die jenem berühmten Meister nahe verwandte Familie Gennari wurde der Erbe seines Styles, aber freylich nicht seiner Kunst. Ercole, Benedetto, Cesare und Bartolomeo Gennari füllten in und außer Italien Kirchen und Palläste mit Copien Guercini'scher Bilder, von denen viele heut zu Tage für Originale dieses Meisters genommen werden. Die Nachbildung der Gesichtszüge, der Haltung und Stellung, des Kleiderwurfes, des Ausdruckes, auch des Beywerkes erklärt diesen Irrthum. Die Behandlung aber und insbesondere die Farbe reicht lange nicht an Guercino. Eine Magdalena von Cesare, in S. Martino, die Königstaufe, in S. Giovanni in Monte, von Benedetto, die Dreyeinigkeit, in der Pinakothek, von Ercole, und ein h. Thomas, in Cento, von Bartolomeo, geben den Beleg für meinen Ausspruch.

Unter den Schülern Simons von Pesaro zeichnete sich Flaminio Torre durch das Talent, sich in jede Manier zu finden, aus. Seine Copien wurden zu demselben Preise wie die Originale bezahlt. In S. Giorgio steht eine sehr nachgedunkelte Kreuzabnehmung von ihm. Lorenzo Pasinelli verließ den Weg des Meisters und warf sich auf den der Venetianer, namentlich des Paul Veronese. Seine Bilder sind voll Talent, aber ohne feste Hand oder Farbe. Er ist eine Art Irreführer, der fortwährend angezogen und abgestoßen wird. Die Erweckung des Todten in S. Petronio, die Erscheinung Christi und dessen Einzug in Jerusalem in der Certosa, und die h. Familie in der Madonna degli Scalzi vor der Porta maggiore scheinen von drey verschiedenen Meistern.

Von den Schülern des Tiarini verdient nur Fr. Carboni einige Aufmerksamkeit. Er ließ die Strenge des Meisters und ging unter in der Weiche des Guido. Fast farblos sind ein paar Heilige von ihm in der Annunziata vor dem Chore; ausprechender die Enthauptung des Johann ai Servi, die Geißelung und Dornenbekrönung in S. Paolo.

(Die Fortsetzung folgt.)

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Freitag, den 7. Juny, zum ersten Male: „Rache für Rache.“ Lustspiel in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen frey bearbeitet von Lemberg.

Der Baron von Rosenbrand, welcher der Gemahlinn des Baron Wolkenschild den Hof gemacht hatte, von dieser aber, vermuthlich der Veränderung halber, verabschiedet worden, beschließt, sich an der Wankelmüthigen zu rächen, oder sie in sein Netz zurückzubringen. Zur Ausführung dieses Planes bedient er sich eines jungen Menschen, des Baron Solst, der eben von seinem Vater in die große Welt eingeführt worden, der aber in der Galanterie recht erfolgreiche Vorstudien verräth. Er beredet ihn, in Weiberkleidern auf einen Ball zu gehen, wo er ihn mit der Baroninn bekannt machen, und durch seine zärtliche Sorgfalt um die neue Liebshaft die Eifersucht der letzteren rege machen will. Solst erscheint als Mädchen, gilt überall als solches, gefällt der Baroninn, noch mehr aber ihrem Gatten, der sich Knall und Fall verliebt, und das reizende Mädchen in Gesellschaft seiner Gemahlinn zum Souper nach Hause führt. Solst entdeckt sich zwar der Baroninn, und diese erkennt Rosenbrand's Racheplan, allein der Gemahl merkt



nichts, und da Rosenbrand unerwartet auch zu dem Souper erscheint, so muß die angefangene Komödie fortgesetzt werden, und die artige Fremde übernachtet sogar in dem gastfreundlichen Hause des glücklichen Gatten, Rosenbrand's Plan ist, ob gut oder übel, erreicht; allein er hat noch andere Bekanntschaften, die seiner überdrüssig geworden sind, und da der junge Solst als Fräulein so viel Glück macht, so benutzt er ihn auch ferner zu seinem Unterhändler. Er führt ihn bey der Frau des Grafen Falkenwerder ein, mit der er ebenfalls in galanter Verbindung stand, die aber, wie die Baroninn, der Nachhülfe bedarf, um in seiner Schule zur Reise zu kommen. Solst bezaubert als Fräulein den Grafen wie die Gräfinn, die letztere in so hohem Grade, daß sie, selbst nachdem er sich ihr entdeckt hat, die lebenswürdige neue Bekanntschaft nicht fahren lassen will und sich höchst unglücklich fühlt, als die herrliche Intrigue durch die Dazwischenkunft der Baroninn gestört wird. Diese hat nemlich die neue Unternehmung Rosenbrand's erfahren, und erscheint bey der Gräfinn, theils um das angefangene Werk zu zerstören, theils um an Rosenbrand Rache zu üben. Diese Rache ist aber von einer ganz besondern Art. Sie will ihn nemlich verheirathen mit einem jungen, reichen Mädchen, von der sie nichts anderes weiß, als daß eben dieser Solst, der als Fräulein bey ihr figurirte, nicht ungern von ihr gesehen oder gar geliebt worden ist. Ihre Rache besteht also darin, daß sie sich im Voraus an dem Ärger weidet, den Rosenbrand haben wird, wenn er die Entdeckung dieser frühern Liebchaft seiner für ganz unbefangenen gehaltenen Gattinn macht. Der Baron geht in den Plan ein, und macht dem gemäß mit seiner Gegnerinn Friede. Alle Parteyen treffen in einem Badeorte zusammen, Rosenbrand als Bräutigam, die Baroninn und die Gräfinn in Begleitung ihrer resp. Gatten, welche letzteren noch immer von den lebenswürdigen Freundinnen ihrer Gemahlinnen träumen, und endlich Solst als Mann, ebenfalls verlobt mit seiner Geliebten, die er trotz seiner galanten Abenteuer ewig im treuen Herzen getragen zu haben behauptet. Nach ein paar ganz unerheblichen Nebendingen, z. B. einem projectirten Duell zwischen Solst und Rosenbrand ic., werden endlich die beyden, schon einmal angeführten Eheherren zum zweyten Male angeführt, Beyde merken immer noch nicht, daß sie die Geprellten sind, die Baroninn ist gerächt, aber zugleich von ihrem Gegner an Rache überboten, und Rosenbrand und Solst gehen mit fliegenden Fahnen zur Hochzeit.

Ein künstlerisches Product soll sich durch seine bloße Existenz als rechtmäßig ausweisen, und Niemand ist befugt, ihm die Ahnenprobe abzufordern oder auch nur seiner ZIPP- und Genossenschaft nachzuzufagen. Einen jungen Theateraspiranten, der zum ersten Male die Flügel versucht in dem neuen Elemente, kann eine Bühnenvverwaltung, wenn auch nicht anders als durch Zurückweisung seines Erstlings, vor einer öffentlichen Calamität schützen; bey dem versuchten Bühnenschriftsteller, der Erfahrung und zugleich einen Namen mitbringt, fällt natürlich diese vormundschaftliche Obhut weg; er muß sich selber, muß sich allein, auf eigene Gefahr und Kosten, durchhelfen; sein Name, der dem Publicum, wie der Verwaltung als eine Art von Autorität galt, enthebt die letztere der Verantwortung für die Annahme sowohl, als für den Erfolg. — Wir haben das vorliegende Lustspiel von zwey verschiedenen Seiten zu betrachten, von der sittlichen und der dramatischen; streng genommen sollten beyde eigentlich gar nicht getrennt werden können, und ein Bühnenwerk sollte nie seinen künstlerischen Werth um den Preis des moralischen einkaufen wollen. Wir begnügen uns, in Beziehung auf das letztere, mit ein paar Andeutungen, die den Gegenstand freylich nicht erschöpfen, uns aber entschuldigen werden, wenn wir das bey ähnlichen Gelegenheiten Gesagte nicht noch einmal wiederholen. Wenn wir den Anspruch auf sittliche Befriedigung auch aufgeben, so sollten wir wenigstens durch die dramatisch-künstlerische Behandlung eines solchen Stoffes entschädigt werden für jenen Mangel, damit das Gleichgewicht unserer Forderungen doch einigermaßen hergestellt werde. Bey manchen deutschen und nichtdeutschen Stücken, die wir wohl nicht weiter zu nennen brauchen und die an derselben Krankheit leiden, ist das der Fall; man erträgt die schwache Seite, weil alles Übrige so kerngesund und tüchtig ist, man vergift den häßlichen Fleck im Gesichte, weil der ganze Körper stark und wohlgebildet dasteht. Woran aber soll man sich hier halten, da von allen dramatischen Befugnissen auch nicht eines ganz und genügend vorhanden ist? Was auf Rechnung des Originals oder der Übersetzung kommt, wissen wir nicht und brauchen wir nicht zu wissen; aber das haben wir alle gesehen, daß das Ganze nur eine bunte Musterkarte von Scenen ist. Ein paar Ehemänner werden gefoppt, ein Lebemann bekommt ein schönes, reiches Mädchen zur Frau, ein junger Mensch läuft in Frauenkleidern einem Paar leichtsinnigen Weibern nach, und will uns bey allem dem weiß machen, daß er nur seine Braut allein liebe; am Schlusse heirathen der Lebemann und der junge Mensch, die



Ehemänner und ihre Frauen sind die gegenseitig Betrogenen, wie früher, das Stück ist aus und heißt — „Rache für Rache.“ Der Inhalt des ersten Actes ist ein Maskenball, wo außer dem neuen, geistreichen Gedanken, daß einer Maske ein Zettel mit dem Namen des Trägers an den Domino geheftet wird, nichts Interessanteres vorkommt; im zweyten erscheint der junge Solft als Fräulein bey der Baroninn; ganz dasselbe geschieht im dritten bey der Gräfinn; im vierten zanken sich die beyden Herren; im fünften heirathen sie zwey junge Damen, die wir gar nicht zu Gesichte bekommen, nachdem sie noch ein kleines Intermezzo mit den Eheherren gespielt haben. Man könnte die Folge der fünf Acte umdrehen oder durch einander schieben, das Stück bliebe doch was es ist. Die Hauptsache, die eigentliche Pointe des Ganzen ist die Verkleidung des jungen Menschen in ein Mädchen. Dergleichen Geschlechtsverwechslungen sind überall und immer traurige Hebel der dramatischen Wirkung, selbst als Nothbehelfe hinken sie mühselig einher; höchstens der karririrten Posse sind sie unter gewissen Bedingungen nachzusehen, und selbst da ist ein Unterschied; der vielbewunderte *Alexandre* war in der Karrikatur seiner alten Weiber vortrefflich, in der Gestalt seiner schmach tenden Schönen jedesmal langweilig. In dem heutigen Stücke ist die Verkleidung doppelt übel angebracht, da ihr nicht einmal ein bestimmter Zweck zum Grunde liegt, und der junge Mensch gar keine eigene, ob nun verliebte oder andere Absicht damit erreichen will, sondern sich lediglich als willensloses Werkzeug von dem Intriguant des Stückes und — von dem Verfasser desselben gebrauchen läßt. — Die Ausführung der Einzelheiten und der Dialog sind hin und wieder nicht ohne theatralische Wirkung, die kurze Scene mit dem Kammermädchen und die Entdeckung der beyden Frauen hinter den spanischen Wänden wären ergötlich, wenn sie nicht vereinzelt und ohne nothwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen dastünden.

Was die Aufführung des Stückes betrifft, so hatte Hr. *Sichtner* die Hauptperson, den jungen Solft, darzustellen. Sein Anzug, so wie sein Benehmen in Frauenkleidern zeugten von der Mühe, die er sich mit der Rolle gegeben hatte. Das Sprechen in den ungewöhnlichen Fassetttönen klingt freylich sehr unangenehm, aber es ist schwer sich da anders zu helfen. Sprache er in seinem natürlichen, etwas tiefen Organe, so gin ge die letzte Spur der Täuschung für seine Umgebungen verloren; er hat also nur zwischen zwey Extremen zu wählen; bey dem einen, zwar unschönen, ist wenigstens die scenische Wahrheit gesichert. Hr. *Korn* spielte den Baron Rosenbrand mit der Wahrheit, die er in Figuren der Art zu legen versteht. Die Baroninn und die Gräfinn waren *Mlle. Müller* und *Mad. Anschütz*. Die beyden gefoppten Ehemänner wurden von den *H. Wilhelmi* und *Costenoble* gegeben. Die kleine Parthie des alten Baron Solft war durch *Hrn. Koberwein*, so wie die übrigen Nebenrollen befriedigend besetzt.

### R. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 11. Juny zum ersten Male: „Der Schnee.“ Romische Oper in 4 Aufzügen nach dem Französischen der *H. Scribe* und *Delavigne*, von *Castelli*. Musik von *Uber*.

Die Freunde der neuern französischen Oper haben „den Schnee“ stets für eines ihrer sinnigsten und zartesten Producte gehalten. Überhaupt wird der Kenner gerne dieser Oper Vorzüge vor den meisten übrigen Compositionen *Ubers* zugestehen, der in seiner „Stimmen“ großartiger, aber nicht erfundungsreicher und geschmackvoller als in diesem lieblichen Producte seines Genies war.

Diese allgemeinen Bemerkungen werden genügen um anzudeuten, daß die Reprise dieser Oper gerne gesehen und die Aufnahme derselben von Seite des Publicums um so freundlicher war, je offener der unermüdlche Fleiß der Gesellschaft des *R. K. privil. Theaters* in der Josephstadt, selbst bey nicht zu läugnenden Mängeln der Aufführung den vollsten Anspruch auf wohlwollende Nachsicht und Aufmunterung hat. Das Publicum hatte sich ziemlich zahlreich versammelt und beehrte die Darsteller wiederholt mit der Auszeichnung des Hervorrufens nach den einzelnen Acten sowohl als am Schlusse der Vorstellung — ein Ausdruck der Zufriedenheit, der sehr schmeichelhaft genannt werden muß.

Hr. *Pöck* (*Egbert*) leistete im Gesange sehr Verdienstliches. Sein schönes Duett mit *Mlle. Segatta* im dritten Acte muß hier besonders angeführt werden. *Mlle. Segatta* (*Vertha*) bewies in Gesang und Spiel ihr Können nach Vervollkommnung auf



eine erfreuliche Weise. Auch Hr. Demmer (Wesau) und Dlle. Kratky (Lydia) trugen wesentlich zum Gelingen des Ganzen bey. Hr. Kott als Gaugraf und Hr. Brava als Wallborn nahmen ihre Plätze recht anständig ein.

Feuriges Zusammenspiel ist die Seele solcher Opfern, wir fanden es nicht in allen Parthien, namentlich dürfte von Hrn. Pöck und Dlle. Kratky die Bemerkung gelten, daß sie beyde in dieser Beziehung sorgfältiger auf sich achten sollten.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 14. Juny zum ersten Male und zwar zum Vortheile des Hrn. Capellmeisters Adolph Müller: „Das steinerne Herz,“ Zauberposse mit Gesang in zwey Aufzügen. Musik von Capellmeister A. Müller.

Ein Märchen unsers geistreichen Erzählers Hauff hat dem Verfasser den Stoff an die Hand gegeben, der sich im Wesentlichen mit Folgendem zusammenfassen läßt:

Ein Glaser im Schwarzwalde kommt in seinem Vermögen so weit herunter, daß er darüber seine Braut verliert, und von seinem Hause durch die Gerichte vertrieben, heimatlos umherirrt. Er sieht, wie sein Nebenbuhler ihn durch sein Geld verdrängt und wünscht daher in der Angst seines Herzens, daß er doch immer so viel Geld im Sacke haben möchte wie jener, was ihm die Geisterwelt zugesteht. Allein die Gewährung seiner Bitte hilft ihm wenig, da jener im Spiele unglücklich, gegen ihn selbst sein ganzes Vermögen verliert und nach dem buchstäblichen Sinne des Vertrages beyde bettelarm sind. Der Glaser wendet sich jetzt an seine Freunde, denen er zuvor wohlgethan, doch von diesen hilflos gelassen und verspottet, bereut er seine Herzensgüte (wie unser Held seinen Leichtsinns und seine Debauche nennt): der Berggeist erscheint ihm wieder und tauscht des Glasers fühlendes Herz gegen sein steinernes ein, worauf der Glaser mit Reichthümern überschüttet wird. Er ist nun aber gegen Jedermann so hart herzig, so gefühllos gegen alle edleren Freuden, daß ihn Alles haßt, und einst, wo eine Feuersbrunst ausbricht, erfährt er, daß aller Reichthum ohne die Liebe der Menschen nichts taugt; denn Niemand will den Verhassten retten, der vergebens sein halbes Vermögen bietet. Nun zur Erkenntniß gelangt, bittet er um sein mit Unrecht weggeworfenes gutes Herz, welches ihm der Berggeist mit der Lehre zurückgibt, daß ein gutes Herz zugleich der höchste Verstand sey.

Jedermann wird leicht begreifen, wie tief bedeutungsvoll, wie ächt poetisch die Anlage dieser Fabel ist. Der Hr. Verfasser der Posse hat sie aber so stark vergriffen, als dieß nur möglich war. Schon der Umstand, daß sein Stück in zwey sich ganz unähnliche Hälften zerfällt, beweiset, daß er alle Einheit des Interesses außer Augen gelassen. Wir finden überall nur Ereignisse — nirgends einen dramatischen Zusammenhang, und das ganze Stück schwebt wie ein äffender Traum gehalten und seelenlos an dem Zuschauer vorüber. Von den Charakteren und den allenfalls selbst hinzugeschaffenen Situationen (deren einige ins Triviale ausarten) ist nicht das geringste Gute zu sagen, besonders vergriffen ist die Hauptperson, die sich gleich von vorne herein als ein erbärmlicher, für das Leben untüchtiger Mensch darstellt, der zu nichts bestimmt ist, als in Kneipen und niedrigen Spielhäusern eine schlechte Rolle zu spielen, weder zum Guten noch zum Schlechten verwendbar — und seiner verdienten Züchtigung gegenüber kindisch schmollend.

Unter den Darstellenden verdient Hr. Scholz beypfällig erwähnt zu werden. Hr. Nestroy in der Hauptrolle, konnte nur wenig ergötzen. Einige eingestreute Witzfunken wurden belacht. Der Beneficiant hatte uns eben keine besonderen musikalischen Genüsse bereitet, nur die Ouverture erhielt einigen Beyfall.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Allerliebste.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 25. Juny 1833.

76

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutenant v. Prokesch-Osten.

(Fortsetzung.)

Bologna, den 15. July 1831.

Es ist richtiger, Carlo Signani den letzten Jünger der Carracci, als Brutus den letzten Römer zu nennen. Er blieb aber dabey nicht stehen, sondern wurde der Gründer einer neuen Schule. Sie war, was sie in der Zeit werden konnte, und Signani ihr durch päpstliches Diplom bestätigtes Haupt. Sie nannte sich Accademia Clementina, hatte öffentliche, vom Senate der Stadt ihr gegebene Lehrsäle, feyerliche Statuten, reiche Ausrüstung, Geschichtschreiber und Biographen. Sie hatte auch Maler. Der vorzüglichste war eben ihr Gründer. Er stemmte sich der Ausartung der Farbe entgegen, faßte die Zeichnung bey ihrer Strenge auf, suchte die Frische des Annibale und das Licht des Correggio in seine Bilder zu bringen, mußte sie jedoch dem Geschmacke der Zeit anpassen, also was die älteren Muster ihm überlieferten, verfläichen und überglänzen. An jedem Menschen überhaupt zeigt sich die Zeit, aus deren Luftkreis er sein Leben einsaugt; an Künstlern, an Schriftstellern vielleicht am deutlichsten. Die Zeit Signani's war eine der Epochen, wo man, durch die Nullität der Gegenwart ermüdet, wieder nach dem Bessern zurückblickte. Darum bestehen auch die vollkommensten Leistungen Signani's in Copien großer Meister. Im Palazzo Guidotti, bey einem Herrn Emilio Domenichini, sah ich eine Copie der Madonna di S. Girolamo des Correggio, welche eines der erstaunlichsten Bilder dieser Stadt ist. Solch' eine Copie ist ein Original! Der unbeschreibliche Glanz und Schmelz der Tinten, die Weiche der Übergänge, die Frische und der heitere Verstand der Farben, die Treue der Zeichnung, die Innigkeit und Blut des Ganzen reißen hin! — Wie man aber, wenn man solch ein Bild bis in die letzte Faser zu verfolgen, mit seinen Fingern wie mit seiner Seele aufzufassen gelernt hat, wieder Salsstücke machen kann, wie ein Dugend anderer von Signani, das weiß ich mir nicht anders zu erklären, als durch die Stellung in der Gesellschaft, die Jeden, der darin Stand halten will oder muß, zum Göhdienste der



Mode nöthiget. Eine der größten Arbeiten und die vorzüglichste von ihm ist die Himmelfahrt Mariä, Kuppelgemälde in der Kathedrale zu Forli, worin er an Weiße selbst Guido übertraf und durch gewagte und kühne Zeichnung, durch Mannigfaltigkeit und Eigenheit im Ausdruck und Licht dem Correggio an die Seite gesetzt zu werden verdient. Betrachtet man die reichen Gruppen länger, so gewinnen sie freylich nicht; ach, ich möchte sagen, sie wachen nicht auf, sondern sie schlafen ein! Das ist eben der Vorzug der alten Meister, die nicht sowohl die Kunst trieben, als sie von ihr getrieben wurden, daß sie sprechender werden, je länger man sie betrachtet. Die Neuern haben gewisse, der gebildeten Gesellschaft abgelauschte, höfliche und angenehme Fragen, Carreaufkönige und Herzdamen, die einem wie alte Freunde begegnen, und bey denen man gar nicht merkt, daß nichts dahinter ist, bis man nicht nach etwas sucht. Gegen die Neuern ist freylich Signani noch ein alter; er aber bereits ein Neuer im Vergleiche mit Ludovico und Annibale. — Von seinen gerühmten Fresken im Palazzo Pubblico ist so gut als nichts mehr zu sehen; erhalten aber sind diejenigen in S. Michele in Bosco, wo die Anmuth einiger Engelsen in Bologna fast zum Sprichworte geworden ist. In den Kirchen sind seine Bilder so selten, daß mir eigentlich nur ein einziges Altarblatt bekannt ist, eine Madonna mit dem Kinde und mehreren Heiligen in Sta. Lucia. Mit ihm gleichzeitig arbeitete der schon erwähnte Pasinelli, Mitstifter der Accademia Clementina. Von ihnen Beyden kam Gianantonio Burrini, schnell und keck wie ein Läufer. Sein David in der Kirche des Erlösers, seine Enthauptung der heil. Katharina in der Kirche gleiches Namens, seine Fresken ai Cesellini und an andern Orten zeichnen ihn hinlänglich. Weit anziehender, ja manchmal hinreißend, obwohl flüchtig und leicht ist Gian Gioseffo del Sole, an Farbe sanft und milde, wie Guido. Von ihm und seiner Schülerin Therese Muratori ist ein sehr verdienstvoller h. Thomas in der Madonna di Galliera, mit einer allerliebsten Gruppe von Engeln; eine solche auch in der Kirche der Armen, wo er Marien malte, die von Vater und Sohn im Himmel empfangen wird; ferner eine Verkündigung in der Trinità und ein h. Benedict in S. Stefano, beyde gemeinschaftlich mit eben dieser Künstlerin gemalt, und die Leidensgeschichte in der Madonna degli Scalzi. — Aus Pasinelli und Simon von Pesaro ging Donato Creti hervor, ein fleißiger Mann, wie seine Bilder in S. Pietro, in S. Paolo, in S. Domenico und seine Fresken im Palazzo Pepoli und an andern Orten darthun. Kräftiger und feiner war sein Schüler Ercole Graziani, dessen Arbeiten in vielen Kirchen zu sehen sind, die vorzüglichsten darunter in S. Pietro, ai Servi und ai Cappuccini. — Einen Versuch zur Wiederverkehr zu den Carracci machte Milani; von ihm steht in der Grabcapelle des seligen Buonaparte Ghisilieri in Sta. Maria della Vita der h. Hieronymus und des erstgenannten Buonaparte Bild. Sein Schüler Giuf. Marchesi erhielt den Beynamen Samson, warum? ist mir unbekannt, gewiß aber nicht wegen seiner Kraft. In S. Pietro, in Galliera, in Sta. Croce, in S. Domenico, alla SS. Trinità und ai Servi stehen Arbeiten von ihm. — Geschichtschreiber der Akademie und Maler zugleich war G. Pietro Zanotti. Seine Bücher kenne ich nicht, aber seine Malerwerke sind matt. In S. Pietro steht eine Auferstehung des Fleisches von ihm, in S. Martino ein Christus, der dem Thomas erscheint, in der Kirche zum Corpus Domini ein h. Christian,



in S. Petronio der Empfang dieses Schutzheiligen im Himmel. Ein tüchtiger Maler, voll Trümmer von Kenntnissen und halbausgebildeten Anlagen erscheint Gio. Viani. Seine Gestalten sind edel, seine Farbe ist angenehm, seine Zeichnung wahr. Im Säulengang der Serviten sind einige gute Fresken von ihm; in der Kirche selbst ein h. Liborio, und ein h. Dominicus. Auch in S. Michele in Bosco sind ein paar Bilder von ihm, darunter eine treffliche Copie eines Bildes von Guido; in Madonna di S. Luca eine h. Magdalena. Fast jeder dieser Meister hielt Schule; es ging aber wenig daraus hervor. Unsicherheit und Unstätigkeit der Zeichnung und des Styles, unwahrer, meist übertriebener Ausdruck, eiskalte Färbung sind fast allen Bildern und Fresken dieser Zeit eigen. Die Söhne Cignani's leisteten wenig. Das beste Bild des Felice Cignani, eine B. V. mit dem h. Anton von Padua steht in der Carità. — Felice Lovelli, ein Schüler des del Sole, hatte einige Wärme in der Farbe, wie man im S. Camillo de Velis in S. Gregorio, im Pio V. in S. Domenico, und in der Dreieinigkeit in der Kirche gleiches Namens sehen kann. Seine Gemahlin Lucia zählt gleichfalls unter den Malern; von ihr ist ein Bild in S. Domenico. — Antonio Longhi hat einen h. Mauro und mehrere Fresken ai Celestini; auch in S. Stefano und in S. Bartolomeo di Porta stehen Bilder von ihm. Carlo Rumbaldi, aus der Schule des Viani, zeigt Anlagen in einem Franziscus Xaverius in Sta. Lucia. Dasselbe kann man von Taruffi sagen, wenn man dessen h. Celestinus in der Kirche desselben betrachtet.

Nun kommen wir an die menschgewordene Accademia selbst, an den italienischen Fäger, an den Mann, der alles wußte und alles konnte, welcher Majestät, Schönheit, Anmuth, Leidenschaft, Ruhe auf faßliche Regeln gebracht hatte und sein Bild wie ein Rechnungserempel aufsetzte, Marc Antonio Franceschini, ein überaus schneller und akademisch fehlerloser Zeichner, ein Mann voll zahlreicher und höflich üppiger Phantasie, der alle seine Vorgänger genau gelesen, und sich Excerpte daraus gemacht, auch die Natur studiert hatte, um darin Stück für Stück die Berechtigung für seine conventionelle Empfindung zu holen. An Farben reich, über ihre Ab- und Zunahme, ihre Verschmelzung und ihren Gegensatz und über das Licht, wodurch man sie belebt, dämpft oder tödtet, alles durch Fleiß und Talent Erreichbare kennend, gab es für ihn auch darin keine Schwierigkeit. Ich glaube nicht, daß es je einen Künstler gegeben habe, dem die Ausübung seiner Kunst weniger Mühe gemacht, als ihm. Diese Leichtigkeit theilt sich magisch dem Zuschauer mit, — er findet Wohlgefallen auf die wohlfeilste Weise — er fühlt sich erfreut, gerührt, erheitert, erschreckt, alles mit Anstand und ohne Gefahr. Sein Ruf war ungeheuer und Könige rissen sich um ihn. Man sollte im Grunde nur französisch über ihn schreiben.

Alle seine Werke in Bologna aufzuzählen würde zu weitläufig seyn. Er ist, was die Menge der Arbeiten betrifft, unter den Bolognesern das, was Vasari unter den Florentinern, Tintoretto unter den Venetianern. Legte man die Werke dieser drey zusammen, so bedeckte man damit ein mäßiges Herzogthum. In Madonna di Galliera ist ein Altarblatt von ihm und sind Fresken, voll Erfahrung und Maß, aber ohne Schönheit und inneres Leben. Wie bekannt ihm alle erhaschbaren Mittel des Effectes waren, zeigen das Abendmahl und die Verkündigung in Corpus Domini. Eines seiner schönsten Bilder, das



schönste, wozu seine Zeit sich aufschwingen konnte, ist die Jungfrau mit dem Jesuskinde und mehreren Heiligen ai Celestini. Die Leichtigkeit seiner Fresken kann man in S. Petronio und im Dome bewundern. Die letztern, so wie ein Altarblatt in eben dieser Kirche, malte Franceschini in einem Alter von achtzig Jahren, aber seine Hand war ihm treu.

Ein höchst brauchbares Werkzeug war ihm Luigi Quaini. Er arbeitete Franceschini in die Hand. Wie in Fabriken der eine diesen, der andere jenen Theil arbeitet, so er die Landschaft, das Beywerk aller Art, und einzelne, besonders heitere, kecke, lachende Figuren, z. B. in S. Bartolomeo di Porta. Er hatte keinen Styl für sich. In S. Nicolo steht sein bestes Bild, der Heilige in Anbethung der Madonna, welche die Engel bedienen. Durch des Vaters Ruf und Nachhülfe erscheint auch der Canonicus Jacopo Franceschini als Maler. Von ihm ist eine Verkündigung in S. Pietro, sind auch einige Arbeiten in Sta. Maria Incoronata. Das Ineinanderarbeiten vieler auf demselben Bilde kam in dieser Schule so sehr an die Tagesordnung, und es mußte auch dazu kommen, da die Kunst bereits Handwerk war, daß man kaum mehr sagen kann: der hat das oder jenes gemalt. Giacomo Bossi, Antonio Bossi, Girolamo Gatti, die in Architekturstücken verdienstvollen Gebrüder Haffner und viele Andere gehören in diese Classe.

Eine Abweichung von der Regel, einen Aufstand gegen dieselbe möcht' ich sagen, macht Giuseppe Maria Crespi, bekannter unter dem Namen il Spagnuolo. Es scheint ihn das Unbehagen über die Verweichlichung der Schule zu den Carracci zurückgeführt und ihn sonst getrieben zu haben, überall, nur nicht in seiner Umgebung in Bologna, Rath und Vorbild zu suchen. Er wurde Original, aber er blieb nicht rein von Verzerrung und Verschrobenheit. Sein Colorit, um stark zu seyn, wurde hart, auch bediente er sich schlechter Farbstoffe, bereitete sie mit Nachlässigkeit und trug sie mit Frechheit auf. Er hatte gar keinen Schönheitsinn, aber Talent zur Auffassung der Leidenschaften. Seine Phantasie geht wie sein Colorit ins Schwarze. Gemeinheit, Ironie und Leidenschaft sind sein gewöhnlicher, zwischen Lust und Schmerz vielfältig abgestufter Ausdruck. Fast alle Gallerien haben Bilder von ihm. Man kann auch in Maria Magdalena, in S. Nicolo degli Albori, in S. Giorgio, in S. Paolo und in der Misericordia versuchen, ihn zu beurtheilen, aber es wird schwer fallen, denn Verrückung und Zersetzung der Farben lassen das Auge kaum die Zeichnung unterscheiden. — Von seinen Schülern ist nichts zu sagen, als daß keiner gewagt hat, dem Meister zu folgen. Sie verdienen dafür in corpore unsern Dank. —

Mehrere zeichneten sich in Blumen, Landschaften, Architektur u. s. w. aus. Aus dieser spätern Epoche verdient nur noch Vittorio Bigari Erwähnung, der einzelne Figuren recht hübsch zu malen verstand, wie im Dome, in Sta. Maria Incoronata, in S. Martino, in S. Petronio u. s. w. Auch seine größern Fresken, wie in Corpus Domini, im Palazzo Bacciocchi, und in Madonna di S. Luca zeugen von Fleiß. Unserer Zeit ganz nahe ist Gaetano Gandolfi, der nach Antiken sich bildete, ohne sie jedoch beleben zu können! Eine Auferstehung Christi in Sta. Maria delle Laudi, die Hochzeit von Cana in der Kirche des Erlösers, eine V. B. in Sta. Maria Labarum Coeli u. a. m. verdienen Beachtung. Auch J. A. Calvi erwarb sich den Ruf eines Künstlers. In mehreren Kirchen stehen Arbeiten von ihm, so wie auch von seinen Schü-



lerinnen Maria Rossi. Anna Maria Crescimbeni, Anna Mignani u. a. m.

Heut zu Tage gibt es wohl Kunstschätze, aber keine Kunst in Bologna. Es gibt auch Kunstliebe, besonders in den Frauen, wovon mehrere aus den höhern Ständen mit der Malerey sich vorzugsweise beschäftigen. Bologna ist vielleicht unter allen italienischen Städten diejenige, wo am meisten wissenschaftliche und gediegene Bildung herrscht, die selbst im Luxus durch Maß und Geschmack sich offenbart. Bologna hat außerdem viele gesellschaftliche Heiterkeit. Es ist eine Stadt, reich an Mitteln, um verständig und glücklich zu seyn: und dennoch ist sie weder das eine, noch das andere.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Hanswurst.

Gedicht von H. Proch.

„Kommt, kommt nur ihr Leute, belustigt euch hier,  
Die Bude da faßt ja viel Menschen, kommt her!  
Ihr seht wohl recht viel, gebt zwey Groschen dafür,  
Ja, ja! für zwey Groschen seht nirgends ihr mehr.“

So ruft der Hanswurst von der Bude herunter,  
Und trommelt und pfeifet die Leute herbey;  
Und Große und Kinderchen nahen schon munter —  
Im Innern ertönt eine Tanzmelodey.

Da halgen sich denn, welche Lust für die Kinder!  
Der Herr mit dem Diener, die Magd mit dem Knecht;  
Und wer da ist stärker, und wer ist geschwinder,  
Der hat schon gewonnen, der hat auch schon Recht.

Zu all' diesem Lärmen und Razbalgereyen  
Macht nun der Hanswurst seine Späße dazu;  
Und treibt er's recht kecklich, und kann er recht schreyen,  
So jauchzet das Volk gewiß Beyfall ihm zu.

Doch was ist denn das für ein stiller Hanswurst?  
Er bringt ja kein Späschen recht fröhlich heraus?  
Plagt ihn denn der Teufel, plagt ihn denn der Durst?  
Man treib' ihm den Teufel sammt seinem Durst aus.

Da ruft er: „He holla! seht her nur ihr Leute!  
Ich bin ja so fröhlich, heissa! und so froh!“  
Dabey aber starret sein Blick in die Weite,  
Es ist, wie er rufet und schreyt, doch nicht so.

Und als das Spectakel zu Ende gegangen,  
Da naht der Hanswurst mit dem graulichen Hut;  
Er kommt sonst so lustig, heut' kommt er befangen,  
Was hört wohl des Spasfmachers fröhlichen Muth?

Schon harret das Volk auf ergötzlichen Schwank,  
Die Kinder, sie drängen sich üb'rall herzu;  
Doch heute ist ruhig und stille sein Dank,  
Und thränen schwer lächelnd, seht leis' er hinzu:

„Ach! laßt euch erweichen und habet G. barmen,  
Ihr lieblichen Kleinen, Sie, gnädiger Herr!  
Und gebet zur Pfleg' meines Weibes, des armen,  
Mir auch in die Hand ein paar Kreuzer noch mehr.“

„Sie schmachtet zu Hause, umringt von den Kleinen,  
Ein schreckliches Fieber, ach! quält sie so sehr,  
Und während ich lustig und fröhlich muß scheinen,  
Erblickt sie vielleicht schon die Sonne nicht mehr.“



„He, holla! Bajazzo! was soll's denn da geben?  
Du schleichst ja herum wie die Kagh' um den Brey!  
Soll ich dir erst lehren ein lustiges Leben?“  
So tönt von den Bretern des Herren Geschrey.

„Heissa! zahlt zwey Groschen und geht nicht von hinnen!“  
So ruft der Hanswurst wieder mehrmal und laut —  
Auf einmal ertönt aus der Bude, von Innen,  
Ein herzenzerreißender, jammernder Laut.

Und vor drängt ein Kind sich, von Lumpen bedeckt:  
„Ach, Vater! die Mutter — sie schlummert so tief,  
Daß all' unser Weinen sie nimmer erwecket;  
Bevor sie entschlummert', nach dir sie noch rief.“

Da fällt aus der Hand ihm der geldschwere Hut,  
Grendet hat Gott seine schreckliche Noth:  
„Der Herr! ach, der Herr, der macht Alles gut;  
Die Mutter — sie schläft nicht — nein, Kind! sie ist todt.“

Und nimmer vermag er mehr aufrecht zu stehen,  
Er lehnet sich an die gebrechliche Wand,  
„He, holla! Bajazzo! was muß ich da sehen,“  
So ruft der Meister, „was treibst du für Land?“

Und ernstlicher Weise, doch scherzhaft nur scheinend,  
Umsaußt ihn die Peitsche des zürnenden Herrn;  
Und fürchterlich lustig, doch still vor sich weinend,  
So ruft er wie sonst: „Kommt herein nur ihr Herrn!“

„Kommt, kommet ihr Leute, belustigt euch hier,  
Die Bude da faßt ja viel Menschen, kommt her!  
Ihr seht wohl recht viel, gebt zwey Groschen dafür,  
Für —“ da sank er nieder und — lebte nicht mehr.

#### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Opernbühne unserer Hauptstadt hat in der letzten Zeit sich mehrerer glücklichen Conjunctionen zu erfreuen gehabt, die theils durch ihren innern Werth, theils durch ihre Neuheit die immer sichtbarer erschlaffende Theilnahme des Publicums von Neuem wenigstens für eine Zeitlang aufreichten. In die erstere Classe gehören namentlich die Concerte des Hrn. Lafont, die, obwohl deren fünf nach einander erfolgten, mit immer steigendem Enthusiasmus der Zuhörer aufgenommen wurden. Was wir damals in unserm Berichte über das erste Auftreten des großen, vortrefflichen Künstlers voraus sagten, das hat sich in seinem weitesten Umfange bestätigt; je öfter man ihn hörte, desto mehr wurde man mit den unnachahmlichen Schönheiten seines Spiels vertraut, desto inniger wurde man von denselben entzückt. Hr. Lafont hat sich in Wien eine unvergängliche Erinnerung gesichert, und so lange man den Sinn für wahre Schönheit in der Kunst, für ächte Virtuosität und Vortrefflichkeit bewahren will, so lange wird man seiner mit großer Achtung gedenken. Vern wird man uns eine Recapitulation aller einzelnen Musikstücke in den erwähnten fünf Concerten erlassen; Dinge der Art ertragen nicht wohl eine Beschreibung, Lafont's Compositionen sind in dieser Beziehung, wie sein Spiel, beyde wollen gehört, empfunden, genossen, aber nicht beschrieben seyn; nur erwähnen wollen wir, um unsere deutschen Landsleute im Auslande vorzugsweise darauf aufmerksam zu machen, des einen Abends, an welchem Hr. Lafont Variationen, nach seiner Art componirt, über Motive aus Rossini's „Otello,“ „Cenerentola“ und „Gazza ladra,“ und sodann Variationen über ein Schweizerlied (unter dem Titel: „Erinnerung an den Simpton“) spielte. Die Art und Weise, wie der Virtuose die einfache Melodie dieses Liedes behandelte und variierte, ganz besonders aber der Vortrag der allbekannten Romanze aus dem dritten Acte des „Otello,“ gehörten unbestreitbar zu dem Schönsten, was wohl jemals auf der Violine geleistet worden ist, und bewiesen, mehr noch als die brillantesten Concertstücke, daß Seele und Empfindung doch vor allem die wahre Weihe der Kunst, wie die ächte Größe des Künstlers begründen. — Hr. Lafont wurde im Laufe seiner Concerte von mehreren unserer einheim-



schen Musikkünster auf sehr verdienstliche Weise unterstützt. Mad. Ernst sang zweymal eine von Hrn. Lafont mit Begleitung der Violine componirte Sopranarie mit so viel Reinheit, Ausdruck und Bravour, daß sie von dem rauschenden Beyfall der Versammlung mit vollkommenem Rechte die eine Hälfte sich zurechnen durfte. Auch Hr. Döhler, herzogl. Lucca'scher Kammervirtuose, den wir seit einiger Zeit durch sein wahrhaft ausgezeichnetes Pianospiele sehr hoch schätzen gelernt haben, theilte an zwey Abenden den Beyfall des Publicums mit dem trefflichen Gaste, von dem wir hiemit, obwohl wir hoffen auf nicht lange, dankbar Abschied nehmen.

Unter den Neuigkeiten auf dieser Bühne haben wir zuvörderst eines Ballets zu erwähnen, unter dem Titel: „Wilhelm Tell,“ von dem Balletmeister Hrn. Henry, mit Musik von Cesare Pugny. — Der Inhalt des Ballets ist, der Hauptsache nach, aus der uns allen bekannten Geschichte des Schweizerhelden entnommen, jedoch, nach den Bedürfnissen des heutigen Ballets, mit fremden Stoffen vermengt und aufgepußt worden. Zu den letzteren gehört namentlich Gessler's Liebe zu Tell's Frau, der Raub des Kindes durch einen seiner Diener, und endlich die Blendung des alten Vaters, wo hier Tell's Schwiegervater die Stelle des alten Melchthal einnehmen muß. Die übrigen Begebenheiten, der Apfelschuß, Tell's Entspringen aus dem Kahn im tobenden See, die Erstürmung der Feste Zwing-Uri und Gessler's Tod stimmen, wenigstens den Thatfachen nach, mit den geschichtlichen Daten so ziemlich überein. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese verschiedenen Materialien mit Geschicklichkeit, Geschmack und großer scenischer Wirksamkeit zusammengestellt sind, so daß das Ganze dem Erfindungsgeiste des Hrn. Henry unbezweifelt zu großer Ehre gereicht. Das höchst Dankbare des Stoffes ist ihm dabey offenbar entgegengekommen, allein auch ein glücklicher Stoff kann in minder kunstreichen Händen, als die seinigen sind, zu Grunde gehen oder doch langweilig werden. Die Decorationen und die Ausstattung des Ganzen verdienen ihrer geschmackvollen Mannigfaltigkeit wegen volle Anerkennung. Die Musik von Cesare Pugny, der uns schon aus dem Ballet: „Adelheid von Frankreich,“ als ein höchst wackerer Compositour bekannt geworden, ist charakteristisch, originell und voll hübscher Melodien. Unter den Darstellenden zeichnete sich Hr. Stöckel als Wilhelm Tell durch die kräftig schöne Gestalt und Haltung, Dlle. Muratori als Tell's Gattinn durch die Wahrheit des pantomimischen Ausdrucks aus. Die übrigen Parthien wurden von den Hrn. Kohlenberg, Campilli, Pirrot, Nichtig er und Weissenböck ausgeführt. Die Manier, in der das geschab, ist freylich die in Frankreich und Italien angenommene und beliebte, und gegen solche Autoritäten im Fache des Ballets läßt sich nichts einwenden; nur wird es dem deutschen Zuschauer schwer sich daran zu gewöhnen, oder es auch nur halbwegs schön zu finden, wenn die Herren im Ausdrucke der Leidenschaft, nach dem Tacte der Musik, so unaufhörlich und so unmaßig auf den Boden stampfen, daß links und rechts der Staub aufsteigt und dem Zuschauer im eigentlichen Sinne des Wortes die Ohren dröhnen. — Die pantomimische Handlung des Ballets ist so reichhaltig, daß für den Tanz wenig Raum oder Zeit übrig bleibt; die Tanzparthien sind deshalb auch sichtlich in den Hintergrund gestellt. Ohne diesen Umstand ließe es sich schwerlich erklären, wie, außer Hrn. und Mad. Mattis und Hrn. Krombe, die immer von dem Publicum gern gesehen werden, und dieß mit vollem Rechte verdienen, noch die Dlle. Schlanjofsky, Weiß und Dingler als erste und Solotänzerinnen figuriren können.

Freitag, den 14. Juny, zum ersten Male, und zum Vortheile des Hrn. Ludwig Gramolini: „Des Adlers Horst.“ Romantisch-komische Oper in 3 Acten, von Carl von Holten. Musik von Hrn. Capellmeister Franz Gläser. (Erste Gastrolle des Hrn. Aug. Fischer, vom Königsstädter Theater in Berlin.)

Der dramatische Inhalt der Oper ist folgender: Rosa, die Frau eines Försters, ist von ihrem Gatten aus Gründen, die uns nicht mitgetheilt werden, bösslich verlassen und dem Elende preisgegeben worden. Im Riesengebirge findet sie in einem Wirthshause als Magd ein ärmliches Unterkommen, nachdem sie ihr neugebornes Kind in der Nachbarschaft verborgen hat. In derselben Gegend hat sich aber auch ihr treuloser Gatte angesiedelt; bey einem seiner Streifzüge, die er als herrschaftlicher Förster in den Gebirgswäldern anstellt, trifft er mit seinem Weibe zusammen, und sieht, von Gewissensbissen gejagt, auf die Felsen. Ein Adler hat das Kind Rosa's von seinem Horste aus erpäßt; während der Abwesenheit der Mutter sößt er auf das hilflose Kind herab und trägt es in sein Nest. Rosa, von Mutterliebe und Verzweiflung getrieben, klettert dem Räuber bis auf die unwirthbarsten Felsenspitzen nach. Dort begegnet sie dem umherir-



renden Gatten. Sie entdeckt ihr Kind in den Klauen des Adlers, eine Schlucht trennt sie von dem Neste, da stürzt ein Blitzstrahl einen Baumstamm über die Schlucht, ihr zur sichern Brücke nach ihrem Kinde, eine Kugel aus ihres Mannes Büchse streckt den Adler nieder, über dem geretteten Kinde vereinigen sich die getrennten Gatten. — Der Stoff der Oper an und für sich, wenn wir ihn, wie es in unserm Auszuge geschah, von allem unnöthigen Beywerke in den ersten zwey Acten entkleiden, ist allerdings nicht ohne poetische und dramatische Wirksamkeit; wir erinnern uns der Beschreibung einer ganz ähnlichen Scene in dem hübschen Romane von Döring: „Der Hirtenkrieg,“ und vermüthen, daß der Stoff der Oper aus jener Schilderung entnommen ist. Nur ist die schöne, wahrhaft poetische Situation auf eine ermüdende Weise ins Breite gezogen und mit einer Menge von Nebendingen verbrämt worden, welche die erste Hälfte des Ganzen langweilig, und die letzte, in dramatischer Hinsicht, beynahe unwahr und widersinnig machen, wenn man nicht annehmen will, daß die Adler in Schlessien wohnterzogen und kunstliebend genug sind, anderthalb Acte lang ihren Appetit zu bezähmen, und gerade so lange mit ihrer Mahlzeit zu warten, bis man ihnen auf die höchsten Bergspitzen nachsteigt, bis ein Blitzstrahl einen Baum spaltet, und bis die beyden Gatten mit ihren Arien und Duetten fertig geworden sind. Diese Übelstände machen das Interesse der Zuschauer an dem sonst so glücklich gewählten Stoffe vollends erlahmen, besonders da daselbe schon früher durch den etwas faden Zank des Baudenwirthes mit seiner Frau, durch das ganz episodische und unbedeutende Liebesverhältniß des Sohnes mit der Pflügetochter geschwächt worden ist. Die Musik des Hrn. Gläser ist keineswegs geeignet, den Mängeln des Textes auch nur einigermaßen nachzuhelfen. An Originalität der Erfindung, an Reichthum und Wohlklang der Melodien, an Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks finden wir in dieser Oper wenig, was über den gewohnten, alltäglichen Schlag musicalischer Compilationen hinausgeht; ein paar Stücke, wie das Jodelerzett im ersten und das Trinkerzett im zweyten Acte, sehen dem, was man Gassenhauer nennt, so auf ein Haar ähnlich, daß man mit dem Begriffe „Oper“ und dem vorliegenden romantischen Stoffe völlig ins Gedränge kommt. Am hübschesten nehmen sich das Gebeth im Finale des zweyten Actes, die Scene Richards im dritten, die Scene Rosa's ebendasselbst und der durch die Bergschluchten herauklingende Chor der Landleute aus. Das Ganze der Musik hat unser Publicum im höchsten Grade kalt gelassen, am Schlusse der Oper unterdrückte die allgemeine Mißbilligung die wenigen Stimmen des Beyfalls, die sich erheben wollten. Wir gestehen, daß wir in Beziehung auf Operncompositionen den Gesamtanspruch des Wiener Publicums sehr hoch schätzen gelernt haben. Viele Opern haben sich freylich erst durch öftere Wiederholung in der Gunst desselben eingebürgert, weil man eine gewisse Zeit brauchte, um ihren tiefer liegenden Werth zu erkennen; bey dieser Gelegenheit aber schien man mit seinem Urtheile gleich bey dem ersten Male ziemlich fertig zu seyn, und wir finden keinen Grund, einer solchen Entscheidung entgegenzutreten.

Die Aufführung war fleißig und gelungen. Hr. August Fischer, der zum ersten Male wieder als Gast in dieser Oper erschien, ward mit vielem Wohlwollen von der Versammlung begrüßt. Seine Parthie ist, musicalisch genommen, unbedeutend, doch trug er die wenigen, eigentlich nur zwey, Nummern derselben mit schöner, klangvoller Stimme und recht innigem Ausdrücke vor. Am meisten wirkte er in der Scene des dritten Actes. Ue. Löwe, als Rosa, bewies, wie fleißig, sicher und erfolgreich sie auf ihrer Bahn vorschreitet. Ihre Scene im dritten Acte fand großen, allgemeinen Beyfall, der ihr um so mehr zur Ehre gereicht, da er ihrem Vortrage ausschließlich galt. — Die übrigen Parthien sind in musicalischer Beziehung nur kärglich bedacht. Hr. Cramolini, als Cassian, hat eine Arie und in einem Terzett mitzusingen, beides führte er mit Gewandtheit und Erfolg aus. Die H. Forti (Kenner), Schäffer (Anton), die Ues. Bon dra (Kenner's Frau) und Henkel (Marie) sind bloß in Ensemblestücken beschäftigt, und führten ihre Rollen mit der von ihnen zu erwartenden Präcision durch. Die Decoration des letzten Actes nahm sich sehr gut aus.

(Mit Nr. 26 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 27. Juny 1833.

77

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

(Fortsetzung.)

Parma, 19. July 1831.

Ich habe einen Ausflug nach Parma gemacht. Eine geistreiche Stadt! So wenigstens sieht sie aus. Ob sie es ist, erlaube ich mir nicht zu beurtheilen; aber die Straßen sind licht, die Plätze geräumig, die Gebäude schön, das Land ringsum ist herrlich und auf dem Corso, von dem ich so eben komme, hatten die Leute ein verständiges Aussehen. Das ist allerdings viel, wenn es auffällt, und man kann dieß im Grunde von wenigen Städten sagen, am allerwenigsten von denen, wo man sich auf der Promenade nur deswegen zu vereinigen scheint, um die albernsten Verzerrungen an sich schon alberner Moden mit hochmüthiger Beehrtheit im Anflitz und tanzenden Füßchen zur Schau zu tragen. Ich war auch im Schauspielhaus, vorgestern schon; ein wunderschöner Bau, licht, klar und offen wie die Stirne eines heitern Jünglings.

Gestern mit dem Frühesten fuhr ich nach dem fünf Posten entlegenen Piacenza, das mir fast deutsch vorkam, d. h. alt, finster, mit engen Straßen, hohen Dächern und einer gewissen bequemen Langweiligkeit im Anflitz und Schritt der Bewohner. Es geht mir durchaus nicht wie den meisten Reisenden, daß ich in der Ferne die Heimat liebe, zu Hause aber die Ferne. Ich kann also nicht sagen, daß mir der Anblick dieser Stadt besonders angenehm war. Auch fand ich in den Kirchen außer herrlichen Fresken Pordenone's in der Madonna della Campagna, und eben solchen von den Carracci im Dome, die aber, nach zu kolossalem Maßstabe angelegt, mir nicht recht gefallen wollten, nichts, was mich ansprach.

In der Nacht fuhr ich nach Parma zurück. Mit Correggio ist mir ein neues Licht aufgegangen. Ach, was ist Guido, was selbst Dominichino neben Correggio! Er malt mit Sonnenstrahlen. Die Madonna des heil. Hieronymus ist ein Bild, das in Hinsicht der Behandlung der Farben und des Lichtes geradezu an den Grenzen der Kunst steht. Von diesem bis zu dem nächsten besten Bilde der Welt ist ein weites Weg. Nein, — was sag' ich? —



steht nicht die Madonna della Scodella von eben diesem Meister ganz nahe daran? — Wahrlich, sie wäre das erste Bild der Welt in diesen Beziehungen ohne jenes andere, das durch die Kühnheit des Vereins und des Übereinanderlegens der Lichter den unbestreitbaren Vorrang gewinnt. — Wer sich an den Wolken in diesem Bilde versündigt hat, weiß ich nicht. Ich glaube, die Directoren des Musée Napoléon zu Paris haben daran gebessert; genug, sie sind schwer wie Säcke. — Eine Kreuzabnehmung, — das Martyrthum des heil. Placidius, — die Kreuztragung; alles von Correggio, aber wie verschieden! Das letzte und das erste stehen von einander wie Ceppi und Dominichino. Alle diese Bilder sind in der sehr zweckmäßig erbauten und eingerichteten Gallerie im Palazzo Farnese. Auch einige treffliche Carracci sind dort, von Ludovico ein paar großartige Bilder, die Grablegung der Jungfrau und die Apostel an ihrem Grabe; von Annibale eine Grablegung so weise gedacht, daß ich sie für Agostino hielt; von diesem endlich eine Madonna mit dem Kinde, im Style des Parmegianino. Von Samacini eine schöne Jungfrau mit dem Kinde; einiges von Schidone, der mir zu hart, und von Girolamo Mazzola, der mir zu bunt ist; auch ein Raphael, den ich tout honnement für einen Garofalo halte, und ein wunderschöner Fr. Francia zieren diese Gallerie.

Über die Fresken Correggio's in St. Johannes, im Dome und in der Camera di S. Paolo zu sprechen, kann ich mich nicht entschließen, weil ich den Eindruck dieser durch ihre Lieblichkeit wie durch ihre Kraft, durch ihre Anordnung wie durch ihren Ausdruck, durch die Kühnheit ihrer Zeichnung wie durch das hohe Leben ihrer Farbe, durch die Ökonomie und Verwendung des Lichtes, durch den kühnen Gegensatz der Tinten, kolossaler Werke noch nicht in mir zu ordnen Zeit gehabt habe. In der Kirche St. Johannes sah ich auch eine gar liebe Madonna mit dem Kinde von Fr. Francia, eine solche höchst anmuthige von Parmegianino und eine Anbethung der Hirten von Giacomo Francia, die unter seinen besten und weisevollsten Arbeiten zählt. In der Gallerie S. Vitale bemerkte ich bloß einen Conegliano, den man für Leonardo da Vinci ausgibt und abermals einen Fr. Francia vom J. 1515.

Aber ich bin Ihnen ja noch eine Schilderung von Modena schuldig — nicht von der Stadt, wie sich das zwischen uns von selbst versteht, sondern von den Kunstwerken in derselben. Die Kirchen sind kahl, selbst der Dom ist es, ein abenteuerliches Gebäude aus dem ersten Jahrtausend, klein, ängstlich verzerrt, voll Fragen der Sculptur, barbarischen Styles mit einigen Erinnerungen an den römischen, z. B. in den Bogen. Solch ein Bau verhält sich zum Pantheon wie Totilas und Luitprand zu den Scipionen.

Dreizehn Gemächer und ein großer Saal im herzoglichen Schlosse sind mit herrlichen Gemälden behängt. Sie betteln da nicht um ein Winkeln und um ein paar Strahlen Lichtes, das ihnen so nothwendig ist, als uns die Luft, sondern sie sind breit ausgestellt und sorgsam gepflegt, wie königliche Gäste. Im ersten Zimmer, von Ost nach West, hängen die vier Guercino, deren ich oben Erwähnung that und die für sich allein eine Gallerie werth sind. Wie sehr der Meister die Antike errieth, wie kräftig, wahr und genussreich seine Phantasie war, wie zart, rein und entschieden sein Gedanke, wie nahe er in der Behandlung des Lichtes selbst Correggio kam, beweisen diese Bilder zu Genüge. Daneben hängt ein Christus am Kreuz von Guido.



voll des tiefsten, wehmüthigsten Ernstes und ganz wunderbar gemalt; von eben demselben ein h. Rochus im Kerker, dem der Engel erscheint, in seiner ersten Manier, voll Kraft und Zauber der Schönheit; endlich ein Leonello Spada, der h. Franciscus, welcher der himmlischen Glorie opfert, voll Anmuth, doch überladen. Im zweyten Gemache prangen die sogenannten vier Elemente von Ludovico und Annibale Carracci, Deckenstücke, so schön als deren irgend von einem Meister gemalt worden sind, an Erfindung und Farbe fast unübertroffen. Auch eine Himmelfahrt hängt da von Ludovico und eine Heilung des Blinden von Antonio Carracci. — Das dritte Gemach ist der Thronsaal. Im vierten sieht man zwey treffliche Caravaggio, beyde einen Trinker vorstellend; — die Madonna della Neve von Dosso Dossi, vielleicht sein schönstes Bild; — ein Madonnenbild von Giambatt. Dossi, einen Christus am Kreuze mit der Magdalena und Johannes, ein Werk des Pomarancio, hart in der Behandlung, aber kühn im Gedanken; sechs kleine Bassano, und eine sehr verdorbene Jungfrau mit dem Kinde und der h. Elisabeth von Andrea del Sarto. Das fünfte Gemach enthält ein paar schöne Bilder von Garofalo, Madonna auf dem Throne, einmal mit vier Heiligen, und das andere Mal mit einem Musikchor von Engeln, und mit dem h. Joseph, der h. Lucia und dem h. Pelegrinus, dem der Meister einen ganz abenteuerlichen Bart gab. Die schönsten Bilder Garofalo's stehen in dem Dom und in der Franziscanerkirche zu Ferrara; Sie müssen die Schilderung derselben in einem meiner frühern Briefe finden. — Ein Bild von Gentil Bellini, eines von dem Modeneser Giuseppe Paganì sprachen mich wenig an, dafür aber sehr die Himmelfahrt von Giac. Francia gemalt, in welchem mir nur in der Anordnung der Umstand missfiel, daß er ein paar Apostel aus dem Bilde heraus schauen läßt, was die Einheit der Handlung stört und also eine zerstreuende Wirkung übt. Ein merkwürdiges Bild ist ein Christus, der, unterstützt durch die Mutter und Johannes, aus dem Sarge empor sich hebt; es ist eine schauerliche Darstellung, streng in Farbe und Zeichnung, von Bart. Bonasciis aus Modena und trägt die Jahreszahl 1485. Endlich steht in diesem Zimmer auch eine Kreuzigung von Mantegna, voll Leben, Kraft und Wechsel, aber ohne Schönheit. Mir ist beyhm Anblicke der alten Meister immer, als hätten die spätern, auch die größten nicht ausgenommen, nicht gehalten, was jene versprochen! —

Im sechsten Gemache fand ich ein paar hübsche Bilder von Ercole dell' Abbate, eine Epiphania von Giac. Palma; eine andere von Camillo Procaccini, von großartiger Architektur und saftig, wie ein Werk der Venezianer, vielleicht sein bestes Bild; eine Geburt Christi und eine h. Familie von dem Ferrareser Scarsellini, welche die Härte seiner Schule nicht verläugnen. — Der daran stoßende große Saal ist mit Fresken des Franceschini und Gaffner geziert. Es hängt darin unter mehreren Bildern eine Jungfrau mit dem Kinde, dem die h. Katharina das Füßchen küßt, so meisterhaft gedacht und geordnet als irgend eines, von Tiarini. Auch ein del Sole ist da, eine Verkündigung, unwahr, verflissen, hart und doch reizend. In den übrigen Zimmern fielen mir einige schöne Copien nach Correggio auf; ein allerliebstes Bildchen des Tiarini mit der Nachahmung der berühmten Gruppe aus der Madonna del S. Girolamo von eben diesem Meister; ein kleiner Mastelletta, und eine Beschneidung von G. C. Procaccini, ein Bild,



worin die Kunst und ihre Ausartung ganz nahe beysammen wohnen. Eine wahre Perle ist ein kleines Gemach, von der seltenen Meisterhand des Nicolo del' Abbate mit wunderschönen Fresken geschmückt. Acht Scenen aus der Aeneis sind in länglich runden Gemälden gegeben; acht Halbrunde sind mit Landschaften ausgefüllt; über den Fenstern stehen zwey Rundstücke, und unter der Aeneis laufen, grau in grau, verschiedene Kämpfe hin, unverstehbare Quellen der Composition. Wäre dieß Zimmerchen mit Gold und Edelsteinen bedeckt, so würde es nicht reicher seyn, als es dermalen ist. Was mich jammert, ist die Vergänglichkeit dieser Kunstwerke; fünf bis sechs Jahrhunderte, das ist ihre ganze Unsterblichkeit! —

(Der Schluß folgt.)

### Ein Bund Federn, oder: Der Federn Bund.

(Eigentlich aufgefangene Stosseußer und Wünsche von fünfundzwanzig Federn.)

Hamburgs Gänse sollen leben,  
Ihre Flügel namentlich!  
Die uns solche Federn geben,  
Stark und scharf für Hieb und Stich.

Könn't auf meine Liebe zählen,  
Federn, ach! wie lieb' ich euch:  
(Reiß' euch bloß die zarten Seelen  
Aus dem Leibe und das gleich.)

Vor mir fünfundzwanzig Posen,  
Donner in der Brust und Bliz!  
Und auch Wis? Gebt her, ihr Losen,  
Schnell, nur — keinen Gänsewis!

So. — Nun saget an, was jeder  
Eigen ist von euch, damit  
Ich auch wisse, wie die Feder  
Zu behandeln durch den Schnitt.

Bin ein herzensguter Junge,  
Fürchtet d'runt mein Messer nicht,  
Denn es löst euch bloß die Zunge,  
Weil nur die gelöste spricht.

Führt darüber keine Klage,  
Daß euch eine Gans gebar;  
Lebt nur jede vierzehn Tage,  
Ey, so lebt der Bund ein Jahr.

#### I. Feder.

Eintracht ist des Lebens Seele:  
Sieh', wir sind, 's ist kein Gedicht,  
Daß ich's dir nicht lang' verhehle,  
Nur verschwifert, — Schwestern nicht.

#### V. Feder.

Bleib bescheiden, Sohn der Musen:  
Mancher schreibt gar keck und frey,  
Ach! und ist im tiefsten Busen  
Voll der feilsten Kriecherey.

#### II. Feder.

Kannst dir das zu Herzen nehmen,  
'S liegt darin ein tiefer Sinn:  
Ihre Mutter war aus Bremen,  
Meine war 'ne Pommerinn.

#### VI. Feder.

Meine Mutter war vom Rheine,  
Wo der Herzensstärker wächst:  
Darum schreib' mir nur vom Weine,  
Und vom Rheinwein, Herr, zunächst!

#### III. Feder.

Ich, verehrter Herr, ich kenne  
Meine nicht, sie lief davon,  
Und zu einer alten Henne  
Gab man mich in Pension.

#### VII. Feder.

Freund, wir sind aus Ost und Westen,  
Uns erzeugt der Süd, der Nord;  
Aber halt' es mit den Besten,  
Nur glaub' Jedem nicht auf's Wort.

#### IV. Feder.

Herr, ich hab's mir selbst geschworen,  
Was zu leisten unverhofft;  
Hat mich auch die Gans geboren,  
Großes wird aus Nied'rem oft.

#### VIII. Feder.

Treib' es mit dem Gänsefiele  
Nicht zu arg; denk, was er ist:  
Zu verweg'ne Geistesspiele  
Hat schon Mancher ernst gebüßt.



## IX. Feder.

Bin zum nächsten Rath erbötig:  
Schweigen ist der beste Styl;  
Stets zu sprechen ist nicht nöthig,  
Denn das Reden nützt nicht viel.

## X. Feder.

Vater Gänseich war ein Schwabe,  
Ein gar wack'res deutsches Blut;  
Schwaben haben Dichtergabe!  
Schreibst du mich, so schreibst du gut.

## XI. Feder

Vielgeliebte schwäb'sche Feder,  
Mach' dich nur nicht gar zu dick;  
Glaube mir, es steckt in jeder  
Eine Seele und Geschick.

## XII. Feder.

Österreich löst Apoll das Schuhband  
So wie Schwaben, kommt's d'rauf an;  
Alle Achtung für Herrn Uhl and,  
Der so viel — wie 'n And'rer kann.

## XIII. Feder.

Sonne muß ja üb'rall scheinen:  
Ließ man so das Morgenblatt,  
In der That, man sollte meinen,  
Daß nur Stuttgart Dichter hat.

## XIV. Feder.

Last dieß Streiten, liebe Federn,  
Wollen lieber einig sehn:  
Leder bleibt doch immer ledern,  
Schlägt der Gärber noch so d'rein.

## XV. Feder.

Österreich oder Schwabe,  
Zankt da nicht, 's kommt nichts heraus:  
Poesie ist Gottesgabe,  
Und das Schicksal theilt sie aus.

## XVI. Feder.

Dichstest du von holden Frauen,  
Freund, nimm mich, denn ich bin gart,  
Und ich lehre dich vertrauen,  
Denn ich bin nicht allzu hart.

## XVII. Feder.

Mußt du dich bisweilen bücken,  
Wenn du schreibst, nimm mich, o Herr!  
'S ist ein wenig krumm mein Rücken,  
Und so wird's dir nicht zu schwer.

## XVIII. Feder.

Gänseblümchen, immer neue,  
Fraß Mama im Wiesenplan:  
Schreibst du was von Lieb' und Treue,  
Dien' ich gern' dir, junger Mann.

## XIX. Feder.

Wuchs an eines Friedhofs Mauer  
Unter Thränenweiden auf:  
Füllt dein Herz sich einst mit Trauer,  
Nun, Poet, so denk' darauf.

## XX. Feder.

Meine Mutter sah ein Jude  
Und in sie verliebt' er sich;  
Ach, zu Tod schoppt' er die Gute:  
Ärgert dich ein Jud', nimm mich.

## XXI. Feder.

Nich erzog im Dorf' am Wasser  
Küsters Töchterlein, so mild;  
Wird dein Bild der Lieb' einst blasser,  
Zeig' ich dir des Kindes Bild.

## XXII. Feder.

Ich bin hart wie Stahl und mächtig;  
Spare mich zum Zürnen auf,  
Wenn ein Schust' je niederträchtig  
Ruft den Bohn in dir herauf.

## XXIII. Feder.

Aber willst du ihm verzeihen,  
Biegsam bin ich, nimm dann mich;  
Glüh'nde Kohlen ihm zu streuen  
Auf das Haupt, Freund, lehr' ich dich.

## XXIV. Feder.

Brosen sind des Bettlers Nahrung,  
Und so ford'r ich denn als Glück:  
Lege mich für die Erfahrung  
Im geheimsten Schrank zurück.

## XXV. Feder.

Und mit mir — im Morgenscheine,  
Und mit mir im Abendroth,  
An der Wieg', am Leichensteine  
Juble auf: Es lebt ein Gott!

Ritter Braun von Braunkthal.



## A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

In Städten, wo jedes Haus mit heiligem Ernst an vergangene große Zeiten erinnert, fühlt man die rohe Gleichgültigkeit gemeiner Seelen am tiefsten.

Nur eine wahrhaft reiche Welt in eigener Brust söhnt mit der wirklichen aus — nur wahre Liebe löset mit süßem Zauber die harten Dissonanzen dieses Lebens.

Nur ein von wahrer Kenntniß erleuchteter Kopf und ein von glühender Wärme durchdrungenes Herz machen fähig, alle Menschen zu lieben, jedes Verdienst zu schätzen, jede Beleidigung gern zu verzeihen und zu vergessen, jedes fremde Gefühl liebend zu theilen.

## Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende May 1833.

Dieser Monat brachte uns außer einer ganz anhaltend wunderschönen Witterung, die nur durch ungewöhnlich große Hitze drückend wurde, einige so seltene und hohe Kunstgenüsse, daß ich mit wahrer Freude eile, Ihnen davon zu erzählen. Am 15. hatten wir endlich wieder einmal eine italienische Oper; Dlle. Maschinka Schneider, welche schon in der deutschen Oper sehr gefallen hatte, entzückte als Cenerentola. Diese liebliche junge Sängerin vereint mit einer sehr angenehmen, reinen, vollen und biegsamen Stimme, eine vortreffliche Methode und ein ganz reizendes Spiel, voll Leben, Geist und Grazie. Seit wir unsere Matilde Palazze si verloren, hat keine Sängerin hier so gefallen, wie diese holde, noch sehr jugendliche Künstlerin. Mit lautem Jubel nahm das Publicum die ganze Aufführung auf, die wirklich auch vortrefflich in jeder Hinsicht war; Signor Pesadori sang zum ersten Male den Ramiro, und führte diese Rolle mit so schönem Vortrag und so viel Kraft und Wärme aus, daß wir Rubini gar nicht vermisteten. Rezi als Dandini und Benincasa als Don Magnifico sind unübertrefflich und erklärte Lieblinge des Publicums. Dlle. Wetheim als Clorinda, Mad. Wächter als Lisbe und Signor Vestri als Alidoro ließen nichts zu wünschen übrig, und so war das Ganze so gerundet, so vollendet, wie wir lange nichts hörten, und der enthusiastische Beyfall des ganzen Publicums, welches Alle hervorrief, sehr gegründet. Recht erfreulich war auch die schöne deutliche und richtige Aussprache von Dlle. Maschinka Schneider sowohl als von Mad. Wächter, die doch Beide zum ersten Male in der italienischen Oper sangen. Diese Aufführung wurde wenig Tage darauf mit gleichem Beyfall wiederholt.

Am 13. May ließ sich Dlle. Josephine Eder aus Wien im Theater auf dem Pianoforte hören. Sie hatte ein sehr schönes Instrument von Kraft aus Wien mit, dessen herrlicher Ton vereint mit der Eleganz ihres Spieles der jungen Künstlerin lauten Beyfall erwarb. Sie trug erst ein Adagio und Rondo von Thalberg recht geschmackvoll vor, dann spielte sie das brillante Duo von Herz und Bériot auf „la Fiancée“ mit dem Concertmeister Haase; bey dem schönen Ton und Vortrag des Letztern war es Schade, daß die junge Pianistin ihr Feuer noch zu wenig zu zeigen verstand; durch übertriebene Raschheit geht Charakter und Vortrag verloren. An demselben Abende ließ sich ein Hr. Schindelmeyer auf der Clarinette hören; er hat Bravour, aber er behandelt das schöne Instrument zu hart und grell; ein Quartettconcert für 4 Clarinetten von seiner Composition, und von unserm trefflichen Kotte, und den H. Lauterbach, Forkert und dem Componisten ausgeführt, war etwas ganz Neues, doch ist unstreitig die Wirkung schöner, wenn verschiedene Instrumente zusammentreten. Letzte Woche hatten wir die große Freude den berühmten Tonkünstler, Ritter von Kalkbrenner, hier zu hören. Noch nie hatte dieser seltene Virtuose hier Concert gegeben und es gehörte wirklich sein Ruf und seine Trefflichkeit dazu, um es in dieser Jahreszeit möglich zu machen, innerhalb weniger Tage, die er hier verweilte, zweymal bey Hofe zu spielen und ein übervolles Concert zu geben. Wirklich ist aber auch die Vollendung und Schönheit seines Spiels und Vortrags so einzig, daß



man ihn hören muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Er verbindet mit der höchsten Energie und alle Schwierigkeiten sicher besiegenden Bravour, eine Grazie und Zartheit des Spiels, eine Leichtigkeit und Ruhe, die durchaus unnachahmlich sind. Sein Anschlag entlockt jedem Instrumente einen schönen Ton, welcher der Meisterhand dankbar entgegenzukommen scheint. Am allermeisten zeichnet sich aber sein herrliches Spiel durch die ächte Poesie seines Vortrages aus, durch die Stut der Begeisterung, welche jeden Ton in wahre Seelensprache verwandelt, und welche er zugleich so zu beherrschen weiß, daß er nie aus den Grenzen classischer Vollendung hingerrissen wird, indem er alle Andern hinreißt. Man kennt seine Composition gar nicht, wenn man sie nicht von ihm vortragen hörte! Er spielte hier sein neuestes Pianofortecconcert aus A-moll, dann mehrere seiner geistvollen, köstlichen „Etuden,“ seinen „Traum,“ dieß ist eine romantische Phantasie für das Pianoforte allein, welche uns bald goldene Märchenbilder vorzaubert, bald düstere Gestalten wild vorüberschweben und uns eng und enger umkreisen läßt, und bey aller Fülle der Phantasie ist doch das Ganze so klar, so geordnet und gediegen. Zum Schluß spielte er noch eine wunderschöne Phantasie mit äußerst glänzenden Variationen; er zeigte in allem, was er spielte, welches Colorites das Piano unter solcher Meisterhand fähig ist! Seine Methode, sein Guide-main, sind nun hier schon allgemein angenommen worden; möchte man sich bald entschließen, auch einige seiner so sehr vervollkommenen Pianofortes kommen zu lassen, die man in Deutschland noch gar nicht kennt. Die Schneider und Signor Zepi vervielfältigten den hohen Genuß dieses Abends durch ihren schönen Gesang; dieser 24. May wird allen Freunden der Tonkunst unvergeßlich bleiben. Am 23. spielte Kalkbrenner in Pillnitz und am 25. noch in der Stadt bey der Prinzessin Louise, wo auch die sehr gebildete, liebenswürdige Gemahlinn des Künstlers mehrere Romane sehr angenehm sang. Seltene Bildung, Vielseitigkeit der Kenntnisse und das liebenswürdigste Betragen zeichnen noch diesen berühmten Künstler ganz besonders aus.

### Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ladet zur Pränumeration auf die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrgangs derselben ein. Diese Zeitschrift war bisher stets so glücklich, sich eines zahlreichen Kreises von Freunden zu erfreuen, und da der Herausgeber auch in Zukunft kein Opfer scheuen wird, diese Unternehmung sowohl in Hinsicht des literarischen Theils als der Modenabbildungen jener Auszeichnung würdig zu machen, die ihr bisher als reinem Originalwerke und in Beziehung auf äußere Eleganz und innern Werth, selbst vor Pariser und Londoner Journalen zu Theil wurde, so schmeichelt er sich mit der Hoffnung, sein Wirken, wie dieß bisher immer der Fall war, mit gesteigertem Beyfalle fortsetzen zu können.

Hinsichtlich der Modebilder insbesondere dürfte bey dieser Gelegenheit anzuführen erlaubt seyn, daß diese von Künstlern ersten Ranges entworfen und ausgeführt werden. Der Name des in der Kunstwelt gefeierten Herrn Professors Johann Ender spricht Alles aus, was für die Reinheit des Geschmacks und die Schönheit der Darstellung, — der Name des rühmlich bekannten Kupferstechers Herrn Franz Stöber, was für die Ausführung zum Lobe dieser Leistungen gesagt werden kann. Wir weisen dabey nicht auf die einzelnen Nachahmungen hin, welche den seit siebzehn Jahren anerkannten Einfluß unserer Modenabbildungen auf die Wiener Moden bewahren, sondern begnügen uns damit, die Thatsache anzuführen, daß im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie, wie in ganz Deutschland, kein ähnliches Originalwerk besteht.

Was die Wiener Zeitschrift an sich betrifft, so wird die Redaction unablässig bemüht seyn, im Gebiete der Novelle, Erzählung, Topographie, Naturkunde u. s. w., gleichwie in der Ballade und im lyrischen Gedichte, eine entsprechende Abwechslung des Nützlichen mit dem Erheiternden zu erzielen; und da sie durch ein festgesetztes, nach der Aufnahme irgend eines Aufsatzes auch stets sicher zu behebendes Honorar im Stande ist, Schriftsteller von Ruf und Talent für ihr Unternehmen zu gewinnen, so kann sie die Versicherung hinzufügen, daß, wie bisher, in den genannten Fächern nur Ausgezeichnetes oder Aechtbares mitgetheilt werden wird.

Die Beurtheilungen der in den Theatern Wien's vorkommenden wichtigeren Neuigkeiten, der Concerte u. s. w. werden stets in der möglich kürzesten Frist erscheinen, und die Redaction wird, in der reinen Absicht, das Beste der Kunst zu fördern, fortfahren, alle Nebenabsichten und Rücksichten zu verdrängen, die die Stimme der Kritik entwürdigen und den emporstrebenden Keim des Bessern gefährden könnten. — Das, dieser Zeitschrift in der Woche einmal beygefügte, Notizenblatt wird auch fernerhin bestehen, und die Redaction Alles aufbieten, ihm fortan das bisherige Interesse zu erhalten.



Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal, nemlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Veslinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien (in der Verlags- handlung von Anton Strauß's sel. Witwe, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vier- teljährig 6 fl., halbjährig 12 fl., und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den außerordentlichen Kupfer- und Musit-Beilagen) vierteljährig 4 fl., halbjährig 8 fl., und jährlich 16 fl. C. M. Auswärtige belieben sich an die ihnen zunächst gelegenen löbl. Postämter zu wenden; jene aber, welche sich mit ihren Bestellungen directe an die k. k. Obersthofpostamts- Haupt- Zeitungs- Expedition in Wien wenden, zahlen halb- jährig 13 fl. 12 kr., und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. nebst 12 kr. halbjähriger und 24 kr. C. M. ganzjähriger Expeditions- Taxe, wofür sie die Zeitschrift, wöchentlich zweymal, mit ge- druckten Couverten in die entlegensten Orte der Monarchie und bis an die äußersten Gren- zen des österreichischen Kaiserreiches portofrey erhalten. Auf dem Postwege ist die Zeitschrift jedoch nur ungetreut, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgesondert, zu bekom- men. Pränumerationen, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtsniegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Den geehrten Herren Pränumerationen, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Oberst- hofpostamts- Haupt- Zeitungs- Expedition machen, steht es außer dem auch frey die erscheinenden Blätter der Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von Wien allenthalben innerhalb des Kaiserstaates, nachsenden zu las- sen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Herausgeber glaubt dem Interesse der Freunde dieser Zeitschrift zu bezeugen, indem er (versuchsweise) eine Niederlage in Prag bestimmte, wo die von Zeit zu Zeit herauskommenden Blätter und Modebilder in wöchentlichen Ablieferungen gegen Vorauszahlung eines jährlichen Pränumerationen- Betrages von 25 fl. C. M. (oder halbjährig von 12 fl. 30 kr. und vierteljährig von 6 fl. 15 kr.) zu haben seyn werden. Er hat sich darüber mit der Kunstverlagshandlung der Herren Peter Bohmann's Erben (in der Altstadt, Zeltnergasse) ins Einvernehmen gesetzt. Man bittet also, sich an diese Kunstverlagshandlung mit den Bestellungen zu wenden, um die wöchent- lichen Einsendungen darnach vorläufig bemessen zu können. Außerdem werden die ein- zelnen Modebilder der Zeitschrift in der genannten Kunsthandlung der Herren Boh- mann's Erben, um den in Wien eingeführten Preis von 24 kr. C. M. für das Stück, an den Samstagen, nach ihrer donnerstägigen Erscheinung in Wien, bereit liegen.

In der königl. Freystadt Pesth sind die einzelnen Modebilder in der Tuchwaar- renhandlung der H. H. Perger und Murmann, in der Weiznergasse zum Lor- beerkranz, an den Samstagen, gleichwie in Prag, um die hier bemerkten Preise, nem- lich pränumerando vierteljährig zu 4 fl. und einzeln zu 24 kr. C. M., zu haben.

In Wien sind die einzelnen Modebilder in der Verlags- handlung von Anton Strauß's sel. Witwe, und in mehreren Buchhandlungen, das Stück um 24 kr. C. M., zu haben.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit den Modebildern um 16 Thaler und ohne dieselben um 10 Th. 16 ggr. sächsisch Courant, Netto, von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes, durch die Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Einsendungen, von denen alle aufgenommenen Original- Beiträge mit fünfzehn, alle Übersetzungen aber und Bearbeitungen aus fremden Sprachen mit zehn Thalern für unsern Druckbogen honorirt werden, erbittet man unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, im Juny 1833.

Der Herausgeber.

## Modebild XXVI.

Halbhohes Kleid von Foulard; Chemisette von Crepp und eine schwarze Blonds- schärpe. Das Vortuch mit Leibchen von gesticktem Gros- de- Naples, nach Originalen des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der Baschut, mit Blumen und Band, und die Tülle- aplique- Haube, mit Blumen geschmückt, sind nach Originalen von M. Langer in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.  
Sonnabend, den 29. Juny 1833.

78

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1168; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Italien.

Vom Obristleutnant v. Prokesch-Osten.

(S k i t u f.)

Bologna, den 21. July 1831.

Um die Zwölfzahl voll zu machen, bleiben mir noch die Bilder der fremden Meister zu schildern, die Bologna aus der Zeit seiner Blüthe und Herrschaft in der Kunst sich erhalten und bewahrt hat. Die Kirchen besitzen deren wenige, die Erwähnung verdienen, wenn ich eine Assunta in S. Martino, von Perugino, eine Verkündigung in St. Mathias, von Tintoretto, und einen h. Rochus in der Petroniuskirche, von Parmegianino, ausnehme, die aber nicht unter die vorzüglichen Werke dieser Meister gehören. Auch die Privatgalerien sind arm, und überdieß sehr freygebig mit großen Namen, da sie entweder schon verkauft haben oder verkaufen wollen, und es ist ihnen das so wenig zu verargen als den Gallerien in Deutschland, England und Frankreich, welche gekauft haben. Salvator Rosa, Poussin, Baroccio, hie und da einen Tizian, einen Padovanino, einen Paul Veronese oder auch einen Rubens, Dürer oder Kranach sieht man in den Verzeichnissen, aber selten das Entsprechende an der Wand. Die Gallerie Zambeccari, die noch mit Verstand und Liebe besorgt wird, besitzt ein Bacchanal von Mantegna, ein höchst merkwürdiges Stück, reich an Phantasie, Kenntniß, Kraft, Ausdruck und selbst an Grazie. Die Gallerie Marescalchi hat unter sechshundert Gemälden einen schönen Rembrandt, eine Judith von Bronzino, einen h. Hieronymus von Quint. Messis, einen Christus am Kreuze von Tintoretto, eine vortreffliche Copie der schönen Ferroniere, von Vat. Berré, und mehrere Gemälde der neuesten französischen Schule. In der Gallerie Trusi sah ich ein herrliches Porträt von der Hand des Luini; im Hause Guidotti ein treffliches Bild des Lucas v. Leyden; in der Gallerie Aldebrandini sechs Bilder von Correggio, wovon ich kein einziges für ein Werk dieser edlen Hand halte, ein paar angebliche Raphaelle, die aus der Schule Perugino's seyn mögen, und einen schönen Rubens. Fast in keiner Gal-



lerie fehlen Bilder von Bassano; so z. B. stehen deren sechs im Palazzo Bovi. Bey dem Bilderhändler Rossi fand ich — zu meiner nicht geringen Überraschung — das herrlichste Porträt, das in Bologna zu sehen ist. Es kommt aus dem alten Pallaste Ventivogli, und stellt einen Monsignore, wahrscheinlich ein Glied dieser Familie, vor; es ist in Lebensgröße, etwas mehr als Halbfigur, in Blau und Weiß reich gekleidet, und die Ausführung daran so erstaunlich, daß es nur ein Tizian, und zwar einer der besten Tiziane, oder Raphael seyn kann. Dieses Bild, stünde es in Wien, würde das schönste der ganzen Gallerie seyn.

Aber wir wollen nach der Pinakothek eilen. Unter den 278 Bildern, die man ausgestellt findet, sind eben nicht viele von fremden Meistern. Fromm im Gedanken und von wohlthuender Sorgfalt in der Ausführung ist eine Jungfrau mit dem Kinde, über sich den ewigen Vater, von Sima di Conegliano; voll schauerlicher Strenge und Kraft im Gedanken, und so kolossal, als wäre es zwanzigmal größer als es wirklich ist, steht ein Bild da von dem Ferrareser Fr. Cossa, eine Madonna auf dem Throne, auf dem Schooße das Kind, vor sich die h. Petronius und Johannes den Evangelisten. Ein paar Bilder von dem Florentiner Giorgio Vasari zeigen seine Fertigkeit und seine Schwächen. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Magdalena von Timoteo Vitri, eines würdigen Schülers des Raphael, wie eben die reizende, im Gedanken seltsame, in der Zeichnung fast furchtsame, in der Ausführung äußerst zarte Bild beweiset. Es ist im Verhältniß seines Werthes wenig bekannt, ist von Anmuth durchdrungen, trefflich in den Falten, und besonders in der Behandlung der Hände und Füße wunderschön. — Von einer Madonna des Parmegiano, die mit dem Kinde auf dem Schooße zwischen einer h. Margaretha, dem h. Augustin und Hieronymus sitzt, möchte ich manches sagen, nicht als ob mich das Bild anzöge, sondern weil es mir Gelegenheit gäbe, die Vorzüge und Fehler dieses geistvollen, in der Behandlung des Hell-dunkels großen Meisters näher zu beleuchten, aber ich wende mich zu Perugino und Raphael.

Ich habe keine Worte, um die Achtung zu schildern, die ich für Perugino hege. Kein Meister, vielleicht nicht einmal Raphael, hat einen so entschiedenen Charakter, und den Ausspruch desselben in dem hohen Grade und mit so vieler Klarheit in seiner Gewalt gehabt, als dieser unvergleichbare Mann. Das Bild, welches die Pinakothek besitzt, stellt die Jungfrau mit dem Kinde in den Wolken thronend, von Engeln angebethet und von Heiligen verehrt, vor. Mehr mathematische Strenge in der Anordnung, und im Ausdrucke edlere Feinheit, größere Innigkeit und Rückgewandtheit in sich selbst finden sich wohl kaum wieder. Dabey ist die Zeichnung, wenn auch hie und da hart, von hinreißender Schärfe, und die Farben durchglüht ein unnachahmliches Leben. Ein Schmelz von Schwermuth, die eben, wenn sie lächelt, am tiefsten rührt, vereint die Ebenmaße der Handlung in sich. Die Köpfe haben eine Ausführung, die, z. B. in demjenigen der h. Katharina, niemals übertroffen worden ist. Nicht stört die absichtliche Nüchternheit der Anlage, und die Perugino eigene Magerheit der Gestalten nicht; mich überwinden ein für allemal der Ausdruck, die Keuschheit des Gedankens, die Anmuth der Stellungen, der Glanz der Tinten, die Vollendung in der Ausführung der Theile, die Durchsichtigkeit der Luft. Ich kenne mehrere Bilder von Raphael, die mich lange nicht so sehr



befriedigen, wie dieses Werk seines Lehrers. Ich finde überhaupt, für mein Gefühl, von den ältesten Meistern der verschiedenen italienischen Schulen bis zu den alten, d. i. bis zu Perugino, Francia und Giambellino ununterbrochenen Fortgang; dann aber eine Lücke. Je vertrauter man mit den ältesten wird, desto herrlicher tritt ihr Ideal aus der unvollkommenen Darstellung. Ihr Alphabet hatte kaum siebzehn Buchstaben, aber sie schrieben Psalmen und Job. Aus den alten aber drängte sich mir nach und nach die Erkenntniß auf, daß Raphael, Leonardo, Correggio und Tizian, um die größten zu nennen, an eigentlichem Schönheits Sinn unter ihnen standen, ein Sinn, der in Parmegianino zur Verzerrung, in Guido zur Oberflächlichkeit ausartete, von Michel Angelo verachtet wurde, und in den Carracci gar nicht mehr war. Diese Behauptung ist gewagt; ich weiß es wohl; aber ich schreibe sie nicht leichtsinnig nieder. Die Vollkommenheit und der Reichthum der Mittel, so wie das Vermögen ihrer Anwendung bot den großen Schülern der Alten Vortheile dar, mit Hülfе welcher sie siegen mußten. Der Kampf war ungleich.

Ich bereue diese Äußerung nicht, obwohl ich von einem der größten; vielleicht von dem größten Bilde Raphaels nun sprechen will, von seiner „Cäcilia,“ für S. Giovanni in Monte gemalt, und nun der größte Edelstein der Pinakothek. Ich habe oft vor diesem Bilde gestanden und es war mir, wie die Welt, ein Buch ohne Ende. Keine Copie, keine Zeichnung ist bis zu dem Grade gelungen, um das Original daraus beurtheilen zu lassen. Die Seele, die darin lebt, entwischt jeder Nachahmung. Wenn ich von der Anordnung spreche, so würde sie unter jeder andern Hand trocken geworden seyn; fünf Gestalten, fast gleicher Höhe und fast auf dieselbe Ebene neben einander gestellt, mit verhältnißmäßig weniger Luftperspective zwischen und über sich; aber durch den Geist Raphaels ist diese Anordnung so seelenvoll als irgend eine irgend eines Meisters, und was bey einem andern zum Fehler geworden seyn würde, wird hier zur majestätischen Einfachheit und übt eine schlagende Wirkung. Zeichnung, Farbenwahl, Schmelz und Kraft der Tinten, Faltenwurf, Beywerk sind von so unübertrefflicher Vollendung, so ganz und gar das, was sie seyn sollen, so in vollständiger Harmonie mit dem Ausdruck, — daß es kein Bild auf der Welt von größerer Einheit in allen seinen Theilen und Mitteln gibt, als eben dieses. Die Mannigfaltigkeit in dem Ausdrucke der Gestalten ist durch ein mit Worten kaum nachzuweisendes, aber dem Auge klar sichtbares Band an die Haupt-handlung dienend gebunden, und ob der h. Paulus sich abwende von Cäcilien, ob die h. Magdalena aus dem Bilde herausblicke, sie könnten, nach ihrer Eigenthümlichkeit, auf keine andere Weise gestellt seyn, um sich inniger in die Handlung zu verflechten. Cäcilie, mit allen Reizen der Jugend in dem so selten errathenen Maße geschmückt, das allein das wahre ist, steht in der Mitte des Bildes; ihr Schmuck ist einfach aber edel, ihre Bekleidung reich aber nicht vortretend; ihr jungfräuliches Haupt ist nach aufwärts gewendet, ihr Auge glänzt von einem wunderbaren Lichte — ihr Ohr trifft die Harmonie der Musik der Engel, die nur leicht angedeutet den obern Theil des Bildes füllen, ihre Arme sinken unter der leichten Last des Instrumentes, das sie in ihren feinen Händen hält. Unsägliche Klarheit und Ruhe sind über die Gestalt ausgegossen, und die Zauber der himmlischen Melodie haben Besitz von ihrem ganzen, ohne eigenes Zutun sich hingebenden Wesen genommen. Der Gedanke ist einfach.



Durch die Melodien, die sie dem Instrumente entlockte und mit denen sie be-  
thete, hat sie sich zu einer Empfindung gesteigert, wo die Melodien des Him-  
mels die ihrigen fortsetzen. Sie steht auf der Erde, aber sie ist der Erde ent-  
nommen; ihre Entzückung ist die höchste, ist Ruhe.

An ihre Rechte lehnt sich Johannes, jugendlich schön, ganz Herz, ganz ihr,  
ja ihr fast ähnlich aus Liebe. Er höret nicht die Melodien, die ihrem Ohre  
tönen; aber er erräth dieselben; ein leiser Zug in seinem Antlitz, der fast wie  
Schmerz aussieht, entspricht dem Kummer in seiner Seele, daß er den Ent-  
zückungen der ihrigen nur mit dem Gedanken folgen kann. Neben ihm steht Paulus  
auf das Schwert gestützt, voll Kraft und That in jeder Falte seines Mantels,  
in jedem Haare seines Hauptes; er läßt das fast finstere Antlitz in seiner Rechten  
ruhen; er hört die Melodie der Engel nicht; er begreift, daß die Heilige sie  
hören könne; aber ist ihre Bestimmung der Friede, so ist die seinige der Kampf!  
Sein gesenktes Auge, von mächtigen Brauen beschattet, — seine geistreiche Nase,  
— sein beredter Mund, knüpfen ihn, den Streiter Gottes, an die Welt. Er  
ist der Führer und Fürst des Glaubens, dessen Seligkeit, d. i. dessen Lohn  
in der Heiligen sich darstellt.

Zur Linken von Cäcilia steht der h. Augustin im Bischofornate, die glän-  
zende Inful in der Hand. Er gehört mit seinem Leben einer spätern Zeit an;  
das zeigt schon sein Ausdruck. Er heftet seinen Blick auf die Heilige mit der  
Überzeugung des Glaubens, aber er versteht sie nicht ganz, noch weniger  
ahnet er, was sie so deutlich höret, was Johannes weiß, und was Paulus  
begreifen würde, wenn er daran dächte. Edle Einfalt, großer Verstand sind  
sein Ausdruck. Die Ausführung seines Kopfes ist von solcher Vollendung, daß  
gewiß nicht zwey Maler in der Welt über das Wie? einig seyn werden.

Ihm zur Seite steht das Mädchen von Magdala mit Stellung und Hal-  
tung des Körpers und mit der Nase in ihren Händen bey der Handlung, mit  
Kleidung, Wendung des Hauptes und Ausdruck von derselben abgewandt,  
wie es ihrem jugendlich leichten Gemüthe geziemt, das dem Ernste der Ent-  
zückung am fernsten steht und die Heilige nur liebt, aber nicht versteht.

Die Einsamkeit, in der Cäcilia mit ihrer großen Empfindung mitten un-  
ter den in Glauben und Liebe ihr so nahen Wesen steht, ist der Gedanke einer  
großen Seele. Ob er mit, ob ohne Bewußtseyn gegeben, d. h. ob er Frucht  
der Erfahrung, ob aus dem Tacte der Wahrheit entsprungen ist, bleibt auf  
diesen Ausspruch ohne Einfluß!

Ich kann nicht in das Detail der Ausführung eingehen, die selbst wieder  
eine Melodie der Engel ist. Die Füße der Cäcilia allein verdienen, daß ein  
Petrarca in hundert Sonetten sie besänge. Ich will auch über die Barbarey  
weggehen, mit welcher von irgend einem Schmierer die Luft und der obere  
Theil des Bildes übermalt zu seyn scheinen. Der Zauber solchen Ausdrucks  
bricht jeden Stachel.

Daß die Kunst weiter reiche, ist eben so unmöglich, als in der Medizeischen  
Venus. Alle Schätze der Erde bezahlen solch ein Bild nicht, weil es durchaus  
keine Vergleichung zwischen ihrem Werthe und demjenigen eines solchen Kunst-  
werkes gibt. Eben so gut könnte man ein Stück Sonne kaufen wollen.



## Die Ärzte.

Den Helfern flingen meine Saiten,  
Die mit dem klugen Schlangenstab  
Die Wege der Natur durchschreiten,  
Bis in das tiefe Meer hinab.

Vom Moos, vom niedrigsten der Ranken  
Entlocken sie den Lebenssaft,  
Und weiß' im prüfenden Gedanken  
Belauschen sie der Dinge Kraft.

Von ihren Segensblicken blühen  
Des Lebens Rosengärten auf,  
Des Siechthums blasse Larven fliehen,  
Wenn froh beginnt der neue Lauf.

Auf falbe Wangen fliegen Röthen,  
Der Hoffnung sanftes Himmelslicht,  
Wenn sie an's Lager liebreich treten,  
Ihr Mund: „Steh' auf und wandle!“ spricht.

Sie geh'n den Pfad mit stillem Ruhme,  
Der in des Dankes Thräne winkt,  
Rein, wie der Thau auf einer Blume  
An Hebe's Nectarshale blinkt.

Groß ist es, wenn im Wassenfelde  
Der Held für Fürst und Freiheit sicht,  
Und die germanische Thusnelde  
Das Laub der alten Wälder sicht.

Doch er zertritt die Saat der Gründe,  
Und Blitz und Donner, wie ein Gott,  
Verbirgt er in die eh'enen Schlünde,  
Und wo er wandelt, ist der Tod.

Was er zerstört, bau'n jene wieder,  
Sie kämpfen uns dem Orkus ab,  
Und geben uns das Leben wieder,  
Ein zweyter Schöpfer an dem Grab'.

Doch fliegt kein Ruf zu fernen Küsten,  
Kein Bildner stellt in Erz und Stein  
In ein Walhalla ihre Büsten,  
Sie der Unsterblichkeit zu weih'n!

Kein Zweig rauscht von der Stirne nieder,  
Die Stimme der Geschichte schweigt  
Von Kettern vieler tausend Brüder,  
Wenn stolz sie auf die Bürger zeigt.

Die Nachwelt spricht von mächt'gen Geistern,  
Bewund'ung zollt die halbe Welt  
Des Meißels und des Pinsels Meistern,  
Von ihrer holden Kunst besetzt.

Und ob sie, wenn des Ganges Plagen,  
Die Pest durch unsre Heimat zieht,  
Ihr edles Leben opfernd wagen,  
Wann sang solch' Opfer je ein Lied?

Was ist ihr Lohn? Ein Blick voll Zähren,  
Vor Freude und vor Rührung stumm;  
Ihr Weg zum Tempel hoher Ehren  
Geht durch der Tugend Heiligthum.



O, pflanze Jeder, der genesen,  
Zu seines Dankes zartem Preis  
Dem Arzte, den er sich erlesen,  
Ein frischbelaubtes Lorbeerreis;

Wie mancher sähe dieser Großen  
Vor seiner stillen Pforte bald  
Die grünen Reiser aufgeschossen  
Zu einem dunkeln Lorbeerwald.

Marie Johanna Seidelmaier.

### Ein Theaterabend in Bologna.

Wer die Sitten und den Charakter der Menschen studieren will, der muß sie in ihren öffentlichen Beziehungen, insbesondere aber bey ihren öffentlichen Vergnügungen beobachten. In Italien gibt es hiezu keine günstigere Gelegenheit, als das Theater; lebhaft erinnere ich mich in dieser Beziehung einer ergötzlichen Scene, der ich im vorigen Jahre in Bologna beywohnte, und die ich, so weit sie mir im Gedächtnisse geblieben, zur erbaulichen Belustigung des Lesers hier vorführen will.

Das Volk, das niedere, in Bologna kann die Tage seiner souverainen Zügellosigkeit noch immer nicht vergessen; da ihm aber das Handwerk anderweitig gelegt worden ist, so spielt es damit Komödie, und zwar dort, wo diese recht eigentlich hingehört, im Theater. Am 12. October v. J. wurde die Hauptstagione im dortigen Teatro Comunale, einem der bedeutendsten Italiens, mit dem Range di cartello eröffnet. Die Ankündigung, daß die berühmte Mad. Malibran-Garcia darin nach ihrer kürzlich erfolgten Erscheinung in Italien, und zwar in ihrer Lieblingsrolle, in der *Gazza ladra* auftreten sollte, hatte die allgemeine Erwartung aufs höchste gesteigert, und das Theater lange vor dem Beginnen der Vorstellung zum Erdrücken gefüllt. Tiefe Finsterniß, durch keine Lampe erhellt, herrschte im weiten Saale; ruhig und schweigsam harrete das Parterre den Dingen, die da kommen sollten, entgegen. Nicht so das Paradies, welches das Bedürfnis nach Erleuchtung von Oben fühlte, und Licht begehrte. Wie der murmelnde Waldbach nach langem Regen zum mächtigen Bergstrome angewachsen, tosend herabstürzt, alles mit sich fortreißt, und seine angeschwollenen Fluten hoch aus den Ufern treibt, also entwickelte sich nach einigem Harren aus dem Rufen Einzelner und dem Murmeln des Volkes ein betäubender, wild verworrener Stimmenchoral, dem olympischen Donner ähnlicher als dem Laute menschlicher Kehlen. Allerdings höchst passend zu dem Wahlsprüche: „Vox populi vox Dei!“ Durch den eignen Wiederhall im weiten Saale verstärkt, erdrönte das fürchterliche Gebrüll, und schien, von der lebendigsten Action der Darsteller unterstützt, die Säulen der Logenwände wankend zu machen, hiedurch aber die Zuschauer im Parterre mit einem neuen Titanensturze zu bedrohen. — Lange widerstand der Obscurantismus, bis die Zeit gekommen war, wo der lichtscheue Caelus des Impresario der heutenden Versammlung nicht fürder die göttliche Flamme vorhalten konnte. Da eröffnete Prometheus die Decke des Saales, und majestätisch stieg in strahlender Glorie der lichtspendende Lampion herab, welcher von der nun plötzlich in einen Zustand der Clairvoyance versetzten Menge mit wüthendem Freudengeschrey begrüßt wurde. — Aber ihr füllt eher das Faß der Danaiden, ehe ihr verzogene Kinder befriedigt. Laßt ihre Augen schwelgen in dem Zauber des Entzückens, und siehe, sie fordern auch einen Ohrenschmaus. So auch hier; kaum glänzte der Luster im Saale, und schon sollte das Orchester zum Beginne der Oper anstimmen. Neuer, verstärkter, doch vergeblicher Lärm; die Instrumente im Orchester bliesen nicht von selbst, und die Professori waren noch nicht da. Aber im Paradiese wird die Zeit nicht unnütz verprast, das Volk will unterhalten seyn, und verlangt Musik, und Musik muß ertönen, wenn nicht von Unten nach Oben, so von Oben nach Unten. Plötzlich erschalle zu meinem nicht geringen Erstaunen aus dem Lubbone\*) in vielstimmiger Besetzung der wohlbekannte Chor aus Bellini's „Pirata;“ das Volk, „des langen Wartens müde,“ sang sich selbst eins, und für ein Volk wirklich nicht schlecht. Der Versuch wurde mit schrecklichem Enthusiasmus, der sich in den Reiben der Sänger selbst äußerte, aufgenommen, und mußte wiederholt werden. Allein auch

\*) Die obere Gallerie, in welcher der letzte Platz angebracht ist.



die Wiederholung war zu Ende, und noch immer wollte die Oper nicht beginnen. Ungeduldig, mürrisch, um weiteren Spas verlegen, hätte das Volk wahrscheinlich ein ernsteres Opfer gebracht, wenn nicht Einer auf den genialen Einfall gerathen wäre, sich mit gellender Stimme und wohlgelungener Nachäffung als einen Hahn anzukündigen. Der stürmische Applaus, welcher seine Anstrengung belohnte, legte zugleich offen an den Tag, daß er den wahren Ton des Volkes getroffen hatte; in einem Nu schwirrten die Laute aller brüllenden, blöckenden, bellenden, miauenden, meckernden, zwitschernden Bestien, vier- und zweifüßigen, behaarten, gehörnten und befiederten Geschlechtes durch einander, bloß durch das Unisono des Beyfalls unterbrochen, wenn einer durch bedeutende Kraft der Stimme oder treffende Nachahmung sich hervorthat. Wer nicht wußte, daß es Bologneser waren, hätte glauben müssen, die Versammlung sey durch eine Zauberruthe in ihr Stammhaus, in Noe's Arche zurückversetzt worden. Nachdem die Ohren im Parterre das Gegetöse dieser gräßlichen Prüfung glücklich überstanden, schlug endlich die ersehnte Stunde, und reichlich lohneten die süßen, schmelzenden Töne der *Maslibran* für die erduldete Qual, woben sich nur noch in gerechter Anerkennung bemerke, daß ihr erster Ton auf die himmlischen Zuhörer nicht geringere Wirkung hervorbrachte, als weyland Orphei Leyer auf die Höllengeister.

C 3.

## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

### Antrittsrollen der Mad. Lange.

Am 19. Juny trat die nunmehrige k. k. Hofschauspielerinn, Mad. Lange, in dem neu in die Scene gesetzten Schauspieler von *Vabo*: „Die Streligen,“ als Maria Ossakova auf. Der herkömmlichen Sitte zufolge werden die drey ersten Rollen eines neu erworbenen Mitgliedes als die Debüts desselben betrachtet, und unter dieser Kategorie dem Publicum angezeigt; zufällige Umstände haben bey der gegenwärtigen Gelegenheit die Aufeinanderfolge dieser drey Antrittsrollen mehr als gewöhnlich verzögert, daher denn auch unsere Anzeige auf eine ziemlich lang verkoffene Zeit zurückweist. Der Zeit und, wir glauben, auch dem Erfolge nach, war die Rolle der Pächterinn in *Houwald's* „Sühnung“ die erste unter den drey Antrittsrollen der Mad. Lange. Wir hatten sie in derselben schon zur Zeit ihrer Gastspiele kennen und schätzen gelernt, um so erfreulicher, für die Zukunft versprechender war die wirklich gute, gelungene Darstellung. Wahrheit, Einfachheit und Herzlichkeit bezeichneten sie; was könnte man bey einem Charakterbilde, wie es der Dichter hier aufgestellt hat, mehr oder Besseres verlangen? Mutterliebe braucht keinen Fürstensaal, um die Herzen zu erschüttern; auch unter dem Strohdache feyert sie ihre Triumphe und macht das Bauernweib, in deren Brust sie wohnt, zur Heldinn. Nur wolle das Bauernweib nicht mehr seyn; sonst geht der Dichter mit sammt seinem Werte zu Grunde. Mad. Lange fühlte und beobachtete das, darum nannten wir ihre Darstellung eine so gute, gelungene. — Nicht ganz so klar und streng unterschied die Künstlerinn in ihrer zweenen Rolle, als Amalie in *Kohebu'e's* Schauspiel: „Die deutsche Hausfrau“ — jene Grenzen des Pathetischen und Gemüthlichen, die in der Darstellungskunst so unverkennbar gezogen sind, und die man nur auf Kosten der Wahrheit, des ersten aller dramatischen Erfordernisse, überspringt. Es mag seyn, daß die Rolle selbst mancherley Verlockungen dazu bietet, aber gerade diesen zu widerstehen ist der Probiertestein des höhern Berufs. Die größten Schauspieler, welche die Welt gesehen hat, wurden nie durch einzelne hochaufgetragene Stellen, sondern nur durch die Auffassung, den Ton, die Haltung des Ganzen, also durch Wahrheit, groß. Rhetorische Einzelheiten geben sich hernach schon von selbst, wenn Übung und Fleiß das Ihrige thun. Auf der andern Seite dürfen wir das mehrfach Verdienstliche nicht übersehen, was Mad. Lange auch in dieser Rolle leistete; ihre gewis tiefe und richtige Empfindung, die wohl nur in der Form des Ausdrucks irrte, sprach sich an mehreren Stellen auf die überzeugendste Weise aus. Das Letztere war auch in der Rolle der Ossakova zu bemerken. Die Rolle stimmt in ihren Grundelementen mit jener oben erwähnten der Pächterinn überein; nur sind die Gefäße verschieden, in denen die „Mutterliebe“ hier eingeschlossen ist. Natürlich muß denn auch der Ton verschieden seyn, der aus ihnen herausklingt. Ein etwas mehr tragisches Colorit ist demnach der Gattinn des verbannten Streligenoberhauptes schon nachzusehen; nur darf auch hier das natürliche, einfache Gefühl der Mutter dem rednerischen Prunke nicht zur Beute werden, der wohl das Ohr, aber nicht die Seele trifft. Ganz frey können wir die



Darstellerin nicht von diesem Vorwurf sprechen, doch sind wir überzeugt, daß es wohl nur dieser Andeutung bedarf, um ein achtungswerthes Talent, wie das der Mad. Lange, auf das aufmerksam zu machen, was so leicht zu vermeiden, und, wenn vermieden, von so unberechenbarem Vortheil ist.

### L i t e r a t u r.

„Der Birmanenkrieg,“ vom Major J. J. Snodgrass, Militärcommissär und post. Agenten in Ava. Aus dem Englischen von Gustav Nagel. Hannover 1830, in Commission der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Die wichtigen Begebenheiten, welche in den Jahren 1824 — 1826 den südöstlichen Theil Asiens erschütterten, haben auch in Europa Aufsehen gemacht und mit Verwunderung schaute man auf das kühne Häuflein der Helden, welche der brittischen Ehre eine so glänzende Genugthuung für das beleidigende Benehmen des Hofes von Ava zu verschaffen wußten. Was wir aber bisher davon erfuhren, bestand größtentheils nur in Bruchstücken, die keinen Überblick der ganzen, höchst merkwürdigen Expedition gewähren konnten. Das obengenannte Werk muß daher, da es von einem Augenzeugen verfaßt ist, als eine sehr dankenswerthe Gabe angesehen werden und verdient auch in dieser Beziehung allgemeine Verbreitung. Allein es enthält außer dem Tagebuche der militärischen Operationen noch andere, wesentliche Aufschlüsse über Sitten, Lebensart, Regierung, Handel und Wissenschaft von Birma, einem der mächtigsten und bedeutendsten Staaten des Orients, wodurch das Interesse des Buches um so allgemeiner werden muß. Die beyden Kupferstiche und die am Schlusse beygefüigten Originaldocumente sind — als authentische Belege der gelieferten Details — ganz besonders anziehend. Hrn. Nagel's Übertragung kann das Beste nachgerühmt werden und seine Arbeit verdient die aufrichtigste Anerkennung, wenn schon bisweilen der Ursprache Einiges auf Kosten der deutschen geopfert zu seyn scheint. Recht zweckmäßig wurde von ihm Syme's Gesandtschaftsreise nach Ava zu verschiedenen Erläuterungen benützt, da des Verfassers Stellung und die Natur des ganzen Zuges demselben selten Müssige genug gestattet haben mochten, um sich überall durch eigene Anschauung zu belehren. — Druck und Papier gereichen dem Verlag zur Ehre. S.

„Erzählungen,“ von R. G. Präzel. Leipzig, bey Chr. Ernst Kollmann. 1832. 2 Bände.

Präzel ist als ein glücklicher Erzähler bekannt und die hier vorliegenden Proben sind jedenfalls von der Art, um ein schätzbares Talent zu besthätigen. Wenn wir nicht irren, so sind alle, oder doch die meisten der hier gesammelten Erzählungen — acht an der Zahl — bereits in Taschenbüchern und Zeitschriften zur Publicität gelangt, weshalb wir uns füglich einer detaillirten Bergliederung derselben enthalten dürfen. Ohne eben durch glänzende Phantasie und Reichthum der Erfindung, tiefes Eindringen in die Geheimnisse der Menschennatur oder großartige Ansichten zu imponiren, erscheinen sie sämmtlich als einfache, anspruchslose Darstellungen, die, in einem fließenden Style geschrieben, sich recht behaglich weglesen lassen, nicht ohne ein Gefühl von Rührung oder ein heiteres Lächeln zu erwecken; nur im „Fidelfritz“ ist uns die Mystification des gutmüthigen armen Teufels beynah ein wenig grausam vorgekommen. Hie und da scheint der Verfasser die Katastrophe etwas übereilt, wohl auch den Ausdruck nicht immer der gehörigen Feile unterzogen zu haben; indessen thut das der guten Wirkung keinen Eintrag, und Präzel's Erzählungen dürfen unbedingt als eine recht entsprechende Lecture, besonders für Damen und jüngere Leser, angerühmt werden, zumal da nirgendwo jene Frivolität der Gesinnung hervortritt, worin sich leider mehrere unserer bessern Novellisten zu gefallen scheinen. — Druck und Ausstattung des Werkes sind sehr beyfallswürdig. S.

Mit einer Musik-Beylage.

„An ihrem Grabe,“ in Musik gesetzt von J. F. von Mosel.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.